Baltische Monatsschrift

Balt 2011.3

c 13 8891

Baltische Monatsschrift.

Herausgegeben

von

Friedrich Bienemann.

Fünfzigster Jahrgang.

LXVI. Band.

Riga.
Verlag von Jonck & Poliewsky.
1908.

Harvard College Library
JUN 7 1909
Hohenzollern Collection
Gift of A. C. Coolidge

Inhaltsverzeichnis.

Band LXVI.

Seite

Der Estländer H. v. Dahl und der Jenaer Studentenauszug im J. 1792 1

Eigenart der deutschen Geschichte. Von Oberlehrer **R. Blum** . . . 38

Die Wiedergeburt Preußens. Von **H. Lehbert** 65

Heinrich Heine. Eine literarische Skizze. Von **Karl Krah** (Riga) . 83

Vier Briefe eines Eigenfers aus Petersburg vom J. 1805 . . 91

Georg von Berneens Briefe an Theodor Baron Krüdener. Mitgeteilt von **Otto M. Stackelberg**-Kiwidepäh . . . 107. 153

Rückblick auf die Geschichte der Baltischen Monatsschrift beim Beginn ihres 50. Jahrgangs. Von **H. Diederichs**. 123

Der Afrikaforscher Wilhelm Junker. Von **Paul Falck** . . . 193

Der Schmied vom Eiland. Gedicht von **Manfred Kyber** . . 218

Wesen und Aufgabe des Elementarunterrichts. Von **C. Hörschelmann**. 219

Das eiserne Herz. Gedicht von **Manfred Kyber** 233

Dr. A. Bielensteins „Holzbauten der Letten". Von Pastor **W. Bielenstein**-Mesothen 234

Stockholmer Spaziergänge. Von **(Henri Olof)** 249

An unsere Leser 271

* * *

Beilage: Baltische Revolutionschronik. Vom 21. November bis zum 31. Dezember 1905.

Der Estländer H. v. Dahl und der Jenaer Studentenauszug 1792.

Ein baltisches Gedenkblatt zur Feier des 350jährigen Jubiläums der Universität Jena.

Am 30 Juli d. J. konnte die Universität Jena auf eine 350jährige Vergangenheit zurückblicken. Das Jubiläum der altberühmten Hochschule wurde unter außerordentlich lebhafter Beteiligung ehemaliger Jenenser festlich begangen.

Auch die baltischen Provinzen hatten allen Anlaß, an diesen Festtagen der Jenaer Universität dankbar zu gedenken, mit der sie von jeher lebhafte Beziehungen unterhalten haben. Namentlich während des ganzen 18 Jahrhunderts zogen sehr zahlreiche Livländer, Kurländer und Estländer zum Studium in die Stadt an der Saale, und auch noch im 19 Jahrhundert haben nicht wenige sich dort ihre wissenschaftliche Ausbildung geholt. Von 1710—1765 sind nicht weniger als 509 Balten dort immatrikuliert worden und seit dem Entstehen der Landsmannschaften hat stets auch die der Liv- und Kurländer dort eine ansehnliche Rolle gespielt. Bei dem Friedensfest im J. 1763 zogen auch sie mit ihrer weißen Fahne mit auf, angeführt von ihren Vorstehern v. Saß, Hugenberger, Zibiken, Hautt und v. Furcks. Ihre Fahne ist auf einem zeitgenössischen Bilde, das diese Friedensfeier darstellt, deutlich zu erkennen (vgl. Fabricius, Gesch. der deutschen Korps). Bei der Gründung der Burschenschaft im J. 1815 gehörten zu den ersten neun Vorstehern auch nicht weniger als zwei Kurländer, die stud. jur. Georg Teichert und Gustav Wilpert, und ein Livländer, der stud. jur. Julius Walter. Und als 1816 die Burschenschaft jene schöne Feier zur Erinnerung an den zweiten Pariser Frieden auf dem Marktplatze veranstaltete, da sang sie ein von stud. theol. Karl Christian Ulmann aus Livland, dem späteren Dorpater Professor und Bischof gedichtetes Lied (vgl. Keil, Gesch. des Jenaischen Studentenliedes S. 181, 207, 365, 374). Am bekanntesten ist aber wohl der Anteil geworden, den einer unsrer Landsleute an dem berühmten Auszug der Jenaer Studenten im J. 1792 gehabt hat; der Anführer dieses Auszuges war der Estländer Heinrich Dahl.

Zur Jubelfeier Jenas ist eine besondere Festschrift von Ernst Borkowski erschienen, die in geistvoller Darstellung die Vergangenheit der alten Universität

an uns vorüberziehen läßt. Hier wird dieses Studentenauszuges auch gedacht, wenn auch, dem Charakter des Buches entsprechend, natürlich nur in aller Kürze. Es sei gestattet, als ein kleines baltisches Gedenkblatt zur Jubelfeier die ausführliche Schilderung mitzuteilen, die Heinrich Dahl selbst von diesem Ereignis entworfen hat. Wir verdanken den Hinweis darauf der Güte des Herrn Paul Falck in Riga. Diese Schilderung ist nicht einmal in Keil, Geschichte des Jenaischen Studentenlebens verwertet worden und auch schon daher wohl der Wiedergabe wert. Sie ist in einem sehr seltenen Buche enthalten, das Dahl im J. 1804 veröffentlichte, im zweiten, einen Abriß seines Lebens bietenden Bande (S. 308—255) seiner „Weltgeschichte aus ihrem höchsten Gesichtspunkte betrachtet."

Wir schicken zunächst einige knappe Lebensdaten über Heinrich Dahl oder, wie er sich selbst nannte, Henricus von Dahl voraus. Er wurde am 8. April 1770 zu Goldenbeck in Estland geboren, wo sein Vater Joachim Heinrich († 1796) Pastor war. Sein Großvater Heinrich († 1729) war zuletzt Lehrer der griechischen Sprache in Reval gewesen. Zuerst bis zum 15. Lebensjahre zu Hause unterrichtet, wobei er sich einer großen Freiheit und Ungebundenheit erfreute, besuchte er 3 Jahre die Domschule in Reval und bezog sodann, nachdem er wieder zwei Jahre zu Hause verbracht hatte, wie einst auch sein Vater die Universität Jena. Hier hatte er gleich in den ersten Tagen drei Mensuren mit einigen der berühmtesten Fechter unter den Jenaischen Burschen zu bestehen. Er verstand vom Fechten nichts, nahm jedoch die Herausforderung an, ohne sich erst nach einem Paukus zu lassen. Zwar trug er eine ziemlich starke Verwundung davon, schnitt aber sonst so gut ab, daß er seitdem Ruhe hatte und nicht leicht jemand mit ihm anbändelte machte. Das hatte ihm gleich von vornherein eine geachtete Stellung eingebracht. Bald nach dem Studentenauszug, im Mai 1793 verließ er Jena. Er wurde zuerst drei Jahre lang Hauslehrer in Moskau beim Generalleutnant Jahlow. Im J. 1797 wurde er Feldjäger und reiste als solcher mit Depeschen nach Dresden und Berlin. Dann wurde er nach Omsk geschickt, um auf der sibirischen Linie Feldjägerdienste zu tun, bald jedoch wieder nach Petersburg zurückberufen. Er ging nun wieder als Feldjäger mit dem russischen Gesandten Fürsten Repnin nach Berlin und Wien. Da traf ihn 1799 ein Mißgeschick, er sollte Depeschen nach Petersburg bringen, erkrankte jedoch unterwegs heftig in Karlsbad und sah sich genötigt die Depeschen per Post weiterzuschicken. Das war ein Dienstvergehen, infolge dessen er es nicht mehr wagte nach Rußland zurückzukehren. Er studierte nun in Wittenberg Handelswissenschaften, wurde dann von einem Hamburger Kaufmann Staehlers angestellt. Bald aber ging er nach Leipzig, wo er Sprachunterricht erteilte, und endlich nach Warschau, wo er Hauslehrer bei einem Herrn v. Dangel war und vergeblich auf Begnadigung des Kaisers wartete. Er erhielt sie nicht, auch nachdem er gleichsam zu seiner Rechtfertigung seine Lebensbeschreibung und „Weltgeschichte", die er dem Kaiser widmete, veröffentlicht hatte. Im J. 1807 machte er seinem Leben durch einen Sturz aus dem Fenster ein Ende.

* * *

H. v. Dahls Darstellung des Jenaer Studentenauszuges nach Erfurt 1792.

„Die akademischen Orden sind bloß auf Erreichung vorübergehender Zwecke auf der Universität gerichtet, die von denselben vorgeschriebenen Verbindlichkeiten in Rücksicht jedes einzelnen Mitgliedes gelten also nur während der Studienjahre dieses letzteren, und wer demnach von denselben eine gefährliche Fortdauer in den bürgerlichen Verhältnissen des Staates glaubt, irrt sich sehr und legt einer Sache eine Wichtigkeit bei, die sie in keiner Rücksicht jemals hatte. Abenteuerliche Vorstellungen vom Ritterwesen; Begierde auf Bällen, bei Konzerten, Schlittenfahrten und andern öffentlichen Aufzügen zu glänzen; und vorzüglich die Notwendigkeit bei manchen Vorfällen in einem furchtbaren Verteidigungsstande aufzutreten: gaben jeder solchen engeren Vereinigung vieler Kräfte das Dasein; und die Erscheinung muß demnach notwendig dort aufhören, wo die hinreichenden Gründe zu derselben fehlen.

Aus dieser Darstellung ergibt sich denn mit leichter Mühe, daß alle Ordensverbindungen, ob sie gleich das nie für den Staat waren noch werden können, was man so oft in Rücksicht derselben gefürchtet hat, dennoch für die Ruhe und den Zweck der Universitäten selbst dadurch sehr nachteilig sind, daß sie durch ihre wechselseitige Nebenbuhlerschaft einen unaufhörlichen Grund zu gefährlichen Zweikämpfen abgeben und den Studierenden selbst in vielen Fällen seiner Bestimmung nachzuleben hindern. Ich kenne diese Nachteile nur zu sehr aus eigener Erfahrung, und habe demnach sogar während meines akademischen Lebens immer aufrichtig gewünscht, daß die geheimen Verbindungen jeder Art auch auf Universitäten nicht stattfänden, allein die Mittel und Wege, die man in dieser Hinsicht von seiten der Akademien eingeschlagen und, oft mit Unrecht, Grausamkeit und Unkunde des Menschen und seiner gesellschaftlichen Verhältnisse geltend gemacht hat, konnte ich immer nur aus dem Grunde meines Herzens mißbilligen. Überzeugt bin ich, daß die genannten Korporationen, als Mißgeburten grauer Vorurteile, die selbst an dem noch bestehenden abenteuerlichen Gange der öffentlichen Geschäfte und des Privatlebens auf den meisten deutschen Universitäten eine starke Nahrung finden, auch einst von selbst verschwinden werden, wenn die Fackel einer humanen Vernunft auch die bizarren Formen des Herkommens und Schlendrians dunkler Jahrhunderte in diesen Pflanzschulen der Gelehrsamkeit wird näher beleuchtet und deren Abänderung als notwendig

dargestellt haben. Bis dahin aber wäre es meiner Meinung nach heilige Pflicht für die Lehrer aller Universitäten, unablässig dahin zu streben, den Ordensverbindungen, in welchen sich gewiß viele wackere junge Männer von Geist und Herz befinden, eine solche Richtung zu geben, die der sittlichen und geistigen Kultur der Jugend vollkommen entspräche. Dieses wäre mit leichter Mühe zu bewerkstelligen, wenn man mit einer nur geringen Selbstverleugnung dem egoistischen Grundsatze: „von Andern alles, von sich selbst nichts zu fordern" entsagen wollte: und man hätte dann nicht nötig, als Gegengewichte gegen die Ordensverbindungen neue Korporationen gesetzlich einzuführen, die, nach dem Urteil jedes unparteiischen Kenners, bei allen oben genannten wirklichen Nachteilen der ersteren, sich auch noch als die gefährlichsten Feinde aller Sittlichkeit und Gesittetheit darstellen.

Nach diesem wenigen von mir Geäußerten über geheime Verbindungen auf Universitäten ist es also leicht zu erachten, daß ich bald nach meiner Aufnahme in eine derselben weder dasjenige darin fand, was mein schwärmerischer Geist suchte, noch die großen Nachteile derselben mir lange verborgen bleiben konnten. Da ich indessen dadurch mit einer Menge, von seiten ihres Geistes und Herzens sehr achtungs- und liebenswürdiger Menschen in nähere Gemeinschaft trat, so konnte ich mich nachher auch nie entschließen, den auf mich genommenen Verbindlichkeiten durch meinen Heraustritt aus der Gesellschaft ungetreu zu werden. Ich blieb vielmehr immer der aufrichtigste und beständigste Anhänger derselben, aus keiner andern Absicht, als um ein wirklich vorhandenes und nicht zu verhinderndes Übel durch meine Bemühungen, soviel ich dazu beitragen konnte, so unschädlich als möglich zu machen.

Daß die Wirkungen solcher Anstrengungen sowohl von meiner Seite als auch von derjenigen verschiedener meiner gutdenkenden Mitgenossen an dem Orden der Unitisten sehr sichtbar wurden, mag die Jenaische Universität selbst unparteiisch beurteilen, die da weiß, daß die Mitglieder der genannten Verbindung durch Fleiß, Sittlichkeit und Gesittetheit einen sehr guten Ruf behaupteten, und daß ich für meine Person so manchen Zweikampf und unangenehmen Handel rückgängig machte, indem ich in den monatlichen Zusammenkünften die unruhigen Köpfe unter meinen Brüdern durch nachdrückliche Reden und Vorstellungen ununterbrochen zur Achtung gegen jeden Fremden überhaupt und gegen die Mitglieder der andern Verbindungen insbesondere ermunterte — dies müssen alle diejenigen meiner Verbündeten bezeugen, die mit mir zu gleicher

Zeit studierten. In dieser Hinsicht darf ich also ganz ruhig und ohne Erröten vor dem Richterstuhle meines eigenen Bewußtseins stehen, denn es liegt meiner Meinung nach unendlich mehr Verdienst darin, wirklich bestehende, unvermeidliche Übel selbst zum Besten des Ganzen zu lenken, als das Gute bloß, ohne irgend einige Antriebe zum Bösen, zu befördern.

Das Zutrauen, das ich mir demnach bei allen Mitgliedern meines Ordens durch meinen unveränderlichen Charakter zu erwerben Gelegenheit fand, erhob mich endlich auf den Standpunkt eines Hauptes von einigen sechzig Verbündeten. Die aufrichtigste Liebe und Anhänglichkeit der wirklich edlen jungen Männer, deren Kräfte ich damals zu leiten so glücklich war, erwarben mir eine beinahe blinde Folgsamkeit in allen meinen Anordnungen. Jedermann, selbst meine erklärtesten Gegner auf der Universität werden wissen, daß ich eine falsche Stimmung in meinem Orden nur zum Guten überhaupt und zum Wahle der Akademie insbesondere benutzte, wozu die unten folgende Erzählung der letzteren Szenen meines akademischen Lebens die Belege enthält.

Diese Auftritte sind es, die mir schon vor 12 Jahren von Übelgesinnten den Namen eines Unruhestifters zuwege brachten; mich späterhin der Gefahr aussetzten, unter der vorigen Regierung Rußland als ein gefährlicher Mensch für den Staat geschildert zu werden, und die man jetzt in der entscheidenden Periode meines Lebens nicht ermangeln wird, womöglich ganz zu meinem Nachteil bekannt zu machen. Um daher den unangenehmen Wirkungen vorzubeugen, die eine lieblose Verdrehung der Wahrheit für mich haben könnte, schreite ich hier zur genauen und unverstellten Darstellung von Studentenereignissen im 1792ten Jahre in Jena, bei deren Leitung ich mich nicht nur keiner Feigheit in irgend einer Sache bewußt bin, sondern vielmehr überzeugt sein zu können glaube, daß ich durch meine ganze damalige Aufführung das Wohlwollen aller guten Einwohner jener Universität verdient hatte.

Ich meine hier jene bekannte Auswanderung nach Erfurt aller damals in Jena als Studierende vorhandenen Ausländer, deren Zahl sich auf viele Hunderte belief und deren Hauptanführer ich abzugeben bestimmt wurde.

Ehe ich zur Erzählung dieser in mancher Rücksicht gewiß auffallenden Begebenheit schreite, merke ich zuvörderst an, daß sie nie stattgefunden haben würde, wenn sich Se. Durchlaucht der Herzog von Weimar nicht damals außerhalb seines Landes im Felde gegen Frankreich befunden hatte. — Dieser gerechte und

menschenfreundliche Fürst, der sich bei so vielen früheren Vorfällen immer als einen Gönner der Studenten bewiesen hatte, würde auch diesmal durch seine Gegenwart gewiß verhindert haben, daß sich ein einzelner Studierender zum unbeschränkten Despoten aller seiner Mitgenossen aufwarf und sich in dieser Hinsicht durch allerlei falsche, seinem allgemein als sehr unsittlich und hinterlistig anerkannten Charakter angemessene Vorspiegelungen das Zutrauen und den Beistand der Akademie selbst zu erschleichen wußte. Da indessen dieses letzte jetzt der Fall war und den Unterdrückten am Ende nichts weiter übrig blieb, als Gewalt durch Gewalt zu vertreiben, so wird wenigstens die hier folgende aufrichtige und wahre Erzählung jener oben genannten Auftritte beweisen, daß dieselben in den Annalen der Studentenunruhen durch ihr ganzes Gepräge Epoche machten und sich vor allen ihren früheren Geschwistern, selbst nach dem Urteil sehr würdiger Universitätslehrer und rechtlicher Menschen aller Art sehr vorteilhaft dadurch auszeichneten, daß in denselben nichts von dem gewöhnlichen wilden Tumultuieren zur Nachtzeit, wodurch den schuldlosen Einwohnern durch Fenstereinwerfen und anderes unsittliches und boshaftes Verfahren immer unsäglicher Schaden zugefügt wurde, vorkam, sondern alles mit der größten Offenheit am hellen Tage betrieben ward; die ganze studierende Welt nur eine Stimme gegen einen einzigen intriguanten Störer der öffentlichen Ruhe in ihrer Mitte hatte, in dieser Hinsicht ganze Wochen hindurch mit der größten Achtung gegen ihre Obrigkeit ihre Beschwerden auf dem Wege der Gesetze geltend zu machen sich bestrebte; und nur dann erst, als keine ihrer rechtmäßigen Vorstellungen beherzigt, sie nach Willkür von einem einzigen unsittlichen Studenten beherrscht und ihre Geduld aufs höchste gemißbraucht wurde, — sich mit männlicher Standhaftigkeit zu einer Auswanderung nach einer andern Universität entschloß, die mit der größten Ordnung, Ruhe und Gesittetheit unter den aufrichtigsten Tränen aller Einwohner Jenas im Juni des 1792sten Jahres vor sich ging. Dieser ganze Vorgang nun, von seinem Anfang bis zu seinem Ende, war folgender:

Immer nämlich hatten die Akademien überhaupt jede Gelegenheit begierig benutzt, um den Ordensverbindungen den völligen Untergang zuzuführen. Gegen die Rechtmäßigkeit und den Nutzen solcher Unternehmungen konnte nie ein vernünftiger Mann irgend eine Einwendung machen, und nur die Mittel, zum Zweck zu gelangen, waren, wie ich schon oben bemerkt habe, immer äußerst inkonsequent.

Nie waren sie es aber in einem höheren Grade, als in dem genannten 1792sten Jahre in Jena, wo man in dieser Hinsicht, und um die wohltätigste Reform, wie man sich ausdrückte, in dem ganzen Sittenwesen der studierenden Welt zu bewirken, einen, durch die allgemeine Meinung hinlänglich als sehr ungesittet, intriguant und boshaft gewürdigten Menschen als Werkzeug gebrauchen wollte.

Dieser Mensch hieß Polyxo, war ein Grieche von Geburt und von der Natur mit den herrlichsten Geistesgaben ausgeschmückt, die aber in Vereinigung mit dem schlechtesten Herzen nur desto gefährlicher wurden. Aus Halle relegiert, kam er nach Jena, entsagte dem Orden, in welchem er sich bisher als Mitglied befunden hatte und kündigte sich unter dem Schutze der Universität öffentlich als den Stifter einer neuen Verbindung an, die zum Zweck haben sollte, die 4 in Jena vorhandenen Orden zu stürzen und den Zweikämpfen entgegenzuarbeiten.

Ein solcher angekündigter Zweck verdiente gewiß die aufrichtige Teilnahme jedes rechtlichen Mannes; nur daß ein Polyxo zur Ausführung desselben erwählt ward, mußte Verdacht erregen, und wenigstens mußte die Jenaische Universität aus dem einzigen Umstande der Relegation, und daß der genannte Reformator als der wütendste Schläger und Renommist bekannt war, die Reinheit der Absichten eines Menschen bezweifeln, den sie zum unumschränkten Gebieter des akademischen Daseins so manchen wackeren jungen Mannes bestimmte.

Dieser im höchsten Grade intriguante Kopf wußte durch falsche Vorspiegelungen aller Art, durch nachgemachte Namensunterschriften und dergleichen Winkelzüge mehr, der Universität die Meinung beizubringen, daß er alle Studierenden in Jena, die Mitglieder der 4 Orden abgerechnet, auf seiner Seite habe, die alle entschlossen wären, eine neue Verbindung einzugehen, in der künftighin alle Streitigkeiten bloß bei einer Tasse Chokolade abgetan werden sollten. Da nun die genannten 4 Ordensgesellschaften zusammen genommen höchstens die Anzahl von 300 Subjekten ausmachten und die Menge aller Studierenden sich beinahe auf 1000 belief, so glaubte die Universität natürlich, daß Polyxo mit seinem vermeinten Übergewicht die übrigen geheimen Gesellschaften leicht in den Staub treten könnte, und erteilte demselben nach solchen falschen Berechnungen die unbeschränkteste Vollmacht, seinen Entwürfen gemäß in der studierenden Welt zu walten, wie er es immer nur für gut fände.

Auf einen solchen mächtigen Beistand sich stützend, begann er erst jetzt gewalttätig für eine Verbindung zu werben, die vermöge seiner vorigen hinterlistigen Angaben schon vollendet dagestanden hatte. Mit gebieterischem Wesen machte er jetzt jedem fremden Subjekt den Antrag, sich unter die Gesetze seiner zu errichtenden Verbindung zu begeben, und traf er auf eine Weigerung, so mißhandelte er den ihm Widerstehenden tätlich, verfügte sich hierauf zu dem derzeitigen Prorektor, gab den Beleidigten fälschlich als ein Mitglied dieses oder jenes Ordens an, und den Unglücklichen schützte dann weder sein Fleiß noch seine gute Aufführung gegen eine Relegation, die ihn vielleicht auf die ganze übrige Zeit seines Lebens zum Elend verurteilte.

Auf diesem sehr verwerflichen Wege holte jener, von der selbst irre geführten Universität geschützte Reformator des Sittenwesens unter den Studierenden, zwar manchen Proselyten gemacht, allein seine Verbindung war immer noch der Gegenstand des Spottes der 4 übrigen Orden, in denen sich immer der Kern der studierenden Welt befand.

Doch Widerwärtigkeiten aller Art waren nicht geeignet den standhaften und wirklich hellen Geist eines Polytzo zurückzuschrecken. Er setzte demnach seine Entwürfe auf dem obengenannten hinterlistigen Wege fort und näherte sich in dieser Hinsicht denn endlich auch meiner Person.

Jedem rechtlichen Manne von gereinigten Grundsätzen, der um meine Mitwirkung zu edlen Zwecken bei mir anhielt, war ich immer bereit, meine Hand zum Unterpfande meiner Genehmigung aus voller Seele darzureichen, nur Polytzo durfte von seiten seines Herzens nie in meinen Wirkungskreis gehören, und da ich mich außerdem in meinem Orden mit den edelsten jungen Männern schon einige Zeit hindurch mit höheren, auf die Beförderung der sittlichen und geistigen Kultur gerichteten Zwecken beschäftigte, so konnte ich den Anträgen von Polytzo nur ein mitleidiges Lächeln entgegensetzen.

Entrüstet hierüber, versicherte er mich hoch und teuer, daß mein Aufenthalt in Jena nicht mehr von langer Dauer sein sollte, und eilte, mich bei dem derzeitigen Prorektor als das Haupt des Unitistenordens anzugeben. Ich ward vorgeladen und mußte die Relegation unterschreiben, welches nur eine Einleitung zu einer wirklichen Verbannung war, die mich einige Zeit darauf gewiß treffen sollte. Umsonst stellte ich der ungerechten Behörde, vor der ich stand, vor, daß man mir während meines ganzen akademischen

Lebens, das jetzt sich seinem Ende nahte, nicht das mindeste in irgend einer Sache vorzuwerfen habe, umsonst berief ich mich auf die Liebe und Achtung, die ich bei allen rechtlichen Menschen genaß; umsonst erinnerte ich an mein ruhiges und stilles Betragen und an die Befugnis, die ich nach den Gesetzen der ganzen Welt hätte zu fordern, daß man mir erst beweise, ich sei wirklich das Haupt eines Ordens, — man nahm auf nichts mehr Rücksicht, denn ich war nun schon einmal bestimmt, als Opfer der geheimen Machinationen eines unmoralischen Menschen zu fallen.

Tief gekränkt durch eine solche eigenmächtige Verfahrungsart, versicherte ich dem derzeitigen Prorektor, daß wenn man mir einst bei meiner Rückkehr in mein Vaterland Zeugnisse meines Betragens auf der Universität abfordern sollte, ich mit gutem Gewissen die mir bevorstehende Relegation als die beste Empfehlung heranziehen könnte, weil diese seit einiger Zeit der Preis der exemplarischsten Aufführung geworden wäre, und nach einer solchen Erklärung entfernte ich mich mit Recht erbittert.

An der Tür begegnete ich meinem Widersacher auf seinem Wege zu neuen Nichtswürdigkeiten. Ich faßte ihn sogleich mit derjenigen Herzlichkeit, die mein Temperament von jeher gegen jeden feigen Kabalenmacher äußerte, bei der Hand, schüttelte dieselbe gewaltig und rief ihm zu: Von heute ab sind wir beide erklärte Gegner, aber nur Gegner im offenen Felde, weil ich nie für Hinterlist geschaffen war.

Wirklich sann ich von diesem Augenblick an auf Pläne, wie ich meinem Feinde auf offenem Wege beikommen könnte, welches indessen, trotz der allgemeinen Unzufriedenheit, die dessen eigenmächtiges und herrisches Wesen unter allen Studierenden verbreitet hatte, so lange immer unmöglich war, als die durchgängige Meinung dahin ging, daß Polyzo wirklich gegen 700 Subjekte in seiner Verbindung zählte. Ein fürchterlicher Vorgang indessen führte mich in dieser Hinsicht zu einer ganz entgegengesetzten Gewißheit, und seit dieser Zeit trat ich öffentlich gegen meinen Widersacher auf und zwang ihn mir das Feld zu räumen.

Die Landsmannschaft der Ungarn feierte eines Abends mit Musik auf öffentlichem Markte das Thronbesteigungsfest ihres Kaisers. Nach vollbrachter Feierlichkeit ertönte aus dem Haufen der versammelten Studenten eine Stimme, die da rief: Perent Polyzo! (Untergang dem Polyzo!) und Vivat sequens! (es lebe wer da folgt!) — der gewöhnliche Aufruf zu nächtlichen Exzessen.

Ich mißbilligte sogleich in der Seele diesen inkonsequenten

Schritt wider einen Menschen, dessen Gewandtheit und Ränke aller Art ganz andere Waffen zur Bekämpfung nötig machten, und da ich überdem immer den innigsten Abscheu gegen alles nächtliche Tumultuieren und gegen jeden hinterlistigen Angriff hegte, so ging jetzt mein ganzes Bestreben dahin, alle meine Freunde und Brüder dahin zu stimmen, sich dem lärmenden Zuge nicht anzuschließen. Meine Bemühungen waren von dem besten Erfolg, und nur einer meiner Verbündeten, den ich nicht hatte auffinden können, war bei den mörderischen Szenen, die jetzt vorgingen, mit gegenwärtig gewesen.

Die tumultuierende Gesellschaft bestand aus 40—50 Individuen und hatte als Anführer an ihrer Spitze einen jungen Ankömmling auf der Universität. Dieser Zug begab sich nun gerade nach der Wohnung des Polyzo, und während ein Teil davon die Fenster seines Zimmers einschmetterte, ging ein anderer zu ihm herauf, um ihn gefänglich einzuziehen. Der Unglückliche war aus seinem Bett entsprungen und hatte sich in seinen Kleiderschrank versteckt. Seine grausamen Verfolger warfen indessen diesen um und wühlten durch einige Öffnungen desselben mit Degen und Hiebern so lange darin umher, bis der Versteckte, von Todesangst getrieben, hervorsprang, seinen Feinden das Licht ausblies, ans Fenster lief und sich zwei Stock hoch barfuß und im Hemde auf die Straße hinausstürzte. Hier war er indessen aufs Glas seiner zerschlagenen Fenster gefallen, und in seinem Blute liegend, ward er nun von seinen rachsüchtigen Widersachern gefaßt und nackend wie er war in eine benachbarte Straße geführt, wo der Anführer des Tumults ihn auf seinem entblößten Hieber beschwören ließ, daß er keinen angeben wolle, den er auch erkannt haben sollte. Polyzo schwor, sah sich aber auch zugleich mit vieler Gegenwart des Geistes in dem vom Monde beleuchteten Kreise seiner Verfolger um, erkannte alle und zeigte sie am andern Tage auch alle bei der Behörde an.

Während dieser in jeder Hinsicht verabscheuungswürdigen Gräuelszenen hatte ich, um auch nicht den entferntesten Schein eines Teilnehmers an einem solchen brandmarkenden Vorfalle zu haben, mich mit meinen Freunden in das Haus unseres Speisewirts begeben, von wo aus ich indessen dem traurigen Vorgange zusehen konnte. Hier war es nun, wo ich die wirklichen Verhältnisse Polyzo's auf der Universität mit einem Blicke durchschaute. Ich schloß: daß, weil sich niemand von seinen Verbündeten zu seiner Rettung zeigte, da der Zug der ihn so sehr Mißhandelnden

doch nur aus 40—50 Individuen bestand, er auch gewiß noch wenig Teilnehmer an seiner von ihm gestifteten Verbindung habe, und daß alle seine Vorspiegelungen in dieser Hinsicht nur freche Angaben der Unwahrheit sein müßten, und auf diese Rechnung gründete ich einen Plan, den ich nachher im offenen Felde gegen meinen Gegner aufs glücklichste ausführte.

Bei den eben angeführten schauderhaften Auftritten hatte es indessen noch nicht sein Bewenden, sondern der wütende Zug verfügte sich nach diesen seinen vermeinten Heldentaten zum Hause des derzeitigen Prorektors, zerschmetterte demselben alle seine Fenster, stürmte in den Garten hinein, vernichtete seine Statuen und machte alles dem Erdboden gleich, mit einer Wut, wie man sie kaum bei jungen Männern, die sich der Ausbildung des Geistes und Herzens widmeten, hätte erwarten sollen.

Auch während dieses Vorgangs hatte ich mich mit meinen Freunden in dem Hause eines ehrlichen Bürgers aufgehalten, um bei Gelegenheit Zeugen vorführen zu können, daß ich dergleichen Auftritte von ganzer Seele verabscheute.

Noch dieselbe Nacht war die Nachricht von diesen Vorfällen durch eine Stafette nach Weimar gelangt, und des andern Tages frühe war eine Kommission zur Untersuchung dieser Angelegenheiten in Jena. Ich ward, wie leicht zu erachten, vorgeladen, es kamme mir indessen nicht schwer fallen, mich vor der Behörde der sachkundigen und billigen Richter, vor der ich gegenwärtig stond, in Rücksicht der schmutzigen Auftritte des vorhergegangenen Abends vollkommen zu rechtfertigen, zumal da mein ganzes Betragen im Geheimen von einem Pedell der Universität war beobachtet worden.

Zugleich entschloß ich mich aber auch jetzt die dermalige allgemeine Stimmung auf der Universität zu benutzen, um die Untersuchungskommission durch einen offenen und auffallenden Schritt zu überzeugen, daß Polnitz sich das Vertrauen der Akademie auf dem illegalsten und hinterlistigsten Wege zu erschleichen gewußt; daß er durch das herrschefte Verfahren gegen alle seine Mitstudierende eine allgemeine Unzufriedenheit unter denselben hervorgebracht habe; und daß, wenn auch gleich nach dem Wunsche jedes rechtlichen Mannes, die schauderhaften Szenen des vorherigen Abends der strengsten Ahndung der Gesetze unterworfen werden müßten, es doch auch zugleich die künftige Ruhe der Universität notwendig erforderte, daß ein wirklich unmoralischer Mann, wofür Polnitz allgemein anerkannt sei, außer Stand gesetzt werde, mit dem Schicksal der Studierenden nach Willkür zu schalten.

Die Ereigniſſe, welche dieſem zufolge von nun an unter meiner Leitung in Jena ſtatt hatten, müſſen von den vorhergegangenen mariderſchen Vorfällen aufs genaueſte getrennt und unterſchieden werden.

Es war 8 Uhr morgens, als ich von der Unterſuchung im Schloſſe entlaſſen wurde. Sogleich heftete ich an die ſchwarze Tafel eine ſchriftliche Einladung an die ganze ſtudierende Jugend, ſich um 11 Uhr in dem ſogenannten „Paradies", einem öffentlichen Spazierort bei Jena, einzufinden, wo ich ihre Meinung in Hinſicht dringender Angelegenheiten einziehen möchte.

Die drei Stunden, die mir in der Zwiſchenzeit übrig blieben, wandte ich zu Hauſe dazu an, eine Bittſchrift an die durchlauchtigen 4 Fürſten, die Kurotaren der Univerſität, abzufaſſen, worin ich in einer unverſtellten Sprache die drückende Eigenmacht ſchilderte, welche Polyza unter dem Schutze der Akademie gegen ſeine Mitſtudierende ohne Unterſchied der Perſon übte; wie kein Studierender ins künftige mehr imſtande ſei, die Dauer ſeines akademiſchen Aufenthalts durch Fleiß und gute Aufführung zu beſtimmen, und worin ich endlich im Namen aller Studierenden um den unmittelbaren Schutz der durchlauchtigſten Fürſten ſelbſt flehentlich anſuchte, da für uns in dieſer Hinſicht von der Univerſität nichts mehr zu hoffen ſei.

Mit dieſer Schrift verfügte ich mich zur angeſetzten Stunde ins „Paradies" und fand hier die ganze ſtudierende Welt verſammelt. Sogleich ward um herum ein großer Kreis geſchloſſen und einige hundert meiner akademiſchen Genoſſen beſtiegen außerdem die umherſtehenden Bäume, um nichts von meinem Vortrage zu verlieren.

Mit lauter Stimme las ich jetzt meinen Aufſatz vor, und nach Beendigung desſelben tönte mir von allen Seiten ein enthuſiaſtiſches Bravo! entgegen.

Wohlan, meine Freunde und Brüder! erwiederte ich auf ſolche unzweideutige Zeichen der aufrichtigſten Genehmigung, wenn es denn auch Eure Meinung iſt, auf einem offenen Wege uns den gerechteſten Fürſten zur Abſtellung unſerer gegründeten Beſchwerde zu nähern, ſo beweiſet dieſes durch Euer Aller Namensunterſchrift. Dieſe begann jetzt unter freiem Himmel und währte drittehalb Stunden ununterbrochen fort, ſo daß nunmehr die geſamte ſtudierende Welt ſich gegen das bisherige Verfahren der akademiſchen Obrigkeit erklärt hatte. Gewiß das untrüglichſte Merkmal der gerechten Sache der unterdrückten ſtudierenden Jugend!

Nach Verlauf alles dieses stellte ich mich an die Spitze meiner in verschiedenen Kolonnen dastehenden Kameraden und führte sie in dieser Ordnung um 2 Uhr nachmittags in die Stadt und gerade nach dem Schlosse, wo die Kommission in ihren Untersuchungen begriffen war. Meine Anhänger bildeten einen großen Kreis um das Gebäude herum und ich für meine Person ersuchte sie um die Erlaubnis, vor der Untersuchungsbehörde erscheinen zu dürfen, welches mir auch sogleich bewilligt ward.

Mit meiner von allen Studierenden unterschriebenen Bittschrift näherte ich mich mit gebührender Achtung dem Präsidenten der oft genannten Kommission, bat, man möchte den Schritt, den ich hier an der Spitze so vieler Hunderte von Studierenden unternommen hätte, aus keinem widrigen Gesichtspunkte betrachten, sondern überzeugt sein, daß derselbe die durch schmutzige Leidenschaften gestörte Ruhe der Universität einzig und allein zum Zweck habe, und las darauf der Behörde meinen Aufsatz selbst vor, mit der Bitte, denselben an die Durchlauchtigsten Fürsten, an welche derselbe gerichtet war, gelangen zu lassen.

Der Präsident versprach mir dieses, verließ aber zugleich seinen Sitz und nahte sich dem Fenster, aus welchem er das ganze Schloß von Studierenden umringt sah. Wenn Sie denn, fragte er mich darauf, mit so friedlichen Gesinnungen, als Sie vorgeben, gekommen sind, was soll denn jener Aufzug dort? — Ihnen bloß beweisen, war meine Antwort, daß der Grieche Polyzo, der Urheber alles bisherigen Unfugs, es gewagt hat, nicht bloß die akademische Obrigkeit, sondern auch selbst die Fürstenhöfe zu hintergehen, indem er fälschlich durch nachgemachte Namensunterschriften hat dartun wollen, daß alle Studierende seine Anhänger wären. Ich, setzte ich hinzu, habe mich schon einiger Zeit zum Gegner im offenen Felde jenes intriguanten Kopfes erklärt, und jene dort, indem ich zum Fenster hinaus zeigte, der Kern der studierenden Jugend, alle Ausländer, haben sich für die gute Sache, die ich verteidige, bestimmt. Übrigens stehe ich Ihnen dafür, daß wir in Geduld und mit der größten Ruhe und Gesittetheit die Entscheidung der durchlauchtigen Fürstenhöfe abwarten werden.

Über diese Erklärung bezeigte der Präsident seine Zufriedenheit; ich ward entlassen und eilte zu meinen, mit Sehnsucht meiner harrenden Kameraden. Diese führte ich jetzt auf den großen Marktplatz der Stadt, ersuchte sie hier einen Kreis zu bilden, trat in dessen Mitte und machte meinen begierigen Zuhörern meine Unterredung auf dem Schlosse bekannt, indem ich sie zugleich bei

allem, was gut und edel ist, flehentlichst bat, den gerechten Fürsten, denen wir unsere Sache nun übergeben hätten, aus voller Seele zu vertrauen, in dieser Hinsicht sich auch nicht des geringsten Exzesses aber irgend einer Selbstrache schuldig zu machen, sondern in Ruhe und unter Erfüllung aller ihrer Pflichten der höheren Entscheidung entgegenzusehen; und überhaupt die Leitung dieser ganzen Angelegenheit mit zu überlassen. Von allen Seiten tönte mir wiederum ein lautes Bravo! entgegen. Alles ging in der größten Ordnung auseinander und kehrte zur Verwunderung aller Einwohner der Stadt zu seiner Bestimmung auf eine Art zurück, als wenn durchaus nichts vorgefallen gewesen wäre. Ein auffallender Beweis, wie sich auch die für so wild ausgeschriene Jugend auf Universitäten durch eine schonende Behandlung zu allem leiten läßt!

Gewiß hatte man meine Bittschrift entweder garnicht an die Fürstenhöfe gelangen lassen, aber man hatte den Verlauf der Dinge ganz zum Nachteil der Studierenden geschildert; denn Palyzo begann mit jedem Tage sein Spiel immer frecher und herrischer zu treiben, und jedes gesetzliche Gesuch dagegen ward von der akademischen Obrigkeit selbst mit Hohngelächter empfangen.

So ging es einige Wochen nach den eben erzählten Ereignissen fort, bis sogar eines Morgens früh zur Bewunderung und Bestürzung der ganzen studierenden Welt eine starke Besatzung mit klingendem Spiel in Jena einrückte und Offiziere und Soldaten laut äußerten, man würde die unruhigen Bursche schon mit dem Bajonett zurechte weisen.

Ein solches Verfahren mußte uns Studierende notwendig innig kränken und erbittern; denn wir hatten ja bis dahin noch nichts begangen, was wider die Gesetze stieß, sondern hatten vielmehr mit der größten Achtung gegen diese letzteren bloß um Abstellung unserer gegründeten Beschwerden angesucht und fallten jetzt durch Bajonette dafür behandelt werden.

Bei so bewandten Umständen trat nun die ganze studierende Welt enger zusammen. Es befanden sich in Jena 13 verschiedene Landsmannschaften; jede derselben erwählte jetzt aus ihrer Mitte zwei Subjekte zur Repräsentation, diese berathschlagten gemeinschaftlich mit mir, dem nun bestimmten Hauptanführer bei den Studentenangelegenheiten, was bei diesem aber jenem Vorfalle zu tun sei, und teilten dann die jedesmaligen Resultate solcher Berathschlagungen ihren Landsleuten mit, so daß auf diesem Wege

die ganze studierende Jugend durch das engste Band der Eintracht mit einander verbunden ward.

So gerüstet zu allem, was da vorgehen könnte, ward ich eines Tages, als die schreiendsten Ungerechtigkeiten kein Ende nahmen und durch die falschen Angaben von Polyha sogar viele Unschuldige in die tumultuarischen Szenen jenes schaudervollen Abends mit verwickelt werden sollten, mit neuen Vorstellungen und Bitten um Abstellung unserer Beschwerden von der studierenden Jugend an den derzeitigen Prorektor abgeschickt. Ich fand diesen Herrn bei dem Kommandanten der Besatzung und entledige mich mit gebührender Achtung gegen denselben meines Auftrages. Man verlangte die Punkte unseres Gesuchs schriftlich, welches ich sogleich zu bewerkstelligen versprach und mich deshalb in meine Wohnung begab.

Es war gegen 5 Uhr nachmittags, an einem der schönsten Sommertage. Die Stadt war leer von Studenten, die sich auf den nahegelegenen anmutigen Dörfern vergnügten; und nur ich saß einsam auf meinem Zimmer, um die obengenannten Punkte des Gesuchs der studierenden Jugend schriftlich abzufassen.

Alle diese Umstände nun glaubte der derzeitige Prorektor benutzen zu müssen, um einen vielleicht lange entworfenen Plan in Rücksicht meiner in Ausführung zu bringen, denn kaum hatte ich ihn verlassen gehabt, um mich in meine Behausung zu begeben, so hatte er den Befehlshaber der Besatzung aufgefordert, seine Truppen ausrücken zu lassen, um mich, da ich nicht sogleich Beistand zu erwarten hätte, einzuziehen, und dann, wie er sich ausdrückte, mit den übrigen Studierenden schon fertig zu werden, wenn ich erstlich aus deren Mitte fortgeschafft sei.

Ob ein solches Verfahren offen und edel war gegen einen Menschen, der sich aus den reinsten Absichten zur blossen Begründung der von Grund aus erschütterten Ruhe der Universität an die Spitze der Studentenangelegenheiten zu stellen gesucht und ganze Wochen hindurch einen aufs höchste gekränkten und mit Recht erbitterten Haufen kraftvoller Jünglinge durch beständiges Zureden, unaufhörliche Bitten und durch die aufrichtige Liebe und Anhänglichkeit, die er sich unter demselben zu erwerben so glücklich war, in den Schranken der Achtung gegen die Gesetze und die öffentliche Sicherheit zurückgehalten hatte, — dies überlasse ich dem Urteil des mich richtenden Publikums. Ob es aber auch klug gehandelt war, eine unverhältnismäßige Zahl von Truppen auf eine beispiellose Art am hellen Tage unter einer gereizten, mut-

vollen Jugend aufziehen zu lassen, darüber mögen die nun folgenden Szenen entscheiden, aus denen erhellt, daß dieser Tag ein furchtbarer Tag für Jena geworden wäre, und sich durch die blutigsten Auftritte in den Annalen dieser Universität würde verewigt haben, wenn ich nicht mit Aufopferung meiner letzten Kräfte und mit Gefahr meines eigenen Lebens meinen von allen Seiten auf die Besatzung wütend eindringenden, mit Mordgewehr aller Art versehenen Kameraden widerstanden hätte.

Diesem zufolge war ich noch mit der schriftlichen Abfassung obengenannter Punkte auf meinem Zimmer beschäftigt, als 7—8 Kur- und Ltoländer eiligst zu mir hereinstürzten mit dem Zuruf: „Freund Dahl, rette dich! die ganze Besatzung ist im Anmarsch auf deine Wohnung, um dich aus unserer Mitte gewaltsam fortzureißen. — Ihr traut mir also die Feigheit zu, erwiderte ich kalt, Euch in dem entscheidendsten Zeitpunkte im Stich zu lassen. Nein, meine Freunde! ich für meine Person werde beweisen, daß ich des allgemeinen Zutrauens, das mich an die Spitze Eurer Angelegenheiten stellte, weit bin, allem ich werde zugleich auch jetzt Gelegenheit haben, an Euch Betrogen sowohl, als an dem meiner übrigen Genossen wahrzunehmen, ob ich die Sache vernünftiger Jünglinge oder bloß aufbrausender Knaben zu leiten bestimmt bin. Wir wollen doch sehen, was die Besatzung verlangt!

Mit diesen Worten warf ich mir meinen Säbel um und eilte, begleitet von meinen wenigen genannten Freunden, nach dem großen Marktplatz Jenas, weil ich hier die Truppen anzutreffen glaubte.

Kaum war ich hier angelangt, so sah ich von der entgegengesetzten Seite durch eine enge Straße die Besatzung, aus Infanterie und Kavallerie bestehend und von den beiden akademischen Gerichtsdienern angeführt, heranrücken. Als der ganze Zug auf dem Markt angelangt war, nahte ich mich, obgleich noch immer einzeln dastehend, demselben mit entblößtem Säbel und rief ihm von Ferne ein lautes Halt! entgegen. Die Truppen stellten sich in Reih und Glied mit geschultertem Gewehr, und ich redete den ersten Gerichtsdiener folgendermaßen an: Freund! was bedeutet dieser beispiellose Aufzug zu einer Zeit, wo nicht die mindesten Exzesse begangen worden, sondern die ganze studierende Welt die auffallendsten Proben der Gesittetheit aller Art und der Achtung gegen die öffentlichen Gesetze gegeben hat? Ich habe gehört, daß man sich heimlich meiner Person bemächtigen wolle, und bin deswegen gekommen, mich öffentlich greifen zu lassen. Wohlan, da

bin ich, hoffen Sie mich! Zugleich aber auch will ich nicht mehr verantwortlich sein für das grenzenlose Unheil, das durch ein solches schreiendes Verfahren über die Universität wird verhängt werden.

Beruhigen Sie sich, war die Antwort des mich zitternd bei der Hand fassenden Pedells, dieses war nie unsere Absicht; im Gegenteil sind Sie in der Meinung der Akademie selbst sehr gut angeschrieben und sie vertraut vollkommen Ihrem Einfluß zur Wiederherstellung der öffentlichen Ordnung.

Wenn dieses ist, erwiderte ich, warum läßt man am hellen Tage Bajonette blitzen unter einer Jugend, die sich nur zu willig gezeigt hat, sich zu allem Guten auf dem Wege der Gerechtigkeit und der Schonung leiten zu lassen. Ihr Aufzug ist in jeder Hinsicht unklug, und machen Sie, daß er vom Markt verschwinde und nie wieder ohne Ursache am hellen Tage statt habe, weil meine Kräfte sonst nicht hinreichen werden, mein den Fürstenhöfen gegebenes Versprechen zur Erhaltung der Ruhe bis zur Entscheidung unserer Angelegenheiten zu erfüllen.

Während ich diese Unterredung führte und die Truppen sich bereiteten den Marktplatz zu verlassen, hatten sich alle Studierende bei dem Gerücht, daß ich gefänglich eingezogen sei, von den umliegenden Dörfern wieder in der Stadt eingefunden, waren in Masse mit Säbeln, Pistolen, Ofengabeln, Knütteln und anderem Gewehr auf dem Markt erschienen und näherten sich jetzt mit einem wütenden Geschrei der Besatzung.

In dieser fürchterlichen Krise, wo das Leben so vieler Menschen durch einen unklugen Schritt der akademischen Obrigkeit in Gefahr gesetzt war, werden alle Einwohner Jenas wissen, daß ich mich mit der Fläche meines entblößten Säbels bittend und flehend dem zerstörend eindringenden Strome meiner aufs äußerste erbitterten Kameraden entgegenwarf, dadurch den Truppen Zeit verschaffte, ihre Stellung zu verlassen und auf diesem Wege dem schrecklichsten Blutbade und dem unabsehbarsten Unglück der Universität vorbeugte.

Kaum aber war die Besatzung verschwunden, als sich die ganze Wut der Studierenden gegen mich kehrte und mich unter den bittersten Vorwürfen der Verräterei beschuldigte, weil ich verhindert hätte, daß die ganze Besatzung niedergemacht wurde.

Ehe Ihr mich verurteilt, meine Freunde, erwiderte ich ruhig, so schließt erstlich einen Kreis und hört meine Meinung. Nun stellte ich den Erbitterten mit lebhaften Farben und mit gerührter Stimme die schrecklichen Folgen der Verbrechen vor, zu denen ihre

unüberlegte Hitze sie bald verleitet hätte. Ich beschwor sie nochmals, die Leitung ihrer Angelegenheit mir zu überlassen und versichert zu sein, daß, wenn wegen falscher Vorspiegelungen oder Art unsere Gerechtsame nicht beherzigt würden, uns ein unfehlbares Mittel übrig bliebe, unsere Sache auf eine Art durchzuführen, wo man uns nicht nur auf keine Weise zu verfolgen befugt wäre, sondern wir auch selbst unseren erklärtesten Gegnern Achtung gegen unser Betragen abnötigen würden. Ein lautes Bravo! tönte meiner Rede entgegen*.

Es war 8 Uhr Abends (17. Juli), da alles dieses vorgegangen war und ein Gerichtsdiener der Universität zu mir trat mit der Bitte, mich aufs Schloß zu verfügen, um mich hier mit einigen versammelten Professoren und dem Kommandanten der Besatzung über die Studentenangelegenheiten freundschaftlich zu besprechen. Ich forderte erstlich eine Ehrenversicherung von jenen versammelten Herren, daß man meine Person nicht zurückzuhalten gesonnen sei, und nachdem ich diese erhalten hatte, verfügte ich mich bewaffnet zu der angezeigten Gesellschaft.

Die vorhergegangenen Szenen hatten mein ohnehin warmes Blut in eine brausende Bewegung gesetzt, und so kann man sich leicht die Stellung denken, in der ich mich vor die mich betrachtenden Herren hinpflanzte. Den Befehlshaber der Besatzung fragte ich zuvörderst, ob er nach dem, was er vorgehn gesehen, noch überzeugt sei, uns unruhigen Burschen, wie sich seine Truppen ausgedrückt hatten, durch Bajonette zurechtweisen zu können. Es ist wahr, fügte ich hinzu, die Geschichte vergangener Studentenauftritte hat genugsam bewiesen, daß einzelne Soldaten ganze Scharen tumultuierender Studenten mit ihren bloßen Springstöcken auseinandergetrieben haben; und es muß daher desto auffallender gewesen sein, zu sehen, wie sich diesmal die studierende Jugend in einer vernichtenden Stimmung und völlig furchtlos einer Abteilung von Kavallerie und Infanterie, von der sie wußte, daß sie scharfgeladenes Gewehr bei sich trug, entgegenwarf. Dort aber, fuhr ich fort, siegte immer über bloß einzelne Parteien der Studierenden das eigene Bewußtsein ihres Unrechts; und hier steht die gesamte studierende Welt da im Gefühl ihres Rechts und ihrer Unschuld, fest entschlossen, sich nur durch Vernunft und Billigkeit leiten lassen zu wollen.

*) Die ganze bisher erzählte Szene ist in Kupfer gestochen und muß noch in verschiedenen Exemplaren in Jena vorhanden sein. (Anm. Dahls.)

Man erteilte mir in dieser Unterredung erneuerte Versicherungen, die gerechten Beschwerden der Studierenden abzustellen, wogegen ich von meiner Seite versprach, bis zur völligen Entscheidung der Angelegenheiten die öffentliche Ruhe zu erhalten, insofern jeder Schritt zur neuen Reizung von seiten der Akademie selbst vermieden würde.

Mein Aufenthalt auf dem Schlosse hatte indessen meinen Kameraden zu lange gedünkt. Sie hatten geglaubt, daß man mich gefangen zurückhalten wolle, und hatten sich in dieser Meinung wiederum auf dem Markt versammelt, um mich, wenn ihr Argwohn gegründet wäre, durch Sturmlaufen zu befreien.

In einer dumpfen Stimmung fand ich sie demnach bei meiner Zurückkunft alle auf dem Pflaster des Marktplatzes gelagert. Meine Erscheinung war das Zeichen zu einer allgemeinen Bewegung und zur Bildung eines Kreises. Mit der äußersten Anstrengung meiner beinahe gänzlich verschwundenen Stimme machte ich meinen Kameraden das Resultat meiner letzten Unterredung auf dem Schlosse bekannt, bat sie abermals flehentlichst, in Geduld und Ruhe der gewiß gerechten Entscheidung unserer Angelegenheiten entgegenzusehen und ohne die geringsten Exzesse zu ihren Pflichten zurückzukehren. Ein lautes Jauchzen war die Antwort meiner Zuhörer, und in einer Viertelstunde herrschte in ganz Jena eine Stille, wie man sie nach einem so furchtbaren Tage gewiß nicht erwarten durfte.

Es schien indessen, als wenn die akademische Obrigkeit mit der Mäßigung und Gesittheit der Studierenden durchaus nicht zufrieden wäre; denn alles, was bei den angezeigten Umständen nur erbittern konnte, ward gegen dieselben in Bewegung gesetzt. So war es denn auch früh des andern Tages (18 Juli) nach den kurz vorhergegangenen beleihenden Auftritten und nach dem heiligsten Versprechen von seiten des Prorektors, jede neue Reizung zu vermeiden, daß einige meiner Freunde zu mir kamen, um mich zu benachrichtigen, daß eine Verordnung an der schwarzen Tafel erschienen sei, worin jeder Studierende unter Strafe der Relegation aufgefordert ward, alle seine Waffen, sogar bis auf seinen Spazierstock, abzuliefern.

Es war augenscheinlich, daß man uns nur außer Verteidigungszustand setzen wollte, um mit unsrem Schicksal nach Willkür zu schalten, weil man sonst nicht eine solche Verordnung erlassen hätte, die völlig unnötig war, da wir uns unserer Waffen noch in keinem Falle zu irgend eines Menschen Nachteil bedient hatten.

Wohl denn, erwiderte ich entschlaffen, zu weit getriebene Geduld ist Schwachheit, und will man uns durchaus wider Wissen und Willen der gerechtesten Fürsten als Leibeigene und Kinder behandeln, so mag unser Betragen von nun an beweisen, daß wir Männer zu sein fähig sind. Fort, meine Freunde! benachrichtigt die studierende Welt, daß ich mich sogleich in ihrer Mitte befinden und die jetzt zu nehmenden Maßregeln mit ihnen verabreden werde.

Diesem zufolge erschien ich bald nachher auf öffentlichem Markte und fand alle Studierende in Gruppen nach ihren Landsmannschaften verteilt. Zu jeder derselben begab ich mich besonders und überzeugte sie, daß aus dem ganzen Verfahren gegen uns wahrzunehmen wäre, daß wir uns bloß als ein Spielballen in der Hand der akademischen Obrigkeit befänden; daß unsere Angelegenheiten gewiß entweder garnicht vor die Durchlauchtigen Kuratoren der Universität gebracht, oder doch ganz zu unsrem Nachteil entstellt worden; und daß wir folglich durch einen entscheidenden und auffallenden Schritt die menschenfreundlichsten Fürsten in den Stand setzen müßten, die Wahrheit zu erfahren und unsere unbilligen Verfolger zur Rechenschaft zu ziehen. Jena, meine Freunde, fügte ich hinzu, ist eine Stadt, die nur von Studenten ihren Lebensunterhalt zieht; der durchaus größte Teil der Studierenden besteht aus Ausländern, die ihren künftigen Aufenthalt, wo es ihnen nur immer gefällt, zu nehmen befugt sind; die nicht sehr weit von hier gelegene Universität Erfurt wird uns mit offenen Armen aufnehmen; laßt uns entschlossen dahin wandern, und wir werden die guten Wirkungen dieses Schrittes bald erfahren, indem unsere Unterdrücker dann die gerechte Ahndung des Fürsten befürchten und diesem zufolge uns unsere Gerechtsame zugestehen müssen.

Die allgemeine Meinung erklärte sich sogleich für meinen Vorschlag; alles war zur Auswandeeung entschlossen und der folgende Tag zur Ausführung dieses Entschlusses festgesetzt.

Diese Stimmung war nicht etwa die vorübergehende Wirkung kindischer Aufwallungen, — sie war nicht mit derjenigen zu vergleichen, die späterhin die Studierenden ebenfalls, aber ohne einen feststehenden Entwurf, auf die benachbarten Dörfer und Berge von Jena auswandeen ließ, von denen sie endlich nach einigen Tagen wieder ungebeten in die Stadt zurückkehren mußten. Nein, hier stand die ganze studierende Jugend da und hatte nur eine Stimme, die: zu beweisen, daß sie als vernünftige und gesittete junge Männer ihre Gerechtsame standhaft zu behaupten wüßte.

Dem zufolge wurden sogleich die schleunigsten Anstalten getroffen, um am andern Tage (19. Juli) mit Hab und Gut und in der besten Ordnung einen Ort zu verlassen, wo mir so viele Wochen hindurch mit der größten Achtung gegen die Gesetze vergebens um Befriedigung unserer billigen Forderungen angesucht hatten.

Eine gehörige Menge großer Fuhrwagen waren mit unseren Habseligkeiten beladen; jede der auswandernden Landsmannschaften hatte sich eine Fahne zur Erhaltung der Ordnung auf dem bevorstehenden Marsche anfertigen lassen; der größte Teil der Studierenden war mit einem Säbel und einem Paar Pistolen bewaffnet, und in dieser Stellung erwartete jede Landsmannschaft in einem besonderen Hause, vor welchem immer zwo Schildwachen ausgestellt waren, mit Begierde den folgenden Tag, um sich ins Paradies zu begeben, von wo aus der ganze Zug angeordnet werden sollte.

Als die Universität jetzt sah, daß sie es mit entschlossenen Jünglingen zu tun hatte, so geriet sie in große Bestürzung und schlug jetzt neue Wege ein, um ihre Mißgriffe womöglich wieder unschädlich zu machen. In dieser Hinsicht ward zuvörderst der Pedell von dem derzeitigen Prorektor an mich abgeschickt, mit dem Auftrage, mich auf eine Tasse Kaffe zu Sr. Magnifizenz einzuladen, welche sehnlichst wünschte, alle bisherigen Irrungen auf der Universität beizulegen. Meine Antwort war, daß ich nach allem, was bisher vorgegangen sei, in einer solchen Einladung eine neue Schlinge, die man unsrer Gutmütigkeit legen wolle, zu mutmaßen genötigt wäre; daß mich der größte Teil meiner zur Auswanderung fest entschlossenen Kameraden einer Verräterei gegen ihre Angelegenheiten schuldig machen würde, wenn ich mich jetzt noch zu Sr. Magnifizenz verfügen wolle, und daß es mir folglich unendlich leid täte, ihre gütige Einladung nicht annehmen zu dürfen.

Jetzt versammelte sich der ganze akademische Senat, und nach einer äußerst stürmischen Sitzung, in welcher sich die Herren Professoren gegenseitig die bittersten Vorwürfe wegen ihres Verfahrens gegen uns gemacht haben sollen, ward mir gesetzlich anbefohlen zu erscheinen. Meine Antwort auf einen solchen Befehl war die nämliche, die ich kurz vorher dem Prorektor hatte zukommen lassen, mit dem Zusatz, daß alle am folgenden Tage nach Erfurt auswandernden Studierenden sich zwischen den Mauern Jenas in keine Unterhandlungen mehr einzulassen entschlossen wären.

Nach allen diesen fehlgeschlagenen Schritten erschien endlich ein landesherrliches Reskript, welches allen Landeskindern, deren

Zahl sich indessen nicht viel über 200 belief, unter Verlust der künftigen Versorgung aufs strengste untersagte, an der bevorstehenden Auswanderung mit teilzunehmen. Dies war ein fürchterlicher Schlag für diesen kleinen Teil der Studierenden; denn der Enthusiasmus für die gerechte Sache war so groß und so allgemein, daß diese letzteren nur durch einen solchen Befehl von ihrer Mitwirkung zurückgehalten werden konnten und diese Notwendigkeit uns übrigen daher nur unter den heißesten Tränen ankündigten.

Unter solchen Auftritten war die Nacht, die letzte Vorgängerin des entscheidenden Tages, eingebrochen. Die Stille des Grabes ruhte über ganz Jena; alle Studierenden überließen sich in ihren Quartieren dem Schlummer, und nur die Besatzung war unter den Waffen, weil sie an Studentenszenen dieser Art, wo alles mit der größten Gesittheit betrieben ward, noch garnicht glauben konnte und daher immer noch fürchtete, unser Auszug würde unter den größten Exzessen vor sich gehen.

Kaum graute der für Jena unvergeßliche Tag (19. Juli), so schallte es auch schon durch alle Straßen: ins Paradies, fort ins Paradies! Die livländische Landsmannschaft, die mit den Russen, Est-, Liv-, Kurländern und Polen ungefähr 70—80 Individuen ausmachte, fand sich mit ihrer großen weiß atlaßnen Fahne zuerst an dem Orte ihrer Bestimmung ein, und nach und nach erschienen auch alle übrigen Abteilungen, unter denen verschiedene indessen mit tumultuarischem Lärmen und entblößten Säbeln sich näherten.

Nachdem alles versammelt war, richtete ich an meine mir innig anhängenden Kameraden folgende wenigen Worte: Freunde und Brüder! der heutige Tag muß einen großen Teil Deutschlands überführen, daß die gewöhnlich als zügellos, wild und ungestüm ausgeschrieenen Studenten auch der größten Sittlichkeit, Gesittheit, Mäßigkeit und Vernunft fähig sind. Ganze Wochen hindurch haben wir für unsere Gerechtsame auf eine Art gehandelt, wie sich selbst nach dem Urteil der würdigsten Männer in den Annalen der Universität kein Beispiel findet. Auch unsere letzte Trennung von unserem bisherigen Aufenthalt zeichne sich daher durch ein vorteilhaftes Gepräge von allen früheren Studentenauftritten aus. In schwermütiger Stimmung mögen wir der ebenso schwermütigen Musik folgen, die uns zu dem Tore der Stadt herausleiten wird. Sittlichkeit, Gesittheit und stille Würde bezeichne unsern Zug und übergebe unsere Unterdrücker dem durchbohrenden Gefühle, daß sie gute, vernünftige und gefühlvolle Jünglinge durch Unrecht und

rauhes Betragen aller Art von sich gescheucht haben. Steckt daher Eure Säbel in die Scheide, meine Freunde! und zieht sie nur dann erst wieder hervor, wenn es gegründet sein sollte, wie ich gehört habe, daß sich die Besatzung unserem Auszuge ohne alle Befugnis widersetzen wolle; denn in diesem Falle wollen wir Gewalt mit Gewalt vertreiben; als mutvolle Männer uns einen recht mäßigen Weg zu unserem Ziele bahnen, und ich werde mich dann bestreben, Euch an meiner Person ein Richtzeichen in Eurem ganzen Verfahren aufzustellen.

Die vernünftigen jungen Männer, zu denen ich sprach, fühlten die Wahrheit meiner Vorstellungen, und alle Säbel waren sogleich in ihrer Scheide. Jetzt ging das Losen unter den Landsmannschaften, in welcher Ordnung sie die Kolonnen formieren sollten, vor sich, und nur der livländischen wurde einstimmig ohne alle Vorkehrungen die Stelle der anführenden Abteilungen zugestanden.

So geordnet setzte sich jetzt die ganze Masse in Bewegung. An der Spitze des Zuges blasende Instrumente aller Art, die durch die schmelzendsten und schwermütigsten Töne ein ruhiges und gesittetes Daherschreiten von ferne ankündigten; und am Schluß schwer beladene Frachtfuhren, die nur zu deutlich bewiesen, daß wir eine bloße Farce zu spielen nicht gesonnen waren. Durch zwei Reihen auf beiden Seiten aller versammelten und laut schluchzenden Bürger und Einwohner der Stadt zog diese imponierende Masse langsamen Schritts über den Markt nach dem Tore hinaus, welches auf die Straße nach Weimar und Erfurt leitet. Keine laute Stimme ließ sich hören, alles war in sich gekehrt, und nur stillschweigend reichten hie und da mit tränendem Blick sich trennende Bekannte die Hand zum Zeichen fortwährender Freundschaft.

Eine große Bestürzung bemächtigte sich der so bewandten Umständen unserer Verfolger, denn jetzt kamen auch alle Bürger Jenas mit den dringendsten Vorstellungen ein und versicherten, daß auch sie zur Erhaltung ihres Daseins uns nachziehen müßten, wenn wir nicht wieder zurückberufen würden.

Wir Studierende setzten indessen unsern Weg auf Weimar zu fort. Der Tag begann drückend heiß zu werden und mit großer Begierde strebte daher jeder von uns das Gasthaus Ketschau auf dem halben Wege nach Weimar zu erreichen, um auf irgend eine Art sich zu seinem bevorstehenden Marsche zu stärken. Da indessen der Gastwirt hieselbst auf einen so starken Zuspruch nicht vorbereitet

war, so konnte nur ein geringer Teil von uns befriedigt werden, und eben daher von verschiedenen Seiten ein lautes Murren und Drohen, nach Jena zurückzukehren. Hier war es denn auch, wo ich mich der Vorstellung des Mosis an der Spitze der Israeliten in den Wüsten Arabiens nicht enthalten konnte. Erneuerte Ermunterungen indessen von meiner Seite brachten auch wiederum neue Harmonie unter meine unzufriedenen Kameraden, und in dieser Stimmung setzte sich dann die gesamte Masse abermals zur Vollendung ihrer Reise in Bewegung.

Angelangt in einem Gehölz nahe bei Weimar, ritten uns aus dieser Stadt zwei angesehene Männer von öffentlichem Charakter entgegen, und stellten uns vor, wir möchten nach Jena zurückkehren und versichert sein, daß man alle unsere Beschwerden abstellen würde. Die Sachen waren indessen zu weit gediehen, als daß ein solcher Rückzug mehr stattfinden konnte. Mit aller diesen Männern gebührenden Achtung erwiderte ich demnach im Namen aller Studierenden, daß wir unser Quartier am nämlichen Tage in dem Dorfe Nora auf Erfurter Gebiete aufzuschlagen gesonnen wären, und daß wir folglich nur dort, frei von dem nachteiligen Einflusse, der sich bisher bei unserm tadelhaftesten Verfahren zwischen den Mauern Jenas immer geäußert hätte, zu unterhandeln bereit sein wollten, und nach dieser Äußerung setzten wir unsern Zug weiter fort.

Kaum waren wir solchergestalt zum Gehölz hinaus, in dessen Niederung die Stadt Weimar vor uns lag, so sahen wir den Kommandanten dieses Ortes, begleitet von zween Husaren, uns entgegensprengen. Der Anführer! war die Frage. Hier ist er! meine Antwort. Ich habe Ihnen meine gemessenste Order mitzuteilen, die dahin geht, die strengsten Maßregeln gegen Sie zu ergreifen, sobald Sie sich unserer Stadt auf 200 Schritte nähern! Während einer solchen Erklärung hörte man verschiedene Schüsse aus Kanonen und kleinem Gewehr fallen. Diese Drohung wirkte einen Augenblick auf die Masse meiner Kameraden, ich bemerkte eine wellenförmige Bewegung in dem Ganzen und sogar verschiedene Subjekte, welche sich bereiteten nach Jena zurückzueilen. In dieser dringenden Lage, wo das Beispiel einiger Furchtsamen unsern ganzen Zug mit einer völligen Auflösung bedrohte, beschwor ich die beiden achtungswürdigen Repräsentanten der mecklenburgischen Landsmannschaft, die Herren von Bassewitze, ihre standhaften und mutvollen Landsleute aus der Mitte des Zuges, in der sie sich befanden, an das Ende des Zuges zu führen, und die Wenigen,

die ihre Freunde in dem entscheidendsten Augenblick verlassen zu wollen sich nicht scheuten, sogar mit Gewalt von ihrem Vorhaben zurückzuhalten. Unterdessen suchte ich selbst meine Kameraden zu überreden, daß die oben angeführte Drohung durchaus nicht fähig sein dürfte, Männer zu schrecken; daß wir alle Ausländer und zum Teil Untertanen mächtiger Regenten wären, und man es also nie wagen dürfte, solange wir dem Lande, in dem wir uns befänden, weder irgend einen Schaden zugefügt hätten, noch zuzufügen gesonnen wären, mit Mordgewehr gegen uns zu verfahren, weil sonst unsere Landesväter mit ernster Stimme das Blut ihrer schuldlos gefallenen Kinder zurückfordern würden. Darauf wandte ich mich zum Kommandanten und bewies ihm, daß er uns als Reisende betrachten müsse, die nach der übelsten Behandlung in Jena ihren Aufenthalt zu verändern gesonnen wären, und er also, da unser Weg uns über Weimar führte, uns nicht ohne die größte Unbilligkeit denselben untersagen könne. Übrigens, setzte ich hinzu, hätte man an unserem ganzen bisherigen Betragen wahrgenommen, daß wir als gesittete junge Männer kämen, und als solche möchte man uns nicht länger hindern, den Ort unsrer Bestimmung zu erreichen. Marsch Kameraden! und der Zug ging vorwärts.

Der Kommandant sprengte zurück in die Stadt, und als wir an den Schlagbaum beim Tore anlangten, fanden wir diesen niedergelassen, die Wache unter dem Gewehr und den Befehlshaber uns mit der einnehmendsten Freundlichkeit anzeigen, daß wir unsern Weg um die Stadt herum auf die Erfurter Straße hinaus nehmen möchten, zu welchem Behufe derselbe uns seine beiden Husaren als Wegweiser mitgab.

Solchergestalt gelangten wir denn ohne die geringsten Hindernisse auf die entgegengesetzte Seite von Weimar gerade auf die Straße nach unserem bestimmten Standquartier Nora hinaus. Es war ein drückend heißer Tag. Erschöpft waren wir alle in einem hohen Grade, vorzüglich aber ich, der ich mehr einem dem Grabe Erstiegenen, als einem Lebendigen ähnlich sah und mich auch wirklich meinen letzten Stunden nahe glaubte.

Zu einer solchen Entkräftung trug außer den vorhergegangenen Anstrengungen die starke Gemütsbewegung, die ich bei Weimar hatte, ungemein viel bei, vorzüglich da ich mich auf einmal von allen meinen Kameraden treulos verlassen dachte. Diese nämlich hatten sich unter der Menge der Einwohner der Stadt, welche an diesem Tage alle in Bewegung waren, verloren, so daß ich mich nur noch von einigen Kur- und Livländern umgeben sah, mit

denen ich am Ende einsam meinen Weg nach dem Orte unsrer Bestimmung fortsetzte.

Eine halbe Stunde von Weimar kam uns der Reichsgraf von Castell mit seinem würdigen Hofmeister nachgefahren und führte uns Erfrischungen an Obst und Wein aller Art zu. Durch sie wiederum etwas gestärkt, eilte ich nun mit meinen wenigen Gesellschaftern das Erfurter Dorf Nora zu erreichen. Ich langte hier endlich gegen Abend an und erstaunte nicht wenig, als ich hier die ganze Masse der Studierenden schon vor mir fand, die sich nach ihren Landsmannschaften einquartiert und ihre Fahnen zu den Fenstern herausgesteckt hatten. Ein frohes Jauchzen tönte mir von allen Seiten entgegen, und nachdem ich jeder Abteilung meiner Kameraden meinen Besuch abgestattet, legte ich mich so erschöpft nieder, daß ich gegen einige meiner Freunde meine Besorgnis äußerte, nicht weiter handeln zu können.

Einige Stunden Ruhe indessen, deren ich wirklich seit einigen Wochen durch alle erzählten Ereignisse in einem hohen Grade beraubt gewesen war, gaben mir meine völlige Stärke und Gesundheit wieder, und der folgende Tag (20. Juli) fand mich zu allen Anstrengungen abermals bereit.

Zuvörderst wurden jetzt Deputierte an den damaligen Herrn Koadjutor von Dahlberg nach Erfurt abgeschickt, um bei demselben die Erlaubnis auszumitteln, seine Universität beziehen zu dürfen. Diese ward uns schriftlich zugesandt unter der Bedingung, alle unsere Pistolen abzuschießen, unsere Fahnen zusammenzuwickeln und in Ruhe und Ordnung, wie bisher geschehen, uns der Residenz zu nähern. Mit dieser Erklärung fuhren zwei andere Abgeordnete nach Weimar, um daselbst anzuzeigen, daß wir am folgenden Tage unsern Einzug in Erfurt zu halten gesonnen wären.

In Jena sah es mittlerweile unter den Bürgern ebenfalls sehr stürmisch aus. Ihres Unterhalts durch die vorerwähnte Auswanderung durchaus beraubt, bereiteten sie sich uns mit Hab und Gut nachzuziehen, wenn wir nicht innerhalb einer bestimmten Zeit zurückkehrten. Bei so bewandten Umständen ward man denn in Weimar mit Erstaunen gewahr, daß von der akademischen Obrigkeit die Angelegenheiten der Studierenden aus einem sehr falschen Lichte dargestellt und diesen letzteren großes Unrecht zugefügt worden; und einer solchen Einsicht bedurfte es nur, um nach menschenfreundlichem Willen eines abwesenden Fürsten, der sich immer als einen wohlwollenden Beschützer der studierenden Jugend gezeigt hatte, uns Gerechtigkeit widerfahren zu lassen.

Diesem zufolge fanden sich die beiden Herren, welche Tags vorher uns im Gehölz von Weimar entgegengeritten waren, bei uns in dem Dorfe Nora ein, um sich mit uns über die vorgefallenen Irrungen zu beratschlagen. Alle Studierenden vergnügten sich größtenteils in Erfurt, und nur die Repräsentanten und ich waren in Nora zurückgeblieben, um die Ereignisse zu letten.

In der Versammlung dieses Teils der ausgewanderten Studenten begannen demnach die Unterhandlungen, die uns bestimmten, nach Jena zurückzukehren. Es konnte nicht schwer fallen, sich mit Gerechtigkeit liebenden Männern einzuverständigen, denen unsere Angelegenheiten bisher immer falsch waren vorgestellt gewesen. Die beiden Hauptpunkte unsrer Verhandlungen betrafen den durch die allgemeine Meinung als unmoralisch verurteilten Griechen Polyzo und den derzeitigen Prorektor (Ulrich). Nachdem wir in dieser Hinsicht durch auffallende Beweise dargetan hatten, daß ersterer die drückendste Eigenmacht gegen seine Mitstudierenden ausgeübt hatte und hierin von dem letzteren aus eigennützigen Absichten ganz gegen den gewöhnlichen Lauf gerechter Gesetze war unterstützt worden, so ward denn auch unser Verlangen vollkommen gebilligt und zugestanden, welches dahin ging, daß ersterer noch vor unsrer Ankunft in Jena diese Universität auf immer mußte verlassen haben, und letzterer sein Amt einem andern übergeben sollte. Die übrigen Punkte waren unwesentlich und betrafen bloß die Anordnung unseres froheren und glänzenderen Rückzuges.

Bei allen diesen Verhandlungen war indessen selbst von den Ausgewanderten ausdrücklich darauf angetragen worden, daß die Gräuelszenen, welche dem gerechten Kampfe der Studierenden um ihre Gerechtsame vorangegangen waren, aufs strengste untersucht und die Schuldigen der Ahndung der Gesetze unterworfen werden sollten, — ein Beweis, daß beide Erscheinungen sehr genau von einander müssen unterschieden werden.

Es war 4 Uhr nachmittags, als unsere ebengenannten Geschäfte vollendet waren und ich darüber ein schriftliches Dokument ausgefertigt erhalten hatte. Mit diesem begab ich mich sogleich nach Erfurt zu meinen Kameraden, erhielt ihre vollkommene Beistimmung und bat sie demnach, sich am folgenden Tage vor Anbruch desselben wieder unter ihren Fahnen einzufinden, um sich nach Jena zurückzubegeben. Da indessen dieser Rückzug in jeder Hinsicht glänzender und fröhlicher, als der Auszug den Umständen nach sein konnte, vor sich gehen sollte, so hatten wir Repräsentanten alle uns mutige Pferde aus Erfurt und Weimar kommen lassen,

und die übrigen Studierenden, obgleich zu Fuß, hatten sich dennoch auch in ihre glänzendsten Kleidungsstücke eingehüllt.

Kaum war die Sonne am Horizont emporgestiegen (23. Juli), so saß alles zu Pferde und hatte sich alles unter seinen Fahnen geordnet. Mit entblößtem Seitengewehr, fliegenden Fahnen und klingendem Spiel setzten wir uns jetzt auf Weimar zurück in Bewegung. Eine halbe Viertelstunde von dieser Stadt kamen uns die beiden Herren, welche den Tag vorher bei uns in Nora gewesen waren, sehr freundschaftlich entgegengeritten, um uns in die Stadt zu führen. Als wir uns dem Tore nahten, wo die Wache unter dem Gewehr stand, äußerten eben diese Herren ihren Wunsch gegen mich, daß wir, indem wir die Wache vorbeizögen, unsere Säbel in die Scheide bringen möchten. Ich will sehen, erwiderte ich, was mein Beispiel zu wirken vermag, da die Zeit zu kurz ist, um mich darüber mit meinen Kameraden zu besprechen. Als ich jetzt mit meinem Pferde hart an der Wache stand, steckte ich meinen Säbel ein, warf bloß einen bittenden Blick rückwärts auf die mir Nachfolgenden — und in einem Augenblick war alles Seitengewehr in der Scheide. — Welch eine Warnung für die Lehrer auf Universitäten, die unaufhörlich über die Wildheit und Rauheit der Studierenden klagen, da es doch in ihrer Macht stünde, durch ein schonendes, zutrauliches und humanes Betragen die studierende Jugend zu allem, was sittlich und gesittet ist, mit leichter Mühe zu leiten!

Nachdem solchergestalt der ganze Zug von vielen Hunderten die Wache vorbeigegangen war und meinem Beispiele zufolge das Seitengewehr wieder entblößt hatte, nahm derselbe unter einem unglaublichen Zuströmen des Volkes und der übrigen Einwohner von Weimar seine Richtung in der größten Ordnung dem Markte zu, wo die beiden würdigen Professoren, die jetzt verewigten Herren Döderlein und Walch unserer harrten und uns mit der diesen edeln Männern eigentümlichen Innigkeit zur glücklichen Beendigung unserer Angelegenheiten und zur frohen Rückkehr nach Jena aufrichtig Wohl wünschten.

Nicht lange darauf waren wir zu den Mauern Weimars heraus und befanden uns solchergestalt nach einen paar Stunden schon nahe an der Abfahrt des sogenannten Schneckenberges, der uns Mühltal bei Jena führt, als wir einen langen Zug von einigen Hunderten unserer in dieser Universität durch das obengenannte Reskript zurückgehaltenen Kameraden uns jubelnd entgegenkommen sahen. Bald standen sie in ihren mit Laub umwundenen Hüten, mit ihrer gemeinschaftlichen Fahne und mit ihrem

Anführer uns gerade gegenüber, und dieser letztere bewillkommnete uns jetzt mit einer herzlichen Anrede, die von unserer Seite erwidert ward. Hierauf teilte sich der Zug der Entgegengekommenen; wir Ausgewanderten rückten durch die beiden, uns enthusiastisch begrüßenden Reihen unserer Brüder hindurch; diese schlossen sich jetzt an uns an, und in dieser Ordnung ging es den Schneckenberg hinab ins Mühltal hinein.

Als wir uns der nicht weit von Jena gelegenen Ölmühle, einem gewöhnlichen Spazierorte der Studierenden näherten, wurden wir die ganze, unserer Ankunft mit Sehnsucht harrende Bürgerschaft der Stadt gewahr, welche uns ebenfalls mit ihrem Anführer, mit Erfrischungen aller Art und mit einigen kleinen Stadtkanonen entgegengekommen waren. Nachdem das Geschütz bei einer Annäherung von ungefähr 20 Schritten unserer ersten Kolonne zu unserer Begrüßung abgefeuert, die Freude der Bürgerschaft über unser Wiedererscheinen durch ihren Anführer uns in einer ungezierten, aus dem Herzen fließenden Anrede geäußert, und diese von meiner Seite im Namen meiner Kameraden durch eine Gegenerklärung erwidert worden, so setzte die ganze studierende Welt ihren Zug fort; die Bürger schlossen sich an diesen an, und in einer solchen Ordnung geschah der Einmarsch der drei Tage aus Jena entfernt gewesenen Studierenden unter dem unglaublichsten Jubel der zuschauenden Einwohner in den Bezirk einer von uns allen im Grunde innigst geliebten Stadt.

Von dieser ganzen eben beschriebenen Menschenmasse ward jetzt auf dem großen Marktplatze Jenas nach zum letzten Mal ein dreifacher Kreis geschlossen, aus dessen Mittelpunkt hinaus ich an der Spitze aller Repräsentanten zu Pferde an meine Kameraden eine kleine Ansprache hielt, in der ich die Notwendigkeit schilderte, jetzt nach einer gerechten Entscheidung unsrer Angelegenheiten ruhig zu unseren Pflichten zurückzukehren und diesen mit erneuerten Anstrengungen abzuliegen. Darauf brachte ich nach nach Studentensitte ein dreimaliges, von allen meinen versammelten Freunden laut nachgesprochenes Hoch! dem abwesenden Landesfürsten und der Autorität der Gesetze; und nun begaben sich alle Studierende mit der edeln und gesitteten jungen Männern anständigen Ruhe und Ordnung in ihre Wohnungen zurück, während ich mit den Repräsentanten immer noch zu Pferde, die Fahnen nach dem akademischen Senatshause begleitete, wo die beiden Pedelle uns erwarteten, die genannten Fahnen von uns in Empfang zu nehmen und dieselben in dem Sitzungssaale aufstellten. — —

So endigten sich Ereignisse, welche unter einer aufs äußerste erbitterten Jugend ganze Wochen hindurch ohne die geringsten Exzesse, immer nur am hellen Tage und mit der größten Achtung gegen die Gesetze und die öffentliche Sicherheit, stattfanden. Sie unterschieden sich von allen ähnlichen Studentenauftritten durch ein solches Gepräge sowohl, als auch dadurch daß nicht etwa einzelne Abteilungen aus kindischem Mutwillen, wie es gewöhnlich der Fall ist, tumultuierend auftraten, sondern die ganze studierende Welt mit unüberwindlichem Enthusiasmus für Gerechtsame kämpfte, die derselben durch weise Landesgesetze zugesichert waren, welche indessen in Rücksicht ihrer durch den Eigennutz und die kleinlichen Leidenschaften einzelner Individuen beispiellos verletzt wurden.

Die Rolle, die ich in diesen Begebenheiten spielte, hat mir schon gleich anfangs und auch noch späterhin von einigen mir nicht wohlwollenden Menschen verschiedene nachteilige, selbst meine Ruhe im Staate bedrohende Urteile zugezogen, allein ich darf deshalb völlig unbekümmert sein, da mein eigenes Bewußtsein und die allgemeine Meinung derer, die mich handeln sahen, in dieser Sache völlig zu meinem Vorteil entschieden haben.

Die Ruhe der Jenaischen Universität war durch kleinliche Leidenschaften von Grund aus erschüttert, die vermalige akademische Obrigkeit war gesonnen, ohne Rücksicht auf die besonderen Verhältnisse der Studierenden, die sie garnicht kannte, eigennützige Absichten eines relegierten, unmoralischen Menschen mit Gewalt durchzusetzen, und zitternd sah unter solchen Umständen jeder gute Einwohner Jenas der ununterbrochenen Erneuerung schon vorgefallener Gräuelszenen entgegen, als ich mich aus den reinsten Absichten entschloß, mich an die Spitze der Studentenangelegenheiten zu stellen, und dahin zu streben, diese im offenen Felde und frei von allen schmutzigen Rücksichten einer glücklichen Beendigung zuzuführen. Ob mir dieses gelungen ist, darüber mag die vorstehende unverstellte Erzählung jener Begebenheit und der allgemeine Enthusiasmus und die ungeheuchelte Liebe entscheiden, die ich von meinen gleichzeitigen akademischen Genossen sowohl, als auch von den ehrlichen Einwohnern Jenas und der umliegenden Flecken und Städte zu erfahren so glücklich war.

Ein halbes Jahr nach diesen Ereignissen währte mein Aufenthalt noch in Jena fort, und die Akademie muß mir selbst das beste Zeugnis geben, daß ich das Ansehen, welches ich durch die erzählten Auftritte in der ganzen studierenden Welt errungen hatte, in Vereinigung mit dem Prorektor und anderen würdigen Univer-

stitutslehrern nur zu sittlichen Zwecken gebrauchte. Die Zweikämpfe, die sonst fast täglich vorgefallen waren, unterblieben jetzt während der letzten sechs Monate meines akademischen Lebens gänzlich, denn ich widersetzte mich denselben vereinigt mit meinem Orden, ohne daß ich befürchten durfte, von unruhigen Köpfen für mutlos gehalten und darnach mißhandelt zu werden, zumal da meine Verbindung damals aus den beherztesten Fechtern bestand, die ihre Kraft nur für höhere Zwecke gerne beschränkten, und ich selbst in früheren Zeiten einen furchtbaren Duell mutvoll bestanden hatte. Meinem Orden bemühte ich mich, noch vor meiner Abreise, durch den Beistand einiger edlen und denkenden Männer eine innere Form zu erteilen, die geeignet wäre, der eigentlichen Bestimmung eines Studierenden nicht nur garnicht Abbruch zu tun, sondern dieselbe vielmehr mit vereinten Kräften zu befördern und dadurch ein wirklich bestandenes Übel völlig zum Nutzen des Ganzen umzuschaffen.

Nach solchen Vorkehrungen, bei denen ich die reinste Absicht hatte der Universität, selbst bei meiner Entfernung von derselben, noch zu nützen, verließ ich im Mai des 1793sten Jahres unter den unzweideutigsten Äußerungen der aufrichtigsten Zuneigung der Studierenden sowohl, als aller guten Einwohner Jenas diesen Ort, wo ich unter Geist und Herz erhebenden Beschäftigungen die drei glücklichsten Jahre meines Daseins verlebt hatte, und kehrte, trotz meiner Aussichten einer ehrenvollen Laufbahn in der Fremde, in mein Vaterland zurück, voll der beherztesten Entschlüsse, dem Interesse desselben und meiner Monarchin alle meine in der besten Blüte dastehenden Kräfte hinzuopfern.

* * *

Im Anschluß hieran sei es gestattet, auch noch eine andere Darstellung des Jenaer Studentenauszuges zum Abdruck zu bringen, die dies Ereignis in humoristischer Weise, in biblischem Stil, behandelt. Sie ist zwar schon mehrfach gedruckt (bei Keil, Gesch. des Jenaer Studentenlebens S. 262 ff., und im Inland 1861 Nr. 35 unter dem Titel: Nachricht von einem boltischen Helden.), doch wird ein Wiederabdruck hier um so eher am Platze sein, als die früheren Drucke nicht gerade überall leicht zur Hand sind. Die Anmerkungen sind von Herrn P. Falck hinzugefügt worden.

*

„Es begab sich zu der Zeit, da Ulrich[1] Landpfleger in Israel war, daß das Volk des Herrn[2] sehr gedrückt war und viel zu leiden hatte, und es war Jammer und Wehklagen an allen Enden. Und der Herr erhörte sein Wehklagen und nahm sich seiner an und sprach:

Mich jammert meines Volks und ich will eines Mann aus ihrer Mitte erwecken, daß er ihr Führer sei aus diesem Lande der Trübsal. Und er sahe gnädiglich an seinen Knecht Dahl aus dem Lande der Liven und sandte seinen Engel herab, daß er ihm erscheine.

Da ital der Engel des Herrn zu seinem Knechte Dahl in der Nacht und tat seinen Mund auf und redete also:

Ich habe gesehen das Elend meines Volkes in dem Lande Jena, und habe ihr Geschrei gehört über die, so sie trüben, und habe ihr Leid erkannt. Und bin herniedergefahren, daß ich sie errette und ausführe aus diesem Lande in ein gut und weit Land, darinnen Milch und Honig fließt, nämlich an den Ort der Erfurter, Göttinger, Erlanger, Hallenser und Leipziger. So gehe denn hin und ich will dich zum Landpfleger senden, daß du mein Volk aus der Philister Lande führest, und ich will mit dir sein und das soll das Zeichen sein, daß ich dich gesendet habe.

Und er tat also, wie ihm der Herr gesagt hatte, der Herr aber verstockte das Herz des Landpflegers, daß er sprach: Du und dein Volk sollen nicht von dannen ziehen.

Und der Engel erschien ihm abermals im Gesicht und sprach: Darum so gehe hin zum Volke des Herrn und mache daß es sich in Stämme zerteile und Älteste aus seiner Mitte ermähle, je zwei und zwei ein jeglicher Stamm. Und siehe des andern Tages ging der Knecht hin und tat also, wie ihm der Herr befohlen hatte, daß er tun sollte.

Und das Volk teilte sich in zehn Stämme, die da sind die Kuren und Liven[3], Rheinländer, Reichsländer, Holsteiner, Ungern, Korsachsen, Franken, Westphalen, Hannoveraner und Mecklenburger und erwählte Älteste aus ihrer Mitte und folgte ihnen.

Es begab sich aber des folgenden Tages, des 17. des Mondes Juli, daß der Auserkorene wandelte fürbaß auf dem Markt, da

---

[1]) Prorektor in Jena 1792.

[2]) d. h. die Studenten.

[3]) Zu der Landsmannschaft der Livländer in Jena hielten sich nach H. v. Dahl (Selbstbiographie S. 330) nicht nur alle Liv-, Est- und Kurländer, sondern auch einige Polen und Russen.

umgab ihn der Kriegsknechte Schar mit Spießen und Stangen. Und der Knecht des Herrn schrie laut und sprach: Siehe Herr, man will mich fahen mit Spießen und Stangen, daß man mich verderbe vor dieser Welt.

Aber der Herr hörte sein Schreien und sprach: Fürchte dich nicht, mein Knecht Daht, denn ich bin mit dir und ich will nicht, daß du verderben sollst vor diesen Leuten.

Und die Worte erschollen laut, daß es sein Volk hörte und kam zu helfen dem Auserkorenen in der Not. Der Kriegsknechte Schar aber war sechzig. Und das Volk kam samt seinen Ältesten mit Schwerlern und Bogen und es war eine Menge Volks beisammen. Und siehe, es entstand eine große Furcht unter den Kriegsknechten und sie sprachen: Des Volkes ist viel und der Herr ist mit ihnen, und wer kann mit dem rechten?

Und sie zogen von dannen und der Herr tat ein Zeichen, daß das Roß, da der Kriegshauptmann auffaß, fiel und das Bein brach auf ebenem Markt. Dieses alles aber begab sich um die sechste Stunde, da die Sonne sich neigte von Westen.

In derselben Nacht erschien der Herr abermals seinem Knechte im Gesicht und sprach: Umgürte deine Lenden und beschuhe deine Füße und zeuch in ein Land, das ich dir zeigen werde, und das ganze Volk mit dir.

Und es geschahe wie der Herr geredet hatte. Des andern Tages früh um die zweite Stunde versammelte sich des Volks viel im Garten des Herrn[1] und ein jeglicher hatte seine Habe bei sich.

Und jeglicher Stamm stellte sich je vier und vier nebeneinander und seine Ältesten vor ihm und zogen von dannen, und ein jeglicher Stamm hatte sein Panier und Zeichen vor sich nach ihrer Väter Weise, auf daß sie sich nicht zerstreuten, sondern beisammen blieben.

Und ein Chor Geiger und Pfeifer zog vor ihnen her gegen das gelobte Land Erfurt, und sie weineten sehr zu verlassen ihre Stätte, da sie gewohnet hatten, und die Philister weineten mit ihnen und legten vor dem Tore der Stadt ihre Habe auf Kamele und Wagen zehn an der Zahl.

Der Herr aber ließ regnen über die Stadt der Philister gewaltiglich in derselben Nacht, so daß ihre Felder und Gärten

[1]) „Paradies" bei Jena genannt, von wo aus die Studenten am 19 Juli 1792 früh den Auszug aus Jena über 400 an der Zahl antraten.

überschwemmten und ihre Flüsse aus den Ufern traten. Und der Herr ging vor seinem Volke her und trocknete ihre Stege und führte sie trocken durch das Tal des Todes, das da heißt das Mühltal.

Es begab sich aber, da das Volk eines Feldweges von dannen zog, daß der Abgeordnete des hohen Rates, der da hauset in der Stadt des ganzen Landes, die man nennet Weimar, dem Volke entgegenkam und zu ihm sprach: Ziehet nicht von dannen, sondern kehret um zu euren Hütten, auf daß man euch Recht widerfahren lasse.

Da redete der Knecht des Herrn und sprach: Mit nichten werden wir wieder umkehren und wieder zurückziehen in der Philister Lande. Denn wir ziehen von dannen, wie der Herr uns gesagt hat, bis unsere Feinde gelegt sind zum Schemel unserer Füße.

Darauf wandelte das Volk wieder fürbaß um die Stadt Weimar, allwo der hohe Rat sein Wesen treibet, und ließen die Stadt gen Mittag, denn der Herr wollte nicht, daß sein Volk durch die Stadt zöge und sich mit ihren Töchtern vermischte, denn sie waren böse.

Und als sie hinter der Stadt waren, lagerte sich das Volk ins Gras, je zehn und zehn, daß man des Volkes Menge schätzte und ihnen zu essen und zu trinken gäbe. Und siehe, als sie geschätzt wurden, waren ihrer vierhundert, ohne ihre Knechte und Treiber.

Und die Bewohner der Stadt weinten und wehklagten, daß das Volk nicht genug hätte, um seinen Hunger zu stillen, und sandten ihre Weiber und Töchter zu ihnen, die sprachen: Ihr Kinder des Herrn, es jammert uns, daß ihr nicht genug habet zu essen und wir dürfen euch nichts reichen, denn unsere Obern sind böse und schmälen auf euch.

Und der Herr sättigte sein Volk, daß es aufstand und von dannen zog gen Nohra[1], ein fast kleines Städtlein auf der Grenze des gelobten Landes.

Es war aber um die dritte Stunde, als das Volk seine Hütten aufschlug in diesem Städtlein und die Bewohner brachten ihnen von den Früchten des Landes, auf daß sich die Fremdlinge erholten von der Hitze des Tages.

Und das Volk hauste allda drei Tage lang[2], denn es war

[1]) Der Ort liegt in der Nähe von Erfurt.

[2]) Vom 20—23. Juni 1792 zogen sich die Verhandlungen der Studenten hin. In Erfurt wollte man sie freundlichst aufnehmen und infolgedessen zog

hier gut sein und sie hatten Geiger und Pfeifer aus dem gelobten Lande und tanzten in Reigen und aßen und tranken und waren fröhlich und guter Dinge. —

Es geschah aber den Tag vor dem Sabbath, daß der hohe Rat sich versammelte und sprach: Es ist nicht gut, daß die Menge Volks aus unsrer Stadt gegangen ist. Denn sie haben viel Gold und Silber mitgenommen, das sie von den Leuten derselben Stadt geborgt. Lasset sie uns wieder rufen, daß sie ihre Wohnungen kehren und ihres Amts pflegen; lasset uns ihnen Gutes tun, denn sie sind gut und der Herr ist mit ihnen

Und sie schickten Abgeordnete in ihre Gezelte, die sprachen: Kehret wieder um! Schon sind eure Feinde gelegt zum Schemel eurer Füße und Freude und Jauchzen soll aar euch hinziehen.

Da erschien der Herr seinem Knecht Dahl abermals im Gesicht und sprach: Stehe auf mit deinem Volke und ziehe wieder gen Jena, denn es soll dir da wohlergehen und du sollst das gelobte Land finden, das ich deinen Vätern verhießen habe und du und dein Stamm fallen aaranziehen.

Und du sollst für deinen Stamm ein neues Panier machen lassen, denn das alte ist nicht gut. Darum so sende deinen Gehülfen Bock ins gelobte Land und ich will mit ihm sein, daß er das Panier machen lasse.

Und der Knecht des Herrn tat, wie ihm befahlen war und sandte seinen Gehülfen Bock, und der Herr war mit ihm, daß er machen ließ ein groß weißseidnes Panier und es schmückte mit rot- und weißseidenen Franzen und ließ darein sticken mit rotem Bande die Worte, die ihm der Herr gesagt hatte: Vivat libertas academica.

Das Panier aber gefiel dem ganzen Volke sehr, denn der Herr hatte es so bestellt. Und am ersten Tage der Woche um die dritte Stunde machte das Volk sich auf samt seinen Wagen und Kameelen, und folgten dem Panier die übrigen Stämme samt seinen Ältesten.

Es begab sich aber, daß die Menge Volks durch die Stadt des hohen Rates zog und in das Tal des Todes kam. Stehe,

---

Jena andere Seiten auf, d. h. versprach 1) die sofortige Entfernung des Unheilstifters Polyxo, 2) da der Prorektor Prof. Dr. Ulrich nicht abgesetzt werden konnte, daß alle Studentenangelegenheiten der Geh. Justizrat Prof. Dr. Walch leiten werde, 3) vollständige Amnestie aller durch Polyxo ungerechter Weise Relegierten, 4) ehrenvollen Rückzug durch Weimar und Jena und Aufbewahrung der 10 Fahnen in der Aula.

do kamen zwei Männer nach dem Herzen Gottes daher gerollt auf einem feurigen Wagen. Und er hielt die Räder des Wagens und bändigte die feurigen Rosse, daß sie still standen durch seine gewaltige Hand, auf daß die Männer beonitzten das heilige Volk, das da stond und sich musterte.

Und sie begaben sich weg von dem Wagen und naheten sich dem Volke. Da sprach Döderlein, der Hohepriester und sein Suffele Wolch[1], den ihm der Herr an die Seite gegeben hatte, daß er ihm zum Munde sein sollte.

Ihr Männer, lieben Brüder, wißt, eure Klagen sind zu des Herrn Ohr gedrungen und er hat sein Volk mit gnädigen Augen angesehen und ich will euch Frieden schaffen in dem Lande, daraus ihr gewandert. Kehret um in eure Behausungen und seid guten Mutes, denn die Töchter des Landes warten eurer und der Herr wird alles zum Besten lenken.

Als nun das Volk kam an den Berg, der die Schnecke heißt[2], siehe, da kam ihnen entgegen der übrige Teil des Volkes mit Geigern und Harfen an ihrer Spitze und ihren Ältesten und Herold aus dem Lande der Russen[3] und umhalseten ihre zurückkommenden Brüder und streueten Zweige auf ihren Weg und bekränzten ihre Häupter mit Laub.

Auch die Philister mit ihren Weibern und Kebsweibern, Söhnen und Töchtern, Kindern und Kindeskindern kamen dem Volke entgegen bis an den Ort, der da heißt die Papiermühle[4], und reichten ihnen die Getränke des Landes, Ziegenhainer Bier mit Zitronen angetan, auf daß sie sich erquicklen.

Siehe, da tat sich die Erde auf und es ging ein Feuer auf wie die Blitze des Himmels, und es erschall ein Krachen des Donners, daß die Berge erbebten[5].

Das Volk aber fürchtete sich nicht, sondern zog festen Mutes seinen Weg, denn der Herr war mit ihnen und sie hatten gute Sache. Und sie zogen in die Tore der Stadt mit Hörnern und Trompeten in ihrer Mitte und Jubel und Jubelgeschrei erscholl an allen Enden.

---

[1]) Beide Professoren, welche für die gerechte Sache der Studenten eintraten.

[2]) Der Schneckenberg führt ins Mühltal bei Jena.

[3]) Nämlich die inländischen Studenten der 4 Fürstentümer, deren Herrscher Kuratoren der Universität Jena waren.

[4]) Ohlmühle bei Jena.

[5]) Gemeint sind hier die kleinen Böller und Kanonen, welche die „Philister“ zur Feier der Rückkehr „krachen“ ließen.

Die Töchter der Stadt aber lagen in den Fenstern der Häuser und freuten sich sehr, daß das Volk, das aus fremden Landen kommen war, zurückkehrte in ihre Stadt.

Und die Philister folgten dem Zuge und riefen: Heute ist unserem Lande großes Heil widerfahren. Die Kinder des Herrn aber steckten ihre Schwerter in die Scheide und legten ihre Panniere nieder zum ewigen Gedächtnis in den Häusern des hohen Rats, die da heißen die Kollegien, und aßen und tranken und waren guter Dinge bis an das Ende ihrer Tage." —

Eigenart der deutschen Geschichte.

Von
Oberlehrer **R. Blum.**

Es sei mir gestattet, im Folgenden auf einige eingenartige Seiten der geschichtlichen Entwicklung des deutschen Volkes einzugehen. Ich beabsichtige nicht etwas Erschöpfendes zu geben, sondern nur einige markante Eigentümlichkeiten der deutschen Geschichte durch den Vergleich mit der Entwicklung andrer Völker schärfer zu beleuchten. Die Wissenschaft der Völkerpsychologie ist noch nicht so weit entwickelt, daß man mit einiger Sicherheit von einem allgemein anerkannten Volkscharakter sprechen und aus ihm als dem gegebenen Kern die Schicksale einer Nation mit ein leuchtender Notwendigkeit ableiten könnte. Dagegen läßt sich der Einfluß der Umgebung, der räumlichen und zeitlichen Verhältnisse auf das Leben des Einzelnen, wie die Entwicklung der Völker mit größerer Sicherheit feststellen.

I.

Versuchen wir es zunächst die Frage zu beantworten, welchen Einfluß die Eigenart des geographischen Schauplatzes auf die geschichtliche Entwicklung des deutschen Volkes gehabt hat. Ein Vergleich mit andern Ländern Europas wird uns die Beantwortung der Frage erleichtern.

Je klarer die Natur selbst die Grenzen eines Gebiets gezogen hat, je weniger der innere Zusammenhang dieses Gebiets durch natürliche Hindernisse gestört wird, um so sicherer ist sein dereinstiger Zusammenschluß zu einem Staatengebilde im Verlauf

der Geschichte zu erwarten; und umgekehrt, je zweifelhafter die natürlichen Grenzen eines Gebiets sind, je mehr es im Innern durch Bergketten, Wüsteneien und unpassierbare Sümpfe in Einzellandschaften zerlegt wird, um so zweifelhafter erscheint das Gelingen des politischen Zusammenschlusses, um so mehr Zeit nimmt der Prozeß in Anspruch und um so unsicherer erscheint die Dauerhaftigkeit eines Erfolges. Die sichersten Grenzen haben Gebiete, die auf mehreren Seiten von inselarmen Meeresküsten umschlossen oder durch unübersteigbare Gebirge abgesperrt sind, die unsichersten Grenzen bilden weitgedehnte offene Ebenen.

Ein Blick auf die Karte Europas lehrt, daß Deutschland in dieser Beziehung hinter den meisten andern Ländern unseres Erdteils zurücksteht. Die günstigsten Vorbedingungen für den Zusammenschluß zu einem Staat und die Abwehr fremder Eindringlinge hat in Europa wohl Großbritannien, wenn man die beiden Gebirgsländer Wales und Schottland abrechnet. Seine steilen Küsten ersparen ihm noch jetzt die Einführung der allgemeinen Wehrpflicht. So gelingt denn schon im 9. Jahrhundert der Zusammenschluß, der nur zeitweilig von den dänischen Wikingern aufgehoben wird. Seit der normannischen Eroberung ist England nie wieder zersplittert worden; im 12. Jahrhundert beginnt die Eroberung von Wales, im 14. die Versuche, Schottland anzugliedern, die im J. 1707 endgültig von Erfolg gekrönt werden.

Kaum weniger günstig wäre die Lage der skandinavischen Halbinsel. Aber der unwegsame Gebirgsriegel der Kjölen trennt die Ost- und Westhälfte so schroff von einander, daß sich trotz gemeinsamer Abstammung diesseit und jenseit derselben Völker mit verschiedener Sprache und verschiedenem Nationalcharakter entwickelt haben. Der Versuch, sie zu einem Staatengebilde zusammenzufassen, der mehrfach, zuletzt im 19. Jahrhundert, gemacht wurde, ist vor kurzem, vielleicht für immer, gescheitert.

Von der Natur begünstigt scheinen auch die Pyrenäische und Apenninische Halbinsel: von 3 Seiten vom Meere umgeben, im Norden durch hohe Gebirge von den Nachbarländern getrennt, liegen ihre natürlichen Grenzen unverrückbar fest, und wir sollten erwarten, dort von altersher bestehende geschlossene Staaten zu finden. In der Tat drängte die geschichtliche Entwicklung der pyrenäischen Halbinsel im Laufe des Mittelalters einem solchen

Zusammenschluß zu, der mit der Verbindung Aragoniens und Kastiliens gegen Schluß des 15. Jahrhunders und der Angliederung Portugals im Jahre 1580 endgültig erreicht schien. Doch war dieser Zustand nicht von Dauer. Der geographische Grund liegt offenbar dorin, daß der Geschlossenheit der äußeren Grenzen ein Mangel an innerem Zusammenhong gegenübersteht: das gesamte Innere der Halbinsel ist erfüllt von weitgedehnten öden Hochflächen. So hat sich an der isolierten westlichen Peripherie ein spanischer Dialekt zu einer selbständigen Schriftsprache, dem Portugiesischen, entwickeln können, wie das gleichzeitig mit dem von der plattdeutschen Sprache abgesplitterten Niederländischen geschah Mit der selbständigen Schriftsprache entstand ein auf seine Eigenart eifersüchtiges Nationalgefühl, das zur Sprengung der Union zwischen Spanien und Portugal führte. So ist es bis auf den heutigen Tag nicht gelungen, die pyrenäische Halbinsel zu einem Staate zusammenzuschließen.

Mehr Erfolg hat die apenninische Halbinsel gehobt, aber spät genug ist es zur Einigung des Landes gekommen: auch hier steht der Geschlossenheit der äußeren Grenzen jener Mangel an innerem Zusammenhang gegenüber. Die Apenninen lösen die Halbinsel in eine Reihe mehr oder weniger isolierter Landschaften auf. Mit dem Einbruch der Langebarden in Italien verläuft denn auch die Geschichte des Nordens in andere Bahnen, als die des Südens, in dem Griechen, Araber, Normannen und Spanier der Reihe nach gebieten. Erst in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts fließen der Norden und Süden in eine geschichtliche Einheit zusammen. Dies Ergebnis im Gegensatz zu der Entwicklung der pyrenäischen Halbinsel wurde dadurch erleichtert, daß dank dem großen Florentiner Dante der toskanische Dialekt seit dem 14. Jahrhundert sich die Geltung einer allitalienischen Schriftsprache errang und alle übrigen Dialekte aus dem Felde schlug. Die „divina comedia“ spielte in Italien dieselbe Rolle, wie die Bibelübersetzung Luthers in Deutschland.

Von der Natur begünstigt erscheint ferner die Gestoltung der Grenzen Frankreichs. Im Norden, Westen und Süden vom Meere bespült, von Spanien durch die Pyrenäen, von Italien durch die Alpen, von Deutschland durch den Wasgenwald getrennt, scheint nur die nordöstliche Grenzstrecke unsicher und verschiebbar.

Die Geschichte bestätigt uns dieses Ergebnis. Seit den Tagen der Karolinger, besonders seit der Auflösung des burgundischen Reiches, ist die französische Ostgrenze beständig hin und her verschoben worden, im Ganzen zu Gunsten Frankreichs. Auch der innere Zusammenhang des Landes ist inniger als in Spanien und Italien: von der Mündung der Schelde bis zum Fuß der Pyrenäen erstreckt sich eine zusammenhängende Ebene. Nur das Rhonegebiet ist durch einen Kranz von Gebirgen von dem übrigen Frankreich getrennt und nähert sich seiner natürlichen Beschaffenheit nach dem nördlichen Italien. Hier bestand seit den Karolingern das burgundische Reich, hier wurde die provençalische Sprache gesprochen, hier erreichte die geistige Kultur früh eine so hohe Blüte, daß Nordfrankreich dahinter zurückstehen mußte, bis die Albigenserkriege im Anfang des 13. Jahrhunderts diese ganze Kultur zertraten und der geistige Schwerpunkt dauernd auf den Norden verlegt wurde. In den beiden folgenden Jahrhunderten wurde dann das Rhonegebiet auch politisch Frankreich einverleibt, die Grenze rückte bis zu den Alpen vor und der Pariser Dialekt gewann als Schriftsprache die Oberhand über das Provençalische.

Unvergleichlich viel ungünstiger ist die Gestaltung der Grenzen und des inneren Zusammenhanges in dem von dem deutschen Volke bewohnten Gebiet, so ungünstig, daß nur etwa Polen und die Balkanhalbinsel ebenso unvorteilhafte natürliche Bedingungen für die Entwicklung eines geschlossenen Staates aufzuweisen haben. Nur im Norden und Süden bilden Nord- und Ostsee einerseits, die Alpen anderseits unverrückbare natürliche Grenzen. Im Westen fehlt, abgesehen von der kurzen Strecke des Wasgenwaldes, eine sichere Grenze gegen Frankreich, im Osten hängt die norddeutsche Tiefebene in ihrer ganzen Ausdehnung mit der polnischen und weiterhin russischen Ebene zusammen. Nirgendwo gibt es in diesen Gebieten eine Linie, die man mit einiger Sicherheit als die natürliche Grenze Deutschlands bezeichnen dürfte. Die Folge ist gewesen, daß die politischen und nationalen Grenzen an dieser Stelle sich im Lauf der Geschichte beständig verschoben haben. Im Westen hat, wie bereits erwähnt, Frankreich davon Vorteil gezogen. Die französische Grenze liegt heute viel weiter östlich, als in der Entstehungszeit des französischen Staates und Volkes, in den Tagen der letzten Karolinger. Ja, die Ungunst politischer

Verhältnisse hat im Bunde mit den geographischen dazu geführt, daß ein reindeutscher Stamm, die Niederfranken, die Verbindung mit der Hauptmasse des deutschen Volkes gelöst, seinen Dialekt zu einer selbständigen Schriftsprache entwickelt und ebenso wie die Portugiesen auf der pyrenäischen Halbinsel ein selbständiges Staatswesen begründet hat, das von einer Vereinigung mit Deutschland nichts wissen will. So kommt es, daß das Mündungsgebiet des größten deutschen Stromes, des Rheins, im Besitz eines entfremdeten Volkes und Staates ist. — Im Osten hat umgekehrt das deutsche Volk im letzten Jahrtausend von dem Fehlen natürlicher Barrieren Vorteil gezogen. Während in den Tagen der Karolinger die östliche Grenze deutscher Siedelungen in der norddeutschen Tiefebene Elbe und Saale darstellten, erreichen jetzt die vorgeschobensten Posten geschlossener deutscher Ansiedlungsgebiete die Mündung der Memel. Vom 12. bis zum 14. Jahrhundert wurde das Gebiet zwischen Elbe, Saale und Oder und die Ostseeküste bis zur Memelmündung germanisiert. Aber die Gestalt der nationalen Grenze gegenüber dem politischen Gebiet zeigt ein zerrissenes zufälliges Aussehen, und niemand wird dieser Grenze eine ebensolche Dauerhaftigkeit zuschreiben wollen, wie sie beispielsweise dank den Pyrenäen die spanisch französische Grenze besitzt. Das Ergebnis ist: kein Land Westeuropas besitzt auf so weite Strecken unsichere natürliche Grenzen, wie das von den Deutschen bewohnte Gebiet.

Und zu dieser Unsicherheit der Grenzen gesellt sich ein Mangel an innerem Zusammenhang, wie ihn in so hohem Grade in Europa nur noch die Balkanhalbinsel aufzuweisen hat, die es ja bekanntlich auch nie zu staatlichem Zusammenschluß gebracht hat. — Scharf scheiden sich die nördliche und südliche Hälfte, Tiefebene und Gebirgsland voneinander, getrennt durch jene gewaltige Kette von Gebirgen, die sich vom Knie des Rheins bis zu den Quellen der Oder hinzieht und den Romeen als Einheit erschien, der sie den Namen des hercynischen Waldes beilegten. Noch bis tief ins Mittelalter hinein waren diese Berge von unwegsamen Urwäldern bedeckt, so daß der Verkehr zwischen den süddeutschen Stämmen und den Niedersachsen bis auf die Eroberungskriege Karls d. Gr. weniger rege war, als der Verkehr letzterer mit Dänen und Angelsachsen. Nur Karl d. Gr. ist es zu danken, daß nicht schon damals

in größerem Maßstabe geschah, was durch die Begründung der holländischen Nation später in kleinerem Maßstabe sich vollzog: die Ablrennung eines großen Teils der Deutschen von der Hauptmasse, der Zusammenschluß der Sachsen und Dänen zu einem fremden feindseligen Staatswesen, das in seiner politischen und geistigen Entwicklung eigene Wege gegangen wäre.

Auch die Flußsysteme der nördlichen Tiefebene zeigen kaum einen Zusammenhang mit dem südlichen Gebirgsland. Nur der Rhein stellt die Verbindung her, und weiterhin die Elbe, die aus dem böhmischen Gebirgskessel herabströmt. Wenn irgendwo im Bereiche des locker verbundenen Gebiets zwischen den Alpen und dem Meere ein natürliches Zentrum nachgewiesen werden könnte, eine natürliche Verbindung zwischen Süden und Norden, eine Landschaft, die von der Natur selbst berufen wäre, in diesem Teil Europas dieselbe Rolle zu spielen, wie Moskowien in Rußland und Isle de France in Frankreich, — so müßte sie in Böhmen gesucht werden. Aber gerade dieses Gebiet war, noch ehe es zur Bildung eines deutschen Staates und Volkes gekommen war, in den Stürmen der Völkerwanderung von einem zähen slawischen Völkchen besiedelt worden, das einem engeren Zusammenschluß norddeutscher und süddeutscher Stämme bis heute ernsthafte Hindernisse entgegensetzt. Die sparsame Gunst der geographischen Bedingungen wurde durch die Ungunst einer historischen Zufälligkeit ins Gegenteil verkehrt. — Die meisten Länder Westeuropas sind in der glücklichen Lage, daß die Mündungen der in ihnen entspringenden Flüsse innerhalb der natürlichen Grenzen des Gebiets liegen. Für Süddeutschland ist es verhängnisvoll, daß die Lebensader des ganzen Gebiets, die Donau, im weiteren Verlauf Länder, die auf keine Weise in die natürlichen Grenzen Deutschlands eingerechnet werden können, durchströmt und endlich in unerreichbarer Ferne mündet. Das Donausystem ist die große Ausnahme unter den Flußsystemen Europas, und an dieser Ausnahme ist nahezu ein Drittel Deutschlands beteiligt. Die Folge davon ist, daß der natürliche Zusammenhang des deutschen Gebiets noch lockerer, die zentrifugale Tendenz noch stärker wird. Die am mittleren Donaulaufe wohnenden Stämme schauten flußabwärts nach Ungarn und der Balkanhalbinsel, dort gab es Interessen zu verteidigen, die ihnen näher zu liegen schienen, als die Interessen ihrer nord

deutschen Volksgenossen. Das historische Ergebnis dieser zentrifugalen Tendenz ist die Begründung der österreichisch-ungarischen Monarchie, die demnach in gewissem Sinne von der Donau geschaffen worden ist, wie Ägypten vom Nil. Allerdings, zur Ausbildung einer selbständigen Schriftsprache wie in den Niederlanden ist es bei den Deutschen Österreichs nicht gekommen.

Ungeheuer ist demnach der Einfluß der geographischen Gestaltung Deutschlands auf die historische Entwicklung des deutschen Volkes. Im Mittelalter gravitierte der Süden mehr nach Italien als nach der nördlichen Tiefebene mit ihren selbständigen Flußsystemen; der Norden ging lange Zeit seine eigenen Wege. Der Verkehr erfolgte auf dem Umwege durch das Rheingebiet. Erst eine Zeit mit reicher entwickelten Verkehrsmitteln überwand das durch den hercynischen Wald gegebene Hindernis und führte Süden und Norden enger zusammen. — Dagegen gelang es nicht, die Wirkungen der Besetzung des böhmischen Gebirgskessels durch die Czechen einerseits und der donauabwärts gerichteten zentrifugalen Tendenz des deutschen Südostens anderseits aufzuheben. Ebensa wenig ließen sich die Folgen der nationalen Verselbständigung der Niederländer beseitigen. Der Mangel an innerem Zusammenhang, die ungünstige geographische Gestaltung des deutschen Gebiets haben zur Folge gehabt, daß der politische Zusammenschluß später erfolgte, als in den andern Ländern Westeuropas, ausgenommen Italien, und bis heute unvollständig geblieben ist. Niemand wird mit Bestimmtheit behaupten wollen, daß die heutige Gestalt der Grenzen des deutschen Reiches in demselben Sinne Anspruch auf unabsehbare Dauer habe, wie etwa die Gestalt der Grenzen Spaniens oder Italiens oder Frankreichs, für die höchstens unbedeutende Verschiebungen in Betracht kommen können.

II.

Die Geschichte mancher Völker läßt sich mit einem wohlgebauten Drama vergleichen, das vom ersten bis zum letzten Akt von einer einheitlichen, stetig fortschreitenden Handlung getragen wird, so daß jeder folgende Akt die in den vorhergehenden geknüpften Fäden weiterführt bis zu dem Höhepunkt, unter Umständen bis zu der Schlußkatastrophe. Unter einem ästhetischen Gesichtspunkt gesehen, gewährt die Geschichte solcher Völker ein Verstand

und Schönheitssinn gleichermaßen befriedigendes Schauspiel. Die Entwicklung der Handlung erfolgt von innen heraus, ohne dem Zufall eine entscheidende Rolle zu gönnen, die angeschlagenen Töne finden Zeit, vollständig auszuklingen. Der Einheit der Handlung entspricht die Einheit des Orts.

Einen solchen Aufbau zeigt z. B. die Geschichte des römischen Volkes. Die Entwicklung der Verfassung, das Wachstum der Grenzen, die Umbildung des Stadtstaats zum Weltreich vollzieht sich mit unaufhaltsamer logischer Konsequenz. Auf den Sturz der Monarchie folgt die Adelsherrschaft, auf den Kampf der Stände der Ausgleich der politischen Rechte und die Periode der großen Eroberungen unter der Leitung der vermögenden Geschlechter patrizischer wie plebejischer Herkunft. Das gewaltige Wachstum des Staates führt zur Bereicherung und Korruption des neuentstandenen Amtsadels, zur Verarmung des Bauernstandes infolge der unaufhörlichen, in fremden Ländern zu führenden Kriege. Die patriotisch gesinnte Nobilität der punischen Kriege bildet sich zu der egoistischen, korrumpierten Optimatenpartei der jugurthinischen und sullanischen Zeiten um. Der ehrenfeste Bauernstand der guten alten Zeit erliegt wirtschaftlich den militärischen Anforderungen und der Konkurrenz der von Sklaven bewirtschafteten Latifundien; er wird zum käuflichen Proletariat. Mit innerer Notwendigkeit tritt damit an die Stelle der bisher maßgebenden beiden Faktoren, des Senats und der Volksversammlung, ein neuer dritter Faktor: das dem siegreichen Feldherrn ergebene Söldnerheer. An die Stelle der Republik tritt die Militärmonarchie, die Verfassung des Stadtstaats bildet sich um zur Verfassung des Weltreichs. Nicht mehr die Interessen der städtischen Bevölkerung Roms sind maßgebend. Der Imperator stützt sich auf das Heer und die Sympathien, die ihm die gute Verwaltung der Provinzen sichert. Immer weiter schreitet die Verschmelzung der Provinzialbevölkerung mit den Römern fort, immer weiter breitet sich die Romanisierung aus. Der Höhepunkt der römischen Geschichte wird im 2. Jahrhundert nach Christo erreicht. Aber der Höhepunkt birgt zugleich den Keim des Verfalls in sich. Mit der weiterschreitenden Vermischung mit den unterworfenen Völkern erfolgt nicht nur eine weitere Verbreitung, sondern auch eine fortschreitende Verflachung und Barbarisierung der Kultur. Der Rückgang des

geistigen Lebens, die Abnahme der militärischen Tüchtigkeit, die Erschlaffung der patriotischen Impulse führten dann dazu, daß das römische Reich unter den Stürmen der Völkerwanderung zusammenbrach.

Wir sehen, die römische Geschichte gleicht einem kunstvoll in Akte gegliederten Drama, das mit innerer Konsequenz dem Höhepunkt und der Schlußkatastrophe zudrängt. Die Geschichte anderer Völker gleicht einem weniger kunstvoll gebauten Drama, in dem die Einheit der Handlung und des Orts nicht gewahrt ist, in dem begonnene Entwicklungen jäh unterbrochen, in jeder Szene neue Motive aufgenommen und später fallen gelassen werden, in dem ein oft wiederholter Ortswechsel neue Personen mit neuen Zielen auf die Bühne bringt. Wohl kann diese oder jene Szene ein geschlossenes, ästhetisch befriedigendes Bild enthalten, aber einen harmonischen Gesamteindruck hinterläßt ein derartiges Drama nicht. Zu dieser Art von Dramen gehört auch, um es gleich vorweg zu nehmen, die Geschichte des deutschen Volkes, wenn man die letzten 1000 Jahre ins Auge faßt. Ganz anders allerdings wird unser Urteil ausfallen, wenn wir uns auf die Geschichte der letzten 250 Jahre beschränken. Denn erst mit dem Aufsteigen Preußen-Brandenburgs kommt die Einheitlichkeit und der stetige Fortschritt in die deutsche Geschichte, den wir in der römischen Geschichte bewundern, und der der englischen Geschichte der letzten 1000 Jahre ihren unvergleichlichen Reiz verleiht.

Gestatten Sie mir, dies Urteil näher zu begründen.

Im 9. Jahrhundert löste sich aus dem Schoß des karolingischen Weltreichs das heutige Deutschland. Eine deutsche Nation gab es damals noch nicht. Die 4 großen Stämme der Franken, Sachsen, Schwaben und Bayern lebten ohne nähere Verbindung mit einander, ohne das Bewußtsein, einem gemeinsamen Volke anzugehören, jeder Stamm mit eigener Sprache, eigener Sitte, eigenem Recht. Erst die späteren Heerfahrten nach Italien ließen das Gefühl der Gemeinsamkeit und Verwandtschaft aus dem Gegensatz zu den Wälschen emporwachsen. Erst im 10. Jahrhundert entstand der Name der Deutschen. Der führende Stamm waren im karolingischen Reich die Franken gewesen. Aber im Anfang des 10. Jahrhunderts kam mit Heinrich I. die Führung an die Sachsen, eine vom nationaldeutschen Standpunkt aus günstige Wendung, da die

wichtigste Aufgabe des eingeengten jungen Staats, wenn man die Dinge unter dem landläufigen Gesichtspunkt der Machtpolitik betrachtet, die Ausdehnung nach Osten auf Kosten der Elbslaven war, zu deren Lösung die Sachsen die berufensten waren. Doch die Dynastie war kurzlebig, die Germanisierung des Ostens geriet nach verheißungsvollem Anfang ins Stocken, der Urenkel Heinrichs I., Otto III., stirbt seiner Heimat entfremdet, die Sachsen als Barbaren verachtend, im fernen Italien. Der historische Schwerpunkt wird mit der Wahl Heinrichs II. von Baiern nach Süddeutschland verlegt. Sachsen löst sich seitdem mehr und mehr vom übrigen Deutschland und geht eigene Wege. Mit den salischen Kaisern kommt die Führung wieder an den Stamm der Franken. Heinrich der III. stellt die Grenzen der deutschen Ostmark im Kampf mit den Ungarn endgültig fest. Seine Nachfolger reiben ihre Kräfte im Kampf mit dem Papsttum auf. Als der Friede notdürftig wiederhergestellt ist, stirbt mit Heinrich V. die Dynastie aus. Noch einmal kommt mit der Wahl Lothars die Führung an die Sachsen. Damals beginnt der zweite große Vorstoß gegen den slavischen Osten. Durch die Vermählung seiner Tochter mit dem welfischen Baiernherzog bereitet Lothar die engere Verbindung der beiden durch ihre kolonisatorischen Aufgaben im Nordosten und Südosten wichtigsten deutschen Stämme, der Sachsen und Baiern, vor. Aber die Wahl des Hohenstaufen Konrad wirft das ganze Werk wieder über den Haufen. Zwar die Sachsen setzen auf eigene Hand unter der Führung Heinrichs des Löwen, Albrechts des Bären und der Wettiner ihre kolonisatorische Tätigkeit fort. Aber der historische Schwerpunkt Deutschlands wandert wieder nach dem Süden, nach Schwaben, dem die italienischen Verhältnisse weit näher lagen als der Kampf mit den Slaven. Die Zertrümmerung der Macht Heinrichs des Löwen durch Barbarossa im Jahre 1180 war vom Standpunkt der nationalen Interessen aus ein Nachteil. Wohl schritt auch nach der Katastrophe im 13. Jahrhundert, während die letzten Hohenstaufen mehr und mehr Italiener wurden, der deutsche Einfluß noch Osten fort: der deutsche Orden besetzte und kolonisierte das Gebiet der Weichselmündung und übernahm das Erbe der Schwertbrüder an der Düna. Aber nur mit Mühe wurden Konkurrenten wie die Dänen abgewehrt. Sachsen löste sich nach dem Sturze des Löwen in kleinere Territorien auf, die zu

einer einheitlichen Aktion unfähig waren. Dasselbe geschah gleichzeitig mit der Entfremdung und dem Sturz der Hohenstaufen in Schwaben und Franken.

Der historische Schwerpunkt Deutschlands wanderte im 13. Jahrhundert nach dem Osten in die Kolonisationsgebiete. In den nächsten 100 Jahren ringen die Habsburger von Österreich, die Wittelsbacher von Baiern, die Luxemburger in dem halbslavischen Böhmen um die Führung in Deutschland. Daneben spielt der deutsche Orden unter Winrich von Kniprade und der Hansabund unter Führung von Lübeck eine große Rolle, während im Westen der Rhein zur sogenannten „Pfaffengasse" wird und am Fuß der Alpen der Schweizer Bund sich langsam vom übrigen Deutschland löst. Die Luxemburger von Böhmen sind es dann, die Deutschland den Rücken kehren und ihre Blicke nach Südosten donauabwärts zu richten beginnen. Bis auf die Gegenwart dauernden territorialen Gewinn haben sie Deutschland nur durch die Angliederung Schlesiens geschaffen.

Die Erben ihrer Politik werden im 15. Jahrhundert die Habsburger, die nach mancherlei Mißerfolgen im 16. Jahrhundert Böhmen und zum Teil Ungarn endgültig gewinnen und damit den Grund zu der Österreichisch-Ungarischen Monarchie und der heutigen Entfremdung des deutschen Südostens legen. Noch im 15. Jahrhundert gewinnen sie aus dem burgundischen Erbe die sogenannten „17 Provinzen", das alte Gebiet der Nordfranken, um im folgenden Jahrhundert durch Preisgabe an Spanien auch deren Entfremdung dem übrigen Deutschland gegenüber vorzubereiten.

Während so im 15. und 16. Jahrhundert das Haus Habsburg glanzvoll emporsteigt, doch nicht zum Heile der politischen Macht Deutschlands, gewinnen im Nordosten 2 Staaten auf altem Kolonisationsgebiet, Kursachsen unter den Wettinern und Brandenburg unter den Hohenzollern, eine bescheidenere Bedeutung, während der Orden durch die aufsteigende litauisch-polnische Macht und die Hansa durch das Aufblühen der Niederlande, Dänemarks, Schwedens und endlich Englands lahm gelegt werden. Holstein kommt zum Schaden der Hansa im 15. Jahrhundert in dänische Hände. Das baltische Kolonisationsgebiet verliert im 16. Jahrhundert jeden Zusammenhang mit dem Reich.

Kursachsen wird im 16. Jahrhundert der Hort der Reformation gegenüber dem Hause Habsburg, Baiern im Beginn des 17. Jahrhunderts durch Maximilian die Burg der Gegenreformation.

Ein wichtiges Ergebnis von dauernder Bedeutung für den politischen Zusammenschluß Deutschlands hat die 400jährige verlustreiche und unstete Periode vom Sturz der Hohenstaufen bis zum Westfälischen Frieden gehabt: sie schenkte Deutschland eine allgemein anerkannte Schriftsprache. In den Tagen der Hohenstaufen dominierte der bairisch-österreichische Dialekt. Die Anfänge unserer heutigen Schriftsprache führen auf den Sprachgebrauch der kaiserlich-luxemburgisch-böhmischen Kanzlei zurück. Von Luther aufgenommen und bereichert, wurde diese Sprache durch die Bibelübersetzung die allgemein anerkannte Schriftsprache. Die sprachliche Einigung erleichtert die staatliche. Eine Tatsache, wie die Ausbildung des niederfränkischen Dialekts zur selbständigen Schriftsprache, die eine politische Angliederung der Niederlande fast ausgeschlossen erscheinen läßt, ist seit dem endgültigen Siege der Sprache Luthers wohl unmöglich geworden.

Der große 30jährige Krieg endlich räumt mit der Unübersichtlichkeit und Unstetigkeit der bisherigen geschichtlichen Entwicklung auf und schafft die Situation, aus der sich in unaufhaltsamer Entwicklung die gegenwärtige politische Gestaltung Deutschlands ergeben hat. Österreichs Ansprüche auf unumschränkten Einfluß in Deutschland werden zurückgewiesen, seine Anteilnahme an den deutschen Angelegenheiten wird geringer, der Elsaß wird ohne erheblichen Widerstand Frankreich überlassen. Die Siege Prinz Eugens verlegen den Schwerpunkt seiner Interessen endgültig nach dem Osten. Baiern beginnt seine einflußreiche Stellung infolge der fortschreitenden Konsolidierung Österreichs einzubüßen und sucht zeitweilig — ohne Erfolg — an Frankreich eine Stütze zu gewinnen. Den größten Gewinn im Westfälischen Frieden heimst dagegen unter den deutschen Territorialfürsten der große Kurfürst ein, nachdem Brandenburg durch die Angliederung Preußens den entscheidenden Vorsprung vor dem Nachbarn Kursachsen gewonnen hat. Die Siege über Polen und Schweden, die Schlachten von Warschau und Fehrbellin lenken die Aufmerksamkeit Europas auf den kleinen Staat und stärken ihn soweit, daß auch die Bildung eines neuen

Staats an seiner Westgrenze, des Kurfürstentums Hannover, trotz dessen Verbindung mit England seit Anfang des 18. Jahrhunderts, sein Wachstum nicht gefährden kann. Ebenso ungefährlich bleibt die Verbindung Kursachsens mit dem zerrütteten Polen. Der Sohn des großen Kurfürsten, Friedrich I., erhält den Königstitel, dessen Sohn Friedrich Wilhelm schafft den mustergültigen Beamtenstand, auf dem Preußens Größe beruht. Friedrich d. Gr. bringt dann die Entscheidung. Die Eroberung und Behauptung Schlesiens im Kampf mit halb Europa stellt Preußen den Großmächten ebenbürtig an die Seite, macht es zum gefährlichen Rivalen Österreichs in Deutschland und gibt ihm einen nie mehr einzuholenden Vorsprung gegenüber seinen Nachbarn, Kursachsen und Kurhannover. Rußland muß es sich gefallen lassen, daß Preußen sich an der Teilung Polens beteiligt.

Die Kriege Napoleons zertrümmern das alte Reich, Österreich verzichtet auf die deutsche Kaiserkrone, aber auch für Preußen scheint ein Rückschlag einzutreten: es verliert seine polnischen und westelbischen Erwerbungen, während Bayern, Württemberg und Kursachsen, von Napoleon begünstigt, gewaltig an Umfang zunehmen, besonders auf Kosten der geistlichen Fürstentümer, und mit dem Königstitel ausgestattet werden. Doch die „Freiheitskriege" stellen Preußen in erweitertem Umfange wieder her, nur daß es zum Heile der nationalen Ausgestaltung Deutschlands seine rein polnischen Erwerbungen mit Warschau an Rußland überlassen muß; der deutsche Bund wird wiederhergestellt, doch ohne die frühere unerhörte Zersplitterung: die geistlichen Fürstentümer bleiben beseitigt, Bayern, Württemberg, Baden u. a. behalten ihren erreichten Umfang. Österreich und Preußen teilen sich in die Hegemonie, ein Zustand, der mit Notwendigkeit zum Zusammenstoß führen mußte, wie seiner Zeit der Dualismus der Hegemonie in Hellas. Die Siege von 1866 zwangen Österreich, aus dem deutschen Bunde auszuscheiden und damit eine schon im 14. Jahrhundert begonnene Entwicklung abzuschließen. Der norddeutsche Bund unter Führung des durch Angliederung Hannovers und einiger kleinerer Staaten erweiterten Preußens wurde begründet und durch den Anschluß Süddeutschlands während des deutsch-französischen Krieges von 1870/71 zum deutschen Reich umgestaltet. Schon 1864 wurde Schleswig den Dänen, 1871 Elsaß-Lothringen den Franzosen ab-

genommen. Von ursprünglich zum deutschen Reich gehörigen, von einer kompakten deutschen Bevölkerung bewohnten Gebieten liegen also nur Holland, Nordbelgien, die östliche Schweiz und Deutsch Österreich außerhalb der Grenzen des deutschen Reiches. In den 80er Jahren endlich begann Deutschlands Eintritt in die Weltpolitik, es erwarb Kolonien in Afrika und Australien und Hafenplätze in Ost Asien, um seiner gewaltig anwachsenden Bevölkerung überseeische Absatzgebiete und neue Ernährungsmöglichkeiten zu schaffen.

Sie sehen aus dieser Übersicht, daß erst seit 250 Jahren der einheitliche und stetige Zug in die deutsche Geschichte kommt, den die Geschichte Englands seit dem Zusammenschluß der angelsächsischen Königreiche, die Geschichte Frankreichs seit den ersten Kapetingern, die Geschichte Rußlands seit dem Emporkommen Moskaus zeigt. Was dahinter zurückliegt, ist eine unerquickliche, ästhetisch unbefriedigende Aufeinanderfolge von mißlungenen Anläufen, die der deutschen Geschichte mit Recht den Vorwurf der Unübersichtlichkeit und Unstetigkeit eingetragen haben. So spricht Hebbel von der Ergebnislosigkeit der älteren deutschen Geschichte. Nur etwa die griechische Geschichte kennt einen annähernd so häufigen Wechsel des historischen Schwerpunkts. Wie dieser sich in Deutschland von Sachsen nach Franken, von da nach Schwaben und endlich in die östlichen Kolonisationsgebiete verschiebt, um nach dem 30jährigen Kriege sich in Brandenburg zu fixieren, so schiebt er sich in Hellas von Sparta nach Athen und wieder zurück, von da nach Theben, nach Phokis und endlich nach Makedonien. Nicht umsonst ist Preußen Deutschlands Makedonien genannt worden. Die Parallele ist allzu verlockend. Und so wie man mit Makedonien eine neue Geschichtsepoche beginnen läßt, obgleich es die hellenische Kultur übernahm, so darf man auch mit dem großen Kurfürsten eine neue Epoche der deutschen Geschichte beginnen lassen und behaupten, daß die Geschichte des deutschen Volkes jünger ist, als die seiner westlichen Nachbarvölker, ja selbst die Rußlands.

III.

Höchst eigenartig, ohne Parallele im übrigen Europa, ist ferner der bundesstaatliche Charakter der deutschen Verfassung, die Vereinigung einer ganzen Reihe fürstlicher und städtischer Terri-

lorien zu einem Gesamtstaat unter der Führung des Mächtigsten unter ihnen. Wie ist es gekommen, daß diese Reste des Mittelalters, diese Erinnerungen an den Lehnsstaat, in Deutschland erhalten blieben, während sie in Frankreich, dem typischen Feudalstaat des eigentlichen Mittelalters, bis auf den letzten Rest geschwunden sind? Sind doch beide Staaten aus derselben Wurzel, dem karolingischen Reich, emporgewachsen, und zu wie verschiedenen Ergebnissen hat die bisherige innere politische Entwicklung geführt!

Das wichtigste Merkmal des modernen Staats ist ein zahlreiches besoldetes, nicht erbliches Beamtentum, das die Befehle seiner Auftraggeber, mag es nun ein Monarch oder ein Parlament sein, prompt ausführt. Erst durch das besoldete Beamtentum ist der Staat ein ebenso wichtiger Faktor für die Gestaltung des Lebens geworden, wie die Wirtschaftsformen, die Religion und Sitte, endlich seit einigen Jahrhunderten auch die Wissenschaft und Kunst. In einem naturalwirtschaftlichen Zeitalter aber ist ein besoldetes Beamtentum unmöglich, und weder das karolingische Reich, noch die aus ihm hervorgegangenen Staaten haben ein solches Beamtentum besessen. Die Beamten konnten nur mit Landbesitz besoldet werden, der stets die Tendenz zeigt, erblich zu werden. Die Erblichkeit des Landbesitzes aber zieht die Erblichkeit der Ämter nach sich; — so entsteht der Lehnsstaat. Er war in Frankreich vom 10. bis zum 13. Jahrhundert noch weit schroffer entwickelt, als in Deutschland. Dennoch ist es den französischen Königen gelungen, durch eine kluge Hauspolitik und umsichtige Ausnutzung der seit dem 13. Jahrhundert beginnenden Geldwirtschaft ihn nach und nach zu beseitigen und an seine Stelle den modernen Beamtenstaat zu setzen. Von den deutschen Königen ist diese Aufgabe entweder überhaupt nicht begriffen oder zu spät in Angriff genommen worden.

Allerdings ist der Erfolg der französischen Könige mindestens in ebenso hohem Grade der Langlebigkeit ihrer Dynastien zuzuschreiben, wie ihrer Umsicht. Während bei der Kurzlebigkeit der deutschen Königsgeschlechter der Nachfolger immer damit beginnen mußte, das ihn bedrohende Werk seines Vorgängers zu zerstören

Als die sächsischen Könige die Festigung des deutschen Reiches in Angriff nahmen, versuchten sie es vergeblich oder doch nur mit

halbem Erfolge, der Erblichkeit der höchsten Ämter, des Herzogs- und des Grafenamts, entgegenzutreten. So kam Otto d. Gr. auf den Gedanken, als Gegengewicht gegen den Laienadel die Geistlichkeit, bei der die Gefahr der Erblichkeit ausgeschlossen war, mit Amtsbefugnissen und Verwaltungsbezirken auszustatten. Er legte damit den Grund zu den späteren geistlichen Fürstentümern. Aus den Kreisen der Geistlichkeit gingen von nun an die höchsten Reichsbeamten hervor. Vorbedingung der günstigen Wirkung einer solchen Verfassung war selbstverständlich, daß die Besetzung der geistlichen Ämter ganz in den Händen des Königs lag, und daß der König einen gewissen Einfluß auf die Päpste, die seit Bonifacius als Häupter auch der deutschen Kirche galten, ausübte. Das führte Otto nach Italien, und damit begannen die Romfahrten der deutschen Könige, die anfänglich um deutscher innerpolitischer Zwecke willen unternommen wurden, später aber die Aufmerksamkeit der Könige mehr und mehr von den Aufgaben in Deutschland selbst ablenkten. Schon Otto des Gr. Enkel, Otto III., ist dieser Versuchung erlegen.

Etwa ein Jahrhundert hat die Ottonische Verfassung, im Ganzen zum Heile Deutschlands, bestanden; dann erwies es sich, daß sie schwere innere Gefahren in sich barg. Der Kampf mit dem Papsttum begann. Deutschlands Unglück wollte es, daß in dem gefährlichsten Moment, als Kardinal Hildebrand mit seinen Forderungen hervortrat, ein unmündiger Knabe auf dem Throne saß. Das Papsttum gewann einen Vorsprung, der nicht mehr einzuholen war. Jeder Einfluß auf die Besetzung des päpstlichen Stuhles hörte seit der Kreierung des Kardinalkollegiums auf, ein bescheidener Einfluß auf die Besetzung der geistlichen Ämter in Deutschland wurde in dem Wormser Konkordat mit Mühe gerettet. Die Macht, mit der Otto d. Gr. im Interesse des Reiches die deutsche Kirche ausgestattet hatte, schlug nun zu dessen Nachteil aus. Und während des 50jährigen Kampfes war auch die Macht des weltlichen hohen Beamtenadels gegenüber dem Königtum so gewachsen, daß sie bereits den Charakter einer erblichen Landesfürstengewalt gewonnen hatte.

Die Hohenstaufen beschränkten sich auf Schwaben und Franken, überließen fast den ganzen Rest Deutschlands den mächtigsten der Laienfürsten, den Welfen, um in Italien, das ihnen näher lag,

freie Hand zu haben, und suchten eine Stütze an dem während des Investiturstreits und der ersten Kreuzzüge emporgekommenen niederen Adel, dem sogenannten Rittertum, zu gewinnen. Es ist bewunderungswürdig, wie viel sie mit so unsicheren Mitteln zu erreichen, welche Rolle sie in der internationalen Politik zu spielen wußten. Deutschland haben sie nicht genützt, sondern geschändet. Sie beuteten Deutschlands Kräfte für die Ziele ihrer italienischen Politik aus. Die nationalen Aufgaben besorgten ihre Gegner, die Welfen. Und als der Versuch, den inneren Frieden aufrecht zu erhalten, scheiterte und mit der Zertrümmerung der welfischen Machtstellung endete, da bedeutete dies Ergebnis nach außen hin keinen Gewinn für Deutschlands Wachstum in östlicher Richtung, noch innen keinen Gewinn mehr für die Macht der deutschen Könige, die ihre italienische Politik der Heimat allzu sehr entfremdet hatte; und so wurde durch den Sturz des Löwen das dem Lehnsadel günstige Ergebnis des Investiturstreits nur verstärkt, nur daß an die Stelle der großen Stammesherzogtümer Territorien von mittlerer Größe traten, so daß in Deutschland schließlich überhaupt niemand mehr eine imponierende Machtstellung besaß. Vielleicht, daß Heinrich VI. sich mit Erfolg der Entwicklung der Dinge entgegengestemmt hätte, wenn ihm ein längeres Leben beschieden gewesen wäre. Doch ein Versuch, das Wahlrecht zu beseitigen und die Erblichkeit der Kaiserwürde durchzuführen, scheiterte. Und nach seinem Tode brach jener verhängnisvolle Bürgerkrieg zwischen Hohenstaufen und Welfen aus, den Papst Innocenz III. benutzte, um den Verzicht selbst auf das Wormser Konkordat zu erlangen. Friedrich II. endlich, nur den italienischen Verhältnissen zugewandt, erkannte die jetzt dem Investiturstreit in Deutschland erfolgte Umwandlung der geistlichen und weltlichen Reichsbeamten in Landesfürsten mit eigenem Münz-, Befestigungs- und Gesetzgebungsrecht offiziell an und gab ihnen die Hauptquelle der königlichen Einkünfte, die Zölle, preis. Und das zu einer Zeit, wo der durch die Kreuzzüge bewirkte Aufschwung des Handels, das Wachstum der Städte, die beginnende Geldwirtschaft den allmählichen Ersatz des erblichen Lehnsbeamtentums durch ein modernes, besoldetes Beamtentum ermöglicht hätten. Die neue Geldwirtschaft ist nicht mehr dem Königtum im Kampfe mit den großen Vasallen, sondern diesen im Kampfe mit ihren Aftervasallen zugute gekommen.

Digitized by Google

Anders verlief, wie schon gesagt, die Entwicklung in Frankreich, wo die Könige bescheiden Hauspolitik trieben, sich nicht durch italienische Ziele ablenken ließen, die Kirche nicht mit so großen Machtbefugnissen ausstatteten, daß der Verlust der Investitur den Bankrott der Zentralgewalt herbeiführen mußte, die beginnende Geldwirtschaft umsichtig für staatliche Zwecke auszunutzen wußten und so den Grund zur Vernichtung des Lehnswesens und zur vollständigen Einigung Frankreichs legten.

Das Ergebnis der inneren Entwicklung von den sächsischen Kaisern bis auf Friedrich II. ist in Deutschland nie wieder vollständig erschüttert worden. Aus dem Kreise der Landesfürsten sonderte sich ein bevorzugter Kreis, das Kurfürstenkollegium, aus. Die Versuche Maximilians, die Zentralgewalt zu stärken, die fürstliche Gewalt einzuschränken, scheiterten, ebenso die Karls V. und Ferdinands II. Die Reformation trug dadurch, daß sie auch die kirchlichen Verhältnisse der Willkür der Landesherren auslieferte, nur zur Stärkung der fürstlichen Gewalt bei. Der westfälische Friede gestand den Landesfürsten sogar das Recht des Bündnisses mit fremden Staaten offiziell zu. Das „deutsche Reich" war ein leerer Begriff, die Bezeichnung eines lockeren Staatenbundes geworden. Die Napoleonische Zeit brachte den Zusammenbruch der schwerfälligen Maschinerie, die Beseitigung der geistlichen Fürstentümer, die Verminderung der Zahl der Kleinstaaten und das Wachstum der größeren auf deren Kosten. Aber diese erhaltenen Reste des Mittelalters erwiesen sich als so lebenskräftig, daß die Begründung des neuen deutschen Reiches nicht in den Formen des zentralisierten Staats, sondern nur in den Formen eines Bundesstaats erfolgen konnte. Schon die Beseitigung Hannovers erregte solche Unzufriedenheit, daß die deutsche Regierung noch jetzt mit ihr zu rechnen gezwungen ist. Wenn nicht ein neuer Sturm über Europa hinbrauft, wird die deutsche Kleinstaaterei als Rest des mittelalterlichen Lehnstaats wohl noch langen Bestand haben.

IV.

Die herrschende politische Weltanschauung eines Volkes ist das Ergebnis seiner geschichtlichen Erfahrungen. Ein Volk, das seine größten Erfolge Massenbewegungen verdankt, in dem die Erinnerung lebendig ist, daß die Gestaltung seiner äußeren und

inneren politischen Lage das Ergebnis der Tatkraft nicht einzelner hervorragender Männer, sondern breiter Schichten des Volkes ist, pflegt eine demokratische Weltanschauung zu haben. Umgekehrt ein Volk, das unter dem Eindruck steht, daß Massenbewegungen nicht zum Ziele führten, daß die wichtigsten Ziele seiner Politik von einzelnen hervorragenden Männern auf Wegen erreicht wurden, die anfänglich das Mißtrauen der öffentlichen Meinung erregten, pflegt eine aristokratische Weltanschauung zu haben.

Eine ausgesprochen demokratische Weltanschauung haben die Bürger der nordamerikanischen Union. Kein Wunder, denn die größten Erfolge der Union, die Befreiung der Kolonien von dem Joche Englands, die Niederkämpfung der Sklavenstaaten des Südens waren das Ergebnis von Massenbewegungen, denen gegenüber selbst hervorragende einzelne Männer, wie Washington und Linkoln, eine bescheidene Rolle spielten. Es ist nicht wahrscheinlich, daß das Ergebnis ein völlig abweichendes gewesen wäre, wenn die Tatkraft dieser Männer nicht in die Entwicklung der Dinge eingegriffen hätte.

Ebenso ist die politische Weltanschauung der Engländer demokratisch. Schon die Vernichtung der spanischen Armada von 1588 war eher der patriotischen Begeisterung des ganzen Volkes, das auf eigene Hand den Kleinkrieg zur See führte, als der überlegenen Leitung der Regierung zu verdanken. Die riesigen englischen Kolonien, auf denen die wirtschaftliche Größe Englands beruht, sind von privaten Handelskompagnien ohne maßgebende Mitwirkung der Regierung erworben worden. Die beiden erfolgreichen Revolutionen des 17. Jahrhunderts, denen England seine parlamentarische Regierung verdankt, sind Bewegungen breitester Volksschichten gewesen. In England zuerst beginnen Massenmeetings und Massenpetitionen den Gang der Politik zu beeinflussen. Und ebenso ist die Parlamentsreform von 1832 durch eine Bewegung, die das ganze Volk ergriff, erzwungen worden. Nirgendwo in Europa wird die sogenannte öffentliche Meinung mit solchem Respekt behandelt, wie in England. In einem Kampfe zwischen den regierenden Klassen und der öffentlichen Meinung steht der Engländer von vornherein auf der Seite der Massen. Der Engländer ist sich bewußt, daß sein Vaterland seine ungeheuren Erfolge der unermüdlichen Tatkraft des ganzen Volkes verdankt

und betrachtet jede monokratische oder aristokratische Bevormundung mit Mißtrauen und Widerwillen.

Ähnlich war die Stimmung in Athen nach den Siegen über die Perser. Perikles feierte in seinen Reden, Sophokles in seinen Dramen, Herodot in seiner Geschichte die demokratischen Ideen der Freiheit und Gleichheit. Erst die Mißerfolge des peloponesischen Krieges bringen den Rückschlag, der schon bei Thukydides seinen Ausdruck findet, bis er bei Plato in der Erklärung gipfelt, die demokratische Verfassung sei die schlechteste aller Verfassungen.

Wie verhält es sich nun damit in der deutschen Geschichte? Verdankt das deutsche Volk seine größten Erfolge imposanten Massenbewegungen, wie wir sie in England finden, oder der Leitung und Bevormundung einzelner im Widerspruch mit der öffentlichen Meinung handelnder hervorragender Männer?

Die Antwort kann nicht schwer sein: Zweimal im Lauf der Geschichte ist das deutsche Volk von einer gewaltigen Massenbewegung ergriffen worden. Das erste Mal im 16. Jahrhundert, als es sich um die kirchliche und soziale Reform und die Befreiung von Rom handelte, das zweite Mal im 19. Jahrhundert, als es die politische Einigung erreichen wollte. Beide Male sind die Massenbewegungen kläglich gescheitert; die Ziele sind zum Teil wohl erreicht worden, aber auf Wegen, auf denen die öffentliche Meinung sie nicht suchte, von Männern, die vor der Klarstellung des Ergebnisses von ihr mit erbittertem Haß verfolgt wurden. Ich will versuchen, das kurz zu begründen.

Die reformatorische Bewegung des 16. Jahrhunderts war nicht eine ausschließlich religiöse, sondern auch eine politische, insofern sie ein starkes Kaisertum herbeisehnte, und eine soziale, insofern sie die Bauernbefreiung und demokratische Reform der Städteverfassung sich zum Ziele setzte. Gerade dadurch gewann sie den Charakter einer Massenbewegung. Das von den gebildeten Führern der Bauernbewegung aufgestellte Programm umfaßte nicht nur religiöse, sondern auch politische und soziale Forderungen, deren Erfüllung erst das 19. Jahrhundert gebracht hat. An der Unreife und Maßlosigkeit der Massen scheiterte das seinen Zielen nach großartige Unternehmen. Die politische und soziale Bewegung sahen sich zum Stillstande verurteilt, die religiöse Bewegung geriet unter die Bevormundung der Fürsten unter wachsender Teilnahm-

losigkeit der breiteren Volksschichten. Der schmalkaldische Krieg schien auch sie mit der Ausrottung und Rückkehr zu Rom zu bedrohen. Da rettete der „Judas von Meißen", der Verräter Moritz von Sachsen, wenigstens die Reste des Protestantismus durch seinen erneuten Verrat an dem Kaiser. — Das klägliche Ergebnis der stolzen Bewegung, zu deren Beginn Hutten ausgerufen hatte, es sei eine Lust zu leben, war der Augsburger Religionsfriede mit dem famosen Grundsatz „cujus regio, ejus religio". Es kam dazu, daß ein katholischer und protestantischer Fürst um den Glauben ihrer Untertanen eine Parte Schach spielten. Nur eine vollständige Erschlaffung und Teilnahmlosigkeit des Volkes macht ein derartiges Ergebnis faßlich. Damals soll sich der gegen sogenannte Höherstehende kriechende, unterwürfige Charakterzug ausgebildet haben, der dem Engländer z. B. an dem Deutschen auffällt.

Einen weit erfreulicheren, wenn auch in den Grundzügen ähnlichen Verlauf nahm die zweite große Bewegung, die das gesamte deutsche Volk ergriff: die Einheitsbewegung des 19. Jahrhunderts. Die Not der napoleonischen Zeit weckte das Nationalgefühl, die Freiheitskriege wurden in der Hoffnung geführt, der Preis werde ein starkes geeintes Deutschland sein. Die Enttäuschung führte zu einem starken Anwachsen der demokratischen, fürstenfeindlichen Bewegung, die in der Revolution von 1848 zum Ausdruck kam. Wie seiner Zeit die Bauernbewegung von 1525, so scheiterte der Versuch, mit demokratischen Mitteln ein einiges Deutschland aufzubauen, an der politischen Unreife nicht nur des Volks im engeren Sinne, sondern auch der Gebildeten. Friedrich Wilhelm IV. wies die ihm von dem Frankfurter Parlament angebotene Kaiserkrone zurück, da sie nach Revolution rieche. Was der Volksbewegung nicht gelungen war, das gelang dem verhaßten Junker Bismarck, den die öffentliche Meinung mit einer Erbitterung ohne Gleichen verfolgte. Als man dann zur Besinnung kam, war das Ergebnis ein tiefes Mißtrauen gegen demokratische Bewegungen überhaupt, eine Befestigung der monarchisch-aristokratischen Weltanschauung, die trotz aller Proteste gegen Byzantinismus heutzutage noch als die herrschende in Deutschland angesehen werden kann. Auch Bismarck rief ja nach der Kunde von dem Siege bei Sedan aus: „Jetzt ist die Herrschaft der monarchischen Weltanschauung für die nächsten 100 Jahre in Deutschland gesichert!"

Digitized by Google

V.

In meinen Ausführungen habe ich versucht nachzuweisen, einen wie großen Einfluß die geographische Beschaffenheit Deutschlands auf die Gestaltung seiner Grenzen, den Zeitpunkt seines politischen Zusammenschlusses und die Stetigkeit seiner Entwicklung gehabt hat. Ich versuchte weiterhin nachzuweisen, wie die heutige Verfassung Deutschlands durch Vorgänge des frühen Mittelalters und die politische Weltanschauung des deutschen Volkes durch Erfahrungen der letzten Jahrhunderte mitbestimmt ist. Das Ergebnis der Beschäftigung mit geschichtlichen Studien ist die Erkenntnis, in wie hohem Grade die Gegenwart von der Vergangenheit beeinflußt und wie unfertig sie in vielen Beziehungen noch ist. Πάντα ῥεῖ sagt der alte jonische Philosoph Heraklitos, das heißt „Alles fließt".*

*) Ohne allem in dem obigen Artikel Gesagten beistimmen zu können, glauben wir doch, daß um des vielen Anregenden willen, das darin enthalten ist, unseren Lesern diese Gedankenreihe willkommen sein wird.

Die Red. der „Bast. Mon".

Berichtigungen.

In dem Aufsatz „Der baltische Humorist Dr Schultz-Bertram" Balt Monatsschr Heft 6 sind folgende Druckfehler zu berichtigen:

S 318	Z.	2	von oben:	statt Die Rhinoplastica — lies De Rhinoplastica.
S 320	Z	5	„ „	sind die Worte: und „die Ruinen von Ani" — auf S 321 an Z. 6 anzuschließen.
S 323	Z	1	„ „	statt e Unger — lies e. Unzer
„	Z	5	von unten:	lies: ist stets das Base, das man läßt
S 325	Z	17	von oben:	statt Birne — lies Börne.
S 326	Z	8	„ „	statt Siebismus — lies Im Strabismus
„	Z	11	von unten:	statt: darin — lies. daran
„	Z	12	„ „	statt humorische — lies humoristische
S 327	Z	2	von oben:	statt Emys — lies: Enags
S 328	Z	8	von unten	statt Enaz-Gara — lies Enag-Gara
S. 329	Z	5	„ „	statt Fragen — lies Frotzen.
S 330	Z	15	„ „	statt S E e Gratthuß — lies J E e G.

De Jong's Cacao

ist nahrhaft, leicht verdaulich, vollkommen rein, im Gebrauch sparsam.

½ kg. genügt für 120 Tassen.

Höchste Auszeichnungen

auf der Ausstellungen u. a.:

Paris 1900, St. Louis 1904, Kapstadt 1905.

Goldene Medaillen.

Lüttich 1905 — Diplôme d'honneur:

„Höchste Auszeichnung."

Ges. geschützt.

Fabrik gegr. 1790

Die Wiedergeburt Preußens.

Von

H. Lehbert.

Die Niederlage bei Jena traf die preußische Monarchie ins Mark, der Ruhmeskranz preußischer Unbesiegbarkeit war zerrissen und in den Staub getreten, aber wie ein sengender Blitzstrahl fuhr der furchtbare Schlag in die Seele des preußischen Volkes und zündete die heilige Flamme gerechten Volkszorns, die den vermessenen Verächter aller Völker und Menschenrechte verzehren sollte. Noch war das Schlimmste nicht geschehen und erduldet, aber schon war die Stimmung des Volkes eine andere. „Tiefer Ernst lag über den Gemütern, heißere Gebete stiegen empor zum Allerhöchsten, mancher wetterfeste Bauer blickte grimmig auf zum Bilde des großen Königs an der Wand." — Berthold Niebuhr schrieb damals: „Ich habe in diesen Tagen nirgends mehr so viel Kraft, Ernst, Treue, Gutmütigkeit vereinigt zu finden erwartet; mit einem großen Sinn geleitet wäre das Volk der ganzen Welt unbesiegbar gewesen." Ja, Kraft und Treue hatten die Preußen, denn sie allein waren deutsch geblieben. Die übrigen Deutschen aber, besonders aber die erlauchten deutschen Fürsten, waren elende Trabanten Napoleons geworden. Kursachsen ließ sich in den Rheinbund aufnehmen und Napoleon „begnadigte" den Kurfürsten mit der Königskrone. So waren denn die Albertiner auch Könige geworden, wie ihre verhaßten Nachbarn, die Hohenzollern. Hier freilich durch hohe Verdienste, dort durch niederträchtigen Verrat an der deutschen Sache. Und ihren Verrat feierten sie jetzt nach abenbrein durch ein Fest. Treitschke schreibt

„Auf dem Markte zu Leipzig prangte der Altar des Altarlandes, die Studenten rückten im feierlichen Zuge heran und verbrannten dort ihre Fackeln unter dem Jubelgesang: Gerettet ist das Vaterland. Auch die Kadaver der akademischen Anatomen schlossen sich dem kursächsischen Nationalvergnügen an. Eine erleuchtete Inschrift über der Ausgangstür verkündete: Selbst die Toten rufen: Lebe" Ja, die Toten mußten schon mithelfen. Sie konnten ja nicht widersprechen. Lebende, die eine Zunge und ein Herz hatten, fanden sich vielleicht nicht in genügender Anzahl.

Wenn die deutschen Fürsten so handeln konnten, kann es uns wahrlich nicht wundern, wenn die Polen, durch ein ungerechtes Schicksal brutal zu Boden getreten, sich erhoben und vom preußischen Könige abfielen. Ich begreife nicht, wie König Friedrich Wilhelm gerade darüber so tief erbittert sein konnte. Freilich, die Lage Preußens wurde dadurch furchtbar gefährlich. Napoleon nutzte die Situation sofort mit diabolischer Gewissenlosigkeit und Gründlichkeit aus. Er ließ Tausende von Waffen verteilen, verleitete die Polen in den preußischen Regimentern zur Desertion. Er reizte und lockte die unglücklichen, leichtgläubigen Taren durch das vorgehaltene und vorgelogene Trugbild der Wiederherstellung Polens. In einem Bulletin schreibt Napoleon: „Die Vaterlandsliebe und das Nationalgefühl der Polen, es ist gestählt worden durch das Unglück. Seine erste Leidenschaft ist wieder Nation zu werden. Die reichsten Edelleute kommen aus ihren Schlössern, um mit lauter Stimme die Wiederherstellung Polens zu verlangen. Das Schauspiel ist wahrhaft rührend, aber wird die Nation aus der Tiefe des Grabes wieder zum Leben zurückkehren? Gott allein, der die Verknüpfung aller Ereignisse in Händen hat, ist Richter über dies große politische Problem." So heuchelt und höhnt dieser Teufel und spricht von Gott und Vaterland, verspricht aber nichts Bestimmtes und ist im Grunde entschlossen den Polen nie mehr als schöne Worte zu schenken.

Der Aufstand in Polen zwang Alexander I. den Preußen die versprochene Hilfe zu bringen. Er sandte ein Heer, dessen zuchtlose, rohe Soldaten den preußischen Bauer erbarmungslos quälten und malträtierten. Am 7./8. Februar kam es zur Schlacht bei Preußisch Eylau. Noch einmal leuchtete preußische Tapferkeit in hellem Glanze auf. Der erste Hoffnungsschimmer, den eine

herrlichere Zukunft der zerschlagenen Nation auf den Weg warf. Schon war der linke Flügel der Russen besiegt, da erschien Scharnhorst mit 5000 Mann Grenadieren und 16 Geschützen auf dem Schlachtfelde, warf sich sofort auf den Feind und schlug ihn aus dem Dorfe Kutschitten, stürmte den Wald hinter dem Dorfe und trieb den Feind bis zum Dorfe Sausgarten, von wo Davout am Morgen ausgebrochen war. Aber der Sieg gab dem Kriege keine bessere Wendung. Das Schicksal Preußens war besiegelt. Vergeblich bemühte sich die Diplomatie um Englands und Österreichs Hilfe. Die Hilfe blieb aus. Preußen aber und Rußland schlossen nun am 26. April in Bartenstein einen Vertrag. Im Artikel 15 verpflichteten sich die beiden Herrscher die Waffen nur vereinigt niederzulegen und bis zum Ende des Krieges gemeinsame Sache zu machen. Leider blieb die Kriegführung der Russen schwerfällig und schlecht. 4 Monate lag Bennigsen unbeweglich. Napoleon arbeitete mit fieberhafter Schnelligkeit, zog von allen Seiten Verstärkungen herbei. Was half die glänzende Verteidigung Kolbergs durch Gneisenau, was nützte der verwegene Todesmut des unglücklichen Schill. Am 14. Juni wird Bennigsen bei Friedland von Napoleons Übermacht vollständig zerschmettert. Alexander I., plötzlich zusammengebrochen und völlig mutlos, bietet Napoleon den Waffenstillstand an. Napoleon, der den Anschluß Österreichs an die Verbündeten befürchten konnte, ging mit Freuden ein. Der Waffenstillstand wird am 21. Juni geschlossen und kein Preuße war dabei.

Die Nachricht traf Hardenberg wie ein Donnerschlag. Nun hing das Schicksal Preußens von Gnade und Ungnade der beiden Kaiser ab. Am 25. Juni fand die erste Unterredung der beiden Kaiser statt auf einem Floß im Niemen, und der König von Preußen mußte vom Ufer aus zusehen. Am 3. Juli schickte Napoleon zwei Urkunden im Entwurf, die eine enthielt den Friedensvertrag, die andere den Bündnisvertrag. Am 4. Juli gab Napoleon die schriftliche Erklärung ab. Das Fürwort des Kaisers Alexander werden den König von Preußen in den Besitz all der Lande wieder einsetzen, welche an die beiden Mächte grenzen. — Später versuchte die unglückliche Königin Luise das Herz des Siegers menschlich zu stimmen. Die Unterredung fand zu Tilsit, im Hause eines Müllers statt. Die Gräfin Voß begleitete die Königin auf ihrem

schweren Gang. Sie entwirft ein interessantes Bild von Napoleon: Er ist auffallend häßlich, ein dickes, aufgedunsenes, braunes Gesicht, dabei ist er korpulent, klein und ganz ohne Figur, seine großen runden Augen rollen unheimlich umher, der Ausdruck seiner Züge ist hart, er sieht aus wie die Incornation des Erfolges. Nur der Mund ist schön geschnitten. Er war äußerst höflich, sprach sehr lange allein mit der Königin. Die Königin sagte unter anderem: Sie könne nur die Hoffnung hegen, daß er als Sieger, der das ganze Land im Besitz habe, seinen Sieg nicht mißbrauchen werde. Napoleon schrieb bald darauf seiner Gemahlin: Ich war galant und habe mich an meine Politik gehalten. In einem andern Brief schrieb er schadenfroh: Ihre Bitten glitten ab wie das Wasser vom Wachstuch.

Am 7./8. Juli wurde der Friede zu Tilsit unterzeichnet. Die Bedingungen waren furchtbar hart, fast vernichtend für Preußen. Alle Länder zwischen Elbe und Rhein mußte Preußen abtreten, alle polnischen Erwerbungen von 1793. Preußen behielt von 5700 Quadrat nur noch 2800, von 9¾ Mill. Einwohnern nur 4½ Millionen. Die polnischen Provinzen erhielt der König von Sachsen und dazu den Titel Herzog von Warschau. Die Länder zwischen Elbe und Rhein, dazu genommen Hannover, Hessenkassel, Braunschweig schlug Napoleon mit roher Siegerfaust schnell zum Königreich Westphalen zusammen und beglückte seinen Bruder Jerome mit der Königskrone. Die Großmachtstellung Preußens schien für immer verloren, seine Existenz in Frage gestellt. Je ne veux pas anéantir la Prusse hatte Napoleon der unglücklichen Königin gesagt. Es war eine freche Höflichkeitslüge. Es wollte es wohl vernichten. Nur nicht mit einem Schlage zerschmettern, das konnte er im Augenblick nicht. Aber wohl will er allmählich sein Opfer erwürgen, indem er die eiserne Schlinge mit jedem Monat enger zusammenzog. Die unglaubliche Kopflosigkeit des preußischen Feldmarschalls Kalkreut, der ein warmer Verehrer Napoleons gewesen und geblieben, kam Napoleons Absichten auf halbem Wege entgegen. Am 12. Juli 1807 schloß der weise Feldmarschall eine Konvention ab. Hiernach sollte die Räumung der von den Franzosen besetzten Provinzen des preußischen Staates sofort beginnen und am 1. November vollendet sein. In einem andern Paragraph aber hieß es: Die Räumung erfolgt *erst*, *wenn* die auferlegte

Kontribution abgetragen ist. Bis zum Tage der Räumung sollen die französischen Truppen im Lande verpflegt werden. Ob es 50 Tausend, 100 Tausend, oder 200 Tausend Mann sein sollten, war nicht gesagt. Was allem aber die Krone aufsetzte: Wie hoch die Kontribution sein sollte, darüber fand sich kein Wort in der Konvention. Man hört nicht, daß der preußische Feldmarschall, als er seine unglaubliche Kopflosigkeit erkannt, sich eine Kugel durch den Kopf geschossen hätte, trotz der Erbitterung, die gegen ihn herrschte. Legationsrat Roux schrieb an Hardenberg: der Feldmarschall gehöre entweder ins Irrenhaus oder an den Galgen. Napoleon nutzte die Konvention in schamloser Weise aus. Am 13. Juli rechnete er 73 Mill., am 18. Juli 80, am 22. Juli waren es schon 120 geworden, die Preußen als Kriegskontribution zahlen sollte. Nach Berechnungen von Duncker sollen dem erschöpften Lande in den zwei Jahren der Okkupation 1 Milliarde und 129 Mill. Francs abgepreßt worden sein, etwa der 16fache Jahresertrag der gesamten Roheinnahme des Staates. Andere Berechnungen ergeben eine geringere Summe, etwa 600 Mill Francs. Immerhin für ein Land von 5 Mill. Einwohnern, durch den Krieg erschöpft, ohne Kredit und Reichtum eine unerschwinglich hohe Summe. Vergeblich ging der Prinz von Preußen nach Paris, vergeblich erbot er sich samt seiner Gemahlin als Geisel in französischer Haft zu bleiben bis zur Abtragung der Kriegsschuld. Napoleons Haß gegen Preußen kannte keine Grenzen. Er ahnte die zähe, ungebrochene Volkskraft des kleinen Staates. Lehmann schreibt: Er lobte die Offiziere, welche Preußen brutalisierten, und feuerte sie zu größerer Strenge an. Auch kleine Veranlassungen weckten sinnlose Zornausbrüche.

Lehmann erzählt: Als zwei Schauspieler, die in französischer Offiziersuniform auftraten, von preußischen Offizieren ausgezischt wurden, forderte er in maßlosen Worten Genugtuung, bis die beiden Hauptschuldigen erschossen, werde er die Räumung des Landes sistieren, befriedige man ihn nicht, so werde er den Krieg erklären. Mit solchen Gefühlen schaute Napoleon auf das niedergeworfene Preußen, das schon durch den vorigen Krieg so unerhört gelitten hatte. Das Elend und die Verwüstung des Landes spottet aller Beschreibung. Ganze Gebiete in Ostpreußen lagen wie ausgestorben da, ganze Dörfer waren verschwunden. Aber Napoleons Haß war dadurch noch nicht gestillt. Immer wieder verstand er

für die Bestahlenen und Ausgeraubten neue Lasten zu erfinden. So z. B ließ er alle Kranken aus den Hospitälern in Warschau und Westfalen sofort nach Preußen schaffen. Ebenso sorgte er dafür, daß das unglückliche Preußen, dem er das Mark aus den Knochen, das Blut aus den Adern gesogen hatte, auch völlig entwaffnet wurde. General Sangis, befahl der Kaiser, wird sich so einrichten, daß er in den Teilen Preußens, die wir besetzt halten, nicht eine Flinte, nicht ein Korn Pulver zurücklässt. Ich will lieber die Waffen zerbrechen, als sie den Preußen überliefert sehen!"

Zur rohen Gewalt fügte der große Mann noch kaltblütig den rohen Betrug, den frechen Wortbruch. Gegen den klaren Wortlaut des Tilsiter Vertrages wurde Neuschlesien sofort mit Warschau vereinigt. Infolge des Krieges und dank der Politik Napoleons war die wirtschaftliche Notlage Preußens geradezu beispiellos in der Geschichte. Durch die Kontinentalsperre, die Napoleon zur wirtschaftlichen Schädigung Englands mit allen Mitteln der Gewalt durchzuführen versuchte, wurde der preußische Handel geradezu gelähmt. Die Rhederei — berichtet Treitschke — verringert sich in kurzer Zeit von 34,000 auf 20,000 Last. Die Fabriken stehen still, die Bankrotte häufen sich. Und doch wird in derselben Zeit in Ost- und Westpreußen eine progressive Einkommensteuer ausgeschrieben, die bis auf 20 pro Hundert steigt. Mußten ja die Wohlhabenden bluten, die immerhin Blut nachbehielten — was litt erst die Masse des Volkes. Unheimlich schnell stieg die Zahl der Bettler und der unterstützungsbedürftigen Armen. Stein fand jenseits der Weichsel — so erzählt er in einem Brief — die Kräfte des Landes erschöpft, den Viehstand zerstört, mehr als eine Stadt und viele Dörfer durch Feuer vernichtet, Tausende von Familien im Elend; ein einziges Amt hatte 500 Kinder von verschollenen und gestorbenen Eltern, die durch Sammlungen und auf öffentliche Kosten ernährt werden mußten.

Was Napoleon in seinem wilden, unbarmherzigen Haß erstrebt, schien erreicht zu sein. Preußens politische und militärische Größe schien für immer vernichtet. Blutlos, kraftlos, todwund lag es am Boden. Aber nur eines hatte Napoleon nicht vermocht, nur einen Gegner hatte er nicht überwunden, das war der preußisch-deutsche Geist, die unbesiegbaren sittlichen Kräfte in der preußischen

Volksseele. Napoleon, diese furchtbare Verkörperung des rücksichtlosesten Egoismus, rechnet selbst immer und überall nur mit egoistischen Motiven. An ideale Triebfedern, an den echten Seelenadel der Menschen und Völker, an die grenzenlose Liebe zur Idee glaubt er nicht. Er, die Incarnation des Bösen, traf immer das Richtige, wenn er mit dem Bösen im menschlichen Herzen rechnete. Die Kraft des Guten aber sah er nie, — hier war seine Seele leer, sein Auge blind. Mme. de Remusat sagt: „Ich habe ihn nie eine gute oder schöne bewundern oder begreifen sehen." — „General", redet 1808 Napoleon Mathieu Dumas an· „Sie gehören zu den Dummköpfen, die an die Freiheit glaubten." — „Ja, Sire, und ich gehöre noch immer zu ihnen." — „Und Sie haben wie alle andern an der Revolution aus Ehrgeiz mitgewirkt." „Nein, Sire, denn ich halte genau dort, wo ich 1789 hielt." — „Sie haben sich von Ihren Beweggründen nicht genug Rechenschaft abgelegt. Sie können sich nicht von den übrigen unterscheiden, das persönliche Interesse spielt immer eine Rolle." — Hier hören wir aus Napoleons eigenem Munde: für die gewaltigen Triebkräfte idealer Begeisterung hat Napoleon kein Auge, er sieht sie nicht, er glaubt an sie nicht, und darum ist er an ihr gescheitert. Diese ideale Begeisterung hat seine Kraft gebrochen, gebändigt, sein Glück und seine Macht in Stücke geschlagen. Denn wer einem großen und edlen Volke die Seele im Leibe töten will, den stürzen die Götter ins Verderben. Das Schicksal hat Napoleon zuletzt wie Prometheus an den Felsen gefesselt zu langer und gerechter Qual.

Was gab den Deutschen das Recht und die unbesiegbare Kraft des Widerstandes? Das stolze Bewußtsein, die Welt mit geistigen Schätzen überschüttet zu haben wie kein anderes Volk. Einer der stolzesten unter den deutschen Geisteskönigen, Schiller, schrieb in einem unvollendeten Gedicht im Jahre 1801 nach dem schmachvollen Frieden zu Lunéville die herrlichen Verse:

Das ist nicht der Deutschen Größe,
Obzusiegen mit dem Schwert·
In das Geisterreich zu dringen,
Vorurteile zu besiegen,
Männlich mit dem Wahn zu kriegen. —
Das ist seines Eifers wert.
Schwere Ketten drückten alle
Völker auf dem Erdenballe,

Als der Deutsche sie zerbrach,
Fehde bot dem Vatikane,
Krieg verkündigte dem Wahne,
Der die ganze Welt bestach
Hohen Sieg hat der errungen,
Der der Wahrheit Blitz geschwungen,
Der die Geister selbst befreit.
Freiheit der Vernunft erfochten,
Heilt für alle Völker rechten,
Gilt für alle ew'ge Zeit.

Ein Volk von Geisteshelden, das solche unsterbliche Siege auf dem Schlachtfelde des menschlichen Gedankens erfochten hatte, konnte nicht durch den übermütigen Herrenwillen auch des gewaltigsten Übermenschen vom Erdball einfach weggefegt werden. Ein Volk, das einen Goethe, Schiller, Kant sein eigen nennt, ist durch ihre Schöpfungen geadelt und erhöht und kann auch nie als Staat und Volk zugrunde gehen. Es ist ungeheuer schwer, in knappen Zügen von dem überschwänglichen Reichtum dieser Zeit ein lebhaftes Bild zu malen, und doch zwingt uns unsere Aufgabe zu einem schüchternen Versuch. Wir können natürlich nur im Fluge jene herrlichen Jahre streifen, — wollen hoffen, daß etwas vom köstlichen Goldstaub der Zeit an unseren Flügeln haften bleibt.

Die deutsche Aufklärung, die deutsche Kunst und Wissenschaft im 18. Jahrhundert wurzeln im Protestantismus. Der befreiende Geisterruf, den Martin Luther über die deutsche Erde erschallen ließ, weckte einen mächtigen Widerhall im 18. Jahrhundert. Denn religiöser Ernst vertieft und erhebt den Geist der deutschen Wissenschaft und Kunst. Aber diese Wissenschaft und Kunst reinigen auch die Religion von ihren zeitlichen und vergänglichen Formen. Die französische Aufklärung dagegen gipfelt in reinem Materialismus. Sie leugnet die Existenz und das rein geistige Sein der Seele. Die deutsche Aufklärung, so groß und kühn sie in ihrer vernichtenden Kritik gegen die Überlieferung ist, bleibt im Herzen fromm und hütet treu den geistigen Kern der Überlieferung. Goethe sagt:

In unsers Busens Reine wagt ein Streben
Sich einem Höhern, Reinern, Unbekannten
Aus Dankbarkeit freiwillig hinzugeben.
Enträtselnd sich dem ewig Ungenannten —
Wir heißen's fromm sein.

Das Höhere, Reine, Unbekannte ist eben Gott. Goethe sagt: Ich glaube an Gott, das ist ein schönes, löbliches Wort, aber Gott anerkennen, wo und wie er sich offenbare, das ist eigentlich die Seligkeit auf Erden. Und so fühlten — sagt Lamprecht — im Grunde auch alle die Großen der Zeit, ein Herder, ein Kant, ein Schiller. Ebenso urteilt Treitschke über die deutsche Aufklärung: „Die Kühnheit ihrer Kritik ward ermäßigt durch eine tiefe Ehrfurcht vor der Religion. Sie weckte das Gewissen, welche der englisch-französische Materialismus einschläferte, sie bewahrte sich den Glauben an den persönlichen Gott und an den letzten Zweck der vollkommenen Welt, die unsterbliche Seele des Menschen."

Alle unsere großen Geister sind im Herzen durchdrungen vom Gottbewußtsein, sie glauben an ihn, sie schauen ihn in den Wundern der Welt, in den Wundern des eigenen Herzens. Sie alle aber sehen im Namen Gottes nicht das Höchste, sondern in der Erfüllung seines Willens. Im Anfang war die Tat, so enthüllt sich Faust durch einen Blitzstrahl plötzlicher Erleuchtung das Rätsel der Weltschöpfung, der Welterhaltung. Und ebenso steht die göttlich gute Tat als das höchste Ziel da, zu dem Faust durch sein heißes Streben nach Vollkommenheit geführt wird. Und mit dem Meere besteht er den göttlichen Strauß, um auf freiem Lande mit freiem Volk zu stehen. Der Wille ist gut, wenn er dem Gewissen gehorcht. Denn das Gewissen ist ein Spiegel des göttlichen Willens in unserer Seele, ist eine Stimme Gottes in uns. Und das unsterbliche Gewissen sei Sonne deinem Sittentage — sagt Goethe. Ist nicht der kathegorische Imperativ des berühmten Philosophen Kant dasselbe wie das Gewissen. Dieser kathegorische Imperativ, das Gewissen, enthüllt uns unsere wahre Bestimmung auf Erden, es enthüllt unserem Geiste unsere Pflicht. Wundervoll sind Kants Worte über die Bedeutung der Pflicht — trotz ihrer etwas spröden und obstrakten Töne (Lamprecht S. 366):

Pflicht, du erhabener großer Name, der du nichts, was Einschmeichelung bei sich führt, in dir fassest, sondern Unterwerfung verlangst, doch auch nichts drohest . . ., sondern bloß ein Gesetz aufstellst, welches von selbst im Gemüte Eingang findet und doch sich selbst wider Willen Verehrung erwirbt, vor dem alle Neigungen verstummen, wenngleich sie ihm im Geheimen entgegenwirken, wo ist der deiner würdige Ursprung, wo findet man

die Wurzel deiner ewigen Abkunft. Es kann nichts Geringeres sein, als das, was den Menschen über sich selbst erhebt, was ihn an eine Ordnung der Dinge knüpft, die nur der Verstand denken kann und die zugleich die ganze Sinnwelt unter sich hat. Es ist nichts anderes als die Persönlichkeit, d. h. die Freiheit und Unabhängigkeit von dem Mechanismus der ganzen Natur. Diese Achtung erweckende Idee der Persönlichkeit stellt uns die Erhabenheit unserer Natur (ihrer Bestimmung nach) vor Augen." Kant, der schärfste wissenschaftliche Kopf des Zeitalters, der für alle Zeit in seiner Kritik der reinen Vernunft bewiesen, daß das Wesen der Dinge, das Ding an sich, daß wir Gott, Freiheit, Unsterblichkeit niemals theoretisch beweisen und erkennen können, ist im tiefsten Grunde seines Geistes überzeugt, daß wir gerade das glauben dürfen, ja glauben müssen, wofür den Beweis zu liefern dem logischen Denken unseres Verstandes immer versagt bleiben wird. Dieser Glaube enthüllt uns den Kern unseres Wesens. Denn wir Menschen sind von wunderbarer Doppelnatur. Wir gehören der Welt der Erscheinung an, aber wir tragen auch das Ding an sich, das ewige Wesen der Welt, wir tragen Gott ins uns. Und das Göttliche in uns ist der freie gute Wille. Der empirische Wille, lehrt Kant, gehört der Welt der Erfahrung an, der intelligible Wille, der innerste Kern unseres vorweltlichen, überweltlichen Seins ist frei. Weil wir im Leben handeln müssen und nur handeln können, wenn wir glauben, daß wir frei sind, so müssen wir an diese Freiheit glauben.

Sehr treffend faßt Treitschke diese Gedanken Kants zusammen: „Aus der Notwendigkeit des sittlichen Handelns ergab sich ihm, nicht gestützt auf theologische Krücken und eben darum unwiderstehlich siegreich, die große Erkenntnis, daß das Unbegreiflichste das Allergewisseste ist. das empirische Ich unterliegt den Gesetzen der Kausalität, das intelligible Ich handelt mit Freiheit." Kants Lehre vom freien Willen, der mit Freude der Pflicht gehorchen muß, seine Lehre vom kategorischen Imperativ fuhr wie frischer, erquickender „Höhenwind" in die überhitzte schwüle Atmosphäre rührseliger Sentimentalität und wernerlicher willensschwacher Gefühlsüberschwänglichkeit, — ein machtvoller Weckruf des Willens zu männlicher Tat Und diese Lehre wirkte um so gewaltiger, als Kants Persönlichkeit und Leben von Willenskraft und ernster Pflicht-

erfüllung durchdrungen und durchglüht war. Er lebte und starb, wie er in seiner Lehre es gefordert. — Lamprecht sagt: „Kant handelt nach dem Grundsatze seiner Schrift. Von der Macht des Gemütes durch den bloßen Vorsatz seiner krankhaften Gefühle Meister zu werden. Im Knabenalter überaus schwächlich, zeitlebens von zartem Körperbau, von eingebogener Brust und schwacher Haltung, hat er gleichwohl die Altershöhe des Psalmisten erreicht und seine Lebensdauer war, fast darf man es sagen, weniger ein Werk der Natur, als seines eisernen Willens.“ Ich füge hinzu. Ebenso wie seine philosophischen Werke nicht nur die Geschenke seines Genius, sondern die Frucht seiner unermüdlichen, Jahrzehnte hindurch mit eherner Konsequenz in einer Richtung strebenden Denkarbeit.

In Kants Philosophie fand auch Schiller Beruhigung und Aufklärung. Die unerschütterliche, über jeden Zweifel erhabene Überzeugung, daß die Wurzel unseres irdischen, sinnlichen Daseins in die Welt des Übersinnlichen reichen, der feste Glaube, daß der freie Wille in uns die Brücke schlägt vom Menschlichen zum Göttlichen — das sind auch die Grundpfeiler von Schillers Weltanschauung. Das Bild aber seines Lebens erhebt unser Herz nicht minder wie seine Werke. Stolze, triumphierende Siegerkraft des Geistes und des Willens leuchten aus allem entgegen, was Schiller tat und litt, fast aus jedem Wort, das er gesprochen und geschrieben. Ja er beweist es, „daß die Willigkeit des Gemüts, sich von übersinnlichen Triebfedern leiten zu lassen, das edelste aller menschlichen Vermögen ist.“ Wie Kant besaß auch er den Willen, von dem er sagt: „Der Wille ist der Geschlechtscharakter des Menschen und die Vernunft selbst ist nur die ewige Regel desselben. Vernünftig handelt die ganze Natur, sein Vorzug ist nur, daß er mit Bewußtsein und Willen vernünftig handelt. Alle andern Dinge müssen, der Mensch ist das Wesen, welches will.“ — Im Lichte dieses Gedankens schaut Schiller das Leben der Menschen und das Leben der Menschheit, d. h. der Geschichte. „Die Welt, sagt Schiller, als historischer Gegenstand ist im Grunde nichts anderes als der Konflikt der Naturkräfte unter einander selbst und mit der Freiheit des Menschen. Über den Erfolg dieses Kampfes berichtet uns die Geschichte, und nur aus diesem Gesichtspunkte ist uns die Weltgeschichte ein erhabenes Objekt.“

Das sind einige von den goldenen Lehren, die unsere großen Unsterblichen uns hinterlassen. Diese Lehren sind der ewigen Wahrheit entströmt, sie sollen und können uns innere Kraft geben, das Ewige in uns zu bewahren. Nur eines fehlte allen diesen großen Männern: der helle Klarblick für die Notwendigkeit des nationalen Staates. Auch Schiller fehlt dieser Klarblick. Er starb 1805, im Jahre vor der Schlacht bei Jena, 8 Jahre vor den Freiheitskriegen. Er selbst hat das Erwachen der Nation nicht miterlebt, ihm selbst ist der Nationalitätsgedanke nicht aufgegangen. Er lebte ganz umfangen vom Irrwahn weltbürgerlicher Stimmung und Gesinnung. 1789 in einem Briefe an Körner schrieb er: „Es ist ein armseliges, kleinliches Ideal, für eine einzige Nation zu schreiben, einem philosophischen Geiste ist diese Schranke durchaus unerträglich. Dieser kann bei einer so wandelbaren, zufälligen und willkührlichen Form der Menschheit, bei einem Fragment — und was ist die wichtigste Nation anderes? — nicht stille stehen. Er kann sich dafür nicht weiter erwärmen, als soweit ihm diese Nation oder Nationalbegebenheit als Bedingung für den Fortschritt der Gattung wichtig ist." Und doch hat uns derselbe Schiller seine Jungfrau von Orleans, seinen Wilhelm Tell hinterlassen, — berauschende Triumphgesänge auf die unsterbliche Siegeskraft begeisterter Vaterlandsliebe. Die Glut gerechten Zorns, die tausende von deutschen Jünglingen und Männern während der Freiheitskriege in ihrem Herzen spürten, sie bricht in hellen Flammengarben aus Schillers herrlichen Versen empor:

Nein, eine Grenze hat Tyrannenmacht
Wenn der Gedrückte nirgends Recht kann finden,
Wenn unerträglich wird die Last, greift er
Hinauf getrosten Mutes in den Himmel
Und holt herunter seine ewigen Rechte,
Die droben hangen, unveräußerlich
Und unzerbrechlich wie die Sterne selbst
Der alte Urstand der Natur kehrt wieder,
Wo Mensch dem Menschen gegenüberstehl
Zum letzten Mittel, wenn kein andres mehr
Verfangen will, ist ihm das Schwert gegeben,
Der Güter höchstes dürfen wir verteidigen
Gegen Gewalt — wir stehn für unser Leben,
Wir stehn für unsre Weiber, unsre Kinder.

Was Schiller versagt blieb, hat ein glückliches Geschick einem andern Jünger Kants, dem Philosophen Fichte geschenkt: Zeuge der Wiedergeburt des preußisch deutschen Volkes zu sein. Vor seinen Augen vollzog sich diese Wiedergeburt, hervorgerufen durch die Not und durch den machtvollen Weckruf der edelsten deutschen Herzen. In seinem Herzen erlebt Fichte selbst die große Wandlung wie kaum ein anderer. Noch 1804 auf die Frage, welches ist das Vaterland des wahrhaft ausgebildeten christlichen Europäers hatte Fichte geschrieben. Im allgemeinen ist es Europa und insbesondere in jedem Zeitalter der Staat, der auf der Höhe der Kultur steht Und in diesem Weltbürgersinne können wir uns über die Handlungen und Schicksale der Staaten beruhigen, für uns selbst und für unsere Nachkommen bis ans Ende der Tage. — Aber schon 1806, noch vor der Schlacht bei Jena, als die Gefahr nur erst droht, war die Wandlung eingetreten, der Traum des Weltbürgertums gewichen. Fichte schrieb an Staatsrat Beyme und bat, man solle ihn als Feldprediger in den Krieg ziehen lassen, denn da er nicht zu fechten verstehe, wolle er Schwerter und Blitze reden, den Kriegern das Herz zu befeuern, daß sie im Getümmel festen Sinn in der Brust behalten, selbst im Tode Sieg, Vaterland, Ewiges denken Fichtes Anerbieten wurde freilich abgelehnt. Nach der Schlacht bei Jena, im Winter 1807/8, war Fichte in Berlin. Hier im Saale der Akademie vor einem auserlesenen Publikum hielt Fichte seine berühmte Rede an die deutsche Nation. Auf der Straße vor dem Hörsaal dröhnten die französischen Trommeln, im Saale saßen französische Spione. Ich weiß, was ich wage, schrieb Fichte im Januar 1808 an Staatsrat Beyme. Ich weiß, daß mich wie Palm ein Biet treffen kann. Aber das ist es nicht, was ich fürchte, und für den Zweck, den ich habe, würde ich gern sterben. Antike Größe liegt in diesen einfachen Worten. Carlyle hat Recht, wenn er von Fichte sagt Der kolossale diamantene Geist, aufrecht und klar ragt er empor wie ein Fels, ein Cato Major in einer heruntergekommenen Zeit. — Selbst ein Lassalle, der geistige Vater der deutschen Sozialdemokratie, die so schonungslos und oft so ungerecht mit den Ideaten der Vergangenheit ins Gericht geht, hier hat er nur Worte glühender Bewunderung. Er schreibt: „Hier in dieser Stadt warf Fichte dem fremden Eroberer jene Gedankenflammen entgegen,

welche noch heute die Brust eines jeden der Begeisterung nicht ganz erstorbenen Deutschen mit einem heiligen Feuer durchdringen. Hier in dieser Stadt hielt er jene Reden an die deutsche Nation, welche, eines der gewaltigsten Ruhmesdenkmäler unseres Volkes, an Tiefe und Kraft weithin alles übertreffen, was uns in dieser Gattung aus der Literatur aller Zeiten und Völker überliefert ist. Hier in dieser Stadt hielt er jene Reden in einer Zeit, wo alles feige und erschrocken sich dem Weltbeherrscher unterwarf, er allein widerstehend, den Blitz des Gedankens schwingend in der Hand, das Auge fest auf das Ewige gerichtet." Warum wirkten diese Reden damals und noch heute so gewaltig? — weil sie der mächtvollste Ausdruck für die Schöpferkraft des deutschen Idealismus sind. Hier schimmern Strahlen von jenem Geiste, der über dem Chaos mit schaffender Werdelust schwebte. Treitschke hat Fichte den Ikarus unter den deutschen Idealisten genannt. Wohl schwang sich Fichtes Geist dem ewigen Lichte so kühn und hoch entgegen, wie es kein Philosoph gewagt. Aber es war kein vermessener Flug und das ewige Licht hatte ihn nicht gestraft, wie Ikarus, das ewige Licht gab seiner Seele Genesung und durch sein Wort Heilung der kranken Zeit.

Das Volk, dessen materielle Kraft- und Machtmittel durch Napoleon gebrochen und geraubt waren, dessen Leib, wie ich gesagt, blutend und lotwund am Boden lag, brauchte zu seiner Aufrichtung und Rettung die Anspannung aller geistigen Kräfte. Und feiert nicht gerade in Fichtes Philosophie diese Spannkraft des reinen Geistes ihren höchsten Triumph? Ist nicht in seiner Philosophie die metaphysische Denkkühnheit bis zur Grenze der Überspannung angespannt. Kant befreite den Menschengeist von der Herrschaft der Materie. Der Inhalt unseres Geistes ist nicht eine bloße photographische Wiederspiegelung der Wirklichkeit. Unser Erkenntnisvermögen malt die Dinge der Außenwelt nicht sklavisch treu, wie sie sind, sondern unser Geist gestaltet den Stoff der Wirklichkeit nach ewigen Gesetzen und Formen, die er, der Geist, selbst in sich trägt. Zeit und Raum sind nicht wirkliche Eigenschaften der Dinge, sondern Formen unserer inneren rein geistigen Anschauung. So hat Kant dem Menschengeist sein Herrschaftsgebiet wieder erobert, aber freilich diesem Geiste auch seine Schranken bezeichnet.

Das Wesen alles Seins, das Ding an sich können wir nicht erkennen. Ins Innere der Natur dringt kein erschaffener Geist. Aber Kant erkennt doch ein objektives Sein außerhalb unserer Vorstellung als eine für sich bestehende Wirklichkeit an. Das Ding an sich können wir zwar nicht erkennen, aber es existiert, es ist da. Über Kant geht Fichte weit hinaus. Das einzige Reale, sagt er, ist unser Geist, unser denkendes Ich. Im Satze Ich bin ich, setzt der Geist sich als wirklich, konstatiert er seine eigene einzige Realität. Indem das Ich sich selbst setzt, setzt es auch das Nicht-Ich und das Nicht-Ich, die äußere Welt der Erscheinung, die uns umgebende Wirklichkeit ist nur eine Geburt unseres Ich, eine Schöpfung unseres Geistes. Wie kommt der Mensch an das Objekt heran, fragt Fichte, und antwortet sich selbst: Die Denktätigkeit muß es das Objekt *selbst* produzieren. — Sehr scharf und geistreich formuliert Lassalle den Gedanken: „Das Ich oder das reine Denken ist das konstitutive Gesetz und der positive, erzeugende Mutterschoß alles nur aus ihm sich entwickelnden und ableitenden Objektiven und Realen.“ Das ist der Grundgedanke der Fichteschen Philosophie. Vom Geiste dieses überkühnen und siegestrunkenen Idealismus getragen, rollen die Feuerwellen seiner herrlichen Reden aus dem Unendlichen ins Unendliche, und damals, als sie sich mit der Zeit und den Zeitgenossen berührten, weckten sie Kräfte, die alles besiegten. Denn nicht die Gewalt der Arme, noch die Tüchtigkeit der Waffen, sondern die Kraft des Gemütes ist es, welche Siege erkämpft.

Als Fichte seine Reden hielt, bildeten die Deutschen eigentlich noch nicht ein Volk, denn sie lebten noch in keinem Nationalstaat, sie gehörten noch nicht sich selbst, sie waren das Privatergentum einiger hundert großer und kleiner Herren. Fichte aber betrachtet die Deutschen schon als eine Nation und sagt: Ich richte meine Reden an alle Deutschen schlechtweg, ich werfe sie beiseite alle die trennenden Unterschiede, welche unselige Ereignisse in der Nation gemacht haben. In dem Geiste, dessen Ausfluß diese Reden sind, erblicke ich schon die Einheit der Nation als gegenwärtig und wirklich. Zu allen Deutschen redete, auf alle will er wirken, alle deutschen Gemüter zu Entschluß und Tat entzünden. „Ich will ihnen beweisen, daß kein Mensch, kein Gott, kein Ereignis uns helfen kann, sondern daß wir nur selber uns helfen können und

müssen. Wir sind tief, unsagbar tief gesunken, daß uns gewöhnliche Mittel nicht helfen können. Nur ungewöhnliche, nie bisher gebrauchte Mittel können uns helfen und heben. Wir müssen uns selbst und die ganze Nation zu einem neuen Wesen umschaffen mit neuen, unerhörten Kräften. Die Nation, sagt Fichte, muß zu einem ganz neuen Leben erzogen werden, und das einzige Mittel, unser Dasein zu erhalten, ist eine gänzliche Veränderung der bisherigen Erziehung und Bildung. Die bisherige Erziehung verdient diesen Namen garnicht. Sie hat zwei große Mängel gehabt. Zunächst ist sie oberflächlich gewesen, ist nicht in die Tiefe, wie Fichte sagt, nicht zur Lebensregung und Lebensbewegung gedrungen. Die Erzieher haben viel von Tugend und Moral geredet, „aber niemals ist es ihnen gelungen, im Geiste des Zöglings ihr Gemälde einer sittlichen Weltordnung bis zu solcher Lebhaftigkeit zu steigern, daß die Zöglinge, von heißer Liebe zu ihr erfüllt, sich zur Darstellung dieser sittlich-idealen Ordnung getrieben fühlten." — Und der zweite Fehler. Die bisherige so beschränkte Bildung und Erziehung ist nur einer sehr kleinen Minderheit des Volkes, nur den sogenannten gebildeten Klassen zuteil geworden. Das Volk erhält fast gar keine Bildung. Wir aber, sagt Fichte, wollen die Bildung an alle Deutschen bringen, so daß durch diese neue Nationalerziehung alle Unterschiede der Stände wirklich aufgehoben werden und verschwinden sollen. Und auch so redet Fichte Adel und Bürgertum an: Euch beschwöre ich, nehmt diese neue, wahrhaft echte Bildung in euch auf und bringt sie dem Volke. Denn nur so könnt ihr mit einer bisherigen Wirksamkeit die Welt versöhnen und so eine Fortdauer in Zukunft verdienen. Lag in diesen Worten herbe Anklage, so bebt wie das Wetterleuchten zukünftiger Gewitter die zornige Drohung in seinen Worten: „Ihr werdet nicht berechnen können, wie lange es noch in eurer Gewalt stehen wird, an der Spitze dieser Angelegenheit zu stehen, denn ihr wißt nicht, ob nicht das Volk nach kurzer Zeit sich selbst wird helfen können."

Ist nicht in diesen Worten dem kommenden Jahrhundert ein gewaltiges Arbeitsprogramm gegeben, der einzige Weg gewiesen, die politischen und sozialen Fragen richtig zu lösen. Erzieht euch selbst zuerst zu höherer Bildung, zu höherer sittlicher Kultur, aber wollt sie nicht allein genießen als euer Privileg, sondern bringt

die höchste, freieste Bildung selbst zu den Millionen hinab, pflanzt eure hohe sittliche Kultur in ihre Herzen. Eure Leitung und eure politische Macht allmählich überflüssig zu machen, das ist eure höchste Bestimmung auf Erden, euer schönstes Denkmal in Zukunft. In Fichtes politischem Vermächtnis, 1813 geschrieben, in seinen ungedruckten Fragmenten hat er diese Gedanken ungemein kraftvoll geprägt. Er spricht vom Wesen, von der Aufgabe des Staates. Der Staat braucht zu seiner dauernden Kräftigung, ja er braucht sie wie seine Seele, „die bürgerliche Freiheit". Diese wollen alle, kein Volk von Sklaven ist möglich. Nicht mehr umzubilden daher wäre ein Volk, wenn es in einen regelmäßigen Fortschritt der freien Verfassung hineingekommen. Dazu also ist es fortzubilden, um seine nationale Existenz zu sichern. Der absolute Staat, der Zwangsstaat, sagt Fichte, hat nur in einem Falle Berechtigung, wenn die erste Absicht der Fürsten ist, sich selbst als Zwingherrn überflüssig zu machen. Seine Zwangsgewalt ist nur dann berechtigt, wenn er sie braucht, um alle Untertanen zur eigenen Einsicht und Freiheit zu erziehen.

Das sind die leitenden Gedanken der ersten Rede, und sie zu vertiefen und durchzuführen ist die Aufgabe der späteren Reden. Ich kann hier nur einige Höhenpunkte des Gedankens streifen. Fichte charakterisiert die neue Erziehung, wie er sie plant. Sie soll zu einer einsten, besonnenen Kunst werden, einen festen, unfehlbar guten Willen im Menschen zu bilden. Dieser gute Wille kann aber nur gewonnen werden, wenn eine hohe, heilige Liebe zum Guten geweckt wird, anstelle der Selbstliebe, die nur das eigene sinnliche Wohlsein liebt, worin nach Fichte alle Schlechtigkeit besteht. Um aber diese heilige Liebe in die Herzen der Zöglinge zu pflanzen, müssen wir seinen Geist fähig machen, wie Fichte sagt, nicht nur Nachbilder der Wirklichkeit, sondern Vorbilder für die Wirklichkeit selbsttätig zu erzeugen. Wir müssen sein Erkenntnisvermögen zu höherer philosophischer Bildung entwickeln, damit er fähig wird, mit eigener Geisteskraft und daher auch mit heißer Liebe und Lust sich selbst sein Ideal im Leben zu gestalten. Fichte wird nicht müde, den Nutzen und die Notwendigkeit der Erziehung zum selbsttätigen Denken als erste und höchste Forderung der Erziehung hinzustellen. Das bloß passive Verhalten bringt Gift und Tod der jungen Seele, das bloß leidende Empfangen lähmt

und läßt die Erkenntnis — warnt Fichte. Die entwickelte Selbstätigkeit des Denkens aber wird doch dem Zögling die Kraft geben, nicht nur ein Bild der irdischen sittlichen Weltordnung zu entwerfen, die da niemals ist, aber ewig werden soll, sondern sie wird ihn auch anleiten, ein Bild jener übersinnlichen Weltordnung sich zu gestalten, in der nichts wird, und die auch niemals geworden ist, sondern die da einig nur ist. Er wird erkennen, daß da nichts wahrhaftig ist, als das geistige Leben, und daß dies geistige Leben das göttliche Leben selber ist, und daß wir nur in dieser unmittelbaren Berührung mit dem göttlichen Leben, mit Gott — Licht und Seligkeit finden können.

Die Erziehung zur Religion ist die letzte Aufgabe unserer Erziehung. Denn nur die Religion gibt uns Kraft, wie Fichte sagt, bei klarer Einsicht in die Unverbesserlichkeit des Zeitalters dennoch unablässig fortzuarbeiten, mutig den Schweiß des Säens zu erdulden, ohne Aussicht auf Ernte, wahlzutun auch den Undankbaren und mit Taten und Gütern zu segnen auch die, die da fluchen, und nach hundertfältigem Mißlingen dennoch auszuharren im Glauben und in der Liebe. Arbeiten wir in diesem Geiste, dann erreichen wir auch das scheinbar Unmögliche. Wie ein Prophet und Seher verkündet Fichte am Schluß seiner gewaltigen Rede: „Höre dieses Zeitalter, das Gesicht eines alten Sehers. Des Herrn Hand kam über mich und führte mich hinaus auf ein weit Feld, das voller Gebeine lag, und siehe, sie waren sehr verdarret. Und der Herr sprach zu mir: weissage von diesen Gebeinen, der Herr will euch Odem geben, daß ihr wieder lebendig werdet. Und ich weissagte, wie mir befohlen war. Siehe, da rauschte es und die Gebeine fügten sich wieder aneinander, es kam Odem in sie, und sie wurden wieder lebendig und ihrer war ein großes Heer."

„Lasset immer, ruft Fichte begeistert die Bestandteile unseres hohen geistigen Lebens ebenso ausgedorrt, und eben darum auch die Bande unserer Nationaleinheit ebenso zerrissen und in wilder Unordnung durcheinander zerstreut herumliegen, wie die Totengebeine des Sehers. Der belebende Odem der Geisterwelt hat noch nicht aufgehört zu wehen. Er wird auch unseres Nationalkörpers erstorbene Gebeine ergreifen und sie aneinanderfügen, daß sie herrlich dastehen in neuem und verklärtem Leben."

Digitized by Google

Heinrich Heine.

Eine literariſche Skizze

von

Karl Krah (Alga).

In ſeinem Buche „Hinter der Weltſtadt“ finden ſich von Wilhelm Bölſche folgende Worte: „Vor mir an der Wand hängt ein alter, vergilbter Stich. Nach einem Popperſchen Gemälde von 1843. Heine im Schlafrock, mit offenem Hemdkragen, äußerſt ſchlicht; aber im Auge ein eigentümlicher Glanz, ein echter Dichterblick, den kein anderes Porträt ſo beſitzt. Am Rahmen ſtecken ein paar Buchsbaumzweige — von der Grabſtätte auf dem Friedhofe Montmartre zu Paris. Ich denke der Stunde, da ich ſie gepflückt. — In der Zwielichtwende eines Wintermittags. Die Gräber da oben alle im tiefen Schnee. Und unten die unabläſſig rollende, grollende Weltſtadt, von der ein rotfahles Licht in den Nebeldunſt rann, wie Blut und Pulverdampf einer Schlacht im Tal. Das Jahrhundert ſelber ſchien da unten zu brauſen, mit ſeinem raſtloſen Wellenſchlage eines Meeres von unhemmbarem Leben. Hier das Grab aber lag wie auf dürrer Strandbüne, armes Gebein eines Schiffbrüchigen, das der Sturm ans Ufer geſpült. — Mich faßte der melancholiſche Gedanke, welchen geringen Kraftaufwand die Natur nur gebraucht, um einen Menſchen, ob groß, ob klein, perſönlich aus der Flut ſeines Jahrhunderts hinauszuwerfen. Ein paar Rückenmarkskrämpfe, eine kleine Gabe Morphium zu viel. Und die Welle greift das Gebein und ſchleudert es auf den Dünenſand. Aber ein anderer Gedanke kreuzte den erſten mit ſiegender Gewalt. Wie unendlich ſchwer

umgekehrt, ja unmöglich es ist, eine Geisteskraft, eine echte Geistes-individualität, die in ihrem Jahrhundert einmal festen Fuß gefaßt, wieder unterzukriegen, wieder herauszubringen aus dem großen Ideenleben einer Zeit. In diesem Sinne war das Grab hier oben leer. Der Mann war niemals gestorben."

Ich füge hinzu, in diesem Sinne wird jenes Platanenüberschattete Grab da oben immer leer bleiben, Heinrich Heine wird nie sterben. Zwar gibt es keine zweite Persönlichkeit in der Geschichte deutscher Kunst, deren Name von der Parteien Haß und Gunst verwirrt so schwankt, wie der seine. Aber schon das genügt, um erkennen zu lassen, daß es sich hier um einen Außergewöhnlichen handelt. Swift sagt: „Erscheint ein wahres Genie in der Welt, so könnt ihr daselbe daran erkennen, daß alle Dummköpfe ein Bündnis dagegen geschlossen haben." In der Tat wird nun bereits seit mehr als einem halben Jahrhundert von einem Teil der Kulturmenschheit versucht, diesen Mann in den Olymp zu erheben, indessen ein anderer ihn immer wieder mit Schmutz bewirft und bedreckt ist, ihn in den Staub des Alltags herabzuziehen Fluch des Besonderen! Nur mit Einem, der ihr abtrünnig wurde, sei es als Gott, sei es als Teufel, der aus dem Rahmen ihrer Anschauungen heraustrat, hat sich von jeher die Masse beschäftigt. Sie hat entweder versucht, das Außergewöhnliche mit Hohn und Spott, mit Schmähungen und elenden Nichtigkeiten zu sich in den Staub herabzuziehen, oder aber es seines Verdienstes dadurch zu berauben, daß sie es über die Wolken erhob. Der Satz, daß die Geschichte als gerechte Richterin uns jene Geister in ihrer wahren Größe zeigt, ist nur sehr bedingt richtig. In seinem Buche „Der Deutsche und seine Kunst" sagt Karl Scheffler. „Das Gefühl allein entscheidet über die Werte, und es gibt keinen Richter, der der alten und ewig neuen Frage: was ist Wahrheit? ein Urteil sprechen und ihm Geltung verschaffen könnte."

Heinrich Heine aber ist nicht tot, ist es nicht, obwohl die brandenden Wellen von Paris längst seine Gebeine an den Strand des alten Montmartre gespült haben. Jener Haß, mit dem ihn gerade heute wieder ein halbes Jahrhundert nach seinem Tode biedere Handwerker im Reiche der Kunst und in die Toga weltlicher Macht gehüllte Größen mit Worten oder Taten begeifern, ist dafür bester Beweis. In einem unlängst erschienenen Buche

von Albert Reibmayr, „Entwicklungsgeschichte des Talents und Genies“, finden sich eine Anzahl feinsinniger Illustrationen zu diesem Themn in die folgenden Worte gekleidet.

„Der Satz, daß das Talent der beste Hasser des Genies und sein grimmigster Feind bei Lebzeiten ist, mag paradox erscheinen. Der Grund liegt darin, daß jede geniale Idee oder Tat viele bestehende Interessen reformiert, verletzt aber zum mindesten stark umöndert. Das Genie hat daher alle jene, deren Interessen durch die geniale Idee verletzt oder gestört werden, zu unversöhnlichen Feinden, und nicht einmal diejenigen, deren Interessen dadurch gefördert werden, immer zu Freunden. Denn die Menschen erkennen viel schneller die Möglichkeit der Schädigung ihrer Interessen und reagieren schneller darauf, während sie den Nutzen oft erst spät erkennen, da er ja auch häufig erst spät eintritt. Daraus ergibt sich im Anfang von selbst das Überwiegen des Hasses gegenüber allen genialen Ideen. Aber nicht die Verletzung der materiellen Interessen ist für die Menschen das empfindlichste, sondern vielmehr ist es die Verletzung des geistigen Hochmuts. Schon die sehr ausgesprochene Individualität des Genies ist es, die den Herdensinn der großen Menge reizt.“

Diesen allgemeinen Haß gegen das Genie hat übrigens Heine selber mit den Worten geschildert: „Alles wird man Dir verzeihen, aber man ist unerbittlich gegen das Genie.“

Ganz anders verhält sich dagegen dem Genie gegenüber echte Größe. Hier gibt es keine Spur von Haß oder kleinlicher Mißgunst, nur Bewunderung und Hochachtung auch dem gegenüber, woran es vielleicht dem eigenen „Ich“ am meisten mangelt. Ich erinnere an das einzige Verhältnis Goethes zu Schiller und an das einfache, eine Welt umschließende Wort Napoleons über Goethe: „Voilà un homme.“ Zu ihnen gehört auch Friedrich Hebbel, jener knorrige, norddeutsche Recke, der so weit über seine Zeit hinauswuchs, daß wir erst jetzt die Schauer seiner einsamen Größe empfinden. Er schreibt über seinen ersten Besuch bei Heine in Paris: „Es kam nun gleich ein lebhaftes Gespräch zwischen uns in Gang, wir wechselten die geheimen Zeichen, an denen die Ordensbrüder sich einander zu erkennen geben, und vertieften uns in die Mysterien der Kunst. Mit Heine kann man das Tiefste besprechen, und ich erlebte einmal wieder die Freude einer Unter-

haltung, wo man bei dem anderen nur anzuklicken braucht, wenn man den eigensten Gedanken aus seinem Geiste hervortreten lassen will. . . . Daß er Dichter ist, tiefer, wahrer Dichter, ein solcher, der sich nicht bloß auf gut Glück ins Meer hinuntertaucht, um einige Perlen zu stehlen, sondern der unten bei den Feen und Nixen wohnt und über ihren Reichtum gebietet, — das tritt aus seiner Gestalt wie aus seiner Rede hervor."

Auch der verstorbene Eduard Grisebach, der lebensprühende „Tannhäuser"-Dichter und feinsinnige Biograph Arthur Schopenhauers, gehört zu diesen wenigen Menschen, die dem Künstler Heine ein Denkmal errichtet haben, das unverrückbar weit über ihre Zeit hinaus auch für die Nachwelt noch vollste Geltung behalten hat. Beinahe jämmerlich und armselig mutet es uns an, wenn Tagestheoretiker von Heute und Tagesgestirne zweiter und dritter Ordnung immer wieder an diesen ehernen Postamenten zu rütteln wagen. Auch Grisebach ist schon der Meinung, daß Kunst nichts mit Religion und Vaterland zu tun habe, sondern daß „Kunst" von „können" abstammt und daher nicht nur, wie Karl Scheffler einmal gesagt hat, „der deutscheste Maler allemal der ist, der am besten malen, sondern auch der deutscheste Dichter der ist, der am besten dichten kann." Schon der alte Goethe hat das gewußt. In seinen Gesprächen mit Eckermann steht: „Was heißt denn: sein Vaterland lieben? und was heißt denn: patriotisch wirken? Wenn ein Dichter lebenslänglich bemüht war, schädliche Vorurteile zu bekämpfen, engherzige Ansichten zu beseitigen, den Geist seines Volkes aufzuklären, dessen Geschmack zu reinigen und dessen Gesinnungs- und Denkweise zu veredeln — was soll er denn da Besseres tun? und wie soll er denn da patriotischer wirken?"

In seinem Buche „Die deutsche Literatur", einem Bändchen, das auch noch in anderer Beziehung höchst Wertvolles enthält und das mit Recht verdient, der Vergessenheit entrissen zu werden, zeichnet uns Grisebach ein so feines und klares Bild des Künstlers Heine, daß ihm nichts von seiner Göttlichkeit geraubt, ihm aber auch nichts von seiner Menschlichkeit genommen wird. Besonders versucht er darin auch den Fluch nicht zu entkräften, der auf dem unglücklichen Dichter lastet und der allein uns den Menschen Heine, wenn auch nicht entschuldbar, so doch verständlich machen kann. Wer sich eingehender mit der Dichtung Heines beschäftigt und nur

einiges aus seinem Leben weiß, wird bald merken, daß es bei ihm noch öfter als bei anderen Dichtern und Künstlern die eigene Person ist, die verschleiert im Mittelpunkt all seiner Schöpfungen steht; daß es seine eigenen Leiden und Leidenschaften sind, die er seinen Gestalten zugrunde legt, vom „Buch der Lieder“ an bis zum „Romanzero“ und seinen letzten Gedichten. Daraus ist ihm kein Vorwurf zu machen, im Gegenteil, gerade dies ist ein Charakteristikum des Genies. Größere schufen ebenso; ich denke wieder an Goethe. Die Naturalisten haben hierfür den Satz geprägt: „Die Kunst ist ein Stück Wirklichkeit, gesehen durch den Spiegel der Persönlichkeit“; la nature vue au travers d'un tempérament, wie ihn Zola in seiner prägnanten Kürze formuliert hat.

Doch liegt hier bei Heine auch der Punkt, an dem er scheiterte, lauert hier das Verhängnis, dem der größere Teil seines Lebenswerkes zum Opfer fiel. Shakespeare, Goethe, in der bildenden Kunst Michel Angelo und Leonardo — um die Größten zu nennen — schufen Ewigkeitswerte, weil sie im Individuellen das Typische, im eigenen „Ich“ restlos die Welt verkörperten. Nicht so Heine. — In dem oben genannten Büchlein sagt Grisebach: „Das Fragmentarische der persönlichen Lyrik kann aber nur dann zu einer höheren Bedeutung erhoben werden, wenn es eine ethische Idee ausspricht, oder die ethische Fortentwicklung des Dichters, wie bei Goethe, ihr spätes Licht auf jene frühen Schöpfungen zurückwirft und sie dadurch aus ihrer unsittlichen Vereinzelung erlöst.“ Das ist Heine aber nur in wenigen seiner Dichtungen geglückt. Erst am Ende seines Lebens schuf er, wohl von einer geheimen Ahnung seines baldigen Endes eingegeben, einige Perlen, die diesem Wertmesser völlig genügen und zu dem Vollendetsten zählen, was echte Kunst überhaupt geschaffen hat. Hierher gehören das erst aus seinem Nachlaß veröffentlichte Gedicht „Bimini“, das „Kortez-Epos“ des Romanzero und die Dichtung „Atzhputzli“, sowie aus dem Romanzero noch „Rhampsinit“, „Marie Antoinette“ und „Der Appollogott“. Namentlich die letzten sind von jenem goldigen Humor verklärt, der, wie der Dichter selber einmal sagt, die lächelnde Träne im Wappen hat. Hier hat Heine Bahnen eingeschlagen, die weit entfernt von der Mondschein-Romantik, von der schönseligen, ruchlos pessimistischen Scheinkunst seines „Buches der Lieder“ sind, Bahnen, wie sie vor ihm schon Goethe und

Brentano besonders bereits gegangen waren. Der letzte namentlich ist es, an den der Dichter sich anlehnt, über den er aber auch mit meisterhaftem Können in den eben genannten Schöpfungen hinausgeht. Hier treffen wir jene tiefe Symbolik, die das Kennzeichen aller echten und großen Kunst ist. Doch sind dies im Lebenswerk Heines nur vereinzelte Gipfel einer Gebirgskette, die sich zwar hoch über die Niederung und oft noch weit über Mittelgebirge erhebt, aber doch auch nur ganz spärlich ihre höchsten Spitzen bis in das reine Blau poetischer Kunst treibt. Firnwind weht nur selten in seinen Schöpfungen. Daß dies dem Dichter nur so selten gelang und nur in Werken, die gewissermaßen sub auspiciis aeternitatis entstanden, hat einen tieferen Grund. — Heine war Jude, das ist der Fluch, der auf ihm lastet, der seine Kunst begrenzt. Wenn hier von Judentum die Rede ist, so darf man darunter, wie Weininger in „Geschlecht und Charakter" sagt, „nicht ein Volk oder gar ein Bekenntnis verstehen, sondern nur eine Geistesrichtung, eine psychische Konstitution, die als Möglichkeit für jeden Menschen existiert, ob dem Glauben nach Christ, Jude oder Heide, für eine Richtung, die im historischen Judentum bloß ihre grandioseste Verwirklichung gefunden hat." In diesem Sinne darf man Judentum und Jude schlechthin nicht verwechseln. — Judentum aber und große Kunst, Firnenkunst will ich einmal sagen, um den Begriff recht klar zu machen, sind entgegengesetzte Pole. Wie der Jude im Staatsleben zum Kommunismus neigt und kein Verständnis für monarchische Ideen hat, ja auch in der Kunst. Er neigt stets mehr zum Nivellieren als zum Aufbauen und kann sich nie über den Rücken einer Gebirgskette hinaus bis zu den ewigen Firnen arischer Kunst und Denkart erheben. Wo es einmal geschieht, da wird er sich untreu, da hat er in einem günstigen Moment sein Judentum überwunden. So auch Heine. Es ist die Tragik seines Dichtens, daß in ihm den größten Teil seines Lebens das Blut einer Rasse reiner pulsierte, als vielleicht der erste, flüchtige Augenschein lehrt. Jene einzelnen oben erwähnten Dichtungen sind einige solcher Bergriesen, seine übrigen Schöpfungen aber, sein eigentliches Lebenswerk, liegt viel, viel tiefer. Dennoch ist auch dies noch hoch genug, um Jahrhunderte zu überdauern, um den rastlosen Wellenschlag der Zeit sich brechen zu lassen an dem stillen Grabe da oben auf dem Montmartre zu Paris.

Google

Hierher gehören seine „Neuen Gedichte“, in denen er, wie Grisebach sagt, „mit sinnlicher Glut seine wunderschönen Weiberverhältnisse in Paris in persönlichster Sprache und fast so ungeniert wie Goethes römische Elegien schildert.“ Hierher gehören jene ergreifenden Strophen des „Romanzero“, in denen er zu dem verlassenen Glauben seiner Väter zurückkehrt, in denen er sich nach diesem Glauben sehnt wie nach einer Geliebten, die er in wildem Sinnenrausche einst von sich stieß und die ihm doch ewig in der Seele brennt. Hierher gehören auch die in ihrer Menschlichkeit so tief ergreifenden „Gedichte an die Mouche“, „Die Wahlverlobten“ und die letzten Tribute des sterbenden Dichters an die Welt. Sie alle werden noch dauern, wenn längst der Wirbeltanz kommender Jahrhunderte ein „Buch der Lieder“ mit sich fortgeführt haben wird, sie werden aber auch dann noch dauern, wenn die Nachwelt längst über die Propheten einer engherzigen, nationalen Kunst gerichtet hat. Das „Buch der Lieder“ ist Heines schwächste Schöpfung und nichts als ein flackerndes Rackeleufener witzsprühender Sentimentalitäten, dessen einzelne Gedichte nur blenden und deren geistreiche Pointen durch ihren ungeheuren Sarkasmus verblüffen. Daß es noch heute diejenige von Heines Schöpfungen ist, welche die weiteste Verbreitung gefunden hat und die am tiefsten in die Massen gedrungen ist, beweist nichts gegen diese Behauptung. „Die Mehrheit? Was ist die Mehrheit? Mehrheit ist der Unsinn, Verstand ist stets bei wen'gen nur gewesen“ — sagt Schiller.

Soweit mit Grisebach, an den sich diese Zeilen anlehnen. Im letzten Teile seiner Schrift streift dieser dann noch die politische Tätigkeit Heines. Wenn er hier gleich vielen anderen den Stab über dem Dichter bricht, ja ihn der Schamlosigkeit zeiht, so ist das falsch und wenigstens insofern verfehlt, als er diese Tätigkeit gleichsam mit der Kunst des Dichters identifiziert. Selbst dann, wenn der Dichter Heine und der Mensch nicht zwei grundverschiedene Personen sein würden, wäre das nur bedingt richtig. Wer wollte es verschmähen, an einem heißen Sommertage in einem kühlen, klaren Bache, der murmelnd zwischen blumigen Wiesen, unter schattigen, überhängenden Büschen dahingumgelt, sich Erquickung und Labung zu holen, weil dieser zu Zeiten, wenn es im Gebirge donnert und blitzt, auch schmutziges, schlammiges Wasser führt und tosend den morschen Brückensteg der Alltäglichkeit in die Tiefe reißt?

Mögen Heines Schmähschriften gegen den deutschen Michel daher auch noch so bezeichnend sein für den Menschen Heine, für den Künstler bewerfen sie nichts. Wo ist überdies der Mann, der sich als Mensch vollständig mit seiner Kunst, mit der von ihm verfochtenen Idee, mit seiner Lehre deckt? Hier kommen nur ganz wenig Große in Betracht, etwa die Religionsstifter Buddha und Christus und teilweise vielleicht Luther. Was aber die Tätigkeit Heines als Feuilletonist anbetrifft, so weise ich nochmals darauf hin: Heine war Jude. Kann man ihn nicht von diesem Fluche befreien, so suche man aber seine Schwere auch nicht herabzumindern, seine Tragweite nicht zu kürzen und zu entkräften. Vielleicht, daß er dann am Menschen Heine verständlich erscheinen läßt, was er uns am Dichter raubt. Schrieb Heine aber jene umstrittenen politischen Artikel und Feuilletons zum Teil in einer so feingeschliffenen Form, wie „Atta Troll" etwa, daß sie die Nachwelt für mehr nahm als sie sein sollten, so trifft die Schuld nicht den Dichter. — Man sollte Heines Werke in zwei große Abteilungen spalten, eine, die die Kunst des Dichters umfaßt, — auch seine Dramen hätten hier mit Recht einen Platz zu beanspruchen, — und eine, die seine politischen Gedichte und jene feuilletonistischen Brotartikel enthält.

Aber selbst wenn nur die im Anfang erwähnten wenigen echten Perlen seiner Poesie, in denen er den höchsten Gipfel der Kunst erklomm, die Zeiten überdauern werden, so wird doch „die Spur von seinen Erdentagen nicht in Tönen untergehn." Sie werden ewig auch für ihn Geltung behalten, jene Verse, mit denen er von der Mouche und vom Leben Abschied nahm:

Die Schönheit ist dem Staub verfallen,
Du wirst verblühen, wirst verhallen
Viel anders ist es mit Poesien.
Die kann der Tod nicht gänzlich töten,
Uns trifft nicht weltliche Vernichtung.
Wir leben fort im Land der Dichtung,
In Avalun, dem Feenreiche —

Vier Briefe eines Rigenfers aus Petersburg vom Jahre 1805.

Als nach Aufhebung der Statthalterſchaft die alte Stadtverfaſſung Rigas wiederhergeſtellt worden war, traten unter der Bürgerſchaft zwei Parteien hervor, von denen die eine die Beibehaltung der neueingeführten allgemeinen Stadtordnung verlangte, die andere die alte Stadtverwaltung wiederhergeſtellt wünſchte, wie ſie ſich im Laufe der Jahrhunderte in Riga entwickelt hatte. Dieſe verſchiedenen Anſchauungen traten namentlich hervor, als 1802 Kaiſer Alexander I. perſönlich in Riga weilte. Daher befahl dieſer (29. Januar 1803), die ganze Rigaſche Bürgerſchaft zuſammenzuberufen und abſtimmen zu laſſen, ob wirklich alle aber doch der größere Teil der Bürger die Einführung der allgemeinen Stadtordnung wünſche. Bekanntlich ergab ſich beim Ballotement, daß von 949 Stimmen bloß 334 dafür waren, die andern aber für Beibehaltung der wiederhergeſtellten alten Verfaſſung [1].

Ein kaiſerlicher Befehl vom 21. März 1803 rief nun ein beſonderes Komitee aus den drei Ständen der Stadt ins Leben, das ſich mit einer Reviſion der Stadtverfaſſung zu beſchäftigen hatte. Es erhielt den Auftrag, die beſtehende Verfaſſung ſorgfältig zu prüfen, und wenn ſich darin etwas fände, was den Zeitumſtänden gemäß abzuändern wäre, ſolches nach den Grundſätzen der beſtätigten Munizipalverfaſſung vorzuſchlagen und das Reſultat der Arbeit in einem Memorial durch eine beſondere Deputation zur Beſtätigung vorlegen zu laſſen.

[1] Vgl. Einleitung ins Provinzialrecht II, 158 ff. — Intereſſante Mitteilungen darüber enthalten auch die Aufzeichnungen des Aeltermanns Mag. Ludw. Heweike, über die E. Mettig berichtet hat. Sitzungsberichte der Alt.-Geſ. 1895, S. 105.

Glieder dieses Komitees waren[1]: der Bürgermeister Karl Gustav v. Jannau[2], der Ratsherr und damalige Warfenherr Joh. Georg Stresow[3], der Ältermann großer Gilde Joh. Georg Raawe[4] und später der Ältermann Georg Konrad Wiggert[5], der Kaufmann Hermann Dietrich Bienemann[6], der Ältermann kleiner Gilde Dorndorff, der Ältermann Mauer und nach dessen Tode der Älteste Langer.

Fast zwei Jahre lang war dieses Komitee beschäftigt. Erst in der Ratssitzung[7] vom 16. Januar 1805 konnte der wortführende Bürgermeister v. Jannau berichten, daß die weitläufigen Arbeiten zur Untersuchung der Stadtverfassung nunmehr gänzlich beendet seien. Es bleibe nur noch übrig, das Memorial durch drei Deputierte in Petersburg vorzustellen. Dazu wurden denn nun auch sogleich die nötigen Anordnungen getroffen. Das Komitee hatte zu Deputierten erwählt: als Vertreter des Rats den Bürgermeister v. Jannau, als Vertreter der großen Gilde Herm. Dietrich Bienemann und als Vertreter der kleinen Gilde den Bürger Strauß. Außerdem war der Deputation zur Besorgung der nötigen Berichte und Ausfertigungen noch der Ratssekretär Johann Bernhard Schwartz[8] beigegeben, der bisher auch schon als Sekretär des Komitees fungiert hatte.

Weder das erwähnte Memorial noch ein Bericht dieser Deputation, die einige Wochen später sich nach Petersburg begab und wohl bis zum Juni dort verweilte, scheinen sich im Stadtarchiv erhalten zu haben. Dagegen fanden sich in den Sammlungen der Altertumsgesellschaft 4 Briefe des Sekretärs Joh. Bernh. Schwartz an den Rigaschen Ratsherrn Johann Christoph Schwartz, damals beim Vogteigericht und späterhin Bürgermeister[9], die wohl verdienen, mitgeteilt zu werden. Sie enthalten

[1] Vgl. auch Bergmann, Erinnerungen an das unter dem Szepter des russ. Kaiserthums verlebte Jahrh. S. 36.

[2] Wohlführ. Ratslinie Nr. 740.

[3] Wohlführ. Ratslinie Nr. 749.

[4] Wurde 1796 Aeltester, 1802 Ältermann großer Gilde, † 1824 Vgl. Rig. Stadtbl. 1824, S. 185—87.

[5] Wurde 1802 Aeltester, 1804—30 Ältermann gr. Gilde, † 1831.

[6] War 1792—1800 Aeltester gr. Gilde, † 1821. Vgl. Rig. Stadtbl. 1821, S. 161—166. — [7] Ratsprotokoll (Publica) 1805, I. 49—51.

[8] Joh. Bern. Schwartz war seit 1800 Obersekretär und Assessor beim Vogteigericht. Wohlführ. Nr. 761.

[9] † 1824. Wohlführ. Nr. 748. Vgl. den Nekrolog über ihn Rigasche Stadtbll. 1824, S. 289—95.

eine Fülle Streiflichter auf Personen und Zustände in Petersburg, auf die Arbeiten der Gesetzkommission und den Gang der rigaschen Verfassungsangelegenheit, die wohl das lebhafteste Interesse in Anspruch nehmen dürfen, zumal die Briefe von einem höchst gebildeten, klar denkenden und scharf beobachtenden Manne geschrieben sind.

Im Anschluß an die einleitenden Bemerkungen lassen wir nunmehr die vier Briefe folgen.

I.

Petersburg d 21 März 1805.

Mit vollem Herzen danke ich Ihnen, mein verehrungswürdiger Freund, für Ihre Erinnerung an mich und Ihre guten Wünsche für unseren hiesigen Aufenthalt. Der Himmel gebe, daß sie in Erfüllung gehen und die Heiterkeit, die die Außenseite der Residenz wohl auf jeden hiesigen Ankömmling verbreitet, nicht künftig durch einen widrigen Gang unsres Geschäfts verdrängt werde.

Ihre Ansicht über den Hauptpunkt unsres Geschäfts ist auch die meinige. Es wird hauptsächlich darauf ankommen, ob man überhaupt Munizipalstädte erhalten will oder nicht, und ob man ein gutes Gefühl für Riga und seine Bewohner haben wird oder nicht. Da wir bis jetzt noch in gar keine Aktivität treten können, weil wir unsre Hauptsachen noch erwarten, so haben wir darüber noch nichts erfahren können, und zwar aus dem natürlichen Grunde, weil wahrscheinlich noch niemand höhern Orts gedacht hat, wie er es mit uns machen will.

Der Graf Kotschubey hat mit der ihm eigenen Humanität die Komitee aufgenommen und mit großer Artigkeit sich darin gefügt, daß man ihm mit einem Umwege erklärt hat, die Personen seien zwar da, aber die Sachen erwarte man noch. Wenn diese seltene Höflichkeit nicht gewesen wäre, so würde unser guter Jannau wohl auf eine verdrießliche Art überzeugt worden sein, daß das Reisen an sich selbst wohl nicht gerade unser Hauptgeschäft ist. Ich für meine Person habe auf diese Artigkeit nicht gerechnet, sondern bin, um nicht lange Gesichter zu sehen, die man billig erwarten mußte, unter der Auslegung, daß ich als eine nicht-offizielle Person bei bloßen Zeremonie-Visiten keinen Teil nehmen könne, von Kotschubey und also auch von den übrigen Ministern fürs erste, bis die Arbeit anfängt, weggeblieben.

Die übrigen Minister haben die Visiten sehr artig, Rumänzow sogar abgeschmackt artig aufgenommen. Das ist zwar besser, als wenn sie sich unhöflich dabei aufgeführt hätten; indessen läßt sich daraus nichts augurieren, denn es geschieht durchaus gegen Jeder-

mann und man kann sich überhaupt nicht genug auswundern, welch eine bedeutswürdige Aufführung hier unter allen den Ständen und Personen, die sich sonst wohl in die Brust zu werfen pflegen, herrscht.

Nächstdem, was man im ganzen von Munizipalverfassungen hält, ist nun wohl das wichtigste, wem unsere Arbeit übertragen wird. Davon ist auch noch nicht das geringste zu erfahren, indessen habe ich, soviel es sich tun ließ, ungefähr das Terrain zu sondieren gesucht, um doch wenigstens, da ich sonst nichts tue, Konjunkturen [!] in den Tag hinein machen zu können. Da ich nun beständig die Ohren spitze und mich soviel umhertreibe, als möglich ist, so kann es vielleicht sein, daß ich dies und das erfahren habe, was in der Folge einen Fingerzeig geben kann.

Die Gesetzkommission scheint überzeugt zu sein, daß unsere Arbeit, wenn auch nicht hauptsächlich von ihr durchgegangen, doch wenigstens an sie gebracht werden wird, um ihr Sentiment einzuholen. Ich vermute auch, daß man von seiten einiger Redakteurs das Seinige tun wird, um unsrer Arbeit diesen Gang zu geben, selbst wenn sie ihn nicht natürlicher Weise nähme. In dieser Gesetzkommission haben wir drei aufrichtige und ehrliche Freunde; dieses sind Zimmermann, Hehn und Würst. Diese drei lieben den Ort und haben sich von der Güte seiner Einrichtungen überzeugt. Kömmt einer von denen zum Mitreden, so halte ich die Hauptsachen unsrer Verfassung für gerettet. Sahlfeld[1] glaubte ich auch auf unsrer Seite, bin aber, wo nicht vom Gegenteil überzeugt, doch sehr in meiner Meinung irre geworden. Ich hatte in einer zutraulichen Stunde mit ihm ein Gespräch über den Wert oder Unwert unsrer Verfassung im Ganzen und war freilich darauf gerüstet, eine Menge unverdauter Theorien über Städteverfassungen überhaupt bei ihm bekämpfen zu müssen[2], aber das hatte ich nicht erwartet, ihn bis über die Ohren in den Lügen der Raaweschen Partei, die schon in Riga kein Mensch mehr anhören mag, stecken zu finden, z. B. daß man Familien im Rat forderte, daß man eine geheime Anwendung der Gelder habe ꝛc., und versicherte mich überdem, dieses alles unwiderleglich schriftlich zu haben. Das Einzige, was sich auf diese betisen antworten ließ, besonders da sie sowohl im Ganzen als im Einzelnen aus dem Raaweschen Gesichtspunkt genommen waren, beschränkte sich natürlich auf meine

[1]) Georg Friedrich Sahlfeld, Sohn eines Handwerkers aus Dorpat, hatte sich aus kümmerlichen Verhältnissen emporgearbeitet. Seit 1803 war er Zuriskonsult des Justizministeriums, seit 1804 Redakteur der zweiten Abteilung der Gesetzkommission und Prokureur des Justizkollegs der liv., ehst- und finnländischen Sachen. Vgl. auch Schriftstellerlexikon IV 8 ff.

[2]) Auch der bekannte Entwurf Sahlfelds zu einer livländischen Ordnung der evangelischen Kirche krankte an allzu viel dem Leben abgewandter Theorie. Vgl. Dalton, Verf.-Gesch. d. evang.-luth. Kirche in Rußland. S. 223.

Aeußerung, daß die Komitee eben deswegen etabliert worden, um diese Beschwerden zu untersuchen, hier aber nichts bewiesen worden sei. Am Ende wird seine gerühmte authentische Quelle die Kleemannsche Klage sein. Ich kann Ihnen gestehen, daß ich ziemlich bestürzt über die gemachte Entdeckung noch Hause fuhr, mich aber beinahe ebenso schnell beruhigt habe, und das zwar deswegen, weil er in der ganzen schiefen Ansicht steckt, die nach allem, was man hört, wenigstens vom Ministerium des Innern nach ihrem wahren Wert beurteilt wird, und überdem, weil ich nach eingezogener Erkundigung über seine Geschäftslage gar keine Ursache habe zu glauben, daß er persönlich über unsre Sache mitzureden haben möchte. Auch ist er trotz seiner Präokkupation ein passabel vernünftiger und gutmütiger Mensch, der allenfalls, wenn er der Sache näher gebracht werden sollte, von seinen Vorurteilen zu befreien sein möchte.

Die Gesetzkommission kommt mir vor wie das deutsche Reich während des großen Interregnums. Alle, vom ersten bis zum letzten, sind weder an theoretischer Rechtskenntnis, noch an Erfahrung Männer, wie man sie für diese Arbeit fordern müßte; demohngeachtet aber hält sich fast ohne Ausnahme jeder einzelne Redakteur für den klügsten und sieht mit Bedauern auf das Machwerk seiner Mitbrüder. Rosenkampff[1] kann nicht bitterer gehaßt sein, als von seinen eigenen Expeditionen, denn er hat das Mittel gefunden, andere Leute für sich arbeiten zu lassen und die gloire davon zu ziehen. In der Abwesenheit von Nawossilzow ist ihm dies hauptsächlich geglückt, die andern hübsch in Schatten zu stellen. Diesen aber scheint er aus der Reihe seiner Gönner verloren zu haben, denn als N. zurückgekommen ist, hat es zwischen ihm und R., wie mich Augenzeugen versichern, eine unangenehme Explikation gegeben. N. hat schon vorher, ehe R. eingetreten ist, sich über die Gesetzkommission mit Unzufriedenheit geäußert und dann im allgemeinen hingeworfen, man müßte es machen wie in England und die Untauglichen so lange verabschieden, bis man die Rechten gefunden habe. Als darauf R. hineingetreten ist und ihm an das Packet, was ihm übersandt worden, erinnert hat, so hat N. darauf geantwortet, er sähe, daß man anstatt zur wirklichen Arbeit zu schreiten, sich wieder darauf beschränkt habe, öffentlich die Rubriken zu nennen, über welche man gesonnen sei zu arbeiten. Die darauf gemachte Erklärung, daß es nötig gewesen sei, diese Arbeit in einem förmlichen Doklad an den Kaiser zu abreferieren, hat er nicht gelten lassen, sondern gemeint, dies sei keine Ursache, dasselbe viermal drucken zu lassen, und nach Durchsicht dessen, was nun

[1] Gustav Adolf v. R. war seit 1804 erster Redakteur und Konferenzsekretär der Gesetzkommission. Er wurde 1809 Chef der Zivilabteilung dieser Kommission. Vgl. auch Schriftstellerlexikon III, 535 ff.

geschehen sei, werde er wissen, ob er dem Kaiser für die bei dieser Gelegenheit ausgeteilten Orden seinen Dank abstatten könne oder nicht[1].

Man glaubt allgemein, daß bei der Rückkunft von N Rosenkampff vielleicht außer Aktivität gesetzt werden dürfte. Nowosilzow geht aber jetzt, wie Sie wahrscheinlich schon in Riga wissen werden, in wenigen Tagen wieder ins Ausland, um womöglich einen Friedenskongreß zu organisieren, und soll, wie man sagt, von seiten des englischen Hofes charte blanche haben, um auf die russischen Friedensbedingungen abschließen zu können.

Ein nicht minder wichtiges Blatt im Petersburgischen Bilderbuch ist Parrot[2]. Er hat das persönliche Zutrauen des Kaisers in einem solchen Grade, daß er über die Minister sogar einen eklatanten Triumph gehabt hat. Sawabaffsky nämlich hat sein Waroschalschulen-Projekt nicht zum Vortrag gebracht wissen wollen, Czartorisky, sein ehemaliger Prokureur, ist auch dagegen gewesen und Klinger[3] hat ihm den Vortrag dieser Sache in der Schuldirektion verweigert. Darüber hat sich Parrot beim Kaiser beklagt und einen Auftrag an den Minister Sawabaffsky expediert, daß zu diesem Endzweck eine Sitzung gehalten werden solle, worauf nun Klinger die Segel gestrichen, selbst den Vortrag in der Sache übernommen und sie durchgeführt hat. Indessen ist dadurch ein Mißverhältnis zwischen P. und seinem ehemaligen Protektens entstanden, so daß er jetzt, wie es scheint, keine andere Stütze hat, als den Kaiser selbst, was freilich nicht wenig ist, besonders da er in solchen Fällen einen ziemlichen Starrsinn haben soll. P. hat angefangen, sich ein wenig den Kamm schwellen zu lassen und von Dingen mitzureden, die nicht für ihn gehören, was ihm hauptsächlich Feinde gemacht hat. Das hat ihm dann einen großen Wächter von seiten seines Hauptgönners Nowosilzow bei dessen Zurückkunft, wie mich abermals Augenzeugen versichern wollen, gegeben. Es ist ihm die Lehre erteilt worden, daß wenn man mit dem Kaiser spräche, man sich auf Dinge zu beschränken habe, die das Geschäft und das Nut, das man bekleide, mit sich brächten, daß es selbst anstandig und pflichtmäßig sei, wenn der Kaiser sogar das Gespräch auf Dinge brächte, die nicht zum Vortrage gehörten, sich dahin zu bescheiden, daß man darüber nicht mitsprechen könne, am allerwenigsten aber gebühre es sich, selbst Dinge auf die Bahn zu bringen, zu denen man nicht berufen sei.

Die Ordensgeschichte von Albanus[4] mißbilligt hier alle

[1] Rosenkampff hatte 1805 den Annen-Orden 2 Kl. erhalten.

[2] Der bekannte erste Rektor der ehemaligen Universität Dorpat, Georg Friedr. P. — [3] Fr. Maximilian von Klinger.

[4] August Albanus, Wochenprediger an St. Peter in Riga und seit 1804 zugleich Gouvernementsschuldirektor hatte 1805 den Wladimirs-Orden 4. Kl. erhalten. Er war bekanntlich später, seit 1824, Oberpastor von St. Peter.

Welt, man sieht es dafür an, was es ist, nämlich daß Parrot in der Provinz hat zeigen wollen, was er vermag. Besonders ist den Leuten das Predigeramt und Ritterverhältnis anstoßig. Ob in Rücksicht unsrer Schule viel Gescheidtes herauskommen wird, daran zweifle ich, denn teils ist der Kaiser selbst sehr von den Geschäften der Universität unterrichtet und hat also natürlich eine günstige Meinung davon, teils hat er in diesen Tagen den Kuländern, die in Rücksicht ihrer Schule ähnliche Wünsche haben, antworten lassen, er sei dieser Tracasserien müde und wolle es bei dem Bescheid von Sawadowsky bewenden lassen. Das ganze Verhältnis der Universität beruht auf der persönlichen Lage von Parrot. So viel scheint ganz gewiß zu sein, daß er sich so ziemlich alles, was um den Kaiser herum ist, zum Feinde gemacht hat und von niemand Unterstützung erwarten darf, als vom Kaiser selbst. Sogar Klinger soll sich nicht mehr mit ihm so gut stehen als sonst, und ich glaube, entweder macht des Kaisers Gunst aus P. einen sehr bedeutenden Menschen, oder er fällt in ein Nichts zurück. In wie weit Sonntag[1] hier mit daran gearbeitet haben mag, Klinger wieder hübsch in das Parrot- und Albanussche System einzuführen, kann ich nicht wissen, vermute es aber zuverlässig.

Die dritte Hauptfigur für uns ist Beck. Ich weiß nicht, weswegen man uns weiß gemacht hat, er sei Riga und seiner Verfassung nicht geneigt. Er hat uns schon mehrere Mal sehr aufrichtige gute Ratschläge gegeben, interessiert sich für unser Geschäft und hat sich so bei uns eingeludert, daß er keinen Abend fehlt und bis Mitternacht seiner alten Manier zufolge schwatzt. Obgleich er bei einem ganz andern Departement angestellt ist, so gilt er doch allgemein bei den Ministern, besonders aber bei Kotschubey, für einen sachkundigen ehrlichen Mann, dessen Aeußerungen über uns und unser Geschäft vielleicht in entscheidenden Augenblicken von bedeutendem Nutzen sein können. Ich arbeite daran, ihm durch einen Umweg mittels Lehrbergs[2] eine Insinuation beizubringen, daß er suchen soll, sich zu unsrem Komitee ernennen zu lassen. Wenn mir das gelingt, so stimme ich für meine Person in meinem Zimmer ein Tedeum an, denn alsdann, glaube ich, können wir den Kopf überm Wasser behalten. Selbst mag ich davon mit ihm nicht reden, denn ihm sitzt auch eine verdammte Diplomatik im Kragen, die ihn vielleicht mißtrauisch machen könnte. Es ist besser, daß er, wenn er die Sache goutiert, sie für seinen eigenen Einfall hält. Bei Kotschubey ist Speransky erster Kanzleidirektor, und trotz aller seiner Talente ein notorisch bestechlicher

[1] Der livl. Generalsuperintendent Karl Gottlob S

[2] A Christ L seit 1803 Mitglied der gelehrten Sektion der Gesellschaft zur besseren Organisation des Armeewesens in Petersburg, später Akademiker Schriftstellerlexikon III, 33.

Mensch. Sollte ein russischer Protokollführer gewählt werden, so könnte das Druthmm treffen, der ein feiner, gewandter Arbeiter sein soll, wie mich aber sachkundige Freunde vermuten lassen, in anderen Geschäften zu enfiliert ist, als daß er alle seine Feinheit gegen uns brauchen möchte, was dann recht gut ist. Ueberdem soll er fertig deutsch sprechen, was denn auch wünschenswert wäre.

Ich muß meinen Brief schließen, den ich gerne noch länger fortgesetzt hätte, weil man mich mit der Abfertigung drängt. Nehmen Sie, teuerster Freund, dieses Geplauder für das, was es ist, für den Wunsch, Ihnen alles mitzuteilen, was ich bis dato habe hören können, ohne daß ich mir getraue, daraus Konsequenzen zu ziehen. Ich fürchte nicht viel und hoffe nicht viel. Daß Sie diesen Brief am besten niemand mitteilen, habe ich nicht nötig hinzuzufügen, denn wenn eine Judiskretion über Personen hier bekannt wird, so sind wir fertig und es könnte wohl Rigische Spione geben.

Ueber unser gesellschaftliches Verhältnis behalte ich mir einen Brief vor, den die Post lesen kann. Heute Mittag bringe ich auf der englischen Klubbe zu, wo die Vorsteherwahl gefeiert wird und ich Nowossilzow sehen werde, den man zum ersten Vorsteher gemacht hat. Ueber Sonntags Gastrolle und was dem anhängig nächstens ein mehreres.

Leben Sie wohl und erhalten Sie Ihr Wohlwollen Ihrem

J. B. Schwartz.

II.

Petersburg, d. 18. April 1805.

Ehe ich Ihren Brief vom 4. d. Mts. erhielt, war ich schon Willens, Sie über alle etwanige Vorwürfe, die Sie sich vielleicht machen könnten, die hiesigen Propositionen abgewiesen zu haben und bei uns geblieben zu sein, völlig zu beruhigen, aber ich sehe mit Vergnügen, daß es nicht nötig ist. Jetzt, da ich den Gang der Arbeiten bei der Gesetzkommission Gelegenheit habe zu sehen und mich zu überzeugen, wie wenig Satisfaktion sich der Staatsbürger davon versprechen kann und wie wenig andererseits die Lebensart, die die Arbeiter führen, dazu geeignet ist, sie für das unangenehme Gefühl, das sie bei ihrer Beschäftigung haben müssen, zu entschädigen, so kann ich mit voller Ueberzeugung behaupten, daß man, wenn man mit seinen Amts und gesellschaftlichen Verhältnissen in Riga an Ihrem Platze steht, seiner Seelenruhe und seinen Lebensfreuden feind sein müßte, um sich auf irgendwelche Bedingung in dieses Geschäft hierher zu versetzen.

Was das System betrifft, nach welchem hier gearbeitet wird, so werde ich mich in meinem Leben nicht überzeugen, daß man anders vernünftige Vorschläge machen könne, wie es sein soll, als

wenn man vorher weiß, wie es ist, und wenn alle Mitarbeiter, mögen sie auch einzelne Abteilungen zu liefern übernehmen, eine vollkommen gleiche Kenntnis vom allgemeinen Rechtszustande des Reiches haben. Dieses, glaube ich, kann nicht anders bewirkt werden, als wenn man vorher, ohngefähr in eben dem System, wie man das neue Gesetzbuch formieren will, die bestehenden Verordnungen sammelt und alsdann nach den Bedürfnissen, die sie anzeigen, und den Lücken, die man vorfindet, ein geordnetes systematisches Recht zu Hilfe nimmt. Diese Manier scheint aber zu langweilig befunden zu sein. Statt deren hat jeder Redakteur zu gleicher Zeit eine doppelte Arbeit: erstens den status quo zu formieren und sogleich die neuen Bestimmungen über die Abteilung, die er bearbeitet, hinzuzufügen. Zur Formierung des status quo sind hauptsächlich die Gehilfen bestimmt, worunter ich ein paar kenne, die schwerlich dabei nützen können. Dieses Uebel abgerechnet, müßte man die menschliche Natur nicht kennen, um zu zweifeln, daß dem status quo bei dieser Manier eine sehr oberflächliche Aufmerksamkeit zuteil werden muß, da er schon im voraus zur Nebensache verdammt ist. Ueberdem arbeitet jeder Einzelne völlig für sich allein und hat wenig Gelegenheit, seine etwanigen Irrungen über den status quo herauszufinden.

Es wäre noch mehreres über diese Sache zu erinnern, hauptsächlich, daß man sehr viel philosophisches Unwesen in die Gesetzgebung zu mischen sucht und bis dato statt einer Sammlung positiver Gesetze ein Reichskompendium ausgearbeitet zu werden scheint, dergleichen in der Welt genug und wahrscheinlich besser existieren, aber Sie werden wahrscheinlich an dem Gesagten genug haben.

Die persönlichen Verhältnisse der Redakteurs unter einander sind nichts weniger als angenehm aus vorhin angeführten Ursachen. Wenn man nun das Leben sieht, das sie führen, so findet man fort nach weniger Ursache, sich in ihre Lage zu wünschen. Es ist ohnedem hier in Petersburg der schlimme Fall, daß man schlechterdings das Geschäftsleben nicht mit den gesellschaftlichen Genüssen vereinigen kann und sich für das Eine oder das Andere bestimmen muß, aber es ist doch noch verdrießlicher, eine Situation, wo eines dem andern nicht im Wege steht, wie es in Riga der Fall ist, dieser Existenz wegen aufgegeben zu haben. Mancher fühlt das auch. Zimmermann, Hehn, Klazer leben mutatis mutandis wie Studenten; sie sind weder in den Zirkeln am Galeerenhof zu finden, noch haben sie Entree in den Gesellschaften höherer Stände, sondern sind größtenteils auf ihren reciproquen Umgang und auf die Häuser von Dolst, Ettingen und Bock eingeschränkt. Zimmermann habe ich ein einziges Mal in einer andern als dieser Gesellschaft begegnet, die übrigen garnicht.

Mit dem Herrn Etatsrat Ettingen habe ich nicht das Glück, auf einem guten Fuß zu stehen. Er ist ein eitler Narr, der zu glauben scheint, man wisse von den Diners, die er gibt, in allen vier Weltteilen zu erzählen und müsse es sich wenigstens zu gleicher Ehre schätzen, von ihm oder von dem Kaiser zu Tafel gezogen zu werden. Ich wußte nicht, daß G. Schwartz uns dahin empfehlen würde, und traf ihn bei Bock, wo ich ihm aber nicht speziell präsentiert wurde und auch nur gerade soviel Notiz von ihm nahm, als die Konversation mit sich brachte. Als man ihm nach erhaltener Empfehlung die Visite machte, war ich gerade nicht zu Hause und bei seinem gleich darauf folgenden Diner anderweitig engagiert. Aus diesem hat er gemutmaßt, daß mir an seiner Bekanntschaft nichts gelegen sei, das mag nun aber nicht zu seinen stärksten Irrungen gehören, aber ich wollte auf der englischen Kindbe bei ihm doch eine Einleitung machen, um es mit einer Visite hernach reparieren zu können, wobei er sich zwar höflich, aber nicht so benahm, um mir Lust dazu zu machen. Ich will nun sehen, ob wir uns am dritten Ort näher kommen werden oder nicht und den Erfolg in Geduld abwarten.

Was unsere eigenen Angelegenheiten betrifft, so sind wir in dem unangenehmen Fall, daß die Deputierten nicht zu den Deliberationen selbst gezogen werden sollen, wie es scheint, sondern nur nach dem wörtlichen Inhalt der Ukase bestimmt sind, Auskunft in nötigen Fällen zu geben. Die Komitee ist, wie ich weiß, schon in eine Art von Aktivität getreten, aber noch ist nicht ein offizielles Wort an die Deputierten ergangen, nicht einmal ist es ihnen eröffnet worden, wie sie zusammengesetzt ist. Ich habe es erfahren, daß Gr. Kotschubey, Stroganoff, Nowositzoff, der Fürst Lapuchin und der Senateur Kosadawleff dort sitzen, aber in diesem Augenblick, da ich dieses schreibe, weiß Jannau davon noch nichts. Auch kann man ihm nicht unvorsichtigerweise alles sagen, denn es ist kein Mensch in der Welt, der weniger Conduite hat als er. Außer der Sachkenntnis hat er nicht eine einzige Eigenschaft, die er hier bedarf, sowohl um in der Welt als mit seinen Kollegen leben zu können. Ueber diesen Gegenstand könnte man einige Bogen vollschreiben, wenn es der Mühe wert wäre.

Diese anfängliche Zurückhaltung in unserem Geschäft entscheidet nun zwar für den Erfolg nichts, auch kann sie sich ändern und wird es wahrscheinlich, sie setzt uns aber in die unangenehme Lage, nicht Vorarbeiten machen zu können, die man vielleicht fordern möchte. Ueber die Gesichtspunkte läßt sich noch durchaus nichts sagen. Damit bin ich nicht ganz unzufrieden, daß die Komitee nur aus den distinguiertesten Personen formiert ist und die Gesetzkommission wenigstens keinen direkten Einfluß haben möchte, wiewohl man ihre Pläne nie ganz übersehen und soviel als möglich sich ihnen zu nähern suchen möchte.

Ihrem Urteil über die Personen, die Sie in Ihrem letzten Briefe anführen, kann ich nicht geradezu widersprechen, nur kann ich mich schlechterdings nicht entschließen, Ihrer Meinung von Z. und dem, was man von ihm gesagt hat, beizutreten. Es kommt übrigens wohl auf seine Meinung nun nicht viel an, aber ich kann es doch nicht glauben. Ebenso wenig habe ich Ursache, an W. zu zweifeln. Was B. betrifft, so haben Sie sehr recht gesehen, aber er kennt mitunter das Geschwätz des Tages und ist nicht unbekannt mit den modernen Ansichten. Für jetzt aber sind alle diese Individua in gar keiner Geschäftsverbindung mit unsrer Sache.

Nachmittags. Eben erfahre ich, daß Druschinin der Sekretär der Komitee ist und sie vorerst ihre Sitzungen noch nicht angefangen hat. Es kann also auch sein, daß man nicht einmal so zurückhaltend sein wird, als ich glaubte. Auf jeden Fall ist durch die Auswahl der Personen zu erkennen gegeben, daß man der Sache Aufmerksamkeit schenkt. Von den Intentionen läßt sich noch durchaus nichts reden. Das Mißverhältnis des Mannes, dem Sie nicht in den Weg getreten wissen wollen, hat sich noch nicht gegeben, sonderbar aber ist es, daß er, den wir doch indirekt als gegen unsere Sache betrachten müssen, in unsere Ansichten über Verfassung von selbst eintritt und daß, ohne mit irgend einem von uns hier in einem freundschaftlichen Verhältnis zu stehen, sondern aus eigener Ueberzeugung der guten Sache. Soviel für jetzt. In den nächsten acht Tagen wird man hoffentlich mehr wissen. Diese Komitee wird, wie es heißt, auch über die Adelsverfassung infolge der neuesten Schriften das Weitere festsetzen. Sollte das sein, so könnte unser Geschäft vielleicht dadurch Verzögerungen unterworfen sein.

Von Bocks Heiratsprojekten habe ich noch nicht ein Wort gehört. Mit Herrn v. Ettingen ist heute Mittag die Versöhnung vorgefallen. Er hat mich förmlich und feierlich zu sich eingeladen, welches Glück ich denn auch gehörig zu schätzen weiß. Ich habe Ihnen heute den Nachtrag meines ersten Briefes in Rücksicht meiner gesellschaftlichen Lage liefern wollen, aber der Platz ist wieder unmerklich mit anderen Dingen verbraucht. Leben Sie wohl und behalten Sie in gutem Andenken Ihren Ihnen ganz ergebenen . . .

III.

Petersburg, d. 1. Mai 1805.

Wenn Sie sich auch noch so sehr mit Geduld über die Art, wie unser Geschäft betrieben wird, gewaffnet haben sollten, so wird es Ihnen doch etwas sonderbar vorkommen, daß man noch jetzt nicht einmal sagen kann, daß irgend etwas geschehen wäre. An vorläufigen Wahrscheinlichkeiten über ihren Ausgang fehlt es uns freilich nicht und an anderen Orten würde man schon so ziemlich

bestimmen können, was es für ein Ende zu nehmen hätte, hier aber, wo die Beschlüsse, über die man wochenlang nachgedacht zu haben sich das Air gibt, oft in einer Minute wechseln wie das Wetter, kann man nie eher mit Gewißheit von etwas reden, bis man es schwarz auf weiß und die Hauptstadt im Rücken hat.

Unsere Sache steht bis jetzt für unsere Wünsche garnicht günstig. Die jahrelangen Zänkereien unsrer Provinz scheinen den Ministern einen Unwillen gegen die Prätensionen der Deutschen, immer etwas Besonderes haben zu wollen, gegeben zu haben. Wenigstens ist das mit dem Fürsten Lapuchin der Fall, der ein alter russischer Geschäftsmann ist und so ziemlich mit Bekleschoff überein denkt. Diese Meinung sucht nun die Gesetzkommission möglichst zu nützen, um die Entscheidung der ganzen Sache entweder in ihre Hände zu bekommen oder sie wenigstens ausgesetzt zu wissen, bis sie mit ihren allgemeinen Plänen für gerichtliche Verfassungen der Städte hervortreten wird, woran sie jetzt eifrigst arbeitet und mit den vornehmsten Punkten in Richtigkeit sein soll, wie einige sagen und andere widersprechen.

Die Komitee hat erst eine Sitzung gehalten oder vielmehr halten wollen, denn es hat beswegen nichts vorgenommen werden können, weil der in diesen Tagen erfolgte Tod der Fürstin Gagarin den Lapuchin außer stande gesetzt hat, irgend eine Arbeit vorzunehmen.

Es ist jetzt unter den Geschäftsmännern in Petersburg Mode, verschlossen zu sein. Die Minister, die am Ende immer einen heimlichen Krieg gegeneinander führen, sind durch die Natur der Sache in diese Lage gebracht und durch den Kaiser, der weder zu sich noch zu anderen Leuten Vertrauen hat. Jeder also, der unter ihnen arbeitet, nähert sich ihrer Conduite, ist höflich, aber starr wie ein Brett, wenn es auf den Punkt von Geschäften kommt, und man muß jedes Wort darüber mit Zangen aus ihnen herausziehen.

Selbst diejenigen bei der Gesetzkommission, welche unsere Freunde sind oder es uns wenigstens glauben machen wollen, z. B. Zimmermann und Würst, tun, wie ich fest überzeugt bin, was sie können, um ihre Klauen mit in unserem Geschäft zu haben, nicht gerade nur einer Partei zu dienen, oder um uns Geld aus zuquetschen, sondern wahrscheinlich aus dem natürlichen, vielleicht verzeihlichen Gefühl, daß sie glauben, etwas recht vorzüglich Weises auszuhecken, und den Verdruß nicht haben mögen, eine der vorzüglichsten Städte des Reiches vor ihrer Weisheit gerettet zu sehen. Würst hat mich vor einigen Tagen wieder sehr angelegentlich um Notizen über die Handlungskasse gebeten. Ich werde sie ihm geben, wenn man ein bischen klärer in unserem Geschäft sehen wird, denn ich bin eben nicht gesonnen, Leuten Nachrichten zu fourmieren, die sie zuweilen gerade gegen uns anwenden, indem sie

sich damit gegen diesen und jenen ein An von Sachkenntnis geben und unter diesem Vorwand sich einen direkteren Einfluß auf unsere Sache verschaffen können. Der Einfluß der Gesetzkommission auf dies Geschäft ist schon deswegen sehr entschieden, weil der Justizminister und sein Kollege in der Komitee sitzen und Druschinin, der das Protokoll führt, Referendar bei der Kommission ist. Druschinin hat im Ganzen hier eher einen guten als einen schlechten Ruf, aber darauf läßt sich nichts bauen, wenigstens haben wir noch keine Probe gehabt, daß ihm an der Beförderung der guten Sache etwas gelegen hätte, wiewohl er sich andrerseits auch ziemlich vernünftig über das Parteienwesen in unsrer Geschichte geäußert hat. So z. B. haben wir durch ihn erfahren, daß bei Errichtung unsrer Komitee Galitzin für die Russen supplizuert hat, daß ihnen gestattet werde, ihrerseits ein Mitglied dazu delegieren zu können, was ihnen aber gnädigst abgeschlagen worden. Auf die neuerlich eingesandte Beschwerde der russischen Kaufleute wird wahrscheinlich ebenso wenig Rücksicht genommen werden. Das Memorial unsrer Komitee ist von Rosenkampff und Sahlfeld gelesen worden. Der erste hat sich gegen Jannau geäußert, daß diese Arbeit ihnen bei ihren Geschäften unendlich willkommen sei, daß die Gesetzkommission sich's ahnedem zur Pflicht gemacht habe, bei Städten wie Riga Ausnahmen von den allgemeinen judiziären Formen zu machen, daß viele unsrer Vorschläge ihren künftigen Bestimmungen nicht zuwider liefen und was das Zeug mehr ist. Dem Sahlfeld haben unsere Polizeivorschläge gefallen und er hat geäußert, daß unsere Meinung ihm sehr gelegen käme, um seine Behauptungen zu unterstützen. Von Nowossilzoff, dem Minister des Innern, und seinem Adjoint haben wir noch nicht die gemachte Gelegenheit gehabt zu erfahren, wie sie eigentlich persönlich über die Sache denken, und das wird wahl den Ausschlag geben, denn wie ich aus manchem merke, scheint die Gesetzkommission eben noch nicht ganz gewiß zu sein, ob sie allein über uns zu entscheiden haben wird oder nicht. Auf jeden Fall wäre es sonderbar, wenn der Kaiser den Minister des Innern, seinen Gehilfen und einen Dritten zu einem Geschäft delegierte, über welches der Gesetzkommission allein die Entscheidung vorbehalten sein sollte, wobei sie also unnütz ihre Zeit verdürben und sich über eine Sache zu fait setzen müßten, die ein anderer sich vorbehält nach Belieben zu ändern oder wegzuwerfen. Es sind indessen mehr Inkonsequenzen dieser Art passiert, um nicht auch diese schlimmstenfalls für möglich zu halten.

Soviel bis jetzt von den neuen Plänen der Gesetzkommission transspiriert ist, so gehen sie im Ganzen dahin, daß die Gerichtsbehörden aus Rechtsgelehrten mit ständischen Repräsentanten, welche letztere aber nur ein votum consultativum haben sollten, formiert werden sollen, daß nur aus den Referendaren der Gerichte die

gelehrten Richterstellen besetzt werden sollten und diese nicht ohne ein vorhergängiges Examen anzunehmen sind. Ferner, daß niemand in der Gemeine ein Geschäft treibe, das er nicht gehörig erlernt habe. An alle übrigen Bestandteile einer Stadtverfassung scheinen sie noch garnicht gedacht zu haben und über das Obenangeführte scheinen sie sich noch zu zanken. Es ist also ziemlich wahrscheinlich, daß für die Rechtsgelehrten auch in ihrer neuen Verfassung, sie sei übrigens wie sie wolle, ein anständiger Platz übrig bleiben wird, aber es gehört eine derbe Portion Egoismus dazu, um sich mit diesem windschiefen Schnack beruhigen und darüber die Hauptsache, das Schicksal der Gemeine im Ganzen, vergessen zu können.

Bei diesen Umständen sind also mehrere Wendungen unserer Geschäfte möglich. Erstens kann es sein, daß, wenn die jetzige Komitee die Arbeit begreift und die nötigen Erläuterungen gefordert hat, sie dem Kaiser unterlegt, daß nicht eher darüber entschieden werden könne, bis die Gesetzkommission im Laufe ihrer Arbeiten ihrerseits diesen Gegenstand für das ganze Reich im allgemeinen bearbeitet hat und man dann die Deputation entläßt

Dieses glauben und — wünschen die Mitglieder der Gesetzkommission. Sie hatten dann eine recht bequeme Voraibeit und vielleicht auch, wenn es wirklich dazu kommt, die Hoffnung einer guten Zwickmühle. Dem steht aber mein voriger Stumpel wegen Kotschubey im Wege; auch würde sich die Deputation alsdann ihrer gnädigen Entlassung ohngeachtet über die Gegenstände der Administration und besonders der Finanzen an Kotschubey wenden und diese Dinge separat zu betreiben suchen. Hauptsächlich aber würde ich mich über diese Entscheidung dadurch trösten, daß bis jetzt noch keine Wahrscheinlichkeit vorhanden ist, daß von den Arbeiten der Gesetzkommission etwas reif werden oder zur Ausführung kommen wird, und unterdessen würde es bei uns doch wenigstens bleiben wie es ist. Rosenkampff ist von allen Mitgliedern unendlich gehaßt, und dies ist noch das Einzige, worüber sie einig sind, — in allem übrigen ist nichts als Mißgunst und heimlicher Groll. Ueberhaupt glaubt hier kein Mensch an ihre Fortdauer.

Die zweite mögliche Wendung unserer Angelegenheit ist, daß die Komitee sie nach Maßgabe unserer Arbeiten deprüft und dann zur Bestätigung vorstellt. Dies ist nicht einmal sehr wünschenswert, denn da würden wir immer mehr oder weniger mit der Stadtordnung in Kollision kommen, da diese Herren, wo sie nicht genehmigen, schwerlich etwas anderes vorzuschlagen wissen würden, und alsdann würde bei der jetzigen Stimmung, bei dem dummen Gesuch des Adels ꝛc. immer wohl zwei Drittel davon in Kraft gesetzt werden, falls man nicht unerwarteter Weise das Wort des Kaisers und seine Bestätigung unserer Verfassung achten müßte.

Die dritte mögliche, aber freilich so unwahrscheinliche Manier, daß Bienemann sie sich nicht einmal als möglich denken mag, ist diese, daß man genehmigt, die Verfassung ad interim nach unseren Vorschlägen zu gestalten, bis die Bestimmungen der Gesetzkommission gemacht, publiziert, geprüft und vom Kaiser zur allgemeinen Einführung bestätigt worden, welches sogar nach der Meinung der arbeitenden Mitglieder einige Jahre dauern könnte. Das ist noch die günstigste mögliche Wendung und sie wäre eines Opfers wert, wenn sie herbeigeführt werden könnte, denn was ist nicht alles in einigen Jahren möglich.

Wir sind von Riga mit großen Hoffnungen auf die Gesinnung des Monarchen über Riga weggereist. Von dieser poetischen Ansicht haben wir uns entwöhnen müssen, um in die prosaische überzugehen, daß man sich an einem Ort recht wohl divertieren, mit Vergnügen daran zurückdenken und ihm doch weder etwas Liebes noch etwas Leides im Notfall tun, sondern ihn gelassen von seinen Mustern nach Belieben treten lassen kann. Auch nimmt sich überhaupt manches auf hundert Meilen weit schöner aus als in der Nähe. Das unaufhörliche Mißtrauen ist eine jämmerliche Krankheit auf gewissen Plätzen. Es geht hier ohnedem alles langsam genug, jetzt wird es immer von Einigen mehr begucht, als zum Ausführen nötig ist, und wenn sie sich nun gegenseitig genug darüber chikaniert haben, so lassen es Alle liegen und es denkt gar kein Mensch mehr daran. Der einzige Geschäftsmann, der, wie man sieht, einen praktischen Blick und einen bestimmten Gang hat, Kotschubey, ist auch genug angefeindet und beargwohnt, wiewohl er bis jetzt in großem Kredit steht.

Parrot gibt das lebendigste Beispiel über den hiesigen Geschäftsgang. Als wir ankamen, war er über die Einführung so in Richtigkeit, daß er in einigen Tagen abreisen zu können glaubte. Der Kaiser selbst hatte es genehmigt. Da kommt Nowosilzow zurück, ärgert sich teils über Parrot, teils findet er die Kosten von 67,000 Rbl. jährlich zu arg (was ich auch finde) und hat das ganze Ding so rückgängig gemacht, daß P. sie nun von neuem anfangen kann.

Dies, mein teurer Freund, sind meine Ideen über unsere Geschäfte. Ich hatte es für Pflicht, sie Ihnen mitzuteilen, damit Sie bei etwaigen kursierenden Lügen wissen mögen, was Sie davon zu halten haben. Sicheres kann man durchaus noch gar nicht bestimmen, es kann sich noch alles anders geben, als es nach diesen Gerüchten zu vermuten ist, und die erste förmliche Sitzung der Komitee, wozu, wie Dmitrijew meint, der Graf die Deputation einladen lassen wird, muß darüber Licht geben und auch ausweisen, wohin man sich zu wenden haben könnte.

Rebus sic stantibus werden Sie nun wohl leicht einsehen,

daß alles Vergnügen, welches mir die Hauptstadt und die gesellschaftlichen Verbindungen, die wir unseren Rigischen Freunden verdanken, gewähren konnten, das unangenehme Gefühl nicht aufwiegen, welches der Gang unserer Geschäfte mir macht, und daß ich mich sehne, aus einer zwecklosen Situation, wo ich für die Arbeit total unnütz bin und das Vergnügen nicht mit froher Seele genießen kann, je eher je lieber herauszukommen und in den Zirkel meiner Familie und einer vernünftigen Wirksamkeit zurückzukehren. Ich habe mir sogar darüber einen Termin gesetzt, den ich hoffe halten zu können, wenn auch die übrige Deputation hier bliebe. Leben Sie wohl und erhalten Ihre Zuneigung Ihrem B. Schwartz.

IV.

Den 13 Mai 1805.

Zu der Gewährung der Bitte in unserem Memorial, nämlich die ökonomischen Gegenstände, z. B. Zollberechtigung nach einem redlichen System für die Zukunft und der Abnahme der Artillerie und Fortifikation, ist, wie ich soeben erfahre und Ihnen mitzuteilen eile, gegründete Hoffnung. Was die übrigen Dinge betrifft, so ist es auch noch nicht gänzlich entschieden, ob sie alle ganz allein von den Ofenheizern — Schlichting[1] wird Ihnen das Wort erklären — abhängen sollen. Wir erwarten in diesen Tagen eine Abschiedsaudienz. Alsdann wird meiner Meinung nach noch immer nötig sein, die separaten Dinge so einzuteilen, daß man ihre Entscheidung wenigstens im Voraus tarieren kann und im Notfall künftig nur zu treiben braucht, wovon aber gewisse Leute, die jetzt an nichts als ans Wegreisen denken, so wie sie in Riga nur von der Herreise hören wollten, nichts wissen mögen. Auch suche ich, soviel es möglich ist, daß man einige von unseren Vorschlägen, z. B. Polizeiverbesserung, Handelskomitee, Ingrossationswesen in stand gesetzt werde bei unserer Rückkunft sogleich in Gang zu bringen, damit dem lautesten Bedürfnis abgeholfen und die Einigkeit und Zufriedenheit vergrößert werden. Ihr B. S.

*

Erst am 30. Juni 1805 konnte der Bürgermeister v. Jannau im Rat referieren[2], daß die zur Revidierung der Konstitution dieser Stadt nach Petersburg abgefertigt gewesene Deputation vom Minister des Innern Grafen Kotschubey ein Reskript des Inhalts empfangen habe, daß Se. Kais. Majestät befohlen habe, daß so lange, bis die Vorschläge zur Reordierung der Stadtverfassung nicht geprüft und darüber Allerhöchst verordnet wäre, in der gegenwärtigen Verfassung der Stadt keine Veränderung vorgenommen werden soll.

---

[1]) Wohl Gustav Friedr. Schlichting seit 1800 Obersekretär des Rats in Riga. — [2]) Ratsprotokoll (Publica) 1805, I, 402.

Georg v. Breverns Briefe an Theodor Baron Krüdener.

Mitgeteilt

von

Otto M. Stackelberg Kuwidepäh.

Nach dem Erscheinen der „Erinnerungen Georg von Breverns[1] in Veranlassung seines hundertjährigen Geburtstages im August 1907, bin ich auf Briefe aufmerksam gemacht worden, die Brevern in den Jahren 1835 bis 1847 an seinen intimen Jugendfreund Baron Th. v. Krüdener gerichtet hat und im Archiv von Smilep aufbewahrt werden. Durch die Freundlichkeit der noch lebenden Gattin dieses Jugendfreundes, der Baronin Elisabeth v. Krüdener geb. v. Wulf bin ich in der Lage, diese Briefe hier wiedergeben zu dürfen. Von Freund zu Freund gerichtet, geben uns diese Briefe einen tiefen und rückhaltslosen Einblick in Breverns damaliges Denken und Fühlen. Sein Briefwechsel mit Homilkar v. Folkersahm ist leider vernichtet — er enthielt, wie er selbst sagt, „ein gut Stück Leben und Geschichte aus den Jahren 1844 bis 1854", daher ist das Vorhandensein der Krüdenerschen Korrespondenz doppelt wertvoll.

Um den Zusammenhang zu wahren, werde ich die einzelnen Briefe mit Breverns eigenen Worten aus seinen „Erinnerungen" verbinden.

---

[1]) Georg von Brevern, geb 4. August 1807, gest. 23. Juni 1892. Erinnerungen aus seinem Leben und an die Anfänge der zweiten Agrarreform in Estland 1839–1842. Herausgegeben von O. M. Stackelberg 1907, Reval Kluge u. Ströhm, Leipzig Rudolph Hartmann.

„Gegen Ende Mai 1835 brachten Budberg und Krüdener[1] mich auf das Dampfboot, kaum hoffend, mich jemals wieder zu sehen, so schwach und elend war ich. Als ich am andern Morgen auf hoher See zum Sonnenaufgange mich aufs Verdeck fahren ließ, wurde mir bald so frei und frisch zu Mute, als ob ich nie krank gewesen, ein Beweis, wie ich besonders nervenleidend gewesen. Berlin, das ich jetzt sehr liebe, sprach mich damals garnicht an, und es ist mir nur erinnerlich, daß ich dort den Grafen Alexander Kaiserlingk kennen lernte, mit dem ich in viel späteren Jahren mich befreundete. . . Die Brühlsche Terasse in Dresden, die sächsische Schweiz entzückten mich: es waren die ersten schönen Gegenden, die ich sah . . Ems und hernach Weilbach taten mir nicht wohl, die Rheinreise erfreute mich sehr, noch mehr eine mehrwöchentliche Handererfahrt durch die ganze Schweiz. Im Herbst kam ich nach Mannheim, das mir von vielen Seiten für die Traubenkur und als Winteraufenthalt gerühmt worden.

Gut empfohlen, wie ich es war, fand ich die liebenswürdigste Aufnahme bei Landsleuten deutscher, russischer und polnischer Zunge, neben einigen englischen und einheimischen Familien. Ich war mit der festen Absicht gekommen, mich zu zerstreuen und führte dies, für fast vier Monate, gründlich durch. Den ganzen Winter 1835/36 habe ich nur für und in der Gesellschaft gelebt, so daß ich kaum ein Buch in die Hand genommen, nie einen Abend zu Hause gewesen."

I.[2]

Mannheim, den 27./15. Dez. 1835.

Lieber Theodor,

Nach langer, ewig langer Zeit komme ich wieder dazu, Dir zu schreiben, nicht als ob ich gerade eine Antwort auf meine erste Epistel zur Bedingung einer zweiten gemacht, sondern weil Deutschlands Atmosphäre mich im Schreiben faul gemacht hat, und ich alle Mühe hatte nur die strikt notwendigen Reskripte vom Stapel

---

[1]) Goswin Baron Budberg, geb. 9. Febr. 1809, 1833—39 Kal. Ritterschaftsnotär, dann Sekretär, starb zu Baden-Baden 14. April 1880 und Theodor v. Krüdener, geb. 1. April 1808, Besitzer von Neu-Sinslep, gest. 1866, an den oder an die — oft adressiert Brevern an beide zugleich, oder die Freunde senden sich die Briefe zu — diese Korrespondenz gerichtet ist, waren Breverns Freunde aus seiner Dorpater Studentenzeit.

[2]) „Monsieur le Baron Goswin de Budberg à Riga" — adressiert.

laufen zu lassen. Deine Idiosyncrasie gegen die Praxis der Korrespondenz und Deine theoretische Liebe für dieselbe sind zu weltbekannt, als daß ich nicht, trotz aller Korrespondenz-Etikette, mit Dir eine Ausnahme gemacht, wenn nicht die leidige Faulheit gewesen. Diese aber läßt mir auch nun Deinen Brief in seinem vollen Glanze heroischer Selbstüberwindung erscheinen, für welche ich Dir, Du teurer Freund, meinen herzlichsten Dank sage. Ich habe mich gefreut wie ein Kind, als ich Deine Hand erkannte, die mir immer gleich liebe Erinnerungen zurückruft, ob sie sich oft oder selten mir zeige. — Jetzt, wo ich selbst am Ufer des Alpvater Rhein bin, jetzt fühle ich erst die volle Wahrheit jenes Ausspruchs, daß dasselbe sehnsüchtige Menschenauge in den Rhein und in die Wolga oder Dina blicke. Mit derselben schmerzlichen Sehnsucht blicke ich in die rasch dahineilenden Smaragdwellen des Rheins nach, wie ich sonst an vaterländischer Küste ins Meer hinausgestarrt! Ermüdet kehrt die Seele zurück von ihrem Fluge in die schrankenlose öde Ferne, aus dem fremden unbekannten Lande, und sucht Trost in der Erinnerung, in dem stillen Garten der Vergangenheit, wo die Geister der Dahingegangenen wehmütig lächelnd an den ermüdeten Wanderer heranschweben und noch lebenswarme Freundeshände die seinigen fassen, um ihn tröstend zu beruhigen. Das völlige Vergessen aller Lebenssorgen, d. h. des physisch-bürgerlichen Lebens, das Entferntsein von allen kleinlichen Rücksichten, die einen zu Hause zu ewiger geistiger Maskerade zwingen, das freie Atmen in der freien Luft — das ist es, was mir den Aufenthalt im Auslande zur Arzenei macht, die dem schwachen Körper wieder einige Kraft gibt, um die Bewegungen der Seele auszuhalten. Hier bin ich überall mein Ich und finde als solches Anerkennung; — zu Hause darf ich nur im einsamen Kämmerlein oder im Kreise einiger wenger Freunde Ich sein, — sonst aber immer nur der Brewern, der nicht weiß, was er mit seiner Persönlichkeit anfangen soll. Doch ist dieser Vorteil nur eine Folge meiner Stellung als Fremder, die mich von allen Rücksichten entbindet, die den Einheimischen hier ebenso fesseln, als bei uns. — Was Mannheim anbetrifft, so läßt sich meines Erachtens hier nur leben, weil die Großherzogin und viele Freunde hier sind; sonst ist es ein verzweifelt philisterhafter Ort, wo in der Aristokratie Stupidität und Stolz, im Bürgerstande Taback- und Bier-politische Bildung, und zwar ziemlich steife vorherrschen. Es ist vielleicht, ja selbst wahrscheinlich, Fehler meiner Erziehung und meiner halbaristokratischen Vorurteile, — ich kann mich aber in das Wesen nicht hineingewöhnen. Die von Tabacksrauch erstickte Freisinnigkeit bringt nicht zu meinem Herzen, und die hiesige echt süddeutsche heitere sinnliche Gemütlichkeit machte mir im ersten Augenblick einen angenehmen Eindruck, ließ mich aber bonn mit

meinen norddeutschen Phantasereien kalt. Mir hat der Aufenthalt hier nur eine große Liebe für's kleine Vaterland eingeflößt, nicht als ob ich Alles dort besser oder um ebenso gut fände als hier, sondern nur, weil es eben das Vaterland ist, und weil Alles, was in meinem Geiste und meinem Gemüte aufgeblüht, doch in jenem armen Boden seine Wurzeln hat.

Den 30. Dez. Erst heute komme ich dazu, meinen Brief fortzusetzen, so wenig bin ich zu Hause und so viel unter Menschen. Du weißt, daß ich nur meiner Gesundheit wegen über die Ostsee geschifft, das ist denn auch der Grund, warum ich hier stets in Gesellschaft bin. Stete geistige Zerstreuung und körperliche Bewegung sind erfahrungsgemäß die besten Heilmittel für meine Seelen-, Storr- und anderen Krämpfe, d. h. immer der Psyche, nicht der Physis, die nur die Zuckungen nachempfindet. Darum habe ich mich aus der stillen heimlichen Gesellschaft der gedrückten Menschen gewaltsam herausgerissen, und mich in die der gedrückten hineingeworfen, denn ein Jeder trägt seine Last. Seit vier Wochen bin ich keinen Nachmittag und keinen Abend zu Hause gewesen, was mir sehr gut körperlich bekommt, außer wenn zuweilen die alte vergebliche Sehnsucht nach Freiheit, Liebe, Ruhm und Glück erwacht und allzu heftig an ihren Kerkerwänden rüttelt. Im allgemeinen aber bin ich von außen ein ordentlicher, vernünftiger Mensch geworden, der selbst in den Dörptschen Gesellschaft gefallen konnte. Ich mache Visiten, gehe auf Diners, bin in den Soirees beliebt, auf den Bällen notwendig, spiele aux petits jeux aux jeux d'esprit, auch Karten, je nach der Notwendigkeit, und bin überdies recht gut gekleidet. Sage, was willst du mehr? Doch Scherz beiseite, ich bin gerne in der hiesigen Gesellschaft, d. h. in den petits comites, und — unter uns gesagt — auch recht gerne gesehen. Die Damen sind für mich, gegen meine sonstige Gewohnheit, die Hauptsache, weil die Männerwelt klein an Zahl ist und besonders arm an Nennern, was auf mich zugleich ein vorteilhafteres Licht wirft. Die eigentlich einzigen Nenner sind Graf Pomatowsky und Herr v. Farbeck, denn der dritte Baron Marschall Bieberstein ist vor kurzem nach Karlsruhe berufen worden, wo er in wenigen Jahren Minister sein muß. — Von Frauen muß ich Golachaws, drei Schwestern, zuerst nennen, die ich wie drei hier gewonnene Freundinnen ansehen kann; dem Bruder sage meinen Gruß und vielfachen Dank für seine Rekommondation. Dann kommt die Gräfin Pomatowska und Miß Thorpe, beide jung, sehr hübsch, und besonders die erstere ausgezeichnet liebenswürdig. Zu diesem Fixsternen meines gesellschaftlichen Himmels kommen nun noch viele Planeten, von denen die interessantesten: Cécile Stenbock, Baronin Recke, Gräfin Westerhold und Frl. Vincent, und dann in einer anderen Sphäre die noch immer hübsche und

liebenswürdige Großherzogin und die ausgezeichnet allerliebste Prinzessin Marie gehören. Bei den Schwestern Galachow bin ich täglich am Vormittage, und fast täglich bei der ältesten, unverheirateten, den Abend, d. h. immer, wenn ich keine Einladung habe. Hier bin ich auch am liebsten, weil ich mit den Zügel schießen lassen darf, was sonst nicht gut geht. Die andern beiden Damen sehe ich auch fast täglich und habe noch den ganzen gestrigen Abend sehr angenehm mit ihnen zugebracht. Die Großherzogin ist sehr gütig gegen mich, so daß von allen jungen Leuten niemand so oft zu den Cercles eingeladen wird, als ich, außerdem sehe ich sie oft bei Fräulein Galachow und der Gräfin Bedern, und endlich auf den Bällen. Am 26., ihrem Namenstage, war ich auch zur Cour, die sehr zahlreich, und wenn auch nicht gerade glänzend, doch sehr bunt war. Ich, nebst noch Einigen, war im schwarzen Frack, langen collants, Degen, Chapeau bas und Schuh und Strümpfen, — Du kannst Dir vorstellen, wie imposant. Zum Neujahrstage bin ich zum großen Hofdiner eingeladen, na selben Kostüm. Mein geistiges Leben beschränkt sich, — abgesehen von vielfach sehr interessanten Unterhaltungen und den Zeitungen, — auf bibliographische Notizen und auf Bücher Kaufen, denn zum Lesen finde ich keine Zeit. Zum Schreiben noch weniger, woher auch der Grundriß zu einer Schrift über das Verhältnis der Provinz zum Staate seit Wochen unberührt unter meinen Papieren liegt. Für Eure Teilnahme an meinem ersten kleinen Succeß meinen Dank; im Dezemberheft decochiert mir der alte Pölitz[1], bei Gelegenheit einer Kritik, wieder ein Kompliment. Der alte Malchus[2], den ich bedeutend attakiert, hat gesagt, ich hätte ihn verteufelt geritten, er wolle mich schon wieder reiten. Let him come, — ich fürchte mich nicht, da ich keine Ansprüche mache, etwas Vollkommenes geliefert zu haben, sondern eine wichtige halb vergessene Angelegenheit nur unter neuem Lichte zeigen wollte. . .

Dein G. B.

Im Februar 1836 brach ich nach Italien auf. Bei Bern brach ich mir ein Schlüsselbein und blieb dort liegen, bis ich mich nach Genf transportieren konnte, Italien für dieses Mal aufgebend. Dem Schriftsteller Grafen Theodor Walsh durch seine Mutter, Oberhofmeisterin der Großherzogin Stephanie, dringend empfohlen, machte ich bald die Bekanntschaft der Herren Auguste de la Rive[3],

[1] Karl Heinr. Ludwig Pölitz, Prof. der Staatswissenschaft in Leipzig.
[2] Karl August Freiherr v. Malchus, Staatsmann, westfäl., dann württembergischer Finanzminister, gest. 1840 in Heidelberg.
[3] De la Rive, berühmter Physiker, Prof. in Genf, redigierte die „Bibliothèque universelle de Genève".

Töpffer[1], Sismondi[2], Cherbuliez[3], Graf Gozzi, — sah bei der Gräfin M Potocka die ganze Genfer Aristokratie, Liszt und die Gräfin d'Agoult[4], verkehrte aber auch mit dem Gegenpole — James Fazy[5].

II.

Genf, den 14 April 1836

Teurer Freund,

Gestern Morgen erhielt ich Deinen Brief vom 9., der sich mit dem meinen vom selben Datum gekreuzt hat. So bist Du denn auch in Mannheim, so nah von mir und doch nicht erreichbar. Glaube mir, der Boden hier, wenn er nicht vom Regen so feucht wäre, würde mir unter den Füßen brennen, so zieht es mich fort von hier, dem Altvater Rhein zu, wo ich doch einen der Freunde nach so langer, langer Zeit wiedersehen würde. Ich sehne mich recht danach, mich einmal wieder von Grund meiner Seele aussprechen; denn seit ich die freundliche Rheinstadt und seine mir so lieb gewordenen Bewohner verlassen, ist die Tür zur Schatz oder vielleicht Rumpelkammer (alte Erinnerungen sind wenigstens die Menge darin) versiegelt und selbst schon Staub auf dem Siegel. Wer hätte geglaubt, als wir uns trennten, daß wir uns im Auslande, wenn auch nicht sehen, doch schreiben würden?

Gewiß schreibe ich Dir gerne, aber es ist mir schwer zu schreiben, wenn ich keine Antwort erhalte, ob ich wohrlich nicht pointilleux auf dem Punkt bin. So habe ich es noch nicht über mich gewinnen können, Folkersohm zum zweiten Male zu schreiben, obwohl ich weiß, daß es ihm Freude machen würde. Angekündigt wurde mir Deine Ankunft durch Sophie Villebois und den Tag darauf durch Budberg, wo Du schon in Riga warst. Der Brief von den Mannheimer russischen Schwestern — das einzige Russische, das ich liebe (sage ihnen das) — sagte mir, daß Du angekommen seist und gleich kreuzten sich mir tausend Pläne im Kopf, wie Du herkommen würdest und wir dann diese herrlichen Gegenden hier besuchen wollten. Doch das scheint nicht möglich zu sein. Hätte mich mein Arm nicht noch zurück, und dann meine Reiseabmachung mit Brevern, dem ich jedenfalls seinen Bedienten wiedergeben muß, so würde ich mich sogleich aufmachen und in die gesegnete

---

[1]) Rudolf Töpffer, Prof. an der Akademie in Genf, bekannter Maler und Novellist, seine „Nouvelles Genevoises".

[2]) Jean Charles Leonard Simond de Sismondi, der Verf. der „Histoire des republiques italiennes du moyen-age"

[3]) Cherbuliez Antoine Elisée, franz. Publizist, lebte damals als Prof. der Akademie in Genf

[4]) Die Tochter der Gräfin d'Agoult und Liszts Cosima, wurde bekanntlich die Gemahlin Hans v. Bülows später Richard Wagners

[5]) Schweizer demokratischer Parteiführer in Genf.

Pfalz zurückkehren, wo es gewiß auch nicht so ein Hundewetter ist, wie hier. Abgesehen selbst von der Freude, Dich und meine Mannheimer Freunde wieder zu sehen, so erwarte ich im Mai Sophie Villebois und die Tiesenhausens in die Gegend, da sie einige Zeit in Baden-Baden zubringen wollen, wo ich am liebsten mit ihnen zusammentröfe. Jetzt ist meine allernächste Zukunft sogar unbestimmt, von dem Uebrigen gornicht zu reden. Sollte meine Reise mit Brevern sich zerschlagen, d. h. von Morloud nach Tirol und Salzburg, so bin ich bestimmt Ende Mai in Mannheim oder doch in Baden, wo Du mich leichter erreichen kannst, wenn nicht, so gehe ich gegen den 15. Mai über den Simplon in die Lombardei, trotz der dortigen sporadischen Cholera. Wie Gott will, zu dem ich am allerliebsten reisen möchte! — Daß Du meine beiden russischen Freundinnen zutagen, freut mich sehr; es ist ein anderer Genre von Liebenswürdigkeit, als der deutsche, qu'en dites-vous? Gehe so oft hin, als Du kannst; Du wirst ihnen immer willkommen sein, und selbst dadurch großen geistigen Genuß haben, denn sie sind wahre Je-länger-je-lieber, an Geist und an Herzen. Ich habe mich selten im Leben so heimisch gefühlt, als in dem kleinen Salon mit den roten Vorhängen, besonders wenn wir ganz allein waren. Die Ploez ist übrigens noch einer der originellsten Charaktere, die mir vorgekommen; bei all der Beweglichkeit, dem großen scheinbaren Leichtsinn ein so tiefes Gefühl. Der Sinn der älteren Schwester harmonierte aber mehr mit dem meinigen. Beide, und auch die dritte, die wunderhübsche, naive, geistvolle und heitere Mascha Kenney sind mir außerordentlich lieb geworden; ihr Familienkreis war auch der meinige geworden, sie waren mir alle wie Schwestern oder doch Cousinen, denen ich gerne etwas den Hof machte, soviel meine schwachen Kräfte es erlaubten. Für die Donnerstage rekommandiere ich Dir meinen Stuhl: neben der liebenswürdigen Wirtin ist man am besten. Ich war auch stets dort festgenkert, bis ein stärkerer Magnet erschien und mich seinen Bewegungen folgen ließ. Ich meine, wie Du wohl noch meinen Briefen ersehen, die Gräfin Pototowsko. Sie hat mich unendlich interessiert und wird mich immer interessieren. Es ist eins der ausgezeichnetsten Erscheinungen, die mir vorgekommen, vielleicht für mich ausgezeichneter als für andere, weil unsere Seelen ziemlich gleich bestellt waren und ich sie daher vielleicht genauer kenne, als sonst irgend Jemand. Du wirst in ihr keine schöne, aber eine sehr geistreiche und interessante Frau finden, so jung sie auch noch ist. Ihr, dem sehr geistvollen Manne und der Tante (Mad. Jaczewsko) meinen herzlichen Gruß; sie haben mich mit großer Güte und Freundlichkeit behandelt, und nie werde ich die angenehmen Vormittagsstunden in ihrem blauen Salon vergessen. Bei den Sharpe's wirst Du sie gewiß kennen

leraea, da sie viel zusammea sind, wonach Du bald die Erlaubnis erholten wirst, sie zu besuchen. Der liebenswürdigen Gräfin vor allen meinen Gruß, bitte sie, in meinem Namen, Dir Einiges von ihrer gemachten Reise und von ihren Plänen mitzuteilen, und nicht mit „que sais je moi“ auf meine Frage zu antworten, da es mir ein zu trauriger Gedanke ist, so für immer von aller Nachricht von ihr abgeschnitten zu sein. Auch den Shorpe's, besonders der Miß, meinen Gruß, bitte die schöne Maria, nicht allzu schnell den schwarzen Ritter, mit der goldenen Kette und dem unsichtboren Kreuze auf der Brust, zu vergessen. Ihr schwarzgoldener Beutel hat mich überall begleitet, hat aber nicht als Talisman gewirkt, da ich ihn in der Tasche hatte, als ich mein Berner salto mortale machte. — Von der übrigen Mannheimer Welt ist nicht viel zu rekommandieren, außer Fräulein Vincenti, mit der ich manche Stunden auf den Bällen angenehm verplaudert, Du kannst ihr sagen, daß ich immer gerne an dieselben zurückdenke. — Von den anwesenden Landsleuten ist nichts zu sagen; sie haben mich bedeutend gelangweilt. Begegnest Du irgendwo der Gräfin Redern, so laß Dich ihr vorstellen und mache meine Empfehlung; sie ist immer überaus gütig gegen mich gewesen. Fritz Berlichingen, der ersten deutschea Klage, meinen herzlichen Gruß, laß Dich nicht durch sein Wesen abschrecken, denn er ist ein grundbadle deutsche Seele. Wenn Du sehen willst, comment Mr. de Berlichingen se grise en parlant, so laß ein paar Witze auf die Franzosen los, Du konntest ebensa gut in eine Pulverkammer schießen. — Von den Engländern grüße Cotterell und die beiden Botham von mir, besonders den kleineren William, von dem ich sehr viel halte. — Verliebe Dich im Theater nicht in die Brümmer, deren Aeußeres, glaube ich, mehr verspricht, als ihr Inneres, wenigstens ihr Geist, halten kann, — und mische in die schöne Piontkowska, der ich mich empfehle — Wean Du Dich acht der Großherzogin vorstellst, so verkündigst Du Dich an Du seldst, wenn ich ouch nicht toll werde, wie Reußner, so habe ich doch eine große Verehrung für sie. Daß sie unendlich viel Geist hat, weiß alle Welt; daß sie aber auch unendlich viel Gemüt hat, wissen nur Wenige Ein Beweis für ihr Gemüt ist schon ihr freundliches Wohlwollen gegen mich, da ich sie nicht durch Geist bestechen konnte, der mir im allgemeinen zwar nicht ganz fehlt, durchaus aber für eine geistreiche französische Gesellschaftskonversation. Auch die Prinzessin ist allerliebst. Schreckenstein und den Damen meine Empfehlung. Siehst Du die Gräfin Watsh, so danke ihr in meinem Namen für die interessante Bekanntschoft ihres Sohnes und seiner Frau, wo ich gestern einen sehr angenehmen Abend zugebracht, mit den Potatzkis und Graf Gozzo, und heute da capo machen werde. — Morgen bin ich bei Mme. Clauer, auf einer musikalischen soiree, und

Montag bei einer Amerikanerin Mme. Otis in Mantdrilliant Ich bin durch die Golitzins zu dieser Bekanntschaft gekommen, ich weiß nicht wie. In meinem nächsten Briefe werde ich Dir mehr von den Menschen schreiben, die ich hier sehe, — ich muß jetzt schließen. Den beiden Schwestern tausend Grüße, in den nächsten Tagen schreibe ich ihnen. Nadine Ploetz sage, daß sie mich nie mehr erfreut hat, als durch ihren Aerger über meinen Brief, was ich dort gesagt, war übrigens nur ein Scherz. Auch ihm, Ploetz, meinen Gruß, gehe vorsichtig mit ihm um, d. h. immer mit Artigkeit und Aufmerksamkeit, denn er ist sehr insceptibel. Dem kleinen Bodenhausenschen Ehepaar meinen Gruß. — Heute oder morgen schicke ich Dir zwei Oblatenschächtelchen für die beiden Schwestern, gib sie ihnen ab.

Nun lebe wohl, mein teuerster Theodor, den Deinigen meine herzlichsten Grüße. Schreibe mir oft, wie ich es auch tun werde, und gib mir von allen meinen Freunden Nachricht. Alles, was Du mit ihnen gesprochen, interessiert mich, ich denke mich dadurch in meine freundliche Winterzeit zurück. Lebewohl.

Dein G. B.

III.[1]

Genf, den 22. April 1836.

Teurer Freund,

Heute nur einige flüchtige Zeilen. Vorgestern erhielt ich einen Brief aus Rom, wo mein Vetter nur schreibt, daß vielleicht aus unserem Zusammentreffen in Mailand nichts werden kann, da die Cholera mit Heftigkeit in Venedig ausgebrochen. Er findet wegen derselben Sache in Neapel von mir einen Brief, und so ist es denn mehr als wahrscheinlich, daß ich nicht nach Italien gehen, sondern gerade an den Rhein zurückkehren werde. Schreibe mir mit umgehender Post daher, wie lange Du noch in Mannheim bleibst. Solltest Du nicht vielleicht einen kleinen Abstecher hierher, oder bis Bern, oder bis Freiburg im Breisgau machen können, damit wir doch etwas von Gottes schöner Welt zusammen sehen könnten? Kannst Du mir bis Bern entgegenkommen, so sollst Du dort einen sehr liebenswürdigen Menschen, Graf Gozzi kennen lernen, wenn Du willst, auch die berühmte Gräfin Bombelles[2] (Ida Brun, Schwester der Nennenkampff-Gustav). Wir würden nach Thun fahren, die beiden Seen beschiffen und vielleicht bis Lauterbrunn gehen können, jedenfalls nach Interlaken.

---

[1] Monsieur le Baron Theodor de Krüdener — Mannheim.

[2] Die Gemahlin des Grafen Ludwig Philipp v. Bombelles, damals österreichischen Gesandten in Bern und Tochter der Schriftstellerin Friederike Brun. Ihr Haus war Mittelpunkt der vornehmen Gesellschaft.

Durch meinen Brief an Herrn von Plötz wirst Du wohl erfahren haben, daß ich hier ein sehr angenehmes Leben führen könnte, wenn mir nicht das Gefühl meiner geistigen Inferiorität jeden Genuß verbitterte. Mein einziger Trost ist, daß ich Alles auf meine wenig Geläufigkeit im Französischen schiebe, wäre die Konversation deutsch, so könnte ich wenigstens etwas mehr den Leuten die Stange halten. Dazu kommt, daß ich eine Scheu habe, mein innerstes Gefühl Leuten gegenüber auszusprechen, die ich wenig kenne und wo ich nicht sicher bin verstanden zu werden. Der Einzige, mit dem ich con amore sprechen kann, ist Gozzi. — Die Gräfin Potocka[1] ist sehr ausgezeichnet und ich glaube ebenso sehr an Gemüt als an Geist, aber ich bin ihr gegenüber kindisch, sie ist zu sehr an die brillante französische Konversation gewöhnt. Unsre Fahrt am 18. nach Morner war sehr angenehm, die Aussicht vom Salève sowohl noch dem Montblanc als nach Genf zu über Alles schön. Alles war munter und sogar ich belebt, so daß ich sehr viel mit besagter Gräfin tête-a-tête konversiert habe. Den Abend sollte ich zur Amerikanerin Otto, war aber zu müde und zog die sitzende, stumme, den stehenden und sprechende Langeweile vor, d. h. ich ging ins Theater und sah drei höchst alberne Vaudevilles. Am 20. war ich am Abend bei der Clavier, gestern bei Walsh, wo wir erst nicht lange vor Mitternacht auseinandergingen. Morgen diniere ich bei Galitzin sogenannt und bin den Abend bei De la Rive. Sonntag reisen die Potockis und Gozzi, was meinem hiesigen Aufenthalt einen großen Reiz benimmt. — Am 18. erhielt ich einen Brief von Budberg vom 23. März a. St. Er ist wohl, doch schreibt er mir, daß ein finsterer Geist durch unser armes Haus geht. Ich werde ihm aber antworten und ob die Wolke sie verhülle, die Sonne bleibt am Firmament. . .

G. B.

„Im Sommer 1836 traf ich in Baden, neben lieben Verwandten, meinen Schul- und Universitätsfreund Baron Alexander Ungern-Sternberg, der damals unter letzterem Namen durch seine Romane sich bekannt gemacht. Bei der Großherzogin Stephanie von Baden sah ich und begegnete dem Kurhause täglich Louis Napoleon, der zu jener Zeit als ein liederlicher Abenteurer von Niemand beachtet wurde. Seinen Oheim Jerôme lernte ich im Herbst in Mannheim kennen, wo er mit seinem Sohn die Großherzogin besuchte.

[1]) Claudyna P. geb. Gräfin Działynska, widmete sich 1830 während der polnischen Revolution auf den Schlachtfeldern und in den Chalerakazaretten mit Hingebung und Heroismus der Pflege ihrer leidenden Landsleute, die allgemeine Bewunderung erregte.

IV.

Mannheim, den 27 Mai 1836

Liebster Freund,

Die letzte Zeit meines Aufenthalts in Genf habe ich durch die Bise und die schlechte Witterung überhaupt viel gelitten, wenn nicht an Schmerzen, aber an dem sehr viel unangenehmeren dumpfen Unwohlsein. Dazu kam, daß meine interessanten Bekannten sich zerstreuten, und manches andere; — genug, ich war froh, als ich am 16. Genf verließ. Von Lausanne aus machte ich eine schöne Fahrt auf den See und besuchte Chillon. Dann befuhr ich den See von Neufchâtel und den Murtener, erfreute mich in Bern an meinem Freunde Gozzi und den Alpen, ging bei Basel über den Rhein und von Straßburg an ließ ich mich auf seinen grünen Wellen schaukeln, bis ich am Rheindamm ans Land stieg. Mannheim ist uns allen dreien jetzt, wenn auch auf sehr verschiedene Weise, merkwürdig geworden. Ich fühlte mich wie zu Hause, als ich dort ankam. Ich wohne im Hôtel de Russie, Tür an Tür mit den Poniatowskys, die ich noch vorfand. — Zuerst ging ich zu Gernaud und dann zu der jüngeren Schwester, die mich mit solcher Freude empfing, daß er alsbald einen Anfall von Eifersucht bekam, mir nicht die Hand gab, sächsisch zeremoniös war, was jedoch auf ihre Vorstellungen am folgenden Tage wieder vorüber war. Den Rest des Abends brachte ich bei der Aeltesten zu, wo ich gleich wieder zu Hause war und täglich vormittags und abends bin, sowie den gestrigen Donnerstag bei Plötz, mit den Vincents, Fortescue und einigen Herren. Beide Schwestern haben mir viel Schönes an Dich aufgetragen, jetzt und schon in ihren Briefen nach Genf. Sie sind Dir sehr gut, und wünschen nur, daß Du nochmals nach Mannheim kämst, damit sie sich ungestört Deiner Gesellschaft erfreuen könnten. Du hast Dir dort Freunde für immer erworben. Fräulein Vincent sprach mir auch gleich von Dir, und ebenso die junge Gräfin nebst Mtz. Die Polin meinte, daß es ihr leid tue d'avoir tapé sur son enthousiasme, je ne l'aurais pas fait, si j'avais su, que je ne le reverrai plus. Die Engländerin sagte: Votre ami n'est pas sur, si je suis un peu folle au fortement timbrée, mais c'est ce qui m'a amusée. — Alles bedauert, daß bei dem heurigen Mangel an liebenswürdigen jungen Leuten, Du nicht länger hier gewesen seist. Die Landsleute haben sich getrollt. Die alte Walsh hat mich freundlich liebenswürdig aufgenommen; die Großherzogin habe ich noch nicht gesehen, wohl aber das ganze Rudel Engländer. — Genug, ich bin wieder hier in Mannheim und habe alles nach dem Alten gefunden — außer mich selbst. Die lange Einsamkeit in Bern, die vielfache geistige Einsamkeit in Genf haben den Grund aus den halben Leichtsinn zerstört, mit dem ich mich diesen

Winter hier in die Gesellschaft warf. J'avais assoupi la réflexion, et je réfléchis maintenant de nouveau. Die Menschen, die mir hier teuer waren, sind es mir noch jetzt und vielleicht noch mehr, ich kann mich aber nicht mehr rückhaltlos hingeben wie sonst; ich bin wieder der Alte geworden, wie ich vor diesem Winter war. Manches mögen dazu die Nachrichten von Hause beigetragen haben, die mir sehr nahe gehen. Aber es ist gut, daß ich alles weiß, laßt mich über nichts im Dunkeln. — Das Inland habe ich erhalten, sowie Forbeck den Duhamel. Mögen die vielen Tiere oder bald ihre Zähne und Krallen wachsen sehen. Sage R., daß ich im Begriff war, einen Aufsatz über das Genfer Gefängnis auszuarbeiten und einzusenden. Da ich aber jetzt die Tendenz und den Zweck gesehen, so werde ich mit meinem Schärflein bis zur Heimkehr warten. Frage ihn, ob er glaubt, daß man jenen Aufsatz mit einigen Spickungen im Journal dieses Monats des Inlands aufnehmen sollte, ohne den Pfeffer zu schmecken. — Gestern habe ich hier den Tell gesehen, von Braunhofer gegeben, da Esglair erst morgen auftritt. Jedes Wort schnitt mir in die Seele und fand ein reges Echo; ich war bouleversé, wie ich das Schauspiel verließ. — Drei sind da, wo ist das Uebrige? Wenn Ihr mich wiedersehet, werde ich wohl grau sein; Forbeck machte mich darauf aufmerksam, als einen Trost für sich. — Genug für jetzt. Montag werde ich mit ihm nach Frankfurt, um unsere Pässe zu besorgen, auch will ich mich dort wegen der Diefenhausen umsehen, komme aber wieder her.

So lebe denn wohl, mein Lieber, und schreibe mir. Meine Adresse bleibt immer Mannheim. Wachet und betet, auf daß Ihr nicht in Anfechtung fallet, denn er geht umher wie ein brüllender Leu und sucht quem devoret. Lebewohl, den Deinigen, besonders Deiner Schwester, meinen herzlichen Gruß, auch den Dorpotensern meiner Freundschaft. Gedenket mein. Ich bin mehr bei Euch, als hier.

Dein G. B.

V.[1]

Baden-Baden, den 28/16 August 1836

. . . Was mich betrifft, so wirst Du wohl von Goswin wissen, daß ich seit dem 3. Juli n. St. hier in Baden und bei Gennert in der Kur bin, der mir ein Haarseil über dem Herzen gesetzt hat und mich Ziegenmolken trinken, baden und Duschen nehmen läßt. Ich bin den ganzen Sommer, seit ich Mannheim im Juni verließ, fast nie ganz wohl gewesen, erst seit einigen Tagen atme ich wieder freier und fühle wieder die alte — freilich sehr relative — Lebenskraft. Bis vorgestern habe ich mit den

[1] Monsieur Théodor de Krüdener de Suislep à Dorpat

Tiesenhausens und Frau v. Villebois zusammen gewohnt, und habe mich in dem Kreise sehr wohl gefühlt, wo mir so unendlich viel Liebe und Freundschaft ward. Wir lebten eigentlich fast ganz abgeschieden von der übrigen Badewelt, und außer den Spaziergangsbekanntschaften waren wir nur mit der Familie des Baron Fahnenberg mehr liiert. Täglich brachte seine Abende Alexander Ungern bei uns zu, — auch wie ich ein Paria der dörptschen Salons, — dessen Umgang mich manches Unangenehme des Badelebens weniger empfinden läßt. Seit vorgestern früh ist meine Gesellschaft fort über Stuttgart und München nach Wien, und auf der Rückreise. Ich habe sogleich ein anderes sehr hübsches und bequemes Quartier bezogen, das gerade liegt, wo die große Promenade und die Lichtentaler Promenade zusammentreffen. Die Witterung ist, mit sehr wenigen Ausnahmen, wundervoll gewesen, und noch gestern Abend machte ich nach 10 Uhr mit Sternberg einen Mondscheinspaziergang im bloßen offenen Frack. Wir kehrten nämlich beide von einer kleinen Musik und Konversations Soiree aus dem Pavillon der Großherzogin zurück, die so freundlich war, uns dies seltene Kompliment zu machen, da für gewöhnlich dort, wie überhaupt in Baden, nur Routs statt haben. Nach Vorschrift des Arztes habe ich mich von allem dem ganz und gar zurückgezogen und kenne daher fast niemand. Interessante Bekanntschaften waren mir die von Ludwig Tieck und dann eines Grafen Rantzau, dermaligen Hauptes der holstein-schleswigschen Ritterschaft, deren Verhältnisse so viel Aehnlichkeit mit den unsrigen haben, wenn sie auch um zehn Schritt weiter sind. Er hat mir Dahlmanns urkundliche Darstellung des der Schleswig-Holsteinschen Ritterschaft zustehenden Steuerbewilligungsrechts empfohlen, das zugleich über alle dortigen Verhältnisse Aufschluß geben soll, mache doch N. darauf aufmerksam, sage ihm auch, daß ich ihm sehr für seinen freundschaftlichen Brief danke. — Von Mannheim habe ich gewöhnlich alle 14 Tage Nachricht. Deinen Auftrag an L. Gatschow habe ich ausgerichtet, schreibe nur getrost deutsch, Du bist immer in gutem Andenken. Die Kenney ist jetzt dort. Ich habe große Sehnsucht hin, darf aber meine Kur nicht unterbrechen. Ich lese jetzt viel, und werde noch mehr lesen, vielleicht auch schreiben. Ich bin jetzt mit Schlossers „Geschichte des 18. Jahrhunderts" (eben erschienen) beschäftigt, — ein ausgezeichnetes Werk. Suche von Blum die Gallerie von Charaktergemälden aus Rahels Briefwechsel zu erhalten. Es ist viel Interessantes darin, besonders die Briefe von Marwitz und Gentz haben mich sehr angesprochen. — Kennt man in Dorpat die eben erschienenen zwei neuen Bände von Raumer aus den englischen Archiven über Maria und Elisabeth, Friedrich II. und Rußland? — Noch etwas, was Dich interessieren wird. Die Braschs waren acht Tage hier, die wir meist zusammen

verliebt. Die älteste Tochter erkenne ich als sehr angenehm an. Die letzten Nachrichten waren vom 18. August aus Schaffhausen, von wo sie einen Abstecher nach Zürich und den Rigi machen wollten, wobei ich einiges Verdienst habe. Nun lebe wohl, den Deinigen, besonders Deiner Schwester meinen herzlichen Gruß.

Dein treuer G. B.

„Im Spätherbst 1836 ging ich von Baden über Straßburg nach Lyon, von wo ich mit dem Dampfboot die Rhone hinabfuhr bis Avignon, Nismes und Arles, die mit ihren großartigen Ruinen der mittelaltrigen und der antiken römischen Welt, sowie Montpellier und eine Fahrt durch la Plaine du Crau mit dem Postboot, Marseille und Toulon nur einen tiefen Eindruck machten. In Hyères fand ich den mir von der herrlichen Rhonefahrt bekannten Sulpiz Boisserée[1], mit dem ich viel in der alten Stadt noch Gebäuden des Mittelalters auf der Suche war. Mit Nizza erst lernte ich ganz den Süden kennen und machte dann die schöne Reise an der Riviera di Ponente nach Genua. Das wie ausgestorbene Pisa hinterließ mir mit seinem Domplatze und besonders dem Campo santo unauslöschliche Erinnerungen. Die paar Wochen in Florenz waren für mich voll Genuß, da ich eben Dante's Inferno und Machiavelli's Geschichte gelesen, somit in der Vergangenheit der Stadt zu Hause war. Kann man doch kaum an einem andern Ort in Italien so das mittelalterliche republikanische Wesen, die Wunderwelt der Renaissance kennen lernen!

Endlich im Januar 1837 war ich in Rom.

VI.

Rom den 3 März (20 Febr.) 1837

Lieber Krüdener.

Es ist eine wahre Ewigkeit, seit ich Dir nicht geschrieben. Wie viel Ewigkeiten verflossen, seit Du nur nicht geschrieben, wirst Du wohl wissen. Sind in Kurrista auch die Tintenfässer verpönt? Wie es nun den Herbst und Winter durch ergangen, wirst Du wohl durch Budberg wissen, wie ich einen Teil Frankreichs durchzogen, die Küsten des Mittelmeers bereist und endlich ins schöne Land Italien gekommen, das gewiß und wahrhaftig schön ist, auch wenn es weiter nichts als seinen blauen Himmel hatte. Ich bin

[1]) Sulpiz Boisserée, um Förderung der Kunststudien verdient, legte seit 1804 die nach ihm benannte berühmte Sammlung altdeutscher Gemälde an, die 1827 von Ludwig von Baiern angekauft wurde.

Digitized by Google

nicht fürs juste milieu — der deutsche Himmel sagt mir nicht zu, — entweder unser nordischer grauer, oder dieses magisch schöne Himmelszelt Italiens, wo man wie in ein schönes Auge hineinsehen kann — und das heißt etwas. Wenn wir bei uns und selbst in Deutschland von den vergoldenden Sonnenstrahlen sprechen, so ist es, weil Messing auch gelb und glänzend ist; hier muß man die Sonne, die Lichtessette sehen, um zu begreifen, daß man Phoebos Apollo anbeten konnte. Jean Paul hat auch gewiß eine Ahnung von der Luna des Südens gehabt, denn auf unsre blasse Hekate passen seine melancholisch begeisterten Schilderungen nicht. Das schönste, was ich bis jetzt gesehen, ist die Riviera di Genova, d. h. die Ufern des Golfes von Nizza über Genua nach la Spezzia und Sarzana und dann die Campagna di Roma, die in ihrer fruchtbaren Oede doch so schön ist wie das Meer. Wenigstens kann ich ebenso wie über die Meereswellen stundenlang meinen Blick über die wellige Ebene der Campagna streifen lassen, die baumlos und unbewohnt nur Gräber zeigt und von den malerischen Ruinen der Wasserleitungen einige Abwechslung in ihrer fruchtbaren Einförmigkeit hat, die aber durch die herrlichen Sabiner- und Lateinergebirge einen wundervollen Hintergrund erhält. Die Phantasie kann sich von Allem eine Vorstellung machen, die meine wenigstens, außer von den Schweizeralpen und der Campagna. Wie diese geworden, was sie ist, ob sie wieder für Kultur gewonnen werden kann, weiß Niemand. — Vorgestern morgen war der alte Sismondi bei mir, der auch versicherte, daß es ihm trotz aller Nachforschungen noch nicht gelungen, über das Veröden der Campagna historisch bestimmte Notizen zu erhalten; seine letzte Hoffnung ist das Archiv Orsini's, das man ihm zu öffnen versprochen. Sage Friedländer [1], nebst herzlichem Gruß, daß ich Sismondi kennen gelernt. Der zweite Teil seiner interessanten études constitutionelles, der über die Verhältnisse der Landbauern handelt, ist soeben erschienen, allein in Florenz gleich nach der Ankunft verboten worden, vielleicht leiht mir aber der Alte sein eigenes Exemplar. Mit Büchern steht es hier schlimm, und das ist auch der einzige Vorwurf, den ich Rom machen kann, denn abgesehen von allem andern, von Kunst und Geschichte, ist Rom die herrlichste Fremdenrepublik auf Erden. Alles ist den Römern verboten. Alles den Fremden erlaubt, die hier allein die alten freien Römer vorstellen würden, wenn ihre innere Erbärmlichkeit es ihnen erlaubte. Von allen Nationen und fast allen Welttheilen begegnet man hier welche.

Vor einigen Tagen führte ich Nordamerikaner auf den tarpejischen Fels; es sind die Einzigen, die dergleichen kapieren können.

[1]) Eberhard David Friedländer, 1828—1854 Prof. in Dorpat.

Die Römer selbst lernen höchstens in einem Auszuge des Livius das alles auswendig, um für einige Paoli ihre Gelehrsamkeit an den Fremden zu verkaufen, im selben Ton, mit derselben Geberde, mit selbem Gefühl, wie sie Affen und Papageien zeigen. Und doch, wenn so ein schwarzbrauner Römer mit seinem spitzen Hut und zerlumpten, aber immer schön drapierten Mantel, sich auf dem Forum sonnt, und seine dunklen Augen jeden Forestiere verächtlich anblitzen, kann ich mich nicht im Innern der Frage erwehren, ob es nicht ein Nachkomme der Grachen ist, der über die Unmöglichkeit der Teilung der Vermögen nachdenkt. Die lex agraria würden diese Bettler an der Engelspforte ohne große Commentationen verstehen, wenigstens im Kleinen ermangeln sie nicht dieselbe des Abends ins Werk zu setzen. Nach Rom sollte man alle Unzufriedenen schicken; gegen die nichtswürdige Erbärmlichkeit dieser Regierung erscheint jede andere die des Saturnus.

Erst in der nächsten Woche will ich mich in der Gesellschaft vorstellen lassen, bis jetzt habe ich es immer aufgeschoben, weil solcher Trödel mich nicht interessiert, wenn kein besonderer Magnet mich anzieht, und weil die einsamen stillen Abende am Kamin, wo neben meiner Phantasie und Erinnerung die größten Geister Italiens, Dante und Machiavelli, meine Gesellschaft ausmachen, mir zu lieb sind. Die Hölle habe ich beendet, verkaufe sie mir aber jetzt in succum et sanguinem. Nebenbei schreibe ich auch wieder Etwas, was den gewissen Nutzen hat, mich selbst aufzuklären, da ich ohne Materialien und Hülfsbücher arbeite, daher alles aus mir selbst herausziehen muß, aus dem mentum dessen, was ich gelesen, gesehen und gedacht. Dann aber wird vielleicht auch meine Schrift über Haft und Gefängnis einige Kontraverse erzeugen, was immer Nutzen bringt. Und wo nicht, so ist es mir allemal eins, denn den direkten Vorteil für mich habe ich schon weg. — Von meiner Zukunft weiß ich nichts, denke auch wenig daran, — nicht über diesen Monat hinaus, solange die Miete meines hübschen kleinen Quartiers auf dem Monte Pincio geht. Meine Gesundheit ist gut, aber nur weil ich im Süden bin; nach Norden zurückgekehrt, wird das alte Lied wohl wieder angehn, das mich weniger langweilen würde, wenn ich wüßte, daß der letzte Takt nicht weit wäre. Wenn Du mir gleich antwortest, so adressiere Rome poste restante oder Café greco, sonst wieder nach Mannheim. Schreibe mir je und viel, es kann nicht genug sein. Bleibe immer ein treuer Freund Deinem

G. B.

(Schluß folgt.)

Rückblick auf die Geſchichte der Baltiſchen Monatsſchrift beim Beginn ihres fünfzigſten Jahrgangs.

Von

H. Diederichs.

Seitdem, ein paar frühere, wenig verbreitete Verſuche abgerechnet, A. W. Hupel in ſeinen „Nordiſchen Miscellaneen“ die erſte allgemein baltiſchen Intereſſen dienende Zeitſchrift herausgegeben hat, iſt eine große Zahl von periodiſchen Zeitſchriften in unſeren Provinzen ans Licht getreten, namentlich am Anfang des 19. Jahrhunderts in üppiger Fülle; doch waren ſie teils von geringer Bedeutung, teils nur von ephemerer Lebensdauer, auch die beſten brachten es in ihrer Exiſtenz nur auf 10 Jahre. Die kurze Lebensdauer ſchien das eigentümliche Schickſal baltiſcher Zeitſchriften zu ſein, an der Gleichgültigkeit des einheimiſchen Lesepublikums ſcheiterten alle. Nur Hupels „Miscellaneen“ hatten ſich, zuſammen mit ihrer Fortſetzung, den „Neuen Miscellaneen“, eines 17jährigen Beſtehens erfreut. Auch waren es nur äußere Umſtände, welche den Herausgeber veranlaßten ſeine wertvolle und heute noch unentbehrliche Zeitſchrift zu ſchließen.

Nach ihr begründete Sonntag, der auf gemeinnützige Tätigkeit ſtets bedacht war, 1823 das „Oſtſeeprovinzenblatt“, in welchem er die alle drei Provinzen angehenden Ereigniſſe, Verordnungen und Notizen mitteilte; er führte es bis zu ſeinem Tode 1827 fort. Darauf übernahm Gotthilf Merkel die Redaktion und gab die Zeitſchrift als „Provinzialblatt für Kur-, Liv- und Eſtland“ nach etwas erweitertem Plan von 1828—38 heraus. Dieſe Zeitſchrift brachte es alſo im Ganzen auf 16 Jahre. Merkels bekannter

aufklärerischer Standpunkt machte sich, allerdings etwas gemäßigt, auch in dieser Zeitschrift geltend, innerpolitische Ereignisse wurden nur selten berührt, besonderes Interesse wurde der Entwicklung des Landschulwesens, der Hebung des Ackerbaus und allen gemeinnützigen Unternehmungen zugewendet. Das Provinzialblatt verlor alle Bedeutung und ging bald ein, als eine Zeitschrift von weit höherer Bedeutung unter Mitwirkung hervorragender Mitarbeiter unter Fr. G. v. Bunges Redaktion ins Leben trat: „Das Inland". Diese Zeitschrift brachte in ihrer ersten glänzendsten Zeit von 1836—1841 auch nicht wenige auf die innere Provinzialpolitik sich beziehende Aufsätze, so im Jahrgang 1838 eine lebhafte Kontroverse über das ausschließliche Güterbesitzrecht des Adels, die in gründlichen Auseinandersetzungen pro und contra geführt wurde. Auch in den späteren Jahrgängen finden sich neben vielen wertvollen und bedeutenden historischen, ethnographischen, literarischen Arbeiten auch politische Aufsätze, doch traten diese immer mehr zurück. Unter wechselnden Redakteuren hat es das „Inland" auf eine Lebensdauer von 28 Jahren gebracht, geriet zuletzt in ganz ungeeignete Hände und starb endlich, ganz bedeutungslos geworden, am Marasmus senilis. Das Ende des „Inlands" wurde beschleunigt durch eine neue Zeitschrift, die es bald völlig überflügelte und sein Erbe wurde: die „Baltische Monatsschrift". Sie hat soeben ihr 50. Lebensjahr angetreten und überragt also an Dauer alle ihre Vorgängerinnen; die „Rigaschen Stadtblätter", die sich eines noch längeren Daseins erfreuten, unlängst aber leider eingegangen sind, kommen ihres eng begrenzten Zweckes und ihres beschränkten Leserkreises wegen hier nicht in Betracht. Trotz des halben Jahrhunderts ihres Bestehens ist die „Baltische Monatsschrift" noch immer lebensfähig und frisch, erfreut sich noch immer eines weit verbreiteten Leserkreises und ist gegenwärtig die einzige, den Interessen aller drei Provinzen dienende Zeitschrift. Wie der Wanderer nach zurückgelegter weiter Strecke auf den hinter ihm liegenden Weg und auf das, was ihm da begegnet, zurückschaut, so ist es wohl am Platze, beim nahen Abschluß eines halben Jahrhunderts auf die Anfänge und die wechselnden Schicksale der „Baltischen Monatsschrift" einen Rückblick zu werfen.

Nach dem Ende des Krimkrieges begann im Reiche eine Reformära; überall erwachte das Bestreben, alle eingewurzelte

Schäden und Mißstände zu beseitigen, als unzulänglich erkannte Institutionen umzugestalten, sich von dem alle Selbständigkeit lähmenden Druck der Bureaukratie zu befreien, das Staatsleben auf neuen liberalen Grundlagen zu organisieren, und mit ungestümer Hast verfolgte man diese Ziele. Vor allem wurde die Befreiung des Bauernstandes, die Aufhebung der Leibeigenschaft ins Auge gefaßt. Auch in unseren Provinzen machte die politische Erstarrung des letzten Jahrzehnts einem frischen Aufschwunge Platz, eine lebhafte Bewegung der Geister machte sich auf allen Gebieten bemerkbar, in weiten Kreisen erwachte die Erkenntnis von notwendigen Reformen auf fast allen Gebieten des provinziellen Lebens. Die damals in ganz Europa, besonders in Deutschland wie in Rußland die Geister beherrschenden liberalen Tendenzen und Anschauungen gewannen auch bei uns volle Macht über die Geister. Und in der Tat war damals der Liberalismus auch bei uns berechtigt; namentlich in den Kreisen des gebildeten Bürgertums tat sich das Verlangen nach zeitgemäßem Fortschritt immer lebhafter kund, und man empfand das dringende Bedürfnis, sich über die wichtigsten innerpolitischen Fragen in gründlichen Erörterungen auszusprechen. Dazu waren die damaligen Zeitungen ganz ungeeignet, sie beschränkten sich größtenteils auf Registrierung von Nachrichten, hatten auch nicht den Raum zu größeren Aufsätzen. So machte sich das Bedürfnis eines geeigneten größeren Organs für die Behandlung der Tagesfragen in weiten Kreisen geltend. In jener Zeit war das baltische Land reich an hervorragenden Persönlichkeiten. In Riga standen an der Spitze der auf Reformen dringenden Politiker Bürgermeister Otto Müller und Hofgerichtsrat Theodor von Bötticher. Sie faßten den Entschluß, eine eigene Zeitschrift zur Vertretung der liberalen Zeitforderungen zu begründen, die zugleich alle geistigen und materiellen Interessen der gebildeten Bewohner unseres Landes behandeln und fördern sollte. Sie fanden mit ihrem Plane lebhaften Anklang bei dem damaligen livländischen Vizegouverneur Julius a. Cube, der schon vorher als Beamter zu besonderen Aufträgen beim Fürsten Suwarow für einzelne Reformen tätig gewesen war. Nachdem der Plan der neuen Zeitschrift sorgfältig erwogen und festgestellt war, reichte Cube im Februar 1858 das Gesuch um die Genehmigung der Zeitschrift, welche den Titel „Baltische Monatsschrift“

führen sollte, unter Beifügung des detaillierten Planes beim Ministerium des Innern ein. Suworow unterstützte das Gesuch lebhaft. Nachdem es dann vom Minister des Innern dem Ministerkomitee vorgelegt worden und dieses seine Zustimmung gegeben, wurde es Kaiser Alexander II. zur Genehmigung vorgestellt, und der Kaiser erteilte am 29. April 1858 seine Genehmigung, es ist wohl das erste und einzige Mal gewesen, daß eine baltische Zeitschrift die Erlaubnis zu ihrem Erscheinen durch direkten Kaiserlichen Befehl erhalten hat. Die Monatsschrift sollte in Riga oder in Mitau nach dem vorgestellten Programm herausgegeben werden, die Oberaufsicht wurde dem Generalgouvernem übertragen, und dieser ernannte Mag. Hermann Schütze zum Zensor; dadurch erhielt die neue Zeitschrift in gewissen Grenzen völlige Preßfreiheit. Die Redaktion übernahm Theodor v. Bötticher, ihm gesellte sich als zweiter Herausgeber der Ratsherr A. Faltin zu, dem die finanzielle Leitung des neuen Unternehmens zufiel und der außerdem die Aufgabe hatte bemerkenswerte Aufsätze der russischen Presse für die Zeitschrift auszuwählen. Bürgermeister Otto Müller war der stete Berater der Redaktion. — Nachdem alle nötigen Vorbereitungen getroffen und angesehene Personen in den drei Provinzen ihre Mitarbeit zugesagt hatten, erschien das erste Heft der „Baltischen Monatsschrift" im Oktober 1859. Als Vorbild für die neue Zeitschrift dienten die ein Jahr früher ins Leben getretenen „Preußischen Jahrbücher", die als Organ des deutsch-preußischen Liberalismus beim Beginn der neuen Ära in Preußen gegründet worden waren und unter R. Haym geschickter und kluger Leitung bald großes Ansehen gewannen. Selbst die blaue Farbe des Umschlags der Hefte war in Anlehnung an die Jahrbücher gewählt worden. Die verwandte liberale Tendenz bei aller sonstigen Verschiedenheit wurde von der Redaktion der „Preußischen Jahrbücher" auch bemerkt, und die ersten Hefte der „Baltischen Monatsschrift" sind in den Jahrbüchern mit wohlwollender Anerkennung besprochen worden.

Was war nun das Programm der neuen Zeitschrift? — Es war umfassend genug. Die „Baltische Monatsschrift" sollte provinzielle, russische und ausländische Zeitfragen und Interessen behandeln, insbesondere die Agrarverhältnisse, Handel und Industrie, sowie das Gewerbewesen. Ferner sollte in ihr das Rechtsleben,

Google

die Geschichte der baltischen Provinzen sowie des russischen Reiches, Geographie, Ethnographie und Statistik, Literatur und Kunst gebührende Berücksichtigung finden. Die historischen Aufsätze sollten aber nicht eine Zusammenstellung trockener Namen und Daten liefern, sondern es sollte in ihnen stets die unmittelbare Beziehung zur Gegenwart erkennbar sein, auch sollten sie eine kritisch gesicherte lebendige Darstellung bieten. Die „Baltische Monatsschrift" sollte weiter ein vermittelndes Organ zwischen den russischen und provinziellen, sowie den ausländischen Faktoren und Zuständen bilden, vor allem aber wollte sie anregen zur Beförderung unsrer provinziellen Ziele und ein Organ sein für den geistigen sowohl als auch den materiellen Fortschritt der baltischen Provinzen. Daher sollten in ihr vorzüglich alle notwendigen Reformen in Stadt und Land erörtert und zur Sprache gebracht werden. Die „B. M." sollte einen Sammelpunkt bieten, zu welchem jeder nach Beruf und Kräften beitragen könne und wo jeder finden würde, was zu dem Wahle dieser Provinzen wie des Staates, dem sie angehören, dienlich sei.

Man sieht, es war ein sehr umfassendes Programm, das die Herausgeber in der neuen Zeitschrift durchzuführen versprachen, und man muß ihnen das Zeugnis geben, daß sie es nach Möglichkeit verwirklicht haben. Die „Baltische Monatsschrift" war das erste wirklich innerpolitische Organ bei uns, und die Redaktion wie die Mitarbeiter und Leser mußten sich erst allmählich daran gewöhnen alles, was bisher nur auf den Landtagen aber in den Kreisen der Berufsgenossen besprochen worden war, hier jetzt öffentlich erörtert zu sehen. Bedenkt man dabei, daß beide Redakteure durch amtliche Tätigkeit sehr in Anspruch genommene Männer waren und bisher regelmäßiger journalistischer Arbeit völlig fern gestanden hatten, so wird man das, was sie in der Leitung der Zeitschrift geleistet haben, sehr hoch veranschlagen. Sie wurden von vielen Mitarbeitern, auf die sie sicher gerechnet hatten, im Stich gelassen, mußten manche eingesandte Aufsätze für den Druck redigieren oder stilistisch verbessern, dazu die Übersetzungen aus dem Russischen, namentlich in der ersten Zeit, ganz überarbeiten, — alles das nahm viel Zeit in Anspruch. Auch manche Lückenbüßer mußten notgedrungen an Stelle sicher versprochener und dann doch nicht gelieferter Beiträge Aufnahme finden, wie das übrigens wohl

bei jeder Zeitschrift der Fall ist. Daß trotzdem die „B. M." in ihren ersten Heften so viele bedeutende Beiträge gebracht hat, verdient volle Anerkennung. Es gelang den Redakteuren eine große Anzahl hervorragender Mitarbeiter zu gewinnen, die der Zeitschrift eine angesehene Stellung sicherten. Aus den Kreisen der Ritterschaft lieferten vorzüglich Kurländer bemerkenswerte Beiträge, vom livländischen Adel ergriff in der ersten Zeit nur ein einziger das Wort, auch von Mitgliedern des estländischen Adels erhielt die Monatsschrift in dieser ersten Periode nur ganz vereinzelte Beiträge. Sehr lebhaft beteiligten sich Professoren der Dorpater Universität, und zwar fast aus allen Fakultäten, an ihr. In erster Linie ist da Schirren zu nennen, dessen Aufsätze eine wahre Zierde der „B. M." bilden. Die meisten Beiträge lieferten der Astronom Mädler, der damals schon Vielschreiber zu werden begann, und der Jurist A. v. Bulmerincq, dessen wohlgemeinte, aber etwas weitläufige und nicht sehr anziehend geschriebene Aufsätze in großer Anzahl der Monatsschrift zugingen. Einzelne Beiträge erhielt die Monatsschrift von Karl Schmidt, Adelmann, Georg v. Oettingen, Grewingk, mehrere auch vom Philologen L. Mercklin. Die damals streng kirchlicher Richtung huldigende theologische Fakultät hatte sich ein eigenes Organ kurz vor der Begründung der „B. M." in den „Dorpater Jahrbüchern für Theologie und Kirche" geschaffen und beteiligte sich an der „B. M." nicht, nur Professor J. H. Kurtz lieferte einen nichttheologischen Beitrag in seinem umfangreichen, auch heute noch lesenswerten Aufsatz: „Die Entstehung und Ausbildung der mittelalterlichen Universitäten nach ihren Hauptmomenten." Auch unter den Pastoren fanden sich nur wenige Mitarbeiter an der „B. M.", von Anfang an beteiligte sich sehr eifrig G. Brasche in Nieder-Bartau.

Es waren in erster Linie drei Hauptfragen, welche damals alle Politiker beschäftigten und die in der „B. M." zunächst diskutiert wurden: die Agrarreform, das ausschließliche Güterbesitzrecht des Adels und die Justizreform. Dazu gesellten sich dann das Verlangen größerer Selbständigkeit für die städtischen Gemeinden und die Forderung der Literaten, namentlich in Riga, als Bürger durch Eintritt in die Gilden fortan Anteil an der städtischen Verwaltung zu erhalten und politische Rechte auszuüben. Das erste Heft trat im Oktober 1859 etwas schüchtern ans Licht und be

handelte gar keinen speziell provinziellen Gegenstand. Die letzten acht Monate der Politik des Jahres 1859 — es hatte ja damals eben erst der italienische Krieg stattgefunden — wurden etwas einseitig vom großdeutschen, d. h. österreichischen Standpunkt aus behandelt. Diese einseitige Auffassung findet darin ihre Erklärung, daß damals die Augsburger Allgemeine Zeitung, die ganz den österreichischen Interessen diente, bei uns am meisten gelesen wurde und das politische Urteil bestimmte. In einem der nächsten Hefte trat der Oberhofgerichtsadvokat K. Neumann in Mitau mit Nachdruck gegen die in diesem Aufsatz gegen Preußen ungerecht geübte Kritik auf. Ein andrer Aufsatz behandelte die russische Staatsschuld nach einer russischen Quelle; der dritte Aufsatz des Heftes konnte allgemeines Interesse beanspruchen, er entstammte der Feder des Mannes, dessen Name später jahrelang mit der „Baltischen Monatsschrift" aufs engste verbunden war — Georg Berkholz'. Er behandelte das sogenannte Testament Peters d. Gr., das oft genug, namentlich in englischen und französischen Schriften, verwertet worden war, und wies nach, daß es eine auf Napoleon I. zurückgehende Fälschung sei. Dieser Aufsatz erregte großes Aufsehen, besonders als er, ins Französische übersetzt, in Brüssel veröffentlicht worden war; später ist er auch in einer deutschen Separatausgabe erschienen.

Gleich im zweiten Hefte warf Alphons v. Heyking einen Blick auf die ländlichen Zustände in Kurland und begann damit die Reihe der agrarpolitischen Aufsätze. Krümmer in Werro schrieb bald darauf eine ausführliche Abhandlung über den Proletariercharakter der bäuerlichen Ackerbauindustrie in Livland und Estland, dessen falsche und verkehrte Ansichten und Ausführungen dem verkehrten Titel entsprachen. Ihm ließ eine treffliche Widerlegung zuteil werden Karl v. d. Recke. Karl Neumann gab darauf einen Rückblick auf die Entwicklung der kurländischen bäuerlichen Verhältnisse seit 1817, dagegen betonte der anonyme Aufsatz „Zur Agrargesetzgebung in Kurland" einige notwendige Reformen in längerer Ausführung. Man sieht, wie lebhaft damals die bäuerliche Agrarfrage die einsichtigsten Männer in Kurland beschäftigte.

Zustände, Ereignisse, politische und nationalökonomische Verhältnisse im russischen Reiche waren Gegenstand zahlreicher Aufsätze in den ersten Bänden, so wurde das Schisma und die rechtgläubige

Kirche, die Sekten, ebenso wie die große russische Eisenbahngesellschaft und die neue russische Belletristik eingehend behandelt. Der Verkauf der Reichsdomänen als Finanzmaßregel wurde sorgfältig erwogen. Die Thronbesteigung der Kaiserin Anna wurde noch Schtschebalsky in einem interessanten Aufsatze dargestellt, und der Aufsatz: „Ein Bild aus dem Pugatschewschen Aufstande" führte den Lesern Ereignisse aus einer gefährlichen Episode der Regierung Katharinas II. vor. Die baltische Geschichte war in den ersten Bänden nur wenig vertreten, dafür aber brachte die Zeitschrift zwei Aufsätze über sie, die zu dem Vortrefflichsten und Besten gehörten, was sie während der ganzen Zeit ihres Bestehens auf diesem Gebiete enthalten hat, nämlich C. Schirrens „Livländische Charaktere", deren erster Walter von Plettenberg, insbesondere das letzte Jahrzehnt seiner Regierung behandelte und eine glänzende Charakteristik des großen Meisters entwarf, namentlich eine vorzügliche Darstellung der Verhandlungen auf dem Landtage zu Walmar 1526 und Plettenbergs Stellung zu ihm gab, während der zweite Burchard Waldis, den bekannten Fabeldichter und seine schlimmen Schicksale in Livland auf Grund ganz neuer, bisher unbekannter Quellen schilderte. Es bleibt tief zu beklagen, daß Schirren seine Absicht, dieser ersten eine zweite Reihe livländischer Charaktere folgen zu lassen, nicht ausgeführt hat; wir sind dadurch um eine Anzahl meisterhafter baltischer Geschichtsbilder gekommen. Eine neue Erwerbung Rußlands im Nordosten Asiens fand eine ausführliche Darstellung in Gerstfeldts Aufsatz über die Entwicklungsfähigkeit des Amurlandes, insbesondere in merkantiler Beziehung, der auch mit einer Karte begleitet war. — Im Übrigen haben die ersten Bände der „B. M." den mannigfaltigsten Inhalt. Neben den politischen und nationalökonomischen Angelegenheiten wurden besonders Erziehungsfragen erörtert, so schrieb Karl Hohenfel, damals in Reval, einen Aufsatz über Mädchenerziehung, der sehr viel Wahres und Treffendes enthielt und auch heute noch beherzigt zu werden verdient. Gegen ihn wandte sich, im Wesentlichen zustimmend, aber doch manche Einwendungen erhebend, in einem andern Artikel Johanna Conradi. — A. Schwartz in Riga sprach seine Ansichten über Liberalität in der Jugenderziehung aus; ein anonymer Aufsatz erörterte das Verhältnis der Schule zur Literatur. Auch G. Braschens „Zur Geschichte unsres Volkes" gehört hierher.

Die baltische Literatur ging ebenfalls nicht leer aus. V. Hehn schilderte in einem nach Inhalt und Form vortrefflichen Essay Karl Petersens Leben und Dichten, Bertram (J. G. Schultz) lieferte einen lehrreichen Artikel zur Geschichte und zum Verständnis der estnischen Volkspoesie und fügte dem gleich ein episches Gedicht aus eigener Feder: Wambo Wido hinzu. Ein ausgezeichnet fein entworfenes, psychologisch scharf eindringendes, vielleicht aber doch etwas zu ungünstiges Lebensbild der berühmten Frau v. Krüdener gab gleich im ersten Jahrgang Schirren. Eine eingehende biographische Skizze und Charakteristik des hochverdienten Landrats Reinhold v. Samson-Himmelstjerna lieferte W. v. Bock, der er später Erinnerungen an Gustav v. Mengden folgen ließ, beide Aufsätze gehören zu den besten aus seiner früheren Zeit. Aber auch die Medizin und ärztliche Tätigkeit fanden in der „B. M." offenen Raum: A. Laurentz erörterte ausführlich die landärztlichen Verhältnisse, insbesondere in Kurland, und über Augenkrankheit entstand eine lebhafte Kontraverse zwischen Dr. C. Waldhauer, Professor G. v. Oettingen und Dr. H. Schmid in Odessa, die sich durch mehrere Hefte hinzog. Selbst die neuesten Reformen im Reichsgestütwesen blieben in der „B. M." nicht unbeachtet.

Man sieht, die „Baltische Monatsschrift" erfüllte in ihren ersten Bänden die Versprechungen des Programms in reichem Maße; trotz mancher Enttäuschungen, mancher nicht von ihnen verschuldeter Mängel war es den Redakteuren möglich geworden, eine Fülle von lehrreichen Artikeln auf allen Gebieten, insbesondere über die brennendsten Zeitfragen zu liefern. Die liberalen Anschauungen herrschten in der Zeitschrift vor, sie wurden von den Redakteuren gerecht und maßvoll vertreten. Eine Zeitschrift wie diese hatte es in den baltischen Landen noch nicht gegeben, und es war daher auch natürlich, daß sie in immer weiteren Kreisen Verbreitung und Anerkennung fand und auch von den Gegnern des Liberalismus eifrig gelesen und beachtet wurde. Entsprechend dem Wert und der Gediegenheit ihres Inhalts beruhte die „B. M." auch auf völlig gesicherter materieller Grundlage. Die Herausgeber hatten noch vor Beginn der neuen Zeitschrift durch ansehnliche Beiträge, zu denen sich patriotische Männer für drei Jahre verpflichteten, eine sichere Basis geschaffen. Die „B. M." fand eine so günstige Aufnahme und Verbreitung, daß sie schon nach zwei

Jahren ihres Bestehens der Unterstützung entraten konnte und daß aus den Subsidien und den kleinen Jahresüberschüssen ein Reservefond gebildet werden konnte, der in späteren ungünstigeren Jahren der „B. M." sehr zugute gekommen ist. Wie günstig die pekuniäre Lage der „B. M." war, ersieht man auch daraus, daß sie den Mitarbeitern regelmäßig angemessene Honorare zahlte, was bisher noch keine Zeitschrift bei uns getan hatte.

Aber auch außerhalb der baltischen Provinzen, in Deutschland, fand die neue Zeitschrift Anklang und eine ganze Anzahl Mitarbeiter. A. Lammers, der bekannte Freihändler, behandelte die deutschen Gewerbefreiheits-Bestrebungen, und Aurelio Buddeus, der schon früher mancherlei über die baltischen Provinzen veröffentlicht hatte, lieferte auch für die Monatsschrift mancherlei Beiträge, leider auch eine wenig einsichtige Besprechung von O. v. Rutenbergs unkritischer und tendenziöser Geschichte der Ostseeprovinzen, welche die Redaktion bedauerlicherweise ohne jede Bemerkung aufnahm. Der später so bekannt gewordene Oberstaatsanwalt O. Mittelstädt, damals Gerichtsassessor in Posen, lieferte für die „B. M." zwei treffliche Aufsätze, die beide für baltische Leser von Interesse sein mußten: über die preußische Städteordnung vom 9. November 1808 und über die heutige ständische Verfassung in Preußen. Der Appellationsgerichtsrat in Posen, R. Johow, gab einen beachtenswerten Beitrag über die preußischen Agrargesetze der Stein-Hardenbergschen Verwaltungsperiode (1807–1822) und behandelte eingehend in einem andern Aufsatz die Gerichtsverfassung in Preußen. Derselbe besprach auch den Strafprozeß in Preußen. Professor E. Herrmann in Marburg spendete ebenfalls einige Beiträge und der ehemalige Dorpater Professor Osenbrüggen in Zürich schrieb kundige Abhandlungen über das Schwurgericht.

Mit dem Beginn des Jahres 1862 war auch Georg Berkholz, der seit dem Sommer 1861 auf Otto Müllers Betreiben zum Stadtbibliothekar in Riga gewählt worden war, als Dritter in die Redaktion der Monatsschrift eingetreten. Er trug durch seine redaktionelle Tätigkeit und seine lebhafte Beteiligung durch viele Artikel nicht wenig zur Blüte der „B. M." bei, namentlich machten seine sorgfältig überlegten, durch Sachkenntnis und reifes Urteil ebenso wie durch vollendete Form ausgezeichneten

Livländischen Korrespondenzen, die seit dem Juli 1862 regelmäßig erschienen, bedeutenden Eindruck und blieben nicht ohne Wirkung; daß sie vom Standpunkt des Liberalismus geschrieben waren, verstand sich in jener Zeit von selbst. Ein sehr eifriger Mitarbeiter der „B. M." war seit 1861 Julius Eckardt, der bald darauf Mitredakteur der „Rigaschen Zeitung" wurde. Er war eine Zeit lang Böttichers Gehilfe bei der Redaktion und lieferte zahlreiche politische und literarische Aufsätze, auch Übersetzungen aus dem Russischen, und steuerte einen eigenen umfangreichen historischen Aufsatz über den livländischen Landtag in seiner Entwicklung bei. Die lebhafteste Diskussion erregte noch immer die Agrarfrage und das Güterbesitzrecht, mächtig griff in sie ein Th. v. Böttticher mit seiner großen, tief eindringenden Abhandlung „Der Domänenverkauf in den Ostseeprovinzen", die weit über das im Titel bezeichnete Thema die wichtigsten Zeitfragen behandelte, wie den Bauerlandverkauf, die Justizreform, auch den historischen Nachweis zu führen versuchte, daß in Livland auch Nichtadlige Güter zu erwerben berechtigt seien. Diese Abhandlung erregte damals großes Aufsehen, fand auch nicht wenig Widerspruch, namentlich in Bezug auf Kurland erhoben K. v. d. Recke und K. Neumann begründete Einwendungen und Bedenken. Leider hat sich Th. v. Böttticher nur noch einmal später in einer gründlichen Auseinandersetzung über eine wichtige prinzipielle Frage vernehmen lassen, nämlich über den Pfandbesitz in Livland.

Es kann selbstverständlich nicht unsre Absicht sein, die folgenden Jahrgänge, ebenso ins Detail gehend, zu besprechen, wie die ersten. Bei diesen kam es darauf an die Ausführung des vorausgeschickten Programms, den Charakter und die Bedeutung der in ihr enthaltenen Abhandlungen und Aufsätze zu kennzeichnen, sowie den weiten Umkreis der in ihr vertretenen Interessen hervorzuheben. Nachdem das einmal geschehen, ist das bei ihrer in der ersten Periode ihres Bestehens sich gleichbleibenden Haltung und Richtung in Bezug auf die weiteren Bände nicht mehr erforderlich. Auch würde es der begrenzte Raum, der diesem Rückblick gewährt ist, nicht gestatten, denn ein ebenso ausführliches Referat wie über die ersten Bände würde, auf die folgenden angewendet, eine Reihe von Bogen beanspruchen. Wir werden uns daher fortan auf die

Heraushebung einzelner besonders bedeutender Arbeiten nach bemerkenswerter Momente beschränken.

Neben der allmählich etwas zurücktretenden Erörterung der Agrarfrage trat seit 1863 die Justizreform und die Frage der Geschworenengerichte in der „B. M.“ in den Vordergrund. Eifrig diskutiert wurde auch der Verkauf der Pastoratsgesinde, wobei sich merkwürdigerweise mehr Pastoren dafür als dagegen aussprachen. Durch seine Freundschaft mit Berkholz wurde Viktor Hehn in Petersburg veranlaßt lebhafter als früher an der „B. M.“ sich zu beteiligen. Er warf einen geistreichen, aber recht tendenzlosen „Blick auf die Geschichte des Judentums“, gegen welchen sich in aller Bescheidenheit, aber doch bestimmt Pastor C. Stoll in Sissegal wandte. — Von ganz anderer Art und weit größerer Bedeutung waren die St. Petersburger Korrespondenzen, zu deren Abfassung Hehn sich durch Berkholz bewegen ließ. Die erste erschien im September 1863, von da an in regelmäßiger Folge. Sie erregten ungeheures Aufsehen, von dem man sich heute kaum eine Vorstellung machen kann, mit größter Spannung wurden die Hefte der „B. M.“, in denen man eine neue Korrespondenz zu finden hoffte, erwartet. Geist, Witz, Ironie, Sarkasmus, ein wenig Bosheit vereinigten sich hier in glänzender Form zu kleinen Meisterstücken, in denen die Torheiten und Schwächen des Petersburger Lebens, besonders der Petersburger russischen Presse beleuchtet und kritisiert wurden. Diese Korrespondenzen trafen wie scharfe Pfeile und wurden auch in Petersburg bemerkt. Sie hörten leider schon mit dem März 1864 auf, da Hehn einen Wink erhalten hatte sie zu unterlassen. „Ich will nicht noch einmal nach Tula reisen“, schrieb er damals dem Freunde Berkholz. Die von anderen, meist von Brückner, unter demselben Titel weiter gelieferten Korrespondenzen verhielten sich zu denen Hehns wie ein Glas guten Brunnenwassers zu prickelndem Schaumwein. Dafür gab B. Hehn der „B. M.“ den größten Teil seiner Schrift über Italien. Diese vorzügliche Arbeit Hehns, die später in Berlin erweitert in Buchform erschien, mehrere Auflagen erlebt hat, allgemein bewundert und von Unzähligen gelesen worden ist, hatte in der Heimat das seltsame, aber bezeichnende Schicksal, trotz aller Bemühungen Hehns keinen Verleger zu finden, und wurde nur durch einen Sonderabdruck aus der „B. M.“ weiteren Kreisen bekannt.

Einen inhaltreichen Beitrag erhielt die „B. M." in der Biographie des Archäologen Otto Magnus v. Stackelberg von C. Hoheisel, die auch nach der ausführlichen Lebensschilderung Stackelbergs durch seine Nichte wegen mancher nur hier sich findender Einzelheiten Beachtung verdient. — Sehr viele Aufsätze lieferte Brückner, größtenteils Ereignisse, die Vergangenheit Rußlands betreffend; sie konnten aber meist weder durch Inhalt noch Form die Leser anziehen. Woldemar v. Bock veröffentlichte eine umfangreiche Abhandlung unter dem seltsamen Titel: „Die Historie von der Universität zu Dorpat und deren Geschichte"; er wollte darin die wahre Entstehung der Universität Dorpat und die vorbereitenden, im Lande selbst für ihre Errichtung gemachten Vorschläge und Schritte gegenüber der konventionellen offiziösen Darstellung ihrer Entstehung darlegen. Dieser Aufsatz enthält viel Interessantes und bis dahin Unbekanntes, so über die Bemühungen des Dichters Jakob Lenz um die Begründung einer Universität in Dorpat, ist aber leider sehr weitschweifig und in sehr verwickeltem Stile geschrieben und leider ohne eigentlichen Einfluß geblieben. Eine Art Fortsetzung dieser Historie bildet der Aufsatz desselben Verfassers über die erste baltische Zentralkommission von 1789, der im Jahrgang 1866 zum Abdruck gelangte.

Zu den liberalen Forderungen der Zeit gehörte in Deutschland auch die Emanzipation und bürgerliche Gleichstellung der Juden, sie wurde auch in das Programm des baltischen Liberalismus aufgenommen, so ungeeignet und unausführbar diese Forderung in den baltischen Provinzen auch war, da Livland und Estland gar keine Juden hatte, während Kurland ihrer eine große Menge besaß. Daß A. E. Horn in einem Aufsatz zur Judenfrage für die Gleichberechtigung seiner Glaubensgenossen eintrat, war begreiflich, ebenso daß später der Rabbiner Pucher in Mitau für die Emanzipation und gegen die Judenmission sich vernehmen ließ, verwundern mußte es aber, wenn eine Stimme aus Mitau sich in einem Artikel „Zur Judenfrage" ebenfalls für die Emanzipation aussprach. Die Stellung des Liberalismus zur Kirche und dem christlichen war fast überall, besonders aber in Deutschland, mochte dies auch keineswegs im Prinzip liegen, eine kühle, ja ablehnende. Man hielt die Kirche nicht ganz ohne ihre Schuld für eine Dienerin des Absolutismus und eine Verbündete reaktionärer Tendenzen.

Diese kühle Gleichgiltigkeit zeigten auch viele baltische Liberale, leider auch die Redakteure der „Baltischen Monatsschrift". Bei uns trug auch dazu die strenge Kirchlichkeit und scharf ausgeprägte konfessionelle Exklusivität der theologischen Fakultät in Dorpat nicht wenig bei. Die Geistlichkeit Livlands und Estlands stand in ihrer Wahrheit auf dem Standpunkt der Fakultät, noch aber gab es eine nicht ganz kleine Anzahl älterer Pastoren, die anders dachten; war doch der Generalsuperintendent Ferdinand Walter selbst ein entschiedener Gegner des Konfessionalismus, sprach sich doch der Oberpastor C. A. Berkholz in Riga oft genug gegen die streng konfessionellen Theologen aus, und ebenso manche andere von positiv christlicher Richtung. Daneben aber gab es auch in den Landeskirchen unter den Pastoren noch manche Anhänger des alten Rationalismus, und diesen war die Richtung der Dorpater Theologen und ihrer Anhänger ein Greuel. Gerade einem Vertreter dieser zurückgebliebenen Richtung gab die Redaktion der „B. M." mit Vergnügen Raum in ihrer Zeitschrift. F. Dilmg, der Pastor zu Bickern, veröffentlichte im Jahrgang 1863 einen Aufsatz unter dem Titel „Haben Kirche und Geistlichkeit auf die Zeit und ihre Entwicklung einzugehen?" Der Verfasser beantwortete die Frage selbstverständlich mit Ja und kritisierte rücksichtslos die konfessionellen Tendenzen und die reaktionären kirchlichen Bestrebungen vom Standpunkt des vulgären Rationalismus aus. Einer ruhigen, aber scharfen Replik von Pastor G. C. Röltingk gewährte die Redaktion allerdings Aufnahme, gab aber dann einer umfangreichen Verteidigung Dilings von Pastor M. Kauzmann in Odenpä bereitwillig Raum. Als dann Lütkens in der Dorpater Zeitschrift sich wegwerfend über Dilings Aufsatz und seine Verteidiger geäußert und dabei auch einen kritischen Seitenblick auf die „B. M." geworfen hatte, da ließ ihm G. Berkholz eine scharfe Antwort zuteil werden.

Sehr wichtig und wertvoll war A. v. Wilckens Abhandlung über die Besteuerungsverhältnisse Liv- und Estlands, in der er nachwies, daß nur der kleinste Teil von den in den Provinzen aufgebrachten Steuern für diese selbst, der bei weitem größere Teil aber für das Reich verwendet werde. In ganz anderer Beziehung interessant war Johanna Conrads Aufsatz. „Der Wechsel in unseren Sitten und Gebräuchen", der kulturhistorische Bedeutung hat.

Heute, nach mehr als 40 Jahren, ließe sich ein ähnlicher Aufsatz schreiben.

Seit 1864 begannen durch M. Katkow in der Moskauschen Zeitung die Angriffe und Anklagen gegen die baltischen Provinzen. Auch die „Baltische Monatsschrift“ wurde dadurch zu einer Änderung ihrer Frontstellung genötigt. Gegen Katkow wandte sich G. Berkholz in dem Aufsatz „Die Anklage auf Separatismus.“ Mit Geist, Klarheit und Schärfe wies er darin Katkows Anklagen als völlig unberechtigt entschieden zurück. Die Polemik im Einzelnen überließ die „B. M.“ den Zeitungen, nur gegen einen tendenziösen Artikel über die rechtgläubige Kirche in Livland, worin diese als verfolgt und bedrückt dargestellt wurde, brachte die „B. M.“ mehrere Entgegnungen. Sonst wurde noch von A. v. Tideböhl die Krisis der kirchlichen Reallasten in Livland und die Landgemeindeordnung, deren Einführung bevorstand, eingehend und sachkundig besprochen.

Da trat am Ende des Jahres 1865 für die „Baltische Monatsschrift“ eine folgenreiche Krisis ein. Von Anfang an bis dahin hatte sie, wie schon früher bemerkt, unter dem Fürsten Suworow und unter dem Baron Wilhelm v. Lieven einen vom Generalgouverneur speziell für die „B. M.“ ernannten Zensor gehabt, der seines Amtes unentgeltlich waltete. Es war von Anfang an Mag. H. Schütze dazu ernannt worden. Mit dem Ende des Jahres 1865, unter dem Grafen P. Schuwalow, änderte sich das; die „B. M.“ wurde der allgemeinen Zeitungs-Zensur unterworfen und verlor dadurch die bisherige Freiheit und ihre fast uneingeschränkte Unabhängigkeit. Das war ein schwerer Schlag für die „B. M.“, der ihre ganze Existenz bedrohte. Die bisherigen Redakteure Theodor v. Pötticher und A. Faltin wollten unter dieser Einschränkung der bis dahin gewährten freien Bewegung die Redaktion nicht weiterführen und traten zurück, es wurde der Gedanke ernstlich erwogen, die „B. M.“ ganz eingehen zu lassen. Doch stand man von dieser Absicht ab, und G. Berkholz führte die Redaktion von 1866 mit dem 16. Bande allein weiter. Er verhehlte sich die Schwierigkeit der Weiterführung des unter ganz anderen Verhältnissen gegründeten Organs nicht, er sprach es offen aus, daß die Fortführung der Zeitschrift von ihm als ein Akt der Selbstverleugnung übernommen wäre, aber er hielt es doch für geboten, ein Organ der inneren Verständigung und Fortbildung

zu erhalten, solange als dies nicht zur Unmöglichkeit werde. — In so resignierter Stimmung führte er die Redaktion weiter. Es verdient jedenfalls vollste Anerkennung, daß er der Zeitschrift in einem kritischen Augenblick die Fortdauer erhielt.

Während viele der früheren Mitarbeiter sich zurückzogen, traten andere an ihre Stelle, so Professor L. Strümpell, der Dozent Winkelmann, Professor A. Bötticher, Professor Ludwig Schwabe, besonders Professor Adolf Wagner und auch andere. Von den alten Mitarbeitern blieben der „B. M." treu Viktor Hehn und A. Brückner. Von auswärtigen Mitarbeitern brachte die Monatsschrift W. G. Rößlers sehr interessanten Beitrag über Ferdinand Lasalle und die deutsche Arbeiterbewegung. Viktor Hehn gab einen sehr anziehenden populären Aufsatz über den Humanismus unter dem Pseudonym Justus Moller. Adolf Wagner, der berühmte Nationalökonom, damals einige Jahre Professor in Dorpat, behandelte in einer umfangreichen, durch mehrere Hefte gehenden Abhandlung das russische Papiergeld, eine Arbeit, die sehr viel Anerkennung fand und auch im Separatabdruck erschien. Derselbe schrieb später noch einen Aufsatz zur Lösung der russischen Valuta-Frage. Vom Mitauschen Bürgermeister F. v. Zuccalmaglio brachte die Monatsschrift eine sehr tüchtige, noch heute beachtenswerte Abhandlung über die Bevölkerungsordnung der kurländischen Städte, insbesondere der Stadt Mitau. Berkholz führte eine Rubrik „Politische Umschau" ein, die anfangs in jedem Hefte erschien und von ihm selbst verfaßt wurde, später seltener vorkam und auch von Anderen herrührte. Eine zweite, von Berkholz eingeführte regelmäßige Rubrik am Schluß der Hefte trug den unscheinbaren Titel: „Notizen". Hier sprach sich Berkholz über politische und literarische Dinge in geistreicher Weise aus.

Die Judenfrage wurde auch jetzt noch lebhaft erörtert. Die „B. M." nahm ein offenes Sendschreiben des Mitauschen Rabbiners S. Pucher an die kurländischen Herren Synodalen auf, worin dieser mit vielem Pathos, großem Aufwand von Rhetorik und nicht geringem Selbstbewußtsein die kurischen Synodalen wegen der von ihnen gebilligten Judenmission abkanzelte. Die Entgegnung auf diesen unberechtigten Angriff von Pastor W. Müller. Ein offenes Wort an Herrn Rabbiner Pucher fand aber ebenfalls Aufnahme. Vom damaligen Professor am Rigaschen Polytechnikum E. Laspeyres

brachte die Monatsschrift mehrere inhaltreiche und bemerkenswerte Aufsätze, so den heute noch sehr beherzigenswerten über die Bildung des Kaufmanns und das Studium der Nationalökonomie. Auch an historischen Beiträgen fehlte es nicht ganz: A. Büttner lieferte einen trefflichen Aufsatz über die polnische Gegenreformation in Livland, und Julius Eckardt gab eine Studie zur livländischen Landtagsgeschichte des 18. Jahrhunderts. Von B. Zwingmann brachte die „B. M." eine längere Abhandlung über die Todesstrafe in der europäischen Gesetzgebung und Wissenschaft, die viel lehrreiches Material enthält, zuletzt aber zu dem in der liberalen Jurisprudenz feststehenden Satze gelangte, daß die Todesstrafe nicht aufrecht zu erhalten sei.

Landespolitische Fragen fanden unter Berkholz' Redaktion kaum mehr eine Behandlung in der „B. M.", allenfalls kann der Aufsatz Eduard v. d. Brüggens in Mitau über die Fideikommißfolge und die Gesindepacht in Kurland, sowie die anonyme Abhandlung über die Wirksamkeit der Lungemeindeordnung in Kurland dahin gerechnet werden.

Überschaut man die Gesamtheit der Aufsätze, welche die „Baltische Monatsschrift" unter Berkholz' Redaktion enthält, so finden sich darunter viele treffliche Arbeiten aus den verschiedenen Gebieten, aber eine politische Zeitschrift, wie sie es in der ersten Periode ihres Bestehens gewesen, war sie nicht mehr, sie konnte es auch unter den so veränderten Zeitverhältnissen, die sich ungünstig für die Provinzen gestaltet hatten und unter den so sehr beengten Verhältnissen ihres Erscheinens nicht mehr sein. G. Berkholz fühlte die Last der Redaktionsarbeit mit jedem Jahre schwerer, schon allein die stilistische Korrektur der ihm oft in gar unfertiger Form zugehenden Aufsätze, die er für seine Pflicht hielt, nahm ihm sehr viel Zeit weg. Etwas entlastet wurde er in den letzten Jahren seiner Redaktionsführung dadurch, daß er einen geeigneten Gehilfen in Dr. A. Miaskowsky, dem späteren bekannten Professor der Nationalökonomie in Wien und dann in Leipzig, fand, dem er die eigentliche Redaktionsarbeit überließ, während er sich die Oberleitung vorbehielt. Berkholz verlor aber zuletzt die Lust an der Zeitschrift völlig. In jener Zeit, wo in den höheren Regierungssphären die fortwährenden Anklagen und Anschuldigungen der baltischen Provinzen von seiten der russischen Presse aufingen Gehör

zu finden und man bei uns genötigt war zu schweigen oder höchstens leise und vorsichtig zu sprechen, war es für einen Mann, der von früher her gewohnt war laut und offen zu reden, keine Freude mehr, Redakteur einer baltischen Zeitschrift zu sein. Man war außer stande auf die konzentrierten Angriffe Juri Samarins entsprechend zu antworten und man durfte der großartigen, machtvollen Erwiderung, die ihm Schirren zuteil werden ließ, die das ganze baltische Land bewegte und erregte, mit keinem Worte gedenken. Außerdem widerstand Berkholz tief eindringendem, sorgfältig erwägendem, philosophisch geschultem Geiste die rasches Zufahren, schnelle Entscheidung fordernde journalistische Tätigkeit. Alle diese Momente wirkten zusammen, ihn mit dem Schluß des Jahres 1868 die Redaktion der „B. M." aufgeben zu lassen. In einem Schlußwort warf er einen Rückblick auf die bisherige Tätigkeit der „B. M.". Er rühmte ihr mit vollem Rechte nach: sie hat unsre Gesellschaft an eine größere Öffentlichkeit des politischen Lebens gewöhnt und durch einheimische historisch-biographische Aufsätze das historische Selbstbewußtsein des Landes lebendig zu erhalten sich bemüht. Sie habe auch Raum gehabt für allgemein menschliche Interessen (in der letzten Zeit leider nur zu viel, fügte Berkholz klagend hinzu). Er betonte die Wahrnehmung, daß seit 1864 der früher so brennende innere Gegensatz der politischen Anschauungen ganz still geworden sei, und konstatierte, daß in den drei letzten Jahrgängen kein Fortschritt, sondern infolge der ihr auferlegten Freiheitsbeschränkung ein Niedergang der „B. M." stattgefunden habe. Berkholzs Rücktritt war ein großer Verlust für die Monatsschrift, schied doch mit ihm der letzte Träger der bisherigen Tradition von ihr.

Niemand wäre geeigneter gewesen die Redaktion der „B. M." weiterzuführen, als Julius Eckardt, der aber war damals schon unter Gustav Freytag Mitredakteur der „Grenzboten" in Leipzig. So übergab Berkholz denn die Weiterführung der Zeitschrift einem jüngeren Journalisten, der sich durch einige Aufsätze im letzten Jahrgang der Monatsschrift und einige Zeitungsartikel bemerkbar gemacht hatte — Ernst v. d. Brüggen. Nach einer Jahrespause begann der neue Redakteur mit dem Jahre 1870 eine neue Folge der Monatsschrift. Wie resigniert klangen doch die einleitenden Worte Brüggens gegenüber der frohen Zuversicht, mit

der zehn Jahre vorher die Herausgeber ihre Tätigkeit begonnen hatten! Er verkannte die Schwierigkeiten nicht, mit denen er zu kämpfen haben werde, auch nicht die lauer gewordene Haltung des Publikums der Zeitschrift gegenüber, er versprach aber alles aufzubieten, sie auf dem alten Niveau zu erhalten. Der Umfang der Zeitschrift wurde verringert, alle zwei Monate erschien fortan ein Doppelheft. Brüggen lieferte nicht nur selbst nicht wenige Arbeiten für die Zeitschrift, es gelang ihm auch zu manchem der alten neue Mitarbeiter zu gewinnen, so H. Sewigh, H. Hildebrand u. a. Die von Berkholz eingeführte Abteilung „Notizen" wurde beibehalten und zu literarischen Besprechungen mannigfacher Art verwendet. A. Brückner gab zahlreiche historische Aufsätze, meist aus der russischen Geschichte. Zu lebhaften Auseinandersetzungen führte eine von Dr. J. v. Seidlitz in Dorpat verfaßte, anonym veröffentlichte, ziemlich scharfe Kritik von A. v. Oettingens Moralstatistik vom naturwissenschaftlichen Standpunkt aus. Oettingen antwortete in einem Aufsatz unter dem Titel: „Die Verschiedenheit von Natur- und Geisteswissenschaft", worauf Seidlitz nochmals replizierte. Es war bemerkenswert, daß zum ersten Mal ein Mitglied der theologischen Fakultät zu Dorpat, und zwar einer ihrer Führer, in der „B. M." das Wort nahm. Professor Lasqueyres veröffentlichte Statistische Studien zur Wahrungsfrage und einen Aufsatz über die Rigaer Volkszählung.

Die Monatsschrift brachte jetzt wieder regelmäßige Korrespondenzen aus den drei Provinzen. Der große Krieg des Jahres 1870, der ganz Europa bewegte, fand auch in der „B. M." einen Widerhall: E. v. d. Brüggen schrieb einen Aufsatz über die drei großen Siege der preußisch-deutschen Staatskunst. Über Darwinismus wurde im folgenden Jahrgang viel verhandelt. Bemerkenswert war Brüggen's Abhandlung über das Kirchenpatronat in Livland. Sonst wurden keine Reformen besprochen. Mit jedem weiteren Bande wurde die „B. M." immer mehr historisch und literarisch. Da die Betrachtung der Gegenwart und der Ausblick auf die Zukunft ihr verwehrt war, so richtete sich ihr Blick mehr auf die Vergangenheit. Die „B. M." brachte unter Brüggen zum ersten Mal einen belletristischen Beitrag: Ed. Barclays historische Erzählung „An der Ostsee", die um die Mitte des 16. Jahrhunderts spielte. Es war das ein bedenkliches Zeichen, daß, mochte die

Erzählung auch garnicht übel sein, die „B. M." sich doch immer mehr von ihren ursprünglichen Aufgaben und Zielen entfernte. Viel Aufsehen erregten dann die Plaudereien eines Heimgekehrten, die anonym erschienen, deren Verfasser der unlängst in Riga verstorbene Karl Hehn war. Sie enthielten in ihrer Kritik der heimischen Zustände vieles Wahre, anderseits aber auch unberechtigte Vorwürfe und halbwahre Behauptungen, — alles in geistreicher feuilletonistischer Weise vorgetragen. Diese Plaudereien fanden vielfach Zustimmung, anderseits aber auch entschiedenen Widerspruch. So richtete Professor A. Böttcher einen offenen Brief an den Heimgekehrten, und der Redakteur Ernst v. d. Brüggen selbst sah sich zu einer Verwahrung gegen viele Äußerungen des Heimgekehrten veranlaßt. Der Plauderer gab schließlich auf alle gegen ihn gerichteten Angriffe eine gewandte geistreiche Erwiderung.

Mit dem Schluß des Jahres 1873 legte Ernst v. d. Brüggen die Redaktion der „B. M." nieder und verließ die Heimat.

Jetzt übernahm Theodor H. Pantenius, unser ausgezeichneter Romandichter, die Redaktion der „B. M." Wieder traten neue Mitarbeiter hinzu, von denen besonders A. Lieventhal sich durch mehrere Aufsätze über die Agrarverhältnisse in Kurland bemerkbar machte. Auch O. v. Riesemann in Reval lieferte einige Beiträge, so über Schwurgericht und Schöffengericht, und W. Greiffenhagen begann jetzt mit dem Aufsatz: „Die Konfirmations-Verhandlungen der Revalschen Delegierten zu Stockholm 1607" die Reihe seiner gediegenen verdienstvollen historischen Arbeiten. Pantenius selbst sprach sich in zwei Artikeln entschieden gegen den ganz demokratischen Entwurf einer Gemeindeordnung für die evangelisch-lutherischen Kirchen der Stadt Riga aus. Die innere Politik trat unter Pantenius' Redaktion noch mehr zurück als früher und die historischen und litterarischen Aufsätze überwogen durchaus. Eine lebhafte und scharfe Polemik erregte die kritische Besprechung von Paul v. Kitzenfelds Gedanken über Sozialwissenschaft der Zukunft durch Professor A. v. Oettingen im Jahrgang 1874, die sehr von oben herab über das Buch ein verwerfendes Urteil fällte. Kitzenfeld gab darauf eine scharfe Erwiderung, worauf Oettingen in einer Zuschrift an die Redaktion eine herbe Antwort erteilte. Auf diese replizierte dann Paul v. Kitzenfeld mit einer zweiten energischen Erwiderung, die einen recht witzigen Schluß

hatte. Pastor A. Bielenstein gab einen anziehenden Beitrag über das lettische Volksmärchen, und Oberlehrer Fr. Brenemann in Reval veröffentlichte einen dankenswerten Beitrag zur neueren Geschichte Estlands in dem Aufsatze: „Ein estländischer Staatsmann", worin er Jakob Georg von Bergs Tätigkeit als Ritterschaftshauptmann schilderte. Sehr dankenswert war das am Schluß des 24. Bandes gelieferte Verzeichnis der in der „B. M." seit ihrer Gründung enthaltenen Aufsätze, durch welches das in den 24 Bänden veröffentlichte reiche Material an Aufsätzen und Mitteilungen erst recht benutzbar und zugänglich wurde. Es ist dringend zu wünschen, daß dem 50. Jahrgang eine Fortsetzung oder was noch besser wäre, ein Gesamtverzeichnis aller bisher in der „B. M." enthaltenen Aufsätze beigegeben würde.

Nach dreijähriger Redaktionstätigkeit trat auch Pantenius von der Leitung der „B. M." zurück, und wieder erhob sich die Sorge, wer der verwaisten Zeitschrift sich annehmen sollte. Endlich übernahm es Gustav Keuchel, damals Redakteur der „Zeitung für Stadt und Land", die „B. M." weiter zu führen; die eigentliche Redaktionsarbeit überließ er Alexander Buchholtz. — Die Zeitschrift erschien nun wieder in 12 verkleinerten Heften, und die Hauptmitarbeiter, die am meisten Aufsätze lieferten, waren jetzt Johannes v. Keußler und A. Brückner. Zum ersten Mal beteiligte sich auch der Oberpastor Chr. A. Berkholz mit einem längeren Aufsatz: „Ausschau in der kirchlichen Zeittage" an der „B. M.". Des großen Naturforschers Karl Ernst v. Baer Tod gab Anlaß zu mehreren Aufsätzen und Nachrufen. Auch einige Abhandlungen provinzialrechtlichen Charakters und bevorstehende Reformen erörternde Aufsätze brachte die „B. M." unter der neuen Redaktion, so vom Oberhofgerichtsadvokaten Julius Schiemann in Mitau eine Arbeit über die Notwendigkeit einer Reform des kurländischen Gerichtsverfahrens, ferner eine über die Kommunalsteuerfrage, über Stiftungen, endlich einen längeren statistischen Aufsatz von W. Anders über die Selbstmorde in Livland. K. Ulmann spendete eine anziehende Skizze über Volkslied und Volkscharakter.

Keuchels Redaktionsführung war aber doch nur ein Provisorium gewesen, mit dem Ende des Jahres legte er die Redaktion nieder und es erhob sich wieder die Sorge um die Weiterführung der „B. M.". Da übernahm sie nach der Pause eines Jahres

ein jüngerer Journalist, der sich schon als Redakteur der „Zeitung für Stadt und Land“ einen Namen gemacht hatte — Edmund v Heyking. Seine Absicht war, die Monatsschrift auf neue Bahnen zu führen, sie sollte ihren spezifisch baltischen Charakter aufgeben und eine Zeitschrift für allgemein bildende Interessen werden wie die Deutsche Rundschau in Berlin. Der ausschließlich baltische Inhalt habe, so meinte der neue Redakteur, die Leser zuletzt gelangweilt, die „B. M.“ sollte modern sein in ihrem Wesen; auch Novellen und Erzählungen sollte sie bringen. Diesem letzten Programmpunkt entsprechend erschien gleich im ersten Heft vom Herausgeber selbst eine etwas frivole, im übrigen aber sehr unbedeutende Novelle: „Im Zuge“. Dieses Erzeugnis moderner baltischer Belletristik wirbelte viel Staub auf und veranlaßte eine heftige Polemik, ja durch das Eingreifen anderer Personen eine wahre Broschürenliteratur. Oberpastor J. Lütkens schrieb eine scharfe Kritik, in der er die ästhetischen, stilistischen und sprachlichen Mängel der Novelle hervorhob. Darauf antwortete E. v. Heyking in einer überaus rücksichtslosen Replik, worauf der Gegner eine sehr herbe Erwiderung gab, die dann von E. v. Heyking in einer alle und jede Rücksicht beiseite setzenden Antwort weit überboten wurde. Nun mischten sich auch andere Personen in den Streit, der höchst unerquicklich wurde. Die witzigste und humorvollste unter diesen Schriften war die von Küpffel „Im Fluge“. Im Übrigen wollen wir auf diesen gehässigen Streit, der vielen älteren Lesern der „B. M.“ noch in lebhafter Erinnerung sein wird, hier nicht weiter eingehen. Diese erbitterte Polemik konnte für die Monatsschrift nicht sehr günstig wirken. Sie brachte im Laufe des Jahres eine ganze Anzahl literarischer und allgemein wissenschaftlicher Aufsätze, besonders von L. v. Schroeder, Sintenis, L. Ulmann, Teichmüller, K. Erdmann, Jegor v. Sivers, J. Ripke u. a. — Originelle baltische Novellen wollten sich aber nicht finden und so griff man zu Übersetzungen aus dem Russischen. Wie wertvoll und anziehend auch manche der oben erwähnten Beiträge waren, die Bedeutung einer baltischen Revue konnten sie der Zeitschrift doch nicht geben. Vollends mußten aber die politischen Aufsätze des Redakteurs der „B. M.“ nachteilig werden. In einer Abhandlung „Zur livländischen Landespolitik“ trat Heyking unumwunden für die vom Verfasser der „Livländischen Rückblicke“ aus

gesprochenen politischen Ansichten ein und in seinem Artikel „Zur kurländischen Reformfrage“ erklärte er sich entschieden für die damals in Kurland in Vorschlag gebrachte Einführung der Semstwo, vertrat diese Ansichten auch noch in anderen Aufsätzen. So wurde die „B. M.“ schließlich das Parteiorgan einer politischen Richtung, die der früher in ihr vertretenen vollkommen widersprach. Was half es, daß Fr. Bienemann in einem Aufsatz „Pro domo“ noch drücklich die „Rückblicke“ bekämpfte? An dem Gesamtcharakter der in ihrer politischen Richtung umgewandelten „B. M.“ konnte dadurch nichts geändert werden. Sie war undaltisch geworden, ja in manchen Beziehungen antibaltisch; weiter von ihrem Ursprung und von den ihr einst gesteckten Zielen konnte sie sich kaum entfernen. Aber die neue Richtung, die ihr gegeben war, fand in unsrem Lande doch wenig Zustimmung, viele alte Mitarbeiter zogen sich zurück und die Zahl der Leser sank. Mit dem Schluß des Jahres legte E. v. Heyking die Redaktion nieder. Es trat wieder eine Jahrespause ein und die „B. M.“ schien wirklich dem Untergehen nahe.

Da ergriff eine starke und feste Hand das Steuer des führerlosen Fahrzeugs und richtete es zum alten Kurse zurück: Oberlehrer Fr. Bienemann übernahm 1880 die Redaktion der „B. M.“ und hat sie acht Jahre hindurch geleitet. Er war ein baltischer Historiker von Ruf und zugleich als konservativer Politiker bekannt. So bezeichnete schon sein Name sogleich ein Programm. In seinen einleitenden Worten zum ersten Jahrgang der neuen Redaktion sprach er sich klar und bestimmt über seine Ziele aus. „Die Baltische Monatsschrift“, erklärte er, „will sich auf sich selbst besinnen und zu werden suchen, was sie war: ein Faktor im öffentlichen Leben der Provinzen.“ Er erkannte unumwunden die Abnahme des Interesses für die „B. M.“ im Lande an, weil sie über die wichtigsten und die am meisten erregenden Fragen schweigen mußte. Und doch habe sie einst zuerst politisch-historisches Leben in die Presse der Ostseeprovinzen gebracht. Bienemann erklärte entschieden, daß eine allgemeinen wissenschaftlichen Interessen dienende Rundschau bei uns unmöglich sei und stellte der „B. M.“ unter seiner Redaktion wieder als Aufgabe die Pflege der heimatlichen Interessen, sie sollte die Heimatskunde nach jeder Richtung hin energisch fördern.

Es gelang Bienemann eine nicht geringe Anzahl neuer Mitarbeiter zu gewinnen, und die „B. M." wurde wieder eine politisch-historische Zeitschrift. Sie erschien jetzt in 9 Heften, die Sommermonate fielen aus. Gleich der erste Jahrgang unter Bienemanns Redaktion brachte eine Reihe gediegener Aufsätze, so einen von Professor E. Löning über die Befreiung des Bauernstandes in Deutschland, an den sich eine kleine Fehde zwischen dem Verfasser und Baron H. Bruiningk in Bezug auf Livland knüpfte. Andere lehrreiche und anziehende Aufsätze lieferten Professor K. Erdmann, Baron Bernhard Ungern, Eugen v. Rottbeck, A. v. Vöhlendorff, Theodor Schiemann, auch O. Mittelstädt, der einstige Mitarbeiter, gab einen lehrreichen Beitrag über die Verfassung Hamburgs. Einen ausgezeichneten Mitarbeiter war es Bienemann gelungen an Professor J. Engelmann zu gewinnen, der in der „B. M." seine so wertvollen Abhandlungen über die Entstehung und Aufhebung der Leibeigenschaft in Rußland veröffentlichte. J. Ch. Berens teilte zwei bemerkenswerte Schreiben Herders aus dem rigischen Ratsarchiv mit, Generalsuperintendent W. Schultz gab einen belehrenden Bericht über die neue Bewegung unter dem estnischen Landvolk. Kirchhofer in Reval schrieb einen kulturgeschichtlich anziehenden Aufsatz über Kotzebues Zeitschrift für Geist und Herz, und A. Tobien begann seine wichtigen Beiträge zur Geschichte der livländischen Agrargesetzgebung. Ein reizendes Bild aus dem Stillleben der kurischen Vergangenheit lieferte endlich die Familiengeschichte „Ein Bürgerhaus aus der Großväter Zeit". Der zweite Jahrgang blieb hinter dem ersten nicht zurück. An seiner Spitze brachte er den Abdruck zweier Vorträge von K. Schirren über Bischof Johann v. Münchhausen, den letzten Bischof von Kurland und Oesel, die unverändert ein Stück aus Schirrens einst in Dorpat über livländische Geschichte gehaltenen Vorträge waren; sie enthalten ein ebenso trauriges wie charakteristisches Bild aus der Zeit des Untergangs des alten Livlands. Sodann brachte der Jahrgang Aufsätze über Volkszählung, über Reformen der ländlichen Polizei, über die Rechte der Bauern an den Krongesinden, von Bienemann selbst eine Darlegung der Grundprinzipien der Landschaftsverfassung, von Professor Engelmann einen Essay über Derschawin, weiter eine feinsinnige Charakteristik Oskar Riesemanns als Sänger und Musiker von Philipp Spitta. Der Politiker und Patriot Riesemann

hat in der „B. M." leider keine Würdigung gefunden. Unter der Rubrik „Notizen" wurden teils Bücher besprochen, teils mancherlei kürzere Mitteilungen gebracht.

Überblickt man die beiden ersten, von Bienemann redigierten Jahrgänge der „B. M.", so wird man anerkennen müssen, daß sie eine Fülle wichtiger und interessanter Aufsätze über baltische Dinge nach allen Richtungen hin und ebenso in Bezug auf das Reich enthalten. Die „B. M." erlebte unter Fr. Bienemanns Redaktion einen neuen Aufschwung, eine zweite Blütezeit, und zwar unter viel schwierigeren Verhältnissen als die erste war. So ist es während der ganzen Zeit von Bienemanns Redaktion geblieben. Er hat gezeigt, was ein historisch und politisch geschulter Mann mit eiserner Tatkraft auch unter ungünstigen Zeitumständen auf dem Gebiete der Publizistik bei uns zu leisten vermag. Das soll auch bei den späteren Generationen unvergessen bleiben.

Es kann selbstverständlich nicht unsre Absicht sein, sämtliche in den folgenden Jahrgängen unter Bienemanns Redaktion veröffentlichte Aufsätze und Artikel aufzuführen, wir werden nur die wichtigsten und bedeutendsten kurz hervorheben. Durch mehrere Jahrgänge zog sich Bienemanns wichtige, vieles Neue enthaltende Geschichte der statthalterschaftlichen Zeit. H. v. Samson lieferte eine Übersetzung der höchst interessanten russischen Schrift Engelhardts Vom Lande. Über die Einführung und Wirkung der russischen Städteordnung in Riga, Reval, Mitau und den kleineren Städten wurden orientierende Berichte geliefert. Ganz besondere Hervorhebung verdient der meisterhafte Aufsatz K. v. d. Reckes: „Die baltische Agrarreform und Herr Professor Kawelin" im Jahrgang 1883, ein Aufsatz, nach dessen Lesung Graf Alexander Keyserling erklärte: „Recke ist unser erster politischer Schriftsteller." J. Chr. Berens gab Silhouetten eines rigischen Patrizierhauses, die an ziehende Schilderungen der hervorragenden Familie Berens enthalten. R. Guleke behandelte in einer umfassenden Studie den Dom zu Riga. Bienemann erörterte den Wechsel unsrer politischen Tendenzen und die Baltische Monatsschrift. G. Berkholz gab eine lichtvolle Untersuchung über das Wort „baltisch", und nach seinem Tode wurde aus seinem Nachlaß die lehrreiche kritische Abhandlung über litauisch-lettische Urgeschichte veröffentlicht. W. Greiffenhagen steuerte seit 1887 eine Reihe vorzüglicher Arbeiten

über Personen aus der letzten Zeit des Ordensstaates und besonders über wichtige Ereignisse der Geschichte Estlands unter schwedischer Herrschaft bei. Aber auch an Aufsätzen über Verhältnisse des Landes in der Gegenwart fehlte es nicht, dahin gehört z. B. die anonyme Abhandlung über Konfessionswechsel und Mischehen in Livland, ferner über die vermeintliche Frage der kirchlichen Reallasten, zur Geschichte der Landgemeindeordnung von 1866. Bienemann erörterte die Frage der politischen Volkserziehung, A. Carlberg gab Beiträge zur Bevölkerungsstatistik Livlands. Aber auch die Naturkunde der Provinzen fand gebührende Berücksichtigung. F. Schmidt warf einen Blick auf die Geologie von Estland und Oesel, Oskar v. Löwis behandelte in sehr anziehender Weise die baltischen Sing- und Raubvögel. Die neuere russische Geschichte betrafen Bienemanns Aufsätze aus den Tagen Kaiser Pauls, die Übersetzungen und Auszüge aus C. H. v. Heykings ungedruckten, französisch geschriebenen Memoiren enthielten, und Prof. Engelmann schilderte in lichtvoller Weise verdiente russische Staatsmänner meist deutscher Herkunft.

Dieser kurze Überblick, in dem nur die bedeutendsten Aufsätze und nicht einmal alle, die unter Bienemanns Redaktion in der „B. M." erschienen, erwähnt sind, gibt eine ungefähre Vorstellung von dem reichen Inhalt dieser Jahrgänge. Leider trat mit dem Jahre 1888 wieder ein Wechsel in der Redaktion ein. Bienemann verließ Livland und siedelte nach Leipzig über. Die Redaktion der „B. M." übernahm H. Hollander. Dieser hat es an Eifer und Interesse für die Sache nicht fehlen lassen, aber ihm fehlten die journalistische Schulung und Erfahrung, die historische Durchbildung und die weitausgebreiteten Verbindungen seines Vorgängers. Zunächst wirkte noch das von Bienemann der „B. M." neu erworbene Ansehen fort. Es traten auch neue Mitarbeiter hinzu, und manche beachtenswerte Aufsätze finden sich doch auch in diesem Jahrgang. Richard Hasselblatt veröffentlichte einen lehrreichen Aufsatz über die kirchlichen Einnahmen in Alt-Livland und einen zweiten sehr umfangreichen über Ritter Barthold v. Tiesenhausen. O. Harnack gab interessante Briefe des Feldmarschalls Barclay de Tolly von 1812—1815 heraus. Auch andere gute Arbeiten finden sich in dem Jahrgang. Doch zeigt sich schon darin eine Änderung gegen früher, daß nur historische und literarische

Aufsätze in diesem Jahrgang sich finden. Noch mehr macht sich der Unterschied gegenüber den von Bienemann redigierten Bänden im folgenden Jahrgang 1889 geltend, den Hollander gemeinsam mit R. Carlberg herausgab. Da wären ein Aufsatz von Pastor A. Bielenstein über die Urbevölkerung an den baltischen Küsten, ein anonym gespendetes Blatt: Erinnerung an Otto Müller, eine Abhandlung von Professor Dietzel: Papierrubel oder Silberrubel? und der Aufsatz: Rigaer Schulwesen, endlich die auf verschiedene Schäden des baltischen Lebens hinweisende kritische Betrachtung „Offene Wunden" von einem anonymen Verfasser zu erwähnen. Auch die folgenden Jahrgänge unter R. Carlbergs alleiniger Redaktion enthalten mancherlei gute literarische und historische Aufsätze, so von R. Hasselblatt: Die Instruktion der baltischen Ritterschaften und die Moskauer Kommission von 1767, C. Th. Herrmanns Erinnerungen 1804—1837, Rieckhoffs Studien zur Literatur Alt-Livlands; J. v. Keußler: Ein Überblick über die Landesabgaben der baltischen Provinzen, H. v. Saß über den Güterbesitz im alten Oesel, Erdmann über die Familie, und vor allem Viktor Kupffers tief eindringende Abhandlung über das unbewegliche Vermögen der evangelisch-lutherischen Landeskirchen in Livland; Emil Anders', des alten Universitätsbibliothekars Erinnerungen, Professor Dragendorffs Erinnerungen an K. E. v. Baer, Engelmanns Charakterbild des Feldmarschalls Münnich, G. von Hansens Aufsatz über Hermann Morsow, den Reformator Estlands, und andere.

Das ließ sich aber doch nicht verkennen, daß die „B. M." sich nur mühsam aufrecht erhielt. Sie befand sich wieder in einem Interimszustande, der nicht dauern konnte. Da griff abermals eine kräftige Hand ein; Arnold v. Tideböhl, der schon an dem vorhergehenden Jahrgang mittätig gewesen war, übernahm 1893 die Redaktion der Monatsschrift und war 10 Jahre, bis 1902, ihr Leiter. Eine jüngere, energische Persönlichkeit, wie er, mußte den Ehrgeiz empfinden, die „B. M." wieder auf ihre frühere Höhe zu erheben, und in der Tat ist es Tideböhl gelungen mit angespannter Kraft derselben einen neuen Aufschwung zu geben. Es war das in jener Zeit, als er ihre Leitung übernahm, besonders schwierig, denn damals legte die Russifizierung ihre niederdrückende Hand auf alle Gebiete des öffentlichen Lebens in unserm Lande.

Schule, Universität, Stadtverwaltungen und alle öffentlichen Institutionen hörten auf deutsch zu sein. Da war es nicht leicht, noch Mitarbeiter deutscher Gesinnung und Bildung für die Monatsschrift zu gewinnen. Tideböhl ist das in vollem Maße gelungen und es bleibt sein großes Verdienst, in so kritischer Zeit für die „B. M." eine neue, die dritte Blütezeit heraufgeführt zu haben. Um bei der Herausgabe der Hefte vollkommen freie Hand zu haben, richtete er eine eigene Druckerei ein, die er selbst leitete. Er war unermüdlich tätig, geeignete Aufsätze zu erlangen und neue Mitarbeiter zu gewinnen. Soweit es bei der verschärften Zensur möglich war, brachte die „B. M." auch politische Artikel. Durch Einführung neuer Rubriken und Abteilungen suchte Tideböhl ebenfalls sie zu heben. So erschien seit 1896 eine belletristische Beilage, die aber nach einiger Zeit aus Mangel an brauchbaren Arbeiten dieser Art wieder einging. Ferner führte er regelmäßig wiederkehrende „Literarische Streiflichter" ein, die Besprechungen der wichtigsten historischen und literarischen Erscheinungen enthielten und fast bis zum Ende seiner Redaktion fortdauerten. Endlich begründete er eine neue Rubrik — und das ist eines seiner größten Verdienste — im Jahre 1895: die Baltische Chronik, die in regelmäßiger Folge alle in den baltischen Provinzen vorkommenden und für sie wichtigen politischen Ereignisse, Regierungsanordnungen und Preßäußerungen registrierte. Diese Chronik ist nicht nur außerordentlich nützlich für den Überblick in der Gegenwart, sondern wird auch eine bedeutende Geschichtsquelle für die Zukunft bilden. Sehr schade ist es, daß beim Jahre 1898 eine Lücke in der Reihenfolge vorhanden ist.

Durchblättert man die 10 Jahrgänge der „B. M.", die unter Tideböhl's Redaktion erschienen sind, so muß man den Reichtum des Inhalts in hohem Grade anerkennen. Biographien, Memoiren, Briefwechsel, historische und literarische Aufsätze, Mitteilungen aller Art finden sich in jedem Jahrgang. Auf die einzelnen Aufsätze hier näher einzugehen, unterlassen wir, da sie ja der nahen Vergangenheit angehören und die meisten Leser sich ihrer erinnern werden. Es wurde von Tideböhl, was in jener schweren Zeit nur möglich war, geleistet, daß sich auch manche Lückenbüßer finden, liegt in der Natur der Sache. Mit der Zensur hat er einen fast ununterbrochenen Kampf geführt, in dem er oft unterlag,

aber nicht fehlen auch Sieger blieb. Er griff manchmal zu außerordentlichen Mitteln, um wichtige Aufsätze durchzubringen. Als z. B. der Zensor beim Abdruck des Briefwechsels Edithas v. Rahden mit G. Berkholz Schwierigkeiten machte, da wandte sich Tideböhl direkt an den allgewaltigen Prokureur des h. Synods Pobedonoszew mit der Bitte um Hilfe. Pobedonoszew antwortete ihm, er habe Berkholz gut gekannt und mit Edith v. Rahden sei er sehr befreundet gewesen, es werde ihn daher interessieren ihren Briefwechsel kennen zu lernen. Fortan fand der Abdruck dieser Briefe nicht den geringsten Anstoß. Beiläufig bemerkt, haben Edith v. Rahdens tiefe und gedankenvolle, nach Inhalt und Form wahrhaft schöne Briefe, die schönsten wohl, die jemals von einer Frau baltischer Abstammung geschrieben sind, bei uns lange nicht die Anerkennung und Beachtung gefunden, die sie verdienen. — Tideböhls Leitung der „B. M." stellt sich der Fr. Bienemanns sen. würdig zur Seite, man konnte sich nur freuen, daß die Zeitschrift zum dritten Mal einen so großen Aufschwung genommen hatte.

Nach 10jähriger angestrengter Redaktionstätigkeit war Tideböhl der Arbeit und des steten Kampfes müde, er legte mit dem Schluß des Jahres 1902 die Redaktion nieder. Seit 1903 wird die Monatsschrift vom gegenwärtigen Herausgeber redigiert. Diese neueste Phase ihrer Entwicklung dauert noch fort und gehört noch nicht der Geschichte an, wir gehen daher auf sie nicht näher ein, nur die Bemerkung glauben wir nicht unterlassen zu dürfen, daß der gegenwärtige Redakteur es an Fleiß und Eifer für Erhaltung des Interesses an der „B. M." nicht fehlen läßt. Vielleicht könnte nur die Landespolitik und die inneren Verhältnisse des Landes etwas mehr Berücksichtigung finden. Für die Landespolitik in der Vergangenheit liefern die sehr wertvollen Aufsätze des leider zu früh verstorbenen Landrats A. Stoël v. Holstein wichtiges und lehrreiches Material. Die gegenwärtige Redaktion hat bei der Fortführung der Monatsschrift mit großen Schwierigkeiten zu kämpfen, nicht mehr mit der Zensur, sondern mit der Rückwirkung der revolutionären Bewegung von 1905 und 1906. Ihre Leser und Abnehmer fand die „B. M." besonders auf dem Lande und jetzt herrscht da fast überall Not, Mangel, notgedrungene Einschränkung und Sparsamkeit. So haben viele Personen die „Baltische Monatsschrift", die sie früher hielten, aufgegeben. Sie führt

daher gegenwärtig einen harten Kampf um ihre Existenz. Aber wir geben uns der Hoffnung hin, daß man die einzige, allen drei Provinzen dienende Zeitschrift nicht wird sinken und untergehen lassen. Sie zu erhalten ist auch eine patriotische Pflicht, und wir sind der festen Überzeugung, daß es in unsrem Lande noch Männer genug gibt, die in kritischer Zeit die „Baltische Monatsschrift", das Organ, das um die politische Bildung und die Geistesarbeit unsrer Landsleute sich so große Verdienste erworben hat, durch Mitarbeit und Tat erhalten und vor dem Untergange bewahren werden. Möge nach abermals 50 Jahren bei der Jahrhundertfeier ihres Bestehens eine andere Feder von ihrer Wirksamkeit und ihren Erfolgen beim Eintritt in ein neues Jahrhundert Erfreuliches und Anerkennenswertes zu berichten haben.

Georg v. Brevern's Briefe an Theodor Baron Krüdener.

Mitgeteilt

von

Otto M. Stackelberg-Kawelecht

Schluß

„Ende September 1838 war ich wieder in Riga. Nach wenigen Tagen trat ich, sobald mein Freund Buddberg ins Ausland abgereist, provisorisch an seine Stelle, als zweiter Sekretär der Livländischen Ritterschaft. Anfangs fand ich mich schwer zurecht, da mir bisher alles Geschäftswesen fremd geblieben. Doch arbeitete ich mich bald ein unter Leitung der residierenden Landräte, erst R. von Samson und dann G. von Meyendorff. Mit ihnen und ihren späteren Kollegen hatte ich viel zu arbeiten, auch bei den Konventen das Protokoll zu führen, weil der erste Sekretär Anhorn von Hartwiß fortwährend krank war. So wurde ich mit dem prononziellen Leben, seinen Interessen und Schwierigkeiten zuerst bekannt."

VII.

Liebster Krüdener. Riga, den 29. Okt. 1838.

Schon längst hätte ich Dir schreiben sollen, aber ich schob es immer auf, teils aus wirklichem Mangel an Zeit, teils um zu experimentieren, ob Du mir nicht schreiben würdest. Letzteres ist nun, aber leider sehr kurz geschehen, und ich hätte Dir bereits geantwortet, wenn ich nicht die angekündigte Sendung erwarten gewollt. Diese ist nun hier ganz glücklich eingetroffen — dem Mann bezahlt — alles ausgepackt und die Bücher stattlich aufgestellt zu meiner großen Freude und Beruhigung, denn ich bin ein ausgemachter Bücher-Narr, von den anderen Narrheiten zu schweigen,

da sie mir unbekannt geblieben. Manchen alten Freund habe ich dort wiedergefunden, unter andern auch den mehrerwähnten Shakespeare, woher ich auch bereit bin kneend vor den Damen Wojeikow[1] und Bühler Abbitte zu tun. Manche andere Bücher vermisse ich, doch täusche ich mich nicht, so hat Hamilkar Fälkersahm dieselben, und wird sie mir jetzt bringen — wenn er es nicht wieder vergißt. Während seines Hierseins waren wir oft beisammen, meist allein bei mir, er ist und bleibt eine ungewöhnliche Erscheinung und es ist mir immer als atmete ich reine klare Luft ein, wenn ich ganz ungestört mit ihm diskutieren kann.

Auch Schwebs[2] sehe ich sehr oft — aber nur in Geschäften, woher mir sein Umgang auch keine Erholung ist, denn es kommt doch weiter nichts heraus, als daß der Himmel immer trüber und trüber wird. Von den übrigen Hiesigen ist wohl wenig zu sagen und es gereicht mir zu einer großen Hülfe, daß Buddbergs Reise einen stets fertigen Gesprächsstoff bildet. Derselbe schrieb mir ziemlich kurz aus Berlin, wo er müde angekommen, obwohl er den ganzen Weg von Königsberg an mit Extrapost gefahren war. Das Herz blutet mir, wenn ich an sein unseliges Geschick denke! Aller Schmerz durch Tod, Liebe, Täuschung läßt sich ertragen — weil ein solcher Schmerz den Menschen stählt, denn Nacht muß es sein, wo Friedlands Sterne strahlen. Ich wollte nur man wüßte, ob es wirklich der Mühe wert ist, sich so zu placken, oder ob Alles, was unsre Seele uns tröstend zuruft, nur die fata Morgana der Wüste ist — und wo statt der Palmenhaine, Paläste und Seen nur den alten Sand und das ewige Einerlei finden werden.

Ich bin viel, sehr viel zu Hause. Ich lese viel, träume viel, und lebe ganz still und unbemerkt weiter. Schnell genug, zu schnell vergeht mir die Zeit, wenn eine unsichtbare Macht meinem Dasein in Wahrheit einen Zweck gegeben hat, — zu langsam, wenn Letzteres nicht der Fall ist. Egmant's süße Gewohnheit des Daseins ist tief aus der Menschenbrust gegriffen, und doch möchte ich einmal erproben, ob auch ich wirklich so denke, oder diese Fessel in Wahrheit abgestreift habe, wie ich es mir zuweilen einbilde. Nicht einmal sich selbst kann der Mensch ganz ergründen und forscht nach den Fixsternen, — greift immer nach dem Fernen und

[1] Katharine † 1843, Alexandrine und Marie Wojeikow, Töchter des Prof. Alexander W., von denen Marie 1854 Brevernus Stiefbruder, den Grafen Pontus Brevern de la Gardie heiratete

[2] Friedrich v. Schwebs geb. 1801, war damals 1838 Sekretär der livl. Gouv.-Regierung. Als Vize Präsident des livl. Hofgerichts verabschiedet, starb er zu Montreux im Mai 1880. (Alb. Acad. 1295.)

überfiehl das Nächste Wäre ich ein Beherrscher der Erde, den Mann würde ich belohnen, der mir die verborgenen Triebfedern seines innersten Wesens und Seins aufdeckte, wenn ich dadurch lernte mich selbst moralisch zu sezieren. Denn jetzt, bei aller Mühe und gutem Willen, tappe ich doch noch wie ein Blinder umher, obwohl ich vielleicht mehr sehe, als mancher andre. Könnten wir alle einst uns sagen, wie Rahel. „der Trost bleibt uns, daß wir mit offenen Augen gelebt.“ Alle Täuschung ist mir verhaßt, — ich will lieber allen Schmerz der Enttäuschung, — aber Wahrheit. Was ich hier soll, weiß ich noch nicht, ich kann meine Vokation, die ich im Allgemeinen wohl verstehe, nicht definieren, so lange ich nicht weiß, was aus mir wird. Um den Regierungsrat habe ich eingegeben, aber wahrscheinlich ohne Erfolg. Zu einer Anstellung im Ritterhause ist gar keine Aussicht Genug, die Zukunft ist dunkel und ich will nur hoffen und beten, daß ich ihr stets gewachsen sei. Wo das Gefühl vorherrscht, wie bei mir, gibt das Gebet eine große Kraft, — darum rieten alle großen Religionsphilosophen dasselbe. Der Vernunftsmensch bedarf desselben weniger, vielleicht garnicht, denn er wird unmittelbar in sich selbst finden (vorausgesetzt, daß er überhaupt ein Mann ist), was wir Gefühlsmenschen erst mittelbar aus uns selbst schöpfen

Doch nun Lebewohl, Lieber, und schreibe mir Prüfe auch Du Dich selbst, und merkst Du Parasitengewächse, so reiße sie mit starker Hand aus, damit sie die edle Mannkraft nicht in Dir töten.

Dein G. B.

VIII.

Lieber Krüdener. Riga, den 21. Nov 1838.

. . . Vor 14 Tagen erhielt ich einen langen liebenswürdigen Brief von der Frolow, die mir früher nicht geschrieben, weil sie mit der Plötz und Kenney 6 Wochen in Dresden verlebt hatte[1]. Alexander und Fölkersahm sind noch hier, letzterer war sehr unwohl, ist aber jetzt wieder ziemlich heraus, bloß durch Homöopathie, ich sehe ihn aber nur selten. Am vorigen Sonnabend brachte ich den Abend dort zu. Diners sind hier ohne Zahl, Gesellschaften garnicht — mit solchen Elementen allerdings auch das vernünftigste. Ungestört kann ich daher die Abende zu Hause bleiben. . . Mein

[1]) Elisabeth Frolow geb. Galachow war die älteste Schwester der mehrfach erwähnten Mannheimer Damen Galachow, von denen die unverheiratete Frl Warwara G. im Mai 1837 gestorben war. Die dritte Schwester Nadine war an den sächsischen Kammerherrn von Plötz, die jüngste Mary an den Engländer Kenney verheiratet (Русская Старина I, 180.)

Befinden ist nicht gut, aber auch nicht schlecht. Mein Manuskript behalte oder bringe nach Dorpat, damit ich es wieder nehmen kann, wenn ich in der Weihnachtszeit nach Kayafer fahren sollte[1]. Meine Empfehlungen Reutz[2], Friedländer, Blum[3]. G. B.

IX.

Mitau, den 2 Januar 1839.

Teurer Freund

Ein Fall auf dem Glatteise und obligate Quetschung des rechten Beins fesselt mich seit gerade 14 Tagen an Mitau und zwar an sein Schloß, wo ich mit einem Stock herumhinke. Die Aerzte sagen zwar, daß ich in Kurzem werde wieder ordentlich gehen können, erlauben mir aber noch nicht das Treppensteigen, noch weniger das Fahren. Dieser Unfall begegnete mir am 19. Dez., an welchem Tage ich wieder nach Riga fahren wollte, um am 22. nach Dorpat und Kayafer zu reisen. . .

X.

Riga, den 22 Febr. 1839.

Liebster Freund.

Ich habe Dir nicht geschrieben, weil ich in einer Sache, die ich Dir mitteilen wollte, Gewißheit erwartete. Völlig ist sie noch nicht, indessen die Wahrscheinlichkeit so groß, daß ich wohl davon sprechen kann. Du wirst nämlich wissen, daß Fock in Estland Landrat geworden. Littenfeld ist in seine Stelle gerückt und es trat eine Vakanz ein, zu der sich vier Auskultanten als Kandidaten gemeldet. Der Landtag hatte aber beschlossen, vorher mir diesen Posten anzutragen, das ist denn auch und auf eine für mich so schmeichelhafte Weise geschehen, es kamen so viele Briefe von Verwandten und Freunden, auch von Paikul[4] selbst, daß ich nicht umhin konnte, mich augenblicklich zur Annahme zu entschließen. Ich stellte indessen die Bedingung, daß ich bis zum Mai hier bleibe, d. h. bis Buddberg heimgekehrt. — Hierauf habe ich nun noch keine Antwort, indessen scheint aus anderen Briefen, daß die Sache weiter keinem Zweifel unterliegt. Das Einzige, was mich zögern machte, war der Gedanke an Buddberg, indessen bedachte ich

---

[1] Kayafer bewohnte damals Baron Hans v Tiesenhausen und seine Gemahlin Marie geb. v. Benckendorff, eine leibliche Schwester von Breverns früh verstorbener Mutter.

[2] Alexander v. Reutz, Prof. des Russ. Rechts an der Universität Dorpat. † 1862 (Alb acad. 1220).

[3] Dr. Karl Ludwig v. Blum, Statistiker Prof in Dorpat 1826—1851.

[4] Jnd. v. Paikul war damals estländischer Ritterschaftshauptmann.

doch gleich, daß wir nun einmal nicht bloß für uns leben, sondern für andere. Einmal war eine Anstellung hier für mich ungewiß, dann aber war ich hier von geringem oder gar keinem Nutzen, da ein solcher nur aus persönlichem Einfluß hervorgehen kann — denn ein guter Notär kann Jeder sein, dem es nicht an gesundem Menschenverstande fehlt. Einfluß habe ich hier aber garnicht, kann auch keinen haben, weil ich immer und von Allen als Fremder angesehen werde, man hier in Riga ja auch garnicht mit dem Adel in Berührung kommt und ich überdies einen viel teils zu stolzen, teils zu bescheidenen Charakter habe, um Jemand entgegen zu gehen. Meines Wissens habe ich es nur dreimal im Leben getan — mit Budberg, Dir und Fölkersahm, da wußte ich aber auch, daß ich für meine Opfer was haben würde. In Estland dagegen habe ich eine schon aus früherer Zeit datierende gute Meinung für mich, außerdem ist dort eine Masse junger unabhängiger Gutsbesitzer, von denen viele mir persönlich ergeben sind, während ich auf die anderen durch sie wirken kann, ich habe dort zahlreiche Verwandte. Genug, ich glaube, daß ich dort nützlich werden kann. Und dann möchte ich auch sagen: „on aime son pays comme son père, et sa province comme sa mère." Der Gehalt ist sehr gering und ich werde es schwer haben, — das schreckt mich aber nicht ab. Ich habe zu lange in den Tag hineingelebt, — jetzt muß es ernst werden. Ich werde also zum Landtage nicht mehr hier sein, hoffe Dich aber auf der Durchreise zu sehen. Einmal etabliert, wird es ja nicht unmöglich sein uns von Zeit zu Zeit zu sehen. Du sagst mir, daß das Landleben Dir nicht mehr zutagt — wirst Du Dich nicht um den Notair bewerben. Lieber sähe ich Dich als Kreisdeputierten, denn wie gesagt, Notär kann so ziemlich Jeder sein, der sich nur etwas hineinarbeitet, was ich (par paranthèse) nicht getan, weil mein ganzes hiesiges Sein immer nur als ein Gasthofsleben vorkam und ich daher an keine ernstliche Einrichtung denken mochte. . . . Ich wollte, ich hätte Millionen, — ich würde Dich hinausschicken. Draußen in der Welt vernarbt sich manche Wunde, wenn auch der Schmerz dem bleibt und bei jeder Wetterveränderung des Schicksals wieder wild wird. Was Dir und Budberg fehlt, das ist die Möglichkeit in der Bücherwelt zu leben. Daher kann Euch die Einsamkeit, die mir immer heilender Balsam gewesen, nicht wohl tun. Wenn Du nicht so weit wärst, würde ich Dich auffordern zu Hamilkar zu gehen oder zu mir zu kommen. Aber freilich bei mir ist nichts und ich nicht geschaffen, um Jemand zu

zerstreuen. Wird mir doch selbst nur Ruhe unter der Bedingung des einsamen Traum- und Bücherlebens. Selbst in Mitau im Kreise der nächsten Verwandten, von zwei jungen liebenswürdigen Frauen, die ich außerordentlich liebe, gepflegt und verwöhnt, wünschte ich mir doch oft mein stilles Zimmer und meine Bücher. Ich werde die Wissenschaft nicht fördern, mir keine litterarische Loorbeeren sammeln, aber die Wissenschaft, oder vielmehr die Beschäftigung mit ihr, hebt mich über Vieles hinweg. Von Goswin habe ich einen Brief vom 5./17. Februar, schon aus Mannheim nach einem achttägigen Aufenthalt geschrieben. Aller wohltätige Einfluß von Paris ist vielleicht hin, denn er schreibt mir trüber und verzweifelter, als irgend jemals. Und wie konnte es auch anders sein, da er sich auf einen Monat in dem alten Jugendparadiese niederläßt, dessen Bäume entlaubt, dessen Blumen verwelkt, das voll Eis und Schnee liegt, er schreibt mir: „Alles hat sich hier im Innern verändert, nur ich nicht." Von den Galachows hatte ich kürzlich Nachrichten, sie sind alle wohl. Im Mai reisen die Frolows hier durch nach Petersburg. Daß ich auf dem Landtage nicht hier sein werde, tut mir leid, aber Uexküll werde ich wohl herbereden. Cancrin hat mir Euren Plan vor einigen Wochen vorgelegt und ich ihm eine Widerlegung mehrerer Punkte aufgesetzt, worauf wir uns noch einmal darüber besprachen. Seitdem weiß ich nichts mehr davon, auch nicht, ob er in Mitau gewesen. Emil Ropp und mein Vetter Alphons Ropp waren vor acht Tagen bei mir, doch nur auf eine Stunde, so daß ich ihnen nicht davon sprechen konnte.

Ich selbst bin seit dem 20. Januar aus Mitau zurück. Schwebs sehe ich selten, denn er ist ungeheuer beschäftigt, ich habe ihm aber heute das Memoire geschickt. Das Schreiben ist mir eine angenehme Beschäftigung — ich bin aber selten aufgelegt. Und nun Lebewohl, mein Lieber, den Deinigen meine Empfehlung.

G. B.

„Im Mai 1838 kehrte Budberg zurück und nun konnte ich nach Reval gehen, wo ich schon im März von der Estländischen Ritterschaft, ganz ohne mein Zutun, zum zweiten Sekretär gewählt worden, was mich jedes Nachdenkens über meine Zukunft überhob. Fünf sehr angenehme Jahre (bis 1844) blieb ich in dieser Stellung, hernach als erster Sekretär, in freundschaftlichem Verkehr mit dem Ritterschaftshauptmann Rudolf von Patkul und seinem Nachfolger Otto von Lilienfeld."

XI.

Memoire für den livländischen Junilandtag von 1839.

Ich schicke Dir einige Sachen über das Volksschulwesen, namentlich in Bezug auf Hofwyl. So wenig anwendbar es auf uns ist, so wirst Du daraus den Geist solcher Anstalten erkennen, der überall derselbe sein kann und sein muß. Die Broschüre über Pater Girard rekommandiere ich Dir, es ist ein edler herrlicher Greis, und die paar Stunden, die ich in seiner Zelle im Franziskanerkloster zu Freiburg zugebracht, werden mir ewig unvergeßlich sein. Ich werde, sobald ich irgendwo einmal ganz in Ruhe etabliert bin, unter anderen Reisebildern auch alles mir bekannte über den würdigen Alten aufsetzen, und ich hoffe, daß es Dich interessieren wird, für einen Brief, selbst von diesem Formate, ist es zu weitläuftig. Diese Schriftchen übrigens bitte ich sehr sorgfältig zu bewahren, indem sie (mit Ausnahme des Würtembergschen Schulwesens) mir vom alten Fellenberg[1] selbst gegeben sind und überdies sich auch nicht im Buchhandel finden. Rekommandieren kann ich Dir diesen Augenblick kein besonderes Werk; der Gegenstand ermangelt noch ganz tüchtiger Behandlung, denn die Deutschen schreiben meist noch so schlecht, daß es nicht zu lesen, und die andern verstehen zu wenig davon. Aus dem, was ich Dir von Kurland gesagt, wirst Du wohl begreifen, von welcher unendlichen Wichtigkeit das Volksschulwesen für uns ist und immer mehr wird, besonders der Punkt, daß wir dasselbe in unseren Händen behalten. Dies ist aber nur möglich, wenn wir mit der angestrengtesten Sorgfalt die Sache uns angelegen sein lassen, und selbst nicht Opfer scheuen, um dem Landvolke, auf Grundlage der Bauerverordnung, ein tüchtiges Schulwesen zu schaffen. Gebiets und Kirchspielschulen müssen bestehen, letztere als ein höherer Grad, in welchen namentlich das Erlernen der deutschen Sprache den Zöglingen möglich gemacht werden muß, und durch Prediger und Kantor auch möglich gemacht werden kann. Im übrigen ist meine Ansicht unverändert, wie die im „Inlande", denn wahre Religiosität, Entwicklung des Verstandes, des eigenen Nachdenkens, fortwährende Gewöhnung an Bodenarbeit und Belehrung in dieser, Entfernung aller Kenntnisse, die nicht auf die Interessen des Bauerstandes Anwendung haben, oder bloß Gedächtnisskram sind oder bei dem Zustande unsrer Bauern bleiben müssen, — sind

[1] Philipp Emanuel v. Fellenberg, Staatsmann und Pädagog, stiftete auf seinem Gute Hofwyl ein ökonomisches Lehrinstitut

unumstößliche Grundbedingungen. Strenge Moralität, Ehrgefühl, Gehorsam, Reinlichkeit und Ordnungsliebe, — darauf muß mehr gesehen werden, als auf alle Schulkenntnisse, die meist noch nicht für unsere Verhältnisse passen. Wenn, wie gewiß ist, die ernannten Inspektoren nicht genügende und ausführliche Berichte über das Schulwesen dem Landtage geben, muß gehörig Lärm geschlagen werden, denn es gilt hier eine Lebensfrage für die Generationen, die nach uns kommen. Da das Schulwesen eng mit unseren Kircheneinrichtungen verbunden ist, und noch mehr verbunden werden muß, weil die Kirche ein Panier bleibt, das am sichersten uns zu strengem Festhalten an der Nationalität zusammenschaart, während man nie im Ernste russische Lutheraner wird haben wollen, so muß das frühere Zurückstoßen der Geistlichkeit bei jeder Gelegenheit gerügt und diese an uns gekettet werden. Gelegenheit dazu gibt jetzt der Umstand, daß man in Petersburg auch die Gesangbücher der Uniform unterwerfen will, so daß nur ein obrigkeitliches Gesangbuch für alle Protestanten in Rußland gelten solle. Ein großer Teil der Geistlichkeit ist natürlich und sehr mit Recht dagegen und wird, weil sie selbst kein verfassungsmäßiges Organ hat, sich an die Ritterschaft wenden, um das alte Gesangbuch, das unsere Väter erbaut, als unser Eigentum zu bewahren. Hoffentlich bringt die Residierung die Sache an den Landtag, wenn sie es aber nicht tut, was nicht unmöglich ist, so muß die Sache dennoch in Anregung und durchgeführt werden, wie es dem religiösen Gesichtspunkte nach auch durchaus zu verfechten ist. Sprich darüber besonders mit Oettingen[1], aus dem Konvente kenne ich seine Tüchtigkeit, überhaupt muß er mit auftreten, da ihr jungen Leute allein von den Alten zurückgeworfen werdet, die für alle dergleichen Sachen eine fast — den Zeitverhältnissen nach — blödsinnige Gleichgültigkeit haben.

Was die Stellung des Bauerstandes selbst anbetrifft, so sehe ich mit einigem Schrecken im „Inlande", daß man in Estland, mit vielen Beteuerungen des Interesses für die Bauern, die Freizügigkeit beschränken will. Eine Kommission aus O. Grünewaldt, Uexküll, Fock, Gernet, Taube und Rossillon ist mit der Prüfung der Verhältnisse beauftragt[2]. Ich werde das meinige tun — Ihr müßtet eine Kommission zur Prüfung der Mittel, dem Bauer-

[1]) Alexander von Oettingen, geb 1798, damals Kreisdeputierter, von 1839 bis 1842 Landmarschall † 1846

[2]) Otto v Grünewaldt-Kail Uexküll-Güldenband Munckenhof, v Fock-Saggad, v Gernet-Neuenhof, Wilhelm Baron Rossillon-Kail (vgl Erinnerungen S 74)

ſtande aufzuhelfen, niederſetzen auf dem Landtage, und als erſten Schritt einen Antrag bringen, daß jedem das Abſchließen von Erbpachtkontrakten mit ſeinen Bauern freiſtehe. Zugleich müßtet ihr Landwirte eine Privatkommiſſion in Dorpat bilden, um nach Prüfung aller beſtehenden und vorauszuſetzenden landwirtſchaftlichen Verhältniſſe ein Projekt zu einer Geſetzgebung über Erbpacht auszuarbeiten, wo, von dem status quo des gutsherrlichen Vorteils (denn die Möglichkeit von Amelioration muß geopfert werden) ausgehend, vor allem ein Maßſtab der Leiſtungen des Erbpachters aufzuſtellen iſt, und ihr Wertanſchlag in Getreide, um eine künftige Ablöſung durch Getreide und folgeweiſe Geldzins vorzubereiten; die Möglichkeit für den Bauer, ſein Erbpachtgut, unter gewiſſen den Herrn ſichernden, aber den Verkauf nicht direkt oder indirekt hindernden Bedingungen, an einen andern Bauern oder jemand, der dadurch in das bäuerliche Standesverhältnis eintritt (dieſe Bedingung iſt nötig, um die Kleindeutſchen ꝛc. abzuhalten), veräußern zu können, iſt unumgänglich, wenn die Erbpacht nicht eine glebae adscriptio werden ſoll. Ebenſo müßte eine gewiſſe Grenze für die Größe der in Erbpacht gekauften Güter geſetzt werden, ſowohl im Minimum als im Maximum, wenn dadurch auch ſelbſt in Zukunft viele Grundſtücke nicht in Erbpacht kommen, ſo iſt das als einſtweiliges Pachtunterkommen für jüngere Söhne ſehr gut. Übereilt und erzwungen darf nichts werden. Es mögen aber einige redliche Wohlgeſinnte den Verſuch machen — und er wird allmählich Nachahmung finden. Sowie aber die Einrichtung anfängt ſich zu verbreiten, muß dem willkürlichen Heraufſchrauben der Bedingungen bei der erſten Pacht durch ein Geſetz vorgebeugt werden. Gegen die Bauern darf nichts verlauten, bevor man nicht ganz im Klaren über das Projekt des Pachtverhältniſſes iſt, wo hauptſächlich die völlige Verſchiedenheit von der glebae adscriptio ſich herausſtellen muß. — Damit der Bauer dann aber auch ſeine dadurch erfolgende moraliſche Hebung fühlt, ſo muß der Gemeindeverband gekräftigt werden, durch welchen allein auch ein tüchtiges Schulweſen möglich werden wird.

Neben dem eigentlichen Gemeindeverbande muß aber auch der Geiſt zu gegenſeitigen Hülfsvereinen der benachbarten Gebiete in Bezug auf Schäden durch Naturereigniſſe, Seuchen und andere Unglücksfälle geweckt werden, was die Geiſtlichkeit zu ihrem Zwecke machen muß, und wozu die Herren durch uneigennützige Beiträge mitwirken müſſen, was ſie zugleich als die natürlichen Beſchützer und Vertreter dem Landvolke immer vor Augen führt. Wir

müssen jetzt dasselbe an uns ketten, damit, wenn die gutsherrlichen Verhältnisse aufhören, was vielleicht später nicht zu vermeiden sein wird, die Trennung in Freundschaft geschieht und noch von alter Anhänglichkeit überlebt wird. (Frage von Friedländer den Band von Sismondis Etudes d'économie politique vom J. 1836 oder 1837, wo die Verhältnisse in Irland, England und Toscana vortrefflich geschildert werden. Man gibt dem Sismondi häufig nicht unbedingt recht, aber lieben muß man ihn.) Hierzu kann auch eine mehr aktive Einwirkung des Gutsherrn nützlich werden in Bezug auf Belehrung über bessere Bodenbenutzung, der auf dem Gute lebende Herr muß doch dazu häufig Gelegenheit haben, wenn er will, und durch Überzeugung eines einflußreichen Bauern indirekt auf die andern wirken, denn der Bauer wird natürlich dergleichen eher einem Bauern nachahmen, als dem Herrn. — Die Schulen müßten auch dazu benutzt werden, und deshalb wird die Einrichtung der Normalschule von Ringen von unendlicher Wichtigkeit. Vielleicht kannst Du Dir von Friedländer etwas über die Statuten der sogenannten kleinen Schullehrerseminare in Preußen, namentlich von dem in der Nähe Stettins, verschaffen. Die Grundsätze dieser kleinen Seminare werden am meisten auf unsere Verhältnisse anwendbar sein. Jedenfalls wäre es wichtig, Dich gleich mit allem bekannt zu machen, was auf die Einrichtung von Normalschulen Bezug haben kann, und Dich auch mit andern darüber zu besprechen, damit der Landtag, wenn die Ringensche Sache vorkommt, gerade Euch vorbereitet findet, denn on unnützen Mitredenden und Verdrehenden wird es nicht fehlen. Die größte Einfachheit der Lebensweise und Kleidung, eine fortdauernde strenge Beaufsichtigung der Moralität in jeder Beziehung, Basierung alles Unterrichts auf die Religion, möglichste Entwicklung der Begriffe, Belehrung in allem, was für die bäuerliche Landwirtschaft von Nutzen sein kann mit steter Gewöhnung an Bodenarbeit aller Art, Belehrung in den Naturwissenschaften, insoweit deren Grundbegriffe den Geist über die Phänomene der uns umgebenden Natur aufklären, und insoweit deren Resultate sowohl direkte als indirekte Beziehung auf die Bodenarbeit haben, und zugleich durch tägliches Vorkommen dem Nachdenken des Landmannes einen willkommenen Stoff bieten, der in letzter Analyse oder vielleicht Synthese auf den Schöpfer des Alls hinführt. Die Botanik, Mineralogie und Zoologie unsrer Gegend muß — nicht in wissenschaftlicher Beziehung, sondern mit Berücksichtigung der praktischen Anwendung — ein Hauptgegenstand des Unterrichts sein, und wird dem Zögling

später, wenn er Schulmeister geworden ist, sehr nützlich sein, um die Aufmerksamkeit seiner Schüler zu fesseln. Im Seminar sind nur die Grundzüge der allgemeinen Geschichte zu lehren, denn was soll dem Dorfschullehrer in Livland die Kenntnis von der Verfassung des Serrius Tullius oder bei Gang der französischen Revolution nützen? Gewiß ebenso wenig, als wenn man ihnen beibringen will, was Iwan der Grausame getan oder wie Karl XII. durch seine Tollheit den Juwel aus Schwedens Krone verloren. An die Grundzüge können dagegen ausführliche Erzählungen solcher Episoden geknüpft werden, die auf eine Erhebung des moralischen Gefühls, auf eine Unterordnung aller selbstischen Vorurteile unter das Beste aller, hinwirken. In der Schule selbst bleibe man dagegen bei Kahlrausch's biblischer Geschichte, und knüpfe hieran einige allgemeine Betrachtungen, die, dem Ideenkreise der Bauern angemessen, ihm einen Begriff von einem Volksverbande und vom Schicksal der Völker und Staaten beibringen. Der einzige politische Unterricht könnte vielleicht im Seminar die Bauerverordnung und die Provinzialverwaltung sein, und die Grundzüge hiervon auch in den Kirchspielsschulen, d. h. in der ersten Klasse derselben. Ebenso braucht von der Geographie im Seminar nur eine kurze Übersicht gegeben zu werden, die vor allem die physische Geographie vor Augen hat und die Erde nach der Beschaffenheit ihrer Oberfläche, als Gebirge, Ebene, See- und Flußgebiet betrachtet. Eine Kenntnis der Namen der Länder und ihrer Hauptstädte, und die Wechselwirkung von Volk und Landesbeschaffenheit auf einander wird für die politische Geographie vollkommen genügen. Demjenigen, der sich weiterbilden will, bleibt es ja in seiner Schulmeisterperiode unbenommen. Geometrie und Zeichnen mit einander verbunden, als Übung des Verstandes und des Auges, gerichtet auf Gegenstände des Landlebens, werden sehr nützlich sein; die Arithmetik, mit ausschließlicher Anwendung auf die praktischen Bedürfnisse des Landmannes, ist unumgänglich. Ebenso Gesang, vor allem und ausschließlich geistlicher Lieder, solange nicht aus dem Nationalleben Volksgesänge hervorgegangen sind; deutsche Lieder werden im Sinne des Esten unanständlich sein, auch wenn er schon die deutsche Sprache versteht. Daß diese mit Hauptgegenstand des Seminarunterrichts ist, ist notwendig, denn nur dadurch wird dem Seminaristen der Quell des Wissens geöffnet. Da es aber unmöglich sein wird, ihm passende Handbücher für jedes einzelne Fach des Unterrichts zu verschaffen, so ist es notwendig, das ganze Corpus des Wissens, das man dem Seminaristen ver-

bringen will, in ein organisch ineinander greifendes System zu bringen, dessen letztes Wort die Erhebung der Menschenseele zur Erfassung der Allmacht und Allgüte ihres Schöpfers sein muß. Das ganze Buch muß aus einem Wurfe sein, vom einem, dem oben angegebenen Punkte ausgehen, so daß alle Radien bis an dieselbe Peripherie reichen. Die Abfassung eines solchen Buches ist unendlich schwierig, ist vielleicht noch nirgends geleistet worden, aber nicht desto weniger notwendig und wenigstens seinem Geiste nach annähernd zu erstreben.

Was aber auch die Gegenstände des Unterrichts sein mögen, immer muß nicht die Kenntnis derselben, sondern das, was man mit diesen Kenntnissen bewirken will, das Ziel der Belehrung sein. Also allerdings die notwendige Übung des Gedächtnisses, aber kein Auswendiglernen von Begriffen und Fakten, sondern ein völliges Fassen, Verarbeiten und Insichaufnehmen derselben. Entwicklung des Denkvermögens ist die Hauptsache, doch immer in Verbindung mit Entwicklung der Seelenkräfte, — denn diese bedingen den Menschen. Die Belehrung muß also nie von Erziehung getrennt sein, die wieder mit dem richtigen Auffassen der Religionsbegriffe, dem Durchdrungenwerden vom moralischen Rechts und Ehrgefühl und des dadurch entspringenden Gefühls der Unabhängigkeit des Charakters notwendig zusammenhängt. In diesem Unterricht an sich im Seminar muß die Grundlage zu der eigentlichen pädagogischen Vorbereitung des künftigen Schulmeisters liegen, — die schönsten Methoden und Systeme können nichts nützen, wenn der Lehrer nicht, als er noch Lernender war, selbst einer solchen höheren pädagogischen Einwirkung unterworfen gewesen. Immer aber ist es notwendig, auch die Seminaristen mit den besten Lehrmethoden bekannt zu machen, oder wenigstens mit dem Geiste, der alles System durchdringen muß, und zu diesem Endzweck wird eine mit dem Seminar verbundene Musterschule von großem Nutzen sein. In der Zukunft muß auf Errichtung von noch ein paar höheren Seminarien hingewirkt werden, sowie auf besondere Seminarien für Lehrerinnen, um später einmal die Mädchen von den Knaben schulen (nach dem 12. Jahre) trennen zu können. Die Anstellung von Schullehrern aus den Zöglingen der Kirchspielsschulen muß nur im Anfange erlaubt werden, wie überhaupt jede Anstellung eines Schulmeisters der Kontrolle unterliegen muß. Hierzu bedarf es einer aus dem Adel und der Geistlichkeit zusammengesetzten Landesbehörde, welche von Landtag zu Landtag und Synode zu Synode gewählt, die oberste Leitung des Schulwesens und dessen

Beaufsichtigung hat. Zuerst wenigstens wäre die Ernennung einer dem ähnlichen Kommission nötig, welche sich mit der Einrichtung des Ringenschen Seminars, mit der Vorbereitung eines Schulgesetzes, eines Schulplans, und mit der Beaufsichtigung und der ermunternden Beförderung des bereits Bestehenden zu beschäftigen hätte. Man muß aber nicht Leute wählen, die es als onus publicum übernehmen, sondern Männer, die die ganze Wichtigkeit ihrer Aufgabe zu begreifen imstande sind.

Du wirst wohl sagen, daß das alles, was ich verlange, hier jetzt rein unmöglich ist. Ich wiederhole aber hier, was ich schon anderwärts gesagt: jeder Schritt, den der Staatsmann tut, muß ihn dem letzten Ziele nähern, jeder Schritt, der schneller und bequemer zu einem näheren Ziele führt, aber vom letzten entfernt, ist ein falscher. Alles, was man tut, muß in ein System passen, dessen Ausführung freilich erst der Zukunft vorbehalten ist. — Über Zeichnen, Geometrie und Gymnastik für Volksschulen kann ich Dir die besten, in den französischen Primärschulen gebräuchlichen Bücher mitteilen. Im Deutschen habe ich nichts, weil ich mich mit allen diesen Dingen hauptsächlich erst am Genfersee beschäftigt habe. Die Gespräche von Wehrli[1] sind als Muster der Entwicklung des Nachdenkens und der Begriffe bei Schulkindern. Die Vorlesungen von Degerando[2] für die Bildung in Normalschulen, Viridet für den Zweck und die Mittel der Volksbildung überhaupt. Schaffe Dir an: Cousin[3], Das Preußische Schulwesen, aus dem Französischen von Kröger. — Diesterweg[4], Die Lebensfrage der Zivilisation, Heft 1 und 2. — Duepetiaux[5], De l'etat de l'instruction primaire 2 vol. Bruxelles. — Diese Bücher fallen mir eben ein. Der Vorsteher des Seminars in Dorpat wird Dir vielleicht über manches Auskunft geben können. In Beckenbors, Jahrbücher des preußischen Volksschulwesens, wenn es Du zugänglich ist, würdest Du manches finden, im 1. Hefte des 6. Bandes über die kleinen Seminarien in Lastodia bei Stettin und in Pyritz. Bestimmt findest Du bei einem der Professoren das große Werk von Thiersch[6], wo aber vielleicht die Volksschulen sehr obenhin

[1] Zah Jak Wehrli 1790—1855, Begründer der nach ihm benannten Wehrlischule, in denen Unterricht und Arbeit einander ergänzen.

[2] Jos. Marie Baron Degerando, französischer Philosoph, bekannt durch seine philanthropischen Bestrebungen, geb. 1772, zum Pair erhoben, starb er 1842 als Vizepräsident des französischen Staatsrates.

[3] Victor Cousin, franz. Philosoph und Schulmann 1792—1867.

[4] Adolph Diesterweg, Volksschulpädagog der Pestalozzischen Schule.

[5] Edouard Ducpetiaux, belgischer Publizist.

[6] Friedr. Wilh. Thiersch, schrieb „Ueber gelehrte Schulen", 1826—1831, 3 Bde.

behandelt werden. Kommst Du nach Reval zu mir, so kann ich Dir einige vortreffliche italienische Artikel mitteilen über Schulwesen und Erziehung.

Auch in Beziehung auf die dem Bauerstande auferlegten Lasten müßte mit der Zeit ein vernünftigeres System eingeführt, d. h. nach oben hin veranlaßt werden. Es würde daher von Interesse sein, eine Zusammenstellung aller öffentlichen Abgaben des Bauern zu haben, zu denen natürlich auch die Naturalabgaben an die Prediger, die Stationen, die Wegereparaturen, die Schneestellung gerechnet werden müßten. Über letztere habe ich eine Übersicht für den rigischen Kreis vorbereitet, und es würde recht gut sein, wenn Du Dir eine Übersicht der im Fellinschen und Dörptschen Kreise in den Jahren 1836, 1837, 1838 per Gut gestellten Schnee verschaffen würdest, mit Unterscheidung, ob sie zu Arrestantentransport, zu Militär- und anderen Transporten, auch der hohen Reisenden, zu Fahrten des Ordnungsgerichts und anderer Beamten, ausgeschrieben worden sind. Für die Jahre 1830, 1825, 1820, 1815, 1810, 1805, 1800 würden die Jahressummen für den ganzen Kreis, oder nach jenen Rubriken, genügen. — Der Bauerstand hat keinen Vertreter, und wir müssen ihn daher vertreten, sowie jeden anderen Stand, der kein öffentliches repräsentatives Organ hat, so also auch die Geistlichkeit, die Landessassen und die kleinen Städte. Daß es wünschenswert wäre, wenn von Deputierte derselben auf dem Landtage als stimmberechtigte Mitglieder hätten, erkenne ich an, glaube aber, daß die Ausführung dieser Idee weder jetzt möglich, noch selbst zeitgemäß ist. Unmöglich, weil eine solche Institution die ungeheure Majorität der Ritterschaft gegen sich haben würde, — nicht zeitgemäß, weil man oben ein horror für dergleichen hat, und wir unsere unbestreitbare moralische Geltung nicht dem Landtage, noch der Idee einer landständischen Repräsentation, sondern lediglich dem zu verdanken haben, daß wir ein geschlossenes Korps deutschen Adels bilden. Dies wird uns jetzt immer nützlicher werden, je mehr in den höheren Regionen in Petersburg sich das Streben nach Abschließung einer mächtigen aristokratischen Kaste sich ausbildet. Wir gelten nur, insofern wir als Aristokratie auftreten; wir müssen also diesen unseren Charakter bewahren, zu unserem und der anderen Stände wahrem Heil, denn nur eine *kompakte* aristokratische Phalanx kann die hochgehenden Wellen, die uns zu verschlingen drohen, *wirksam* dämmen. Der Geist der Aristokratie, wie sie in solchen Verhältnissen verstanden werden muß, ist aber

sehr verschieden von kleinlichen Adelsvorurteilen. Stolz und fest müssen wir auftreten, aber nur gegen die, welche sich in politischer Geltung über uns stellen. Zu allem Guten und Großen müssen wir den Weg zeigen. Wo jemand bedrückt wird, müssen wir ihn stützen, gegen wen es auch sei, besonders aber gegen jeden Mitbruder, namentlich in den Verhältnissen der Bauerschaft. Wir müssen uns den Weg offen erhalten, direkt an den Monarchen zu gehen, und mit Ergebenheit, aber auch mit Offenheit unsere Wünsche, unsere Beschwerden, unsere Rechtsforderungen an den Thron bringen, solange wir dieses mit Festigkeit und Takt tun und mit all der Würde, die in einem Adelskorps liegt, werden wir immer des Erfolges gewiß sein können. Freilich müssen unsere Repräsentanten auch der Art sein, daß man sie nicht bloß ihrem Herzen und ihrem Geiste nach, sondern auch ihrem äußeren Auftreten nach als Repräsentanten einer alten und mächtigen Aristokratie erkennt. — Du wirst mich für einen echten Junker halten; ich kann aber nur sagen, was meine innerste Überzeugung mir in Bezug auf die in unserer Zeit in unserem Lande zu beobachtende Politik eingibt. Im Herzen bin ich vielleicht reinerer Demokrat als Ihr alle, aber die Zeit ist bei mir vorüber, wo das Herz mit dem Kopfe durchging. Ich bin dafür gegen jede Veränderung unserer Verfassung, die etwa dem adligen Landtagssprech- und Stimmrecht auch über nicht finanzielle Gegenstände, oder gar den nicht adligen und also verfassungswidrigen Landtagseintritt in den Landtag gewähren würde. Was zuerst die adligen Landtagsfragen betrifft, so kennt Ihr in Dorpat garnicht diese Menschenklasse, wie sie sich in Livland ausgebildet hat. Seid erst ein halbes Jahr in Riga, wie ich, und dann wollen wir uns sprechen. Diese **чиновники**, oder zu deutsch Rangen, wachsen jetzt wie die Pilze hervor und, mit wenigen Ausnahmen, treten die Söhne ganz in die Fußtapfen ihrer würdigen Väter, nicht bloß in Bezug auf Rechtssinn, sondern auch auf Gesinnung, d. h. Gesinnungslosigkeit, Geldgier, Ehr- und Genußsucht, ohne irgend welche Rücksicht auf die Mittel, — das ist der carakterscheinde Charakter dieser ganzen Klasse, und wenn in der Uwarowschen Sache[1] einige von ihnen Interesse gezeigt haben, so war es aus demselben Grunde, weil in der jüngeren Generation, nicht des Rangabels, sondern des Bürgerstandes, sich ein kräftigerer Geist für Recht und Nationalität zu regen beginnt, und auf diesen Stand der Umgang

[1]) Die bekannten Angriffe des Unterrichtsministers Grafen Uwaroff auf das deutsche Bildungswesen.

jener Herren beschränkt ist. Was wollt Ihr mit solchen Leuten auf dem Landtage machen, wenn es gilt ein Prinzip zu vertreten und dabei vielleicht Orden und Geld aufs Spiel zu setzen? Gehet alle Länder durch und fragt nach, was der Beamtenadel ist, und Ihr werdet eine und dieselbe Antwort hören über seine Arroganz, seine Gesinnungslosigkeit und Geldliebe, die hier, den Verhältnissen gemäß, den Charakter verworfener Spitzbüberei annehmen mußte. Daß es manche der ehrenvollsten Ausnahmen gibt, davon bin ich überzeugt. Wo es aber gilt, ein Prinzip aufzustellen, kann man nicht das Gesetz auf eine Ausnahme basieren, sondern auf die Regel. Von wo aber wird Euch der Landsassenadel ausströmen, als aus Riga und Petersburg, und ich halte die erstere Sorte doch noch für besser. Daher bestehe ich für jetzt auf gehörige Beschränkung der adligen Landsassen auf das jetzt von ihnen ausgeübte und auch durchaus vernunftgemäße Recht der Bewilligung der Steuern von ihrem Grund und Boden. Für die Zukunft dagegen wünsche ich, daß die Landtagsverhandlungen überhaupt prinzipienmäßig geordnet werden, und namentlich alle finanziellen Fragen, von den anderen geschieden, einer *besonderen* Tagesordnung aufbewahrt werden, die ein oder zwei Tage zuvor in der Kanzlei angeschlagen die adligen Landsassen zum Saale berufe, die bei allen übrigen Verhandlungen individuell gar nicht zuzulassen wären. Dagegen wünschte ich, daß kreisweise von ihnen aus ihrer Mitte gewählte Repräsentanten, völlig gleichberechtigt mit den Gliedern der Ritterschaft, daher nicht als ein abgesondertes Korps, dem ganzen Landtage beizuwohnen hätten. Die Ritterschaft muß sich das Virilstimmrecht bewahren, denn nur so kann sie unsere Verfassung, unser Recht, unsere Nationalität in den uns umgebenden Verhältnissen aufrecht halten. Sie kann aber dem Stande der adligen Landsassen das Repräsentationsrecht auf dem Landtage zugestehen, jedoch noch nicht jetzt. Ist es aber einmal so weit gekommen, so wird die Ritterschaft die beste Gelegenheit haben die an Charakter und Gesinnung Tüchtigen unter den Landsassen allmählich sich einzuverleiben, und so dem alten Blute frische Säfte zuführen. Die Aufnahme muß aber unbeschränkt in unseren Händen bleiben, und dabei unverbrüchlich das Prinzip beobachtet werden, daß nur in unserer Mitte Ansässige, wohlerprobte Männer, nie Andersgläubige, zugelassen werden. Auch mit Aufnahme von Ministern ꝛc. muß eingehalten werden, denn nach unseren alten Rechten darf *kein Nichtprotestant* ein Landesamt bekleiden, ist also auch in unserem Verbande *völlig überflüssig*. —

Wenn aber auch jetzt noch eine Zuziehung von Repräsentanten der Landsassen unmöglich ist, und damit die dadurch erleichterte Auswahl unter ihnen, so wird sich doch auch schon jetzt Gelegenheit zeigen, die wahrhaft Tüchtigen unter ihnen zu erkennen. Diesen muß man die Aufnahme auf jede Weise erleichtern. In Estland ist man auch endlich zu dieser Ansicht gekommen und hat den Weg eingeschlagen, daß der Rezipiend zuvorderst um die Erlaubnis gebeten, als Kandidat bei einer Wahl aufzutreten. Er ist gewählt worden und wird auf dem nächsten Landtag unfehlbar in die Matrikel kommen, wenn er sich durch Eifer und Tüchtigkeit dessen würdig zeigt. Vorsicht ist aber nötig. Die Matrikel ist insofern unser *erstes* Recht, als alle übrigen genau damit zusammenhängen und, wenigstens meiner Ansicht nach, unsere ganze Stellung in Petersburg von unserer Geltung als Aristokratie abhängt, die aber nicht durch solche individuelle Aufnahmen (daher nie ein Bruder mit seinen Geschwistern, sondern nur immer jeder für sich und für seine Deszendenz) geschmälert werden wird. Wenn wir die Teilnahme an diesem unserem angestammten Rechte jemand gewähren, so muß dies nur durch erprobte Würdigkeit in jeder Beziehung, verbunden mit Grundbesitz, veranlaßt sein.

Was weiter die Städte betrifft, so bin ich im Prinzip durchaus, wie schon gesagt, für eine Vertretung aller einzelgenommenen qua Landstand auf unseren Landtagen, glaube aber, daß dies jetzt weder ausführlich noch selbst wünschenswert ist. Die Ausführbarkeit würde sowohl an der Ritterschaft als an der Regierung besonders dieser, scheitern, die nie und nimmer die Einrichtungen wahrhafter Landstände zugeben wird. Andere Zeiten können andere Ansichten mit sich bringen, für jetzt aber hieße es, mit dem Kopfe gegen die Wand rennen. Ich glaube aber auch selbst, daß es nicht für jetzt wünschenswert ist, weil die Städte noch gar keine Garantie politischer Ausbildung geben, deren Grundlage nur in kräftigem städtischen Gemeingeiste gesucht werden kann. Laßt Euch nicht täuschen, wenn Ihr *einen* tüchtigen Bürgermeister findet; einmal ist er der einzige, und dann ist seine Persönlichkeit nicht genügend, sondern in den Bürgern selbst muß der alte deutsche Kommunalgeist wieder aufleben, von dem jetzt keine Spur zu finden. Sehet zu, wie die Gouv.-Regierung gezwungen ist, den Geist der alten deutschen Verfassung in Riga und sonst aufrecht zu erhalten, während die wohlweisen Herren in ihrer Indolenz, Unwissenheit und Gesinnungslosigkeit Alles zugrunde gehen lassen, und dann prüfet, was gewonnen ist, wenn Ihr den

Städten Landstandschaft erteilet. Wenn ich eins meiner Rechte aufgeben will, so werde ich erst sehen, wem ich das Opfer bringe, und ob es bereits dessen wert ist. Ich kann mich irren, aber diese ganze Idee scheint mir noch vollkommen unreif, und weder in ihrer verfassungsmäßigen Begründung, noch in ihrem absoluten Werte für den Augenblick, noch auch in der Art und der Tunlichkeit ihrer Ausführung gehörig durchdacht. — Das Recht der Städte zur Landstandschaft bestand, wenigstens für Riga und Dorpat; aber nur zu der Zeit, als unsere drei Länder noch politisch verbunden waren und auf den Landtagen Ordensmeister, Erzbischöfe, Bischöfe, die verschiedenen Ritterschaften und dann die sämtlichen großen Städte sich versammelten. Jene Landtage — Gott schenke uns ähnliche — sind von unseren Provinziallandtagen durchaus verschieden, und was auf jenen als Recht galt, hat auf diesen gar keine Geltung. Die Landtagsakten in unserem Archive beginnen erst im XVII. Jahrhundert, und ist nie von den Städten die Rede, sondern nur von einer sich sehr aristokratisch gehabenden Ritterschaft. Nur Deputierte von Riga kamen vor, wie auch jetzt. Warum sendet aber Riga Deputierte, die bei den Bewilligungsverhandlungen nur stimmen, nie sprechen, oder nur, wo es gilt, ein städtisches Recht zu vertreten? Auf den Bewilligungslandtagen sind sie vollkommen gleichberechtigt mit der Ritterschaft, und diese würde gewiß Vorteil davon ziehen, wenn tüchtige Köpfe von der Stadt gesendet würden. Dorpat hat auch Güter, es müßte daher bei diesem Landtage mit der Bitte einkommen, dem nächsten einen städtischen Deputierten, gleich Riga, zu senden, und ebenso jede andere Stadt, die im Landesgebiete ländlichen besteuerten Landbesitz hat. Daß ihnen dies zugestanden würde, müßte dann mit allen Kräften durchgesetzt werden, wie es von oben keiner Schwierigkeit unterliegen würde. Für gebührend achtungsvolle Aufnahme und Behandlung der städtischen Deputierten müßte Sorge getragen werden, und jedes dem zuwiderlaufende Wort als persönliche Ehrensache von den Wohlgesinnten gerügt werden. Bei der feindlichen Stimmung, die zwischen Riga und dem Adel leider herrscht, muß man suchen, wenigstens die anderen städtischen Deputierten in unser Interesse zu ziehen, so daß sie wenigstens nicht wie jene immer bloß mit Feindseligkeit auftreten. Ein allmähliches Einlenken auch mit Riga wäre durchaus wünschenswert, muß aber der Zeit und den jüngeren Generationen überlassen werden. Mit einer Forderung der Städte, als Landstände auf dem Landtage zu erscheinen, kann es garnicht gehen, weil sie keine Rechtsbeweise

beibringen können. Zugleich aber würden sie dabei verlieren, indem der Landtag dann über ihnen steht, und eine Regelung dieses Verhältnisses, die allerdings nicht unmöglich ist, in die jetzigen Zeitumstände durchaus nicht paßt. Euch mag vielleicht ein preußischer Provinzialtandtag vorschweben; habt Ihr aber auch erwogen, ob unser Landtag der Regierung gegenüber, proportion gardée, nicht vielleicht eine viel größere Bedeutung hat? Richtet bei uns einen ostpreußischen Landtag ein und wir sind in wenigen Jahren eine Kommission zur Abgabenreparterung, mit der angenehmen Verantwortung für die richtige Erhebung. Jetzt sind wir die alten Herren des Landes, die man daher noch immer mit einiger Achtung behandelt, — dann sind wir bloß Repräsentanten des Grundbesitzes und haben alle der alten, einst mehr oder weniger souveränen Ritterschaft innewohnende moralische Geltung der Gewalt gegenüber verloren; in dieser Geltung als Aristokratie liegt aber das einzige Mittel, uns gegen die Übergriffe der Gewalt zu schützen. Daß demnach so viel verloren worden, das ist die Schande unserer Vorfahren, aus denen der alte Geist gewichen, so daß sie zu Krautjunkern geworden, statt ihre Würde gehörig zu wahren, was ihnen leichter geworden wäre, als uns. Daß unsere Geltung nicht einmal uns genügend, die anderen Stände des Landes garnicht schützt, ist die Schuld unserer Väter, und Gott möge es ihnen verzeihen, daß sie unser Erbteil zu unserem und der anderen Nachteil vergeudet haben. An uns ist es, mit Mut und Ausdauer auf der Basis des Bestehenden uns — nicht die alten, nicht mehr zeitgemäßen Verhältnisse, — wohl aber eine Stellung zu erkämpfen, in der wir für eine bessere Zukunft den Grundstein zu einer den Forderungen des Rechts und der Vernunft angemessenen Landesverfassung legen können, die die Interessen aller Stände auf gleiche Weise sichert und alle zu gemeinsamem Streben nach Verbesserung unserer Zustände vereint.

Mit der staatsrechtlichen Stellung des Bürgerstandes steht die Frage vom Güterbesitze im Zusammenhange. Aus dem Gesichtspunkte der Nationalökonomie aufgefaßt, ist kein Zweifel, daß unser Begehren des alleinigen Besitzes unsinnig ist, aber politisch betrachtet ist das von uns angesprochene Recht eine Lebensfrage für uns und für den Bauerstand. Der Handel in Riga geht schlecht, es gibt eine Masse Kapitalien, die nur darauf warten, daß der Güterbesitz freigegeben wird, um sich auf Erwerbung von Grundeigentum zu werfen. Diese Kapitalien werden alle mehr bieten, als ein Edelmann es meist tun kann, und so würde in Kurzem

nur ein kleiner Teil Livlands noch im Besitze des Adels sein, da die immer unerschwinglicheren Steuern den Adel nötigen, der am Ende froh sein wird, sich von einem Kaufmann sein Gut leuer bezahlen zu lassen. *Mit dem Grundbesitz hört aber auch unsere Verfassung auf*, da die Minorität der Grundbesitzer nicht mehr lange ihre Korporationsrechte zu erhalten vermöchte. Allerdings gibt es dann andere Grundbesitzer, die eine ihnen angemessene Verfassung erhalten können, unter der das Land vielleicht auch ganz glücklich ist. Aber auch abgesehen davon, daß ich egoistisch genug bin, um es als einen schmerzlichen Gedanken anzusehen, wenn der livländische Adel depossedirt wäre, abgesehen andrerseits davon, daß der livländische Adel keineswegs das ist, was er sein könnte, sein müßte, keineswegs nach der Höhe seiner Aufgabe gewachsen erscheint, so gestehe ich doch unumwunden, daß ich für Livland, als staatliches Wesen gedacht, immer noch größeres Heil unter der Herrschaft des Adels erwarte, als unter der der rigischen Kaufleute und Advokaten, sowie der wohlbekannten Arrendatoren, die sich am Mark des Landes satt gefogen. Man sehe sich das Wesen und Treiben dieser beiden Klassen etwas näher an, und ich glaube, jeder Unparteiische wird es doch noch eher mit dem Buschklepperadel der lettischen Wälder halten. Ich weiß nicht, nach welchem Maßstabe ihr die Menschen beurteilt. Aus solchen Elementen werden aber Eure künftigen Gutsbesitzer und 99jährigen Pfandhalter bestehen. Ich vergesse, daß auch aus dem moralischen Kloak Petersburgs ein starker Abfluß hierher stattfinden wird. — Ich würde nichts dagegen haben, wenn man von Zeit zu Zeit Jemand aus der Matrikel herausschmeißen würde, und hoffe, daß es geschehen wird, weil solcher Überreifen da sind, und solches Abschneiden der verfaulten Äste, meiner Ansicht nach, für die Gesundheit des Baumes unumgänglich ist. Aber ich will doch lieber mich unter den Schatten jenes Baumes stellen, als unter das Strauchwerk. Eure Ideen sind richtig und gut, ihr kennt aber nicht die Menschen, mit denen agiert werden soll. Weder der Dörptsche Klassenadel, noch der Dorptsche Bürgerstand werden beim Güterbesitz konkurrieren, sondern Riga wird uns seine vortrefflichen Söhne reich gewordener Kaufleute schicken, und Ihr könnt dann zusehen, wie Ihr mit dieser Brut fertig werdet. Und diesen wollt Ihr den Bauernstand anvertrauen, ehe dessen Rechte und Interessen unumstößlich gesichert sind? Der tüchtige und ordentliche Bürgerstand, der lebt ruhig sein städtisches Leben, und hat weder Lust noch Vermögen, sein von der Stadt auf dem

Lande zu leben, oder vielmehr zu nomadisieren, denn einmal aus den Händen des Adels gerissen, wird der Grund und Boden ein bloßer Handelsartikel, mit dem aber leider das Geschick der Bauern mit verkauft wird.

Gestern Vormittag war ich lange bei dem jetzt residierenden Landrat Meyendorff[1] und habe mit ihm auch über die zu große Belastung des Bauerstandes durch die Schieße gesprochen. Er meint auch, daß es interessant wäre, eine Zusammenstellung der Schießstellungen zu haben, ungefähr nach der oben von mir gemachten Angabe. Auch auf die Notwendigkeit irgend einen Schritt zur Verbesserung des Zustandes der Bauern zu tun, ging er ganz ein, und erzählte mir bei der Gelegenheit manches Interessante, was er in dieser Beziehung auf seinen beiden Gütern beobachtet. Er geht von der Ansicht aus, daß hauptsächlich das Übel daraus entstehe, daß die Bauerländereien vielfach zu hoch veranschlagt werden, oder wenigstens in ihrer Produktionskraft gesunken sind. Bedenke Dir alles, was auf diese Frage Bezug hat, damit, im Falle sie zur Sprache kommt, unter den Hunderten von Schreiern, die überall eine Beeinträchtigung ihrer Beutel befürchten, doch auch ein mit dem Gegenstande Vertrauter und Wohlgesinnter das Wort nehmen kann. Wenn man einen so tüchtigen Geschäftsmann, wie Meyendorff, zum Permanenten machen könnte, wäre weniger gegen diese neue Regierungsorganisation einzuwenden. Meiner Ansicht nach ist die alte Verfassung sehr gut, wenn man ordentliche Landräte hätte, da man aber fast $^2/_3$ sehr brave und achtungswerte Leute im Kollegio hat, die aber weder Eifer noch Geschick haben, um unser Staatsschiff zu steuern, so wird es mit der Dodekarchie schlecht gehen, aber, bei der Ungewißheit der Wahl, mit der Permanenz vielleicht noch schlechter. Ich sehe es an Meyendorff, wie es sehr gut möglich ist, daß ein Landrat, obgleich er nur einmal jährlich residiert, sich bald von allem unterrichten kann. Denn ich bin überzeugt, daß er in Bezug auf die Fragen, die in diesen zehn Tagen vorgekommen oder ihm sonst aufgefallen, ebenso bewandert ist, als die Landräte, die das meiste davon verstehen. Von alten Rechten, Privilegien und dergl. spreche ich natürlich nicht, sondern von den laufenden Sachen. Die Hauptsache wird immer bleiben, daß man nur wahrhaft tüchtige Leute in die Deputiertenkommer und ins Landratskollegium wählt, und einen Landmarschall, der die Akten vom Akte gehörig kontrolliert

[1] Georg Walter Baron Meyendorff auf Suddenbach † 1863.

Digitized by Google

und sich nicht scheut monatlich oder wenigstens alle zwei Monate nach Riga zu fahren, um selbst alle Akten einzusehen. Hierbei kann ich denn auch nicht unterlassen, darauf aufmerksam zu machen, daß eine Reorganisation der Kanzlei, auch abgesehen von der Personenfrage, mir durchaus notwendig erscheint. Jetzt ist der Sekretär mit Geschäften überhäuft, der Notär hat fast nichts zu tun; der Rentmeister bekommt fast alle Papiere, wo eine Geldfrage im Spiel ist, die garnicht zu seiner Kompetenz gehören, welche letztere sich bloß auf Buchführung und Empfang und Auszahlung der Gelder nach Anweisung aus dem Sekretariate zu beschränken hat. Der Rentmeister hat jetzt noch einen Kanzellisten, der unnützer Weise sehr hoch besoldet ist, da ein bloßer Kopist genügen würde. Der Sekretariatskonzipist dagegen hat sehr viel zu tun, ist aber freilich auch sehr gut besoldet. Meine Meinung würde dahin gehen, dem Sekretär mehrere bestimmte Sachrubriken, wie etwa Chaussee- und Wegereparatur, die Matrikel, die Ritterschaftsgüter und Schäfereisachen abzunehmen und dieselben dem jetzigen Notär zu dem Postwesen hinzuzufügen, dieser würde dann den Titel eines zweiten Sekretärs annehmen. Dann müßte aber noch ein dritter Sekretär hinzugefügt werden, der zugleich Archivar und Aktuar wäre, und für das Archiv sowie die ununterbrochene und vernünftige Zusammenheftung der einzelnen Akten verantwortlich sein würde. Solange das nicht geschieht, wird 1) das Archiv immer in seiner jetzigen geringen Ordnung, um nicht Unordnung zu sagen, bleiben, und immer mehr mangelhaft werden, wie denn schon jetzt mancher interessante und wichtige Aktenband fehlt; 2) so wenig Ordnung und vernunftgemäße Einrichtung der Akten statt haben, wie jetzt, worüber vergeblich von Konvent zu Konvent geklagt. Der jetzige Kanzellist ist ein ganz ausgezeichneter Beamter, aber er hat zu viel abzuschreiben, um sich ganz mit den Akten beschäftigen zu können, was übrigens auch schon an und für sich nicht die Sache eines Kanzellisten ist, sondern mit Nachdenken gemacht werden will, wozu noch kommt, daß das bloße Zusammenheften der Akten nicht genügt, sondern hauptsächlich am Ende eines Jahres ein tüchtiges Resumé der Jahresakten denselben angefügt werden muß, wodurch allein eine Akte ihren ganzen Nutzen erhält. So wie die Einrichtung jetzt ist, ist es durchaus unmöglich, solches zu verlangen, selbst nicht, daß alle nötigen Abschriften sich bei den Akten finden. — Auch dieser dritte Sekretär müßte nur ein livländischer Edelmann sein, und ebenso comme il faut besoldet, als die anderen beiden. Allerdings würde dadurch

eine neue Ausgabe entstehen, aber 7—800 Rbl. S. können garnicht bei dem Nutzen, der zu erwarten ist, in Betracht kommen. Übrigens wäre das Gehalt der beiden Kanzellisten und selbst des, zum Buchführer zusammenschrumpfenden, Rentmeisters mit der Zeit, bei eintretendem Personenwechsel, zu verringern, besonders da einer der Sekretäre zugleich auch Kassier sein könnte. Daß man nur tüchtigen Leuten die Sekretärspasten anvertrauen kann, versteht sich von selbst. Um dies zu erleichtern, wäre es sehr wünschenswert, wenn junge Leute, die von Universität und Reisen zurückkehren, als Auskultanten in die Kanzlei treten könnten, von denen zwei vielleicht auch eine, aber geringe Besoldung, etwa Quartiergelder bekommen würden. Denn Riga ist ein zu teures Pflaster, als daß man erwarten könnte, es würden junge Leute, ohne alle Emolumente, sich dem Dienst der Ritterschaft widmen. Übrigens müßte die Auskultatur hauptsächlich auch als eine Schule zu Landesämtern überhaupt angesehen, und dahin gewirkt werden, daß besonders die reicheren jungen Leute sich so mit den Geschäften des Landes bekannt machen würden. —

Schließlich muß ich noch dessen erwähnen, daß es sehr wünschenswert wäre, wenn eine Kommission Sachkundiger ernannt oder aus eigenem Antriebe zusammentreten würde, die, in Verbindung mit den Fronzenschen Monumenta Livoniae antiquae, einen Wiederabdruck einiger ganz aus dem Buchhandel verschwundenen Geschichtswerke, mit kritischen Bemerkungen, veranstalten würde, sowie eine kritische Sammlung aller alten Abhandlungen aus unsrer Rechts- und politischen Geschichte, wie sie in den vielen, zu ihrer Zeit vortrefflichen, aber jetzt selbst nur Wenigen zugänglichen Sammlungen von Hupel, Gadebusch, Campenhausen u. a. m. sich zerstreut finden. Auch eine Herausgabe der wichtigsten historischen Urkunden könnte veranstaltet werden, und alles das durch Subskriptionen eines zur Unterstützung eines solchen patriotischen Unternehmens sich bildenden Vereins bestritten werden, wozu die Ritterschaft als solche von Zeit zu Zeit auch ihren Zuschuß geben müßte. — Die Städte müßten dabei notwendig mit ins Interesse gezogen werden, da ihre Archive gewiß auch vieles enthalten. Ich würde schon aus Estland Mitarbeiter und Subskribenten verschaffen, und Ropp wahrscheinlich aus Kurland, denn es darf nicht von einem einseitig provinziellen Gesichtspunkte ausgegangen werden, sondern die wahrhafte Livonia antiqua muß im Auge behalten werden. Die letzten Jahre haben uns schon einander genähert, wollen wir uns immer näher die Hände reichen, damit alle die

alten Scheidewände von Vorurteilen fallen — und wir wieder gemeinsam uns zu kräftiger Entwicklung unsrer politischen Verhältnisse erheben.

Ich hoffe, daß Du diesen Brief nicht kurz, aber auch nicht zu lang finden wirst. Du fragst, ob ich nicht Helwig[1] Materialien verschaffen kann? Hast Du garnicht bedacht, daß ich dadurch die Amtstreue gegen die Ritterschaft brechen würde. Denn so lange diese mich nicht auf dem Konvente oder auf dem Landtage dazu autorisiert, kann ich denen, die sie vielleicht als ihre Gegner ansieht, nicht aus dem eigenen Archive Waffen schmieden. Der gute Zweck heiligt nie das Mittel; wo das entgegengesetzte Prinzip herrschen will, sage ich mich los.

Von Budberg habe ich schon lange keine Nachrichten, der Aufenthalt in Mannheim hat ihm nur geschadet, wie ich es ihm genugsam vorausgesagt, es scheint doch, daß ich, trotz aller meiner Träumereien, doch etwas vernünftiger bin, als ihr. Gegen den 25. April wollte Budberg hier sein, ich habe ihm heute geschrieben, lieber noch früher zu kommen.

Ich rekommandiere Dir, und durch Dich allen, die in Riga etwas zu tun haben, Herrn v. Landsberg aus Kurland, der durch verschiedene Verhältnisse gedrückt, sich als Advokat hier etabliert; er ist durchaus einer unsrer besten Köpfe und edelsten Charaktere. — In der Mitte des Mai will ich in Reval sein. Der Zeitpunkt und die Richtung meiner Reise kann noch nicht bestimmt werden, nach Dorpat werde ich aber jedenfalls. Ist es Dir möglich, so komme diesen Sommer zu mir herüber nach Reval; mein Quartier wird Dich schon aufnehmen können. Lieb wäre es mir sehr, — auch würde ich dadurch Nachrichten vom Landtage erhalten, und Gelegenheit, uns in Reval mit einigen Freunden zu besprechen. Hamilkar habe ich nur einen Mittag gesehen, doch soll er in 14 Tagen oder drei Wochen mit der Frau herkommen wollen. Den „Schlaffer" halte mir in Dorpat bereit. Um mit der Frage über Gesangbücher Dich bekannt zu machen, so kennst Du vielleicht den Artikel in der Deutschen Quartalschrift 1838, II, 7. Vielleicht spricht er gegen die von uns zu verteidigende Ansicht, aber das kann nur nützlich sein.

Die Urkunden in betreff der Landstandschaft der Städte finden sich bei Bunge, Entwicklung der Stadesverhältnisse, p. 95 Anmerk. 50 und p. 97 Anmerk. 60 angegeben. Wenn ich selbst

[1] Karl Helwig, 1831 63 Justizbürgermeister zu Dorpat (Alb acad Nr 1384)

noch was anderes hätte, würde ich es gerne geben, nur nicht aus dem Archive. Bedenke meine Ansichten gehörig, und Du wirst erkennen, daß mein temperärer Aristokratismus auch wirklich zeitgemäß ist. Wenn Ihr anders auf dem Landtage auftretet, so ist Euch aller Erfolg versperrt, und Ihr erregt bei der jetzigen espionnage eine Aufmerksamkeit, die zu nichts Gutem fährt. Eile mit Weile, aber jeder Schritt kräftig und imponierend, so daß man ihn nicht zurücknehmen braucht. Nur einige tüchtige Kapse und feuerfeste Charaktere an der Spitze — und es wird Alles ja gut gehen, als es bei den Welt- und Zeitverhältnissen und unserer geographischen Lage möglich ist.

Addio, Teurer. Dein G. B.

Zu diesem Brief, der zuerst von Friedrich von Schwebs gelesen wurde, fügt Schwebs mit seiner Hand hinzu: „Brevern hat die Sachen ja gründlich, so wahlerwagen dargestellt, daß ich ihm von ganzem Herzen beistimmen und unsre Freunde dringend ersuchen muß, seine vortreffliche Darstellung recht zu beherzigen.

Schwebs."

XII.

Teurer Freund, Reval, den 19. Oktober 1840

Mieux tard que jamais, — daher denn auch diesen Brief, obzwar ich Dir in mehr als zwei Monaten nicht geschrieben. Aber es ging auch nicht anders. Erstens war ich bis zum 1. September auf dem Lande, und ich bin nun einmal ein solcher Gewohnheitsmensch, daß ich nicht anders schreiben kann, als an meinem eigenen Schreibtische, mich überhaupt nirgends recht behaglich fühle, als zu Hause, wozu ich aber auch ein Gastzimmer am Rhein und meine Wohnung in capo le case in Rom rechne. Zweitens war ich die erste Hälfte des September sehr beschäftigt, so daß ich gar nicht zum Schreiben kam, außer einmal par dépit. Ich war nämlich genötigt, eine infinite Damensoiree mitzumachen; bei meiner Heimkehr war mir so nüchtern, daß ich nicht schlafen gehen konnte; ich fing daher einen Brief an Lise Fralow an, der sofort vier Seiten engbeschrieben enthielt, aber noch in der Schachtel liegt, weil ich nicht dazu gekommen, die nötige Enveloppe an die Poetz zu schreiben. Bei der Gelegenheit muß ich Dir sagen, daß ich nichts von den guten Menschen weiß, ein Brief vom April scheint verloren gegangen zu sein. Drittens war ich die letzte Hälfte des September bis in diesen Monat hinein sehr krank,

Digitized by Google

so daß ich sogar einen Arzt nehmen mußte, der mit Guggerts Behandlung sehr zufrieden war, aber jetzt mein Übel für als weniger aus dem Herzen, als aus den Lungen, Nerven ꝛc. hervorgehend erklärt. Jetzt, meint er, sei nichts zu machen, wegen des Hundeklimas, im Frühling aber soll ich eine Molkenkur brauchen usw. Am liebsten packte ich meinen Mantelsack und ginge über die Memel, weiter und immer weiter. Seit kurzem habe ich mich erst wieder ganz erholt, aber das Schreiben greift mich noch immer etwas an, aus welchen allen und vielen Ursachen ich auch im ganzen Bereiche meiner Korrespondenz in die ungeheuersten Schulden geraten bin, so daß ich gern eine Rebuktion des Zinsfußes, durch Aufgeben einiger Korrespondenten, vornehmen möchte

Abends. — Nachdem ich Dir soweit geschrieben, rasierte ich mich in Gegenwart des höflichen Oberlandgerichtsarchivar Samson, verplauderte eine Stunde mit dem Ritterschaftshauptmann, ließ mir dann von der Baronoff vorschwatzen, aß zu Mittag einsam in meinem Zimmer, ging auf die Dombrücke, um in die kalte, aber doch sonnige Welt jenseit der Mauern zu schauen, arbeitete an alten Urkunden bis es dunkel ward, besuchte eine alte Tante, ruhte mich etwas auf dem Divan aus, trank den Tee bei Landrat Richter (der wegen seiner kranken Frau hier ist), fand beim Vizegouverneur visage de bois, dagegen beim Militärgouverneur cercle, war liebenswürdig. — und nun sitze ich hier und schreibe Dir. Weiland Kaiser Titus wäre selbst mit einem so verbrachten Tage zufrieden gewesen, — und ich? Ja, ich! In der Art wie Mercutio dem Escalus antwortet. „ich war so unglücklich, sehr früh das Vollkommene zu kennen", möchte ich mich auch entschuldigen, wenn man verlangt, daß ich den verlebten Tag loben soll. Wenn man kein Interesse in der Gesellschaft hat, bringt man immer dasselbe Gefühl mit, wie auf eine Maskerade, wo man überzeugt ist, niemand Bekanntes zu finden. Aus jener Geschichte *eines* Tages kannst Du auf viele andere schließen und daß glücklicherweise die Gesellschaftsabende selten, die einsamen häufig sind. Da ich jetzt nicht gerne schreibe, es mich auch zuweilen angreift, so tue ich aus Sorgfalt für meine Gesundheit bei Lichte meistens nichts anderes als lesen. Im bequemen Lehnstuhl, einen Polster unter den Füßen, das Licht im Rücken, läßt sich außerordentlich angenehm stundenlang lesen und auch hin und wieder phantasieren, denn leider — vielleicht auch glücklicherweise — besitze ich von der Abstraktionskraft nur den Teil, der sich auf das Abstrahieren von der Wirklichkeit und der Gegenwart bezieht, was aus mir einen schlechten

Philosophen, aber einen guten Romantiker machen würde, freilich wohl mehr einen subjektiven, als einen objektiven. In letzter Zeit habe ich Tocqueville's herrliches Werk über Amerika wieder mit großem Genuß gelesen, um die Fortsetzung mehr zu verstehen, die auch interessant scheint. Von Beaumont's Werk über Irland habe ich Dir, glaube ich, erzählt; aus diesen Büchern lernt man mehr Staatspolitik, als aus allen systematischen Handbüchern vom Adelung, Jordan, Rotteck, Maurenbrecher ꝛc. ꝛc. Vielleicht hat man aber diesen Gewinn nur, wenn man sich durch besagten gelehrten Kram durchgearbeitet; kann auch sein. Ranke's Geschichte der Päpste liegt bereit, doch will ich erst einige Bände der Edinburger Revue durchlesen, die ich kürzlich bekommen. Die Engländer verstehen nicht zu generalisieren; wer aber die Mühe nicht scheut, mit ihnen in die Spezialitäten einzudringen, kann viel lernen. Statt aller dieser Lektüre müßte ich eigentlich an den alten Chroniken studieren, aber sie sind so grenzenlos langweilig. Indessen muß ich doch dran, denn wenn mir auch bereits das politische Skelett der Provinzialgeschichte deutlich vorschwebt, so will ich doch auch die Sehnen und Nerven bloßstellen. Leider habe ich für zwei wichtige Seiten der Geschichte Estlands gar keine Hülfe: für die Stadtgeschichte und die innere Rechtsgeschichte[1]. Bunge[2] will sich an letztere machen, er kennt aber nicht die Schwierigkeiten. Ich wollte, ich hätte einen solchen eisernen Fleiß wie er und Paucker[3], dann würde ich schon fertig werden, so aber lebe ich im Geiste zu häufig in der Geschichte unserer Welt, und daher sehr wenig in der der Lande Harrien und Wierland. Es ist unbegreiflich, wie alle bisherigen Historiker der Livonia antiqua so grenzenlos geistlos haben sein können, daß sie den Geist unserer Geschichte auch garnicht begriffen haben! Wenn mir nur nicht die Gabe der historischen Darstellung fehlt: das Verständnis ist mir geworden, das will ich in der beabsichtigten Monographie beweisen. Ein anderer Besserer mag dann kommen, um aus den einzelnen Bildern ein Ganzes zu machen.

Den 22. abends. — Deinen Brief aus Guthenburg schickten mir die Deinigen und ich habe ihn darauf an Buddberg zurückgeschickt; er hat mich sehr interessiert, und ich wollte, ich könnte im nächsten Frühling denselben Weg nehmen. Dein zweiter Brief

[1]) Die Frucht dieser Studien war: „Der liber census Daniae und die Anfänge der Geschichte Harrien und Wierlands". Dorpat 1858.

[2]) Friedrich Georg v. Bunge war damals Professor des Provinzialrechts in Dorpat.

[3]) Karl Julius Paucker, estl. Gouv.-Prokureur, † 1856.

ist noch nicht bis zu mir gelangt, daher kann ich nichts von dem beantworten, was etwa darin auf mich Bezügliches ist. Budberg schreibt mir nur so viel, daß Du nach Rom gehest, — grüße mir the city of my soul, wäre ich dort, ich würde Dir ein guter Cicerone sein, nicht aus der Schule von Vosi oder Nibbi, wohl aber aus der Byrons: es war eine schöne, innerlich reiche Zeit, die ich in der ewigen Weltstadt verlebte! Es ist wohl ein wunderbarer Zustand, wenn unter den Trümmern Roms die Jugend zum letzten Male mit dem Mannesalter, die Leidenschaft mit der Vernunft ringt! Ich habe in Rom die toga virilis genommen — Was soll ich Dir von hier, von uns sagen, Alles geht seinen gewohnten Gang. Ich habe mich ganz zurückgezogen, besorge die laufenden Geschäfte und studiere die Vergangenheit, wenn alles entschieden ist, werde ich wieder vortreten. Wenn meine Gesundheit ꝛc. es erlauben, will ich im Winter über Dorpat nach Riga und Mitau, der geistigen Erholung wegen; Mangel an Gedankenaustausch ist auf die Länge gedankenlähmend, ich bin hier in meiner geistigen Richtung sehr allein, wenn es auch am Orte wohl manche viel geistvollere Leute geben mag. Ich kann in der Konversation brillieren, interessieren, aber mich interessiert es nicht, denn ich liebe es nicht, immer auf der Oberfläche herumzuschwimmen. Ja, ja, eintausend Meilen hinter den Hyronen, da sollen sonderbare Menschen wohnen, — wie es in Gellerts oder eines andern Fabel heißt. Vergiß nicht, daß Du dahin schreibst, sprich nie, was Du nicht oktenmäßig weißt — das sind goldene Regeln. Möchtest Du doch Frolows begegnen. Möchte Du doch Italien ebenso wohltätig auf Körper und Seele wirken, wie bei mir; auf Deinen Brief bin ich sehr begierig, werde Dir auch von jetzt an öfter schreiben, obwohl die Außenwelt nichts bietet, die innere Welt sich schwer in einem Briefe erschließen kann. Und somit Lebewohl, alter Freund, gedenke mein im Colyseum, unter der Eiche des Tasso, in St. Peters heiligem Dom, überall in Italien, in Rom, dort habe ich gelebt, nicht vegetiert. Ewig Dein treuer G. B.

XIII.

Riga, den 3. Januar 1841.

Deinen schönen langen aus Rom abgesandten Brief brachte mir Graf Stackelberg[1] aus Riga nach Dorpat, und ich ihn den Dienigen. Sogleich wollte ich Dir — als einer der Simultan-

[1] Reinhold Andreas Graf Stackelberg-Ottinfer, geb. 1797, Landrat, † 1869

korrespondenten — antworten, allein ich habe ein so nomadisierendes Leben geführt, wie der Vogel im Walde, und komme erst heute zum soliden Schreiben, nachdem ich so häufig darüber geträumt, weil Buddberg mir sagte, daß er sein Extrablättchen bereits fertig hat und daher die Epistel noch heute Vormittag ihren Zug noch Westen und Süden antreten soll in die gesegneten Länder der Sonne. Über diesen Punkt besonders könnte ich ganz poetisch werden, da es hier seit acht Tagen 18° friert — et l'on nomme cela une patrie! — Daß mein Brief vom Oktober Dich in Rom erwartet und empfangen hat, freut mich sehr. Mir wenigstens wäre an den ersten Tagen, als ich in der Weltstadt war, ein Freundesgruß sehr willkommen gewesen — so einsam fühlte ich mich, ein mich selten überschleichendes Gefühl, das sofort verschwindet, sobald meine so leicht empfängliche Seele nur Zeit gewinnt ihre tausend Fühl- und Gedanken Fäden um und in die Natur, die Vergangenheit, die geistige Gegenwart und die Kunst des Orts zu schlingen, sich mit der jedem Orte innewohnenden Poesie zu durchdringen. Bin ich einmal so weit — und es geht rasch — dann bedarf ich der Menschen nicht mehr. — Da ich einmal das Kapitel vom Ich aufgeschlagen, so will ich Dir auch einiges andre vortragen, nämlich mein Leben von da an, als mein Brief abging. Könnte ich Dir ein deutliches Bild von meinem Sein geben, so konnte es lang werden, so aber, wo ich nur in Betracht komme wie im Meere der landige Kuttenstreif, an dem die Wellen sich brechen, ist es kurz abzumachen. Ich habe den November hindurch viel gearbeitet, auch einen Teil des Dezember, so daß ich am 10. des Monats das Archiv bis zum 2. Aug 1561 in vollständige systematische Ordnung gebracht hatte. Am 13. Dez. tronk ich bereits in einem bequemen Lehnstuhle am Kamin in Altenhof den Tee und las Werther's Leiden, derweilen mein Vetter[1] Rekruten aushob. Am 15. um Mitternacht traf ich in Dorpat ein. Am 16. bei feuchtem Tauwetter wanderte ich durch die wohlbekannten Straßen, in denen mich immer so leicht der Gedanke des Altwerdens überschleicht; es gelang mir fast gekommen zu sein, bis der herzliche Empfang bei den Tiesenhausens, im Hackelbergschen Hause, wo ich sofort hinzog, ein Besuch bei Blum mich bald wieder in dem alten freundlichen und relativ wenigstens geistigen Leben Dorpats heimisch machten. Die Gesellschaften vermied ich ganz, außer eine beim Landmarschall Oettingen, bei Bose, bei Sophie Villebois, — sah aber viel Menschen, wor

[1]) Gregor von Brevern zu Altenhof.

besonders häufig bei und mit den Professoren und arbeitete des Vormittags und spät Abends sehr fleißig. Blum ist immer frisch und jung und vergeistigt sich das inspide Alltagsleben so gut es gehen will. —

Am 2. Januar, als eben bei der Villebois der Tasso gelesen ward, reiste ich fort und traf am 4. Abends nach einer abscheulichen Fahrt hier ein. . . Schwebs ist immer der Alte, wenn das Herz in der Kälte des Lebens zu erstarren droht, kann man sich an ihm erwärmen — ein so frisches geistiges Feuer lodert in seiner Seele. Von den übrigen Rigensern wirst Du hoffentlich keine Nachricht haben wollen, ich habe sie nur vorgestern in corpore auf einem Ball beim Herzoge gesehen — eine Gesellschaft, die mir nicht wie eine Gesellschaft aussah. Am 9. fuhr ich nach Mitau, wo ich all die Meinigen versammelt fand, auch drei Tage gemütlich angenehm bei meiner Cousine Napp auf dem Lande allein zubrachte, eine herrliche Frau, meine echte Seelenschwester, wie ich nur noch eine in der fernen Ukraine habe. Der Tod der Frolow ist mir so nah gegangen, wie es überhaupt bei einem Todesfall möglich ist, denn obwohl mir eine Fortdauer, ein Wiedersehn nicht unzweifelhaft, so selbst kaum nötig ist, so hat der Tod für mich längst seine Schrecken verloren. Wenn Du die Kennen, Frolow siehst, so grüße sie herzlich von mir; ihm will ich mit Nächstem schreiben. Emil Napp ist auch der Alte — frisch und regsam, mit Tüchtigkeit Jedwedes erfassend, für alles Schöne empfänglich. Der Landes bevollmächtigte[1] hat mir gefallen, er ist ein geistvoller kräftiger Mensch. Hamilkar ist acht Tage mit mir hier gewesen, ich habe ihn aber nicht gesehen, indem er seine materielle Periode hatte, möchte dieser herrliche Geist sich nicht durch Abstraktionen zum völligen Egoisten ausbohlen, bei allen schönen Versicherungen des Vaters, hatte mich sein Benehmen geschmerzt, wenn ich ihn nicht auch von dieser Seite bereits gekannt[2]. In der Geschichte geht Niemand unter, der es nicht verdient, ich spreche nicht von Einzelwesen, sondern von Gemeinheiten. — Ich arbeite viel für unsre vaterländische Geschichte, aber es ist ein schwer zu überwältigender Wust, doch schwebt mir das lebensreiche geistige Bild bereits deutlich vor Augen. — Und nun Lebewohl, Lieber. In 4 Tagen reise ich nach Dorpat, denke aber erst gegen den 15. in Reval

---

[1] Freiherr Theodor v. Hahn auf Postenden, Landesbevollmächtigter von 1836 bis 1857.

[2] Vgl. A. Baron Stael v. Holstein „Baron Hamilkar v. Fölkersahm" Riga 1907, S. 12.

zu sein. Sei gesund vor allem; als Ganzes und als Glied bedarf ich Deiner. Grüße mir mein ewiges Rom von Deinem Monte Pincio aus, wenn die Sonne hinter St. Peter ins thyrrhenische Meer sinkt. Dahin, dahin! Werde ich jemals wieder durch Deine öden Straßen wandern, Weltenstadt, und doch auch wieder country of my soul! Lebewohl, Wigand meinen Gruß.

Dein G. B.

XIV.

Teurer Freund. Reval, den 26 April (8 Mai) 1841.

Monate sind vergangen, seit ich Dir nicht geschrieben, kaum Tage, wo ich nicht Deiner gedacht, denn es gibt a choice set of friends, die mir stets gegenwärtig sind. Mein letzter Brief war vom 3. Febr. Am 5. traf ich in Dorpat ein und blieb 14 Tage dort, die ich teils sehr angenehm, teils unwohl zubrachte, freilich in freundlicher Frauen Pflege und mit guten Büchern versorgt. Hier angekommen, schnallte ich gleich den Degen um und jag auf den Landtag, wo nur ein paar Landräte gewählt wurden und ich auf die juristische Zeitschrift von Bunge und Madai subskribieren, sowie diesen Herren eine Unterstützung bei Herausgabe unsrer vaterländischen Rechtsquellen bewilligen ließ. Der eine neue Landrat, mein alter Onkel Toll, starb drei Tage nach der Wahl, was mich sehr angriff. Der Tod selbst mir nahestehender Personen greift mir nicht wegen des Verlustes derselben an die Seele, sondern das Herz blutet mir jedesmal, weil der Mörder wieder in der Nähe gewesen. Lange, lange ist mir dann zu Mute, wie wenn ich einen herbstlichen Spaziergang gemacht, und ich die fahlen Blätter vom Winde herumwirbeln sehe, — es ist eben der Herbst des Lebens, dessen tiefe Schwermut über mich kommt. Ich war unwohl, hatte wenigstens Grund das Haus nicht zu verlassen, — und da erheiterte die Einsamkeit mich wieder. Die Phantasie hat noch die volle alte Gewalt und versteht noch aus dem Erlebten, dem Erträumten, dem einst Gehafften die lebensvollsten Gebilde hervorzuzaubern, so daß ich mich noch ganz in sie verlieren kann. Was Aurora dem Memnon war, das ist die Phantasie dem Gemüte des Menschen.

Den 27. So ging der März, so der April dahin in selbst geschaffener Einsamkeit, wo denn viel geträumt, viel gelesen wurde mit abwechselndem Unwohlsein. Auch gearbeitet habe ich viel, d. h. abgeschrieben eine lange Reihe alter Prozesse und Instruktionen aus der Ordenspertade, die ein glücklicher Zufall mich im

März finden ließ. Es ist interessant, so in die Werkstatt der Geschichte hineinzusehen. In Kopenhagen haben meine Nachforschungen eine geringe Ausbeute geliefert, indessen ist es immer ein Gewinn, zu wissen, daß an einem Orte nichts ist, wo Jeder viel suchen wird; ungefähr 22 Urkunden, meist über die kirchlichen Verhältnisse, werde ich von dort bekommen. Im Frühling oder im Sommer werde ich nach Dorpat, um noch einige Folianten dänischer Chroniken durchzunehmen — und dann mich an die dänische Periode der Geschichte von Harrien und Wierland machen; auch nach Stockholm müßte ich. Die eigentlichen Geschäfte gehen ihren alten Gang, der nichts schneller geworden als er war, der Jupiter hat faktisch in einer wichtigen Sache sich günstig gezeigt, desto weniger sind es die niederen Götter, die aber bekanntlich im Olymp Alles lenken. Man hat im Auslande uns in letzter Zeit abermals einige Aufmerksamkeit geschenkt, der Effekt für uns ist aber kein guter, und ich wünschte, daß die Leute einsähen, daß für jetzt jede solche Demonstration uns keinen Nutzen bringt, wohl aber Nachtheil, und gerade jetzt am meisten, wo in sehr wichtigen Fragen entschieden werden soll und alles von der guten Stimmung Oben abhängt. Die Herren Ausländer spielen ein gefährliches Spiel, bei dem wir Inländer die Verlierenden sind. — Sonst geht eben Alles, wie gesagt, seinen gewohnlichen Stiefel, und ich danke es nun meiner Bibliothek und meiner Phantasie, daß ich nicht auch ein Philister werde, der sich wie des Färbers Gaul im Kreise herumdreht, so ein Vetter Michel, wie ihrer Dutzende hier mit den allerkontentesten Physiognomien das Pflaster treten. — Wenn wir einst wieder zwischen wallenden Saatfeldern oder unter dem Schatten des edlen Tannenbaums neben einander wandern, wollen wir recht viel von Rom, von Italien sprechen. Wir sind in sehr verschiedenen Stimmungen an sich schon verschiedener Charaktere dort gewesen. Du bedarfst freundlicher Umgebung, um Dich wohl zu fühlen, ich der Einsamkeit, damals hätte mich Jeder gestört, der neben mir vom Janiculus herab die in der Abendglut brennende Stadt bewundert, neben mir auf den Stufen des Kreuzes im Colyseum gesessen, wenn bei Mond dieser einzigen Ruine die gigantischen Proportionen der Phantasie geliehen — oder mit mir durch die langen Taxusalleen der Villa Albani gewandert, wenn im blendenden Glanze italienischer Mittagssonne sich mir das antike Leben offenbarte. Sollte ich noch einmal nach Rom, — dann möchte ich nicht allein sein. Das Damals ist überwunden und abgeschlossen.

29. April. Ich wollte Dir noch gestern Abend schreiben, allein ich war in einer Gesellschaft von lauter Damen, wo aber recht gute Musik zu hören war; die klang mir denn so in den Ohren, daß ich nichts weiter tun konnte, als auf und nieder gehn und endlich schlafen. Deine Nachrichten von Frolow haben mich sehr interessiert, ich verstehe zu ermessen, wie dem Armen zu Mute sein muß. Möchte er nur nicht sich jetzt ganz der Kunst ergeben wollen — weder Kunst noch Poesie vermögen nachhaltig gegen einen wahren Schmerz zu wirken, dem der Mann sich nun einmal nicht ganz überlassen darf; nur die Wissenschaft stählt die Seele, indem sie der Geisteskätigkeit, die sonst immer wieder das eigene Herz beschaut, bestimmte Bahnen anweist. Ich habe verwandte Zustände durchgemacht und habe einige Erfahrungen. — Doch nun Lebewohl, liebster Freund, — bewundere das Schöne, ohne Deine Gesundheit anzugreifen, — dichte, ohne Dich in dem Reiche der Phantasie zu verlieren und denke an Uns ohne zu sanguinische Hoffnungen und Handlungen; grüße mir den Genfersee und namentlich die Savoyer Alpen von der Terasse bei der Kirche von Montreux. Dein G. B.

XV.

Reval, den 7/19. August 1841.

Wenn ich nicht gern morgen diesen Brief absendete, würde ich heute nicht schreiben, — so verstummt und ostseemüde bin ich heute. Wenn wir uns wiedersehn, kann ich Dir den Grund sagen, für jetzt so viel, daß ich mit meiner guten Streitart auf der Bresche stehe und wachsam bin, aber mehr die gutmütige, doch matte Besatzung fürchte, als den Feind. Heute hab' ich denn wieder einmal an dem alten Liede mich müde gesungen, etwas wird es helfen, aber nicht gründlich, und das macht, daß mir der Himmel nur wie ein alter Backtrog erscheint. Gott helfe den Söhnen, an den Vätern hat er eben keine große Kunstfertigkeit bewiesen. Wahrlich, es ekelt einen an, wenn man sich eingestehen muß, daß man der Allerbesten einer ist! Doch genug davon, besonders da wir uns vielleicht noch diesen Winter sehen werden. Wenigstens drohst Du damit, drum anders kann ich Deine Erklärung, diesen Herbst kommen zu wollen, nicht bezeichnen. Um des Himmels willen, wenn es irgend möglich zu machen ist, so bleibe noch einen Winter draußen, Deiner Seele und Deines Körpers wegen, beiden würde ein längerer Aufenthalt in Rom nichts schaden, wer den heurigen Sommer erlebt, muß wünschen nie

zu erleben, wie der Winter hier tut. Genug, hänge Deine agronomischen Wünsche an den Nagel, gehe nach Rom, lebe Dich dort ganz ein, fühle Dich an den Erinnerungen der Kunstvollendung und der grandiosen Landschaft der Weltstadt und kehre dann im nächsten Jahre frisch und froh heim; zum Leben hier bedarf man vieler Kraft.

Deinen Venezianischen Brief erhielt ich vor acht Tagen — den späteren Wiener vor zwei Wochen. Der rasche Flug des ersteren durch Italien hat mich unendlich angesprochen; die Vergangenheit erwachte und ich war wieder selbst, wo die Myrthe hoch und hoch der Lorbeer steht. Diese Stimmung hatte ich längst erwartet und nahm nun gleich Goethes italienische Reise zur Hand, denn so wollte ich sie nach langer Zeit wieder lesen. Jetzt habe ich ihn erst recht als Menschen, trotz aller seiner mir gerade besonders widerwärtigen Schwächen, lieb gewonnen. Es ist doch eine herrliche Sache um so einen ganzen Menschen! besonders wenn man das Flickwerk des eigenen Selbst betrachtet. Und doch von all seinen Wundergaben beneide ich ihm doch am meisten, Alles was er sieht und hört, ganz erfassen zu wollen, sich nie und nirgend mit einem Schein, einem Schall, einer vagen Vorstellung zu begnügen. Denn da liegt meine größte Schwäche; es ist immer Zeit seine Fehler zu bessern, aber immer weiß man tausend und abertausend Gründe, warum man nicht gleich daran gehen kann. Ich habe das Buch nicht aus der Hand gelegt. Wer aber selbst nicht in Italien war und daraus ein vollständiges Bild zu entnehmen glaubt, irrt. Goethe war ein ganzer Mensch, d. h. ein in sich vollkommen abgeschlossener, der Alles erreicht, was er erstreben konnte. Aber eben deshalb fehlte ihm noch Vieles, denn ein solches sich in sich abrundendes und erfüllendes Dasein ermangelt des großartigen Strebens nach den Gütern, die erst die Zukunft der Menschheit bringen kann, ihm fehlte das schmerzlich schönste Zeugnis des in uns waltenden Weltgeistes. Er ist zu antik für das Zeitalter, in dem er lebte sowohl als auch für uns. Seine Schilderung Italiens kann allein ebenso wenig genügen, als die Byron's, der wieder zu modern ist in dem Gegensatze, wie Goethe selbst die beiden Bezeichnungen braucht. Die Wahrheit liegt in der Mitte, und es scheint mir, als ob in Deutschland wenigstens dieser Begriff sich allmählich die Herrschaft erkämpfen wird, wobei mir die Halleschen Jahrbücher aber zu sehr dem Goetheschen Extrem sich zu nähern scheinen. Doch genug davon, da es nicht meines Amts ist. Aber was soll ich Dir von hier,

von mir sagen. Die Leute sind eben nicht wert, daß man sich ihretwegen abmüht, und was man tut, tut man doch auch wieder nicht mit der gehörigen Kraft und Nachhaltigkeit. Ich kann in dieser Beziehung von mir eben nicht Besseres rühmen; es fehlt aber auch überall, an Gesundheit, an Mitteln, an Unterstützung anderer, — nur Herkules vermochte allein den Stall des Augias zu reinigen.

Ich schrieb Dir zuletzt am 26. April und sandte den Brief mit einem von Bubberg an Gernand[1] — Du scheinst ihn aber nicht erhalten zu haben. Ende Mai machte ich einen Ausflug aufs Land, der sich bis an den Heiligensee erstreckte, natürlich auch Dorpat berührend, wo ich viel mit Blum verkehrte, auch alte Chroniken studiert habe. Mit Blum und seiner Frau im Garten bei wohlbesetzter Tafel und bei gutem Weine von Deutschland und seinem geistigen Leben sprechen, tut wohl nach langer Geistesdürre. Weniger bekam mir das Landleben, weil ich ein Zuhause haben muß, um mich wohl zu fühlen — und das mir doch auch bei den liebsten Freunden fehlt; das ist ein Jugendfehler, der mit dem Alter immer stärker wird. Die Johannizeit war hier recht unangenehm; die meliores regni speiseten gewöhnlich zusammen, der Akademiker Baer, Prof. Madai[2] und hin und wieder ein anderer wurde dazu gezogen, und so gab es recht gemütliche Mittagsmahle, freilich nicht außerordentlich interessant, weil der Gesichtskreis fast aller ein beschränkter ist, und Baer eben auch nur in den Naturwissenschaften ausgezeichnet ist. Der kleine Poroschin[3], jetzt Professor in Petersburg, machte mir recht viel Freude. Ansprechend war auch die Versammlung der Agronomen, wobei Lilienfeld und Peetz in Betreff der Bauerverhältnisse tüchtig ins Feuer gingen. Letzterer Gegenstand beschäftigt uns sehr. Graf Stackelberg-Ellistfer wohnt bei mir; er war in Stockholm und hat für historische Forschungen manche interessante Verbindung angeknüpft.

Das Badeleben ist brillant, auch der jetzige Tribomanus Graf Bludow[4] ist hier; wir gaben ihm ein Diner. Er ist sehr charmant und zuvorkommend, aber unter Einfluß des Höchsten, der, soweit wir es ihm möglich machen, uns geholfen; denn was

---

[1] Oberhofgerichts-Advokat M. Gernand.
[2] Der Dorpater Professor des Kriminalrechts Karl Otto von Madai.
[3] Viktor Poroschin geb. 1809, Professor, dann Gutsbesitzer, lebte in Paris (Allg. acad. 2610).
[4] Graf Dimitri Nikolajewitsch Bludow, geb. 1785, 1832 Minister des Innern, 1836 Justizminister, Vertrauter und Gehülfe Alexander II. bei dessen Reformen. † 1864.

wir verlieren, verlieren wir durch unſre Schuld. Ich habe immer an der Fähigkeit der Leute gezweifelt, — dennoch bin ich überrascht worden! Auch bin ich den Leuten kein bequemer Geſelle, werde indeſſen reſpektiert. — Den nächſten Winter muß ich hier wirken und ſchaffen; möchten mir nur nicht Geduld und Kraft ausgehen. Schon um mich dafür zu ſtärken, müßte ich nach Rom. Gehe Du nach Rom zurück! ich ſage es noch einmal.

Dein G. B.

XVI.

Teurer Freund. Revat, den 20 November 1841

Langes und ernſtes Unwohlſein hat mich abgehalten Dich früher im Vaterlande willkommen zu heißen. Möge ſein rauhes Klima, ſeine morotiſche Temperatur Dich nicht wieder zurückſetzen. Ich hatte die Abſicht Dir einen ſehr langen Brief zu ſchreiben und hätte Dir auch viel zu ſagen, allein ich darf noch erſt wenig ſchreiben und ich möchte lieber mit Dir ſprechen Wenn mein Arzt es erlaubt, denke ich in Mitte Dezember nach Kayafer zu reiſen, wo Du hinkommen mußt, oder ich komme auch nach Dorpat, wo ich Lunge ſprechen muß und dann auch Blum, Reutz ſehen möchte In der nächſten Woche hoffe ich wieder Lunge und Feder in Ordnung zu haben, um an der Kommiſſion für Bauerangelegenheit teilzunehmen, d. h. als Protokollführer, bei Gelegenheit aber wohl auch Sprecher, wenn man in mein Gehege kommt. Von den Gliedern ſind Potkul, Fock und Liſenfeld in der allerbeſten Stimmung, die andern ſchwanken — O. Grünewaldt bildet die Oppoſition, Peetz und ich ſuchen zu influenzieren, do wir nicht ſtimmen. Ich freue mich ſehr auf dieſe Verhandlungen, denn tüchtige Köpfe, tüchtige praktiſche und teilweiſe theoretiſche Kenntniſſe werden ſich herumbolzen. Im Dezember werde ich Euch wohl das Reſultat mitteilen können. Verhinderung des Sprengens, Pachtmaxima, längere Pachttermine, ſtrenge Gemeindeordnung, Vorbereitung zum Übergange zur Kornpacht werden wohl die Grunddedingungen ſein, — Eigentum und Erbpacht ſind hier noch unmöglich. Auch die Bauerbehörden werden wohl ins Gebet genommen werden. Wenn es möglich iſt, ſo ſchreibe mir noch, vor allem aber ſieh darauf, daß in Dorpat nicht unnütz raiſonniert wird; es kann gerade jetzt von großem Schaden ſein.

Dein G. B.

XVII.

Teurer Freund. Reval, den 6. Januar 1842.

Ich benutze die Estafette an Oettingen, um Dir einen Aufsatz von mir über Erbpacht und Eigentum[1] zu schicken und einen andern von Peetz, der vieles Gute enthält nebst dazu gegebenen Erläuterungen, indem Buddberg die Sache falsch verstanden hatte. Ich bin seit dem 20. Dez. bis vor wenige Tage sehr angestrengt worden, da ich in dieser Zeit den heute an Oettingen abgehenden ersten Teil der Motivierung unsrer Anträge an den Landtag ausgefertigt, und auch den 2. Teil, der noch abgeschrieben wird, aber in 2 Tagen folgen kann — übrigens ungefähr dasselbe enthält, was Du in meinem Aufsatze findest, den ich erst gestern beendet. Teile letzteren befanders meinem karthagmenischen Freunde mit und toge ihm, daß ich sein Schreiben vom Oktober am 20. Dez. erhalten habe. Ich hätte ihm gern geschrieben, aber die Zeit mangelt, und er weiß aus eigener Erfahrung, daß man auch schweigend der Freunde gedenkt. Ich bitte ihn sehr meinen Aufsatz gehörig zu prüfen und daraus zu ersehen, wohin das Eigentum jetzt führen muß. Auch ein morsches Haus reißt man nicht ab, ehe man sich ein anderes Obdach verschafft. Oettingen wird Euch wohl die hiesigen Anträge mitteilen; sie sind ein treues Bild der hiesigen Zustände, wie sie sich mir aus der Diskussion der Kommission und meinen eigenen Forschungen ergeben haben. Die Vorschläge der Kommission werden mit wenigen Abänderungen das Passendste für die hiesigen Verhältnisse sein. Gib meinen Aufsatz dem Ellisterschen zu lesen, wenn er ihn verlangt, im Übrigen aber behalte ihn für Buddberg, der ihn E. Rapp mitteilen soll. Deine statistische Nachforschungs-Kommission ist totgeboren, mein Bester, ich kenne unsre Landsleute besser, dergleichen führt zu gar nichts. Seid auf dem Landtage[2] vorsichtig mit jedem Worte und hütet Euch vor falschen Freunden. In diesem Sturm muß man geschickt lavieren, um nicht unterzugehen, was nur dem Teufel Spaß machen würde. Ich deraisonniere nicht, raisonniere nur mit dem, der nützen kann und handle mit Vorsicht, habe aber damit mehr erreicht, als Eure stürmischen Debatten des letzten Landtages zuwege gebracht. Frage Buddberg um Stackelbergs Antrag an den

---

[1] Vgl. „Erinnerungen" S. 151 ff.

[2] Es war der denkwürdige Februar-Landtag von 1842, auf welchem Hamilkar Fölkersahm mit seinen Ansichten das erste Mal auftrat.

letzten Konvent[1]. Wenn Ihr mir glauben wollt, so bringt diese drei Fragen: Autonomie, Schule und Beamten nicht auf den Landtag, sondern sorgt im Stillen, daß Ähnliches geschieht wie hier, Ihr könntet es zu spät bereuen! Ich bin zwei Jahre in der Schule gewesen und habe viel gelernt an Menschenerkenntnis und Geschäften. Die Opposition mobilisiert sich überall, wenn sie ins Ministerium kommt, ohne deshalb ihren Grundsätzen zu entsagen. Allen Freunden meinen Gruß, besonders Blum und Reutz.

Dein G. B.

XVIII.

Reval, den 28 April 1842

Teurer Freund.

Denke Dir einmal, daß ich mit Dir Rollen getauscht und empfange freundlichst einige flüchtige Zeilen auf Deinen lieben langen Brief. Der Frühling übt seine entnervende Wirkung auf mich, flankiert von einer Unmasse offizieller Wischloppen-Schreibereien, so daß ich zu einem vernünftigen Brief garnicht fähig bin. Überdies hoffe ich Dich um die Pfingstzeit zu sehen, wo es dann viel bequemer sein wird zu plaudern, als zu epistolieren. Ich denke gegen den letzten Mai in Kayafer zu sein und vor dem 5. und nach dem 9. Juni so disponibel zu sein, daß ich auf ein paar Tage zu Dir nach Kurrista kommen kann; lieb wäre es mir, wenn ich dort mit Budberg und Fölkersahm zusammentreffen könnte. Suche das zu arrangieren, oder ja, daß wir allein sind. Dann konnten wir uns über die Bauersachen mit Muße verständigen. Ich bin 14 Tage in Petersburg gewesen, wovon sich auch Einiges erzählen läßt. Dort befand ich mich sehr wohl, kutschte den ganzen Tag herum, aß sehr gut und trank noch besser, ruderte unter den Palmenhainen des botanischen Gartens, hörte Liszt und lachte all das dumme Volk aus. Hier angekommen, war ich krank, habe mich aber wieder ganz erholt, insoweit es bei meiner poetischen Natur im Frühling möglich ist, wo ich immer alle Mühe habe meine Vernunft zusammenzuhalten und körperlich nicht zusammenzusinken. Mir ist dann zu Mute wie dem Kranich mit gebrochenem Flügel, wenn die andern in die Heimat ziehen. — Lebewohl, Lieber, sei gesund und stark.

Dein G. B.

[1]) Brevern's Ansicht fand ihren Ausdruck in einem Antrage des Landrats Grafen Stackelberg-Ellistfer auf dem Oktober-Konvent von 1841, welcher vorschlug eine Kommission zu ernennen, die Vorschläge zu einer Reorganisation der Agrargesetze machen sollte. Der Antrag wurde angenommen (Stael, „Fölkersahm" S. 13.)

XIX.

Reval, den 28. April 1843.

Teurer Freund.

Seit wir uns nicht gesehen, ist bald ein Jahr verflossen und Vieles in demselben geschehen. Wie wär's, wenn wir in diesem Frühling wieder irgendwo zusammentrafen — bei Dir, oder in Rujen[1], oder bei Goswin. Vom 15. Mai bis 20. Juni ungefähr werde ich mich hoffentlich hier losmachen können und will auch nach Kurland. Schreibe mir bald darüber, damit der Brief mich noch erreicht; schicke ein Duplikat nach Kayafer, obwohl ich nicht weiß, ob ich nicht die andere Straße, direkt zu Fölkersahm reisen werde und von da weiter.

Dein G. B.

Gestern erhielt ich die offizielle Nachricht, daß die theologische Fakultät gerettet ist.

„Im Februar 1844 kehrte ich nach Reval zurück. Persönliche und allgemeine Verhältnisse veranlaßten mich, offiziell den Grafen Grafen Bludow um Anstellung in seinem Departement zu ersuchen. Ich nahm meine Entlassung als Sekretär der Ritterschaft und siedelte Anfang Mai nach Petersburg über — wahrlich nicht leichten Herzens[2]."

XX.

St. Petersburg, den 30 Januar 1847.

Liebster Krüdener.

Deinen Brief habe ich durch Todiesen erhalten und danke Dir sehr, würde es aber noch mehr tun, wenn Du mir nun auch einige Details des Ablösungsplanes, überhaupt was in der Kommission geschehen, verschaffen könntest; der älteste Stenbock wird im Februar nach Dorpat und könnte mitnehmen, was Du mir mitteilen willst. Von hier kann ich Dir nur sagen, daß Eure Leute toll genug sind zu glauben, man könne noch ohne etwas zu tun durchkommen, worin sie einerseits von Denen bestärkt werden, die jeden Vorschritt fürchten, weil sie ihn werden nachmachen müssen, — anderseits von Denen, welche sie schon 1842 getäuscht, und auch jetzt im Voraus darüber frohlocken, wie trotz des offenen kaiserlichen Wunsches die egoistischen Deutschen nichts

[1] Hamilkar v. Fölkersahm besaß Groß-Rujen bei Fellin.
[2] „Erinnerungen" S. 148.

tun werden. Wehe Euch, wenn Ihr in die Falle geht. Mit Eſtland ſpielt man dasſelbe Spiel — aber auf ein paar dorkige eiſerne Naturen rechne ich; ſchon ein Aufſchub des Landtages über den Sommer hinaus kann hier falſch ausgelegt werden. Nur ein raſches und kräftiges Fortſchreiten in der Emanzipation des Bauerſtandes kann uns vor den Augen des Kaiſers, der öffentlichen Meinung und unſerem eigenen Gewiſſen wieder heben — ſolange das nicht geſchieht, iſt auf nichts weiter zu hoffen. Ich bin ſehr beſchäftigt, daher nur dieſe wenigen Worte Lebewohl.

G. B.

Der Afrikaforſcher Wilhelm Junker.

Von

Paul Falk.

I. 1840—75.

Neben unſrem Georg Schweinfurth ſteht **Wilhelm Junker** als einer der großen Entdecker „im Herzen Afrikas“ da! Sein Standardwerk: „Reiſen in Afrika“ 1875—1886. 3 Bde. Wien 1889—91. 8°, mit zuſammen XLVIII u. 1885 Seiten, 140 Vollbildern, 385 Textbildern, 28 Karten, mehreren Plänen und 2 Stammtafeln bildet ſein monumentum aere perennius! Neben dieſem großen Werke bildet die Biographie ſeines Freundes L. Heveſi: „Wilhelm Junker. Lebensbild eines Afrikaforſchers“ (Berlin 1898) bei folgender Studie die Hauptquelle.

Als Johann Wilhelm Junker, geb. den 6./18. April 1840 in Moskau, kaum drei Monate alt war, verließ die Familie, der Vater gleichen Namens und die Mutter, verwitwete Wehrle, geb. Schönhell, im Sommer 1840 das „Herz Rußlands“ und ſiedelte nach St. Petersburg über, wo der Vater das bekannte Bankhaus „Junker & Co.“ gründete. Indeſſen brachten es die Verhältniſſe mit ſich, daß der Vater ſchon 1844 die Verwaltung des Bankhauſes ſeinem Bruder überließ und aus Geſundheitsrückſichten mit ſeiner Familie nach Göttingen überſiedelte. Allein die Tage ſeines Vaters waren gezählt, denn 1847, wo unſer Held als 7jähriger zur Schule gehen ſollte, verlor er ſchon die väterliche Stütze. Die nur 33 Jahre alte Mutter, die ſo zum zweiten Male Witwe wurde, widmete ſich nun ganz der Erziehung ihrer vier Kinder (Fritz, Sophie, Wilhelm und Julie). Als Vormund der Kinder

war der Bruder des Vaters und Kompagnon der Firma „Junker & Co.“ testamentarisch bestimmt. Dieser nahm 1849 den älteren Bruder Fritz in die nardische Residenz, um ihn für das Geschäft zu erziehen, deren Chef er später wurde. Den bis zu seinem 11. Jahre im Hause erzogenen Wilhelm gab er 1851 in eine Erziehungsanstalt Wiesbadens.

In dieser Erziehungsanstalt mit Pension hielt es aber unser W. Junker nur vier Monate aus und wurde darauf in der Erziehungsanstalt von Devrient in Lausanne untergebracht, welche Pension er erst mit 15 Jahren verließ. Mit seiner Mutter und seinen beiden Schwestern reiste er darauf über Kreuznach und Nordernay, Tilsit und Riga nach St. Petersburg. Hier besuchte er auf Wunsch des Onkels die ausgezeichnete Petri-Kirchenschule, und da er, wie alle ideal angelegten Menschen, viel Sinn für Poesie hatte, so nahm er noch private Literaturstunden. Als Kind seiner Zeit wurden auch ihm Heinrich Heine und Victor Scheffel die liebsten Dichter, deren Verse er fast alle auswendig kannte. In der Satire und in dem Humor dieser beiden Dichter fand er die Kraft über so manches Ungemach seines Lebens sich mit Gleichmut hinwegzusetzen.

Mit 20 Jahren kam er 1860 nach Dorpat, um Medizin zu studieren. Das Studentenleben gefiel ihm daselbst sehr. „Nicht zu vergleichen mit St. Petersburg“, bemerkt er in einem Briefe an die Seinigen. — Bezeichnend aber für seinen Charakter ist besonders folgende Stelle in einem Briefe an seine jüngere Schwester Julie, als sie 17 Jahre alt wurde:

„Ich wünsche Dir nun alles irdische Glück, welches einem Menschen widerfahren kann, aber zugleich wünsche ich auch Dir, im Glück das Vermögen zu haben, demselben nicht zu trauen und nicht in demselben übermütig zu werden; bedenke, daß es nicht dauernd ist und sein kann, denn es gibt keine Rosen ohne Dornen!“ . . . „Wen das Glück in der Jugend zu sehr begünstigt, den verläßt Fortuna im Alter“, beschließt er seinen Kassandraruf.

Die Verhältnisse brachten es mit sich, daß er schon 1861 Dorpat verließ, um in Göttingen weiter zu studieren. In den Sommerferien befand er sich meist mit seiner Mutter und den beiden Schwestern auf Helgoland. Da, eines schönen Tages begab er sich mit einem alten Fischer auf einer kleinen Barke ins offene

Meer, um dem alten Mann beim Fischen zu helfen. Allein auf hoher See, erhebt sich ein furchtbarer Sturm, so daß der Alte den Jungen am Mast festbindet, da die Sturzwellen über die Barke stürzen. Erst nach zwei Tagen und Nächten harter Prüfung — wo Mutter und Schwestern ihn bereits tot glaubten — gelingt es den Beiden, mit Erbeutung einiger Seehunde, die holländische Küste zu erreichen.

Fünf Jahre hatte Junker Medizin in Dorpat und Göttingen studiert und sollte nun sein Doktor-Examen ablegen, doch er hatte das Pech mit Pomp durchzufallen. Etwas verdrießlich kehrte er nun der Stadt den Rücken, um in Prag seine Studien fortzusetzen. Allein nicht lange hielt er es dort aus, denn immer klarer wurde es ihm, daß er zum „Heilkünstler“ nicht geboren sei, es zog ihn ins Bereich der Naturwissenschaft.

Mit diesem Gedanken begab er sich im nächsten Jahre 1867 nach Petersburg, um mit den Seinigen in Peterhof den Sommer zuzubringen. Dort baute er sich ein Aquarium und ging seinen naturwissenschaftlichen Liebhabereien nach. Bei diesen Beschäftigungen ertappte ihn ein reicher Onkel, der aus Californien gekommen war, um seine Verwandten zu sehen und dabei auch die Familie Junker besuchte. Die Erzählungen dieses Onkels beschäftigten ihn lebhaft. Auch er wollte sein Studium aufgeben und in Amerika ein neues Leben beginnen, doch davon wollten die Seinigen nichts wissen, und es kostete ihnen viel Mühe, diesen Reisedrang in ihm zurückzuhalten. Schließlich bewilligte man ihm eine kleine Forschungsreise zu unternehmen, da man mit ihm nicht gut fertig wurde — und er begibt sich über Finnland, Schweden, Dänemark 1869 nach Island, wo ihm die ersten wissenschaftlichen Lorbeeren erblühen sollten.

Von Reykjavik aus besuchte er unter anderen Orten selbstredend auch Hekla und Geysir, wie die übrigen kleinen heißen Quellen, die man dort „Strokkr“ nennt, und reizte sie zur Eruption durch Einwerfen von Rasenstücken, wobei er sich leicht hätte verbrennen können. Ja, er nimmt sogar in dem etwas abgekühlten Wasser ein Bad. Auf seiner Weiterwanderung besucht er die berühmte Tropfsteinhöhle zu Surtsheller. Er sieht sie angefüllt mit phantastischen Säulen, Spitzbogen, Brücken aus Tropfstein und Eismassen. Die Höhle beleuchtet er bengalisch und muß sich

sagen: eine Märchenszenerie aus „Tausend und einer Nacht“ kann man sich nicht wunderbarer vorstellen.

Von Akreyri, der zweiten Hauptstadt Islands, besucht er den berüchtigten Mückensee „Myrata“ und sieht bei Reykjahlid den prächtigen Wasserfall, dessen Dunstsäule weit sichtbar ist. Dieser fällt in Kaskaden in einem halbkreisförmigen Kessel. Von da begab er sich in Begleitung Peter Jansens am 16. August 1869 zu der größten Merkwürdigkeit Islands, zu den rauchenden Schwefelbergen. An hunderten von Stellen steigen dort Dampfwölkchen, oft in Säulen und Fadenform empor. Die Stellen in diesem Schwefel-Sandgebirge sind natürlich zu meiden. Wie lebensgefährlich diese Ausdünstungen sind, beweist die Tatsache, daß man im weiten Umkreise dieser rauchenden Schwefelberge kein organisches Leben, nicht einmal eine Mücke nach eine Maosart vorfindet. Aber um so großartiger schimmert der niedergefallene Schwefel in allen denkbaren Farben in der Sonne. Und diese Schwefelberge ziehen sich über 30 Werst im Umkreise hin. Inmitten vieler kleiner Krater auf warmem, ja oft heißem Boden wagen sie zu wandern, um zu sehen und zu hören, wie unter gurgelndem Geräusch die Schwefelpfuhle eine dunkelgraue, teils dickflüssige, teils breiige Masse unter starker Dampfbildung emporarbeiten. „Der Gischt und die großen Drucktropfen färben die wallförmigen Ränder ebenfalls grau. Der Eindruck dieses Naturschauspiels ist ergreifend, ja beängstigend“, heißt es in seinem Tagebuch. — Sartarius v. Waltershausen sagt: „Falls die Hexen im Macbeth für ihre infernalen Beschäftigungen noch keinen geeigneten Platz gefunden hätten, so könnte der böse Feind ihnen keinen besseren Rat geben, als ihre Werkstätte hier aufzuschlagen.“

Von Island aus besuchte Junker im September 1869 auf der Rückreise die Faröer-Inseln und hier erlebte er die erste Forscherfreude. Er fand, daß die Inseln auf Andrées „Globus“ falsch verzeichnet stehen und es gelang ihm diesen Fehler zurecht zustellen. — Mit diesem Erfolg begab er sich nach Göttingen und promovierte. Merkwürdigerweise kam er durch und wurde Dr. med., obgleich er sich mit allem Möglichen, nur nicht mit der medizinischen Wissenschaft in letzter Zeit beschäftigt hatte.

Darauf begab sich Junker nach Berlin mit dem Gedanken, Spitzbergen zu untersuchen, aber die Familie war dagegen und

wünschte, er sollte sich auch einen Gelehrtengrad in Rußland erwerben. Er ließ sich überreden und begab sich zu diesem Zweck nach Dorpat 1870, das er nach 10 Jahren wiedersah. Er hielt es aber auch dieses Mal nicht länger als ein Jahr dort aus, da ihm das Glück im Examen der verschiedenen medizinischen Fächer in Dorpat nicht so günstig war wie im Jahre zuvor in Göttingen. „Es scheint" — schreibt er im Januar 1872 aus Dorpat seiner Schwester Julie — „als ob Du wahr gesprochen und ich wirklich unter keinem Glückstern geboren sei."

Er kehrte darauf der Musenstadt „Embach Athen" zum zweiten Mal den Rücken und reiste über Petersburg nach Deutschland, wo ihn in Berlin der Engländer Prof. Willmans überredete, ihn nach Tunis zu begleiten.

Der 33jährige W. Junker nahm diesen Vorschlag an und so reisten sie beide im Juli 1873 von Berlin nach Italien ab. Auf dieser Reise verlor Junker seinen Paß und mußte sich bei der russischen Gesandtschaft in Neapel einen neuen besorgen. Mit diesem neuen Paß kommt er über Syrakus und Malta in Tunis an. Dabei weht, wo er zum ersten Mal Afrika betritt, ihm zur abschreckenden Begrüßung der Scirocco mit 35° R. Wärme entgegen.

Um einigermaßen leben zu können, bezieht Junker ein Quartier, dessen Wände und Fußböden aus poliertem Marmor und Fliesen bestehen, die täglich wegen der unerträglichen Hitze mit Wasser bespritzt wurden. Da er auch hier aus dem permanenten Schwitzbad nicht kommt, bezieht er eine überaus merkwürdige Sommerwohnung in Galetto auf dem Mittelländischen Meer. Dort vermietete nämlich ein findiger Tunese kleine Schlafräume auf dem Meere, d. h. einen Bretterverschlag mit einem Bett und einer Treppe direkt ins Meer, um sich nach Belieben in der Nacht im Wasser abzukühlen und auf diese Weise endlich schlafen zu können.

Hier in Afrika nun reift in ihm allmählich der Gedanke, sein Leben der Erforschung dieses dunklen Erdteils zu widmen. Er lernt in Tunis auf praktische Art im Umgange zunächst Arabisch und bittet die Mutter „nicht immer Alles schwarz zu sehen und an Dinge zu glauben, die zwar nicht außer der Möglichkeit liegen, deren Eintreffen aber doch immer erst abzuwarten ist. Kommt

ein Krach im Leben, so ist erst dann die rechte Zeit einem motivierten Seelenschmerz freien Lauf zu lassen. Warum aber ewig sich in eine düstere Stimmung hineingrübeln?"

Auf seinen kleinen Forschungsreisen mit Willmans 1874 in der Regentschaft Tunis, die damals noch nicht französisch war, fühlte Junker sich wohl und munter. Doch als er mit Willmans bei Tabessa — die Grenze nach Algier — ins französische Gebiet gelangte, beginnt für ihn die Tragikomödie des Lebens.

Man hält ihn, trotz Paß und Legitimation, für keinen russischen Untertan, sondern für einen Preußen und Spion, der dazu noch „Junker" heiße, welches Wort nach französischen Begriffen soviel wie „Lieutenant" bedeuten soll. Nichts hilft; er wird von dem Engländer Willmans getrennt, der ruhig weiter reisen kann. Denn reisende Engländer kennt man, aber daß ein „geborener Moskowiter" in Afrika aus Liebhaberei herumreisen könnte, sowas war in der französischen Weltgeschichte noch nicht vorgekommen und somit ins Bereich von eitel Lüge und Trug zu verweisen! Dazu kam als Hauptverdächtigungsgrund sein Paß, der nicht in Rußland, sondern in Neapel ausgestellt war. Kurz unser Junker wurde als höchst verdächtige Persönlichkeit mit starker Eskorte über die französische Grenze geführt, doch dort, wo die große Wüste Sahara anfängt, da ließ man ihn auf einem alten Klepper in der Wüste einfach zurück.

Tag und Nacht in Bewegung brach sein Klepper, da in der Wüste kein Futter und kein Wasser zu finden ist, bald zusammen und so mußte J. seine Reise zu Fuß fortsetzen. Zerfetzt an Schuhwerk und Kleidern, zu Tode erschöpft, gelangte er endlich in Kef an, wo er auf der Straße liegen blieb. Die Mohamedaner waren menschlicher als die Katholiken — sie erbarmten sich seiner und beförderten ihn nach Tunis.

Man sollte glauben, nach diesem dornenvollen Entree in Afrika, dazu nach einer solchen Behandlung, nicht von Beduinen, sondern von Franzosen, hätte Junker vom dunklen Erdteil genug gesehen. Mit nichten! In Tunis fand er Briefe von Schweinfurth, Rohlfs und Nachtigall vor und er ließ sich durch sie bestimmen, „Dar-Fur" zu erforschen.

Zu diesem Zweck reiste J. nach Alexandrien ab, doch wie aus Spitzbergen — Tunis wurde, so sollte aus „Dar-Fur" im

Südosten der Sahora — die Erforschung der „Libyschen Wüste“ im Nordosten sein Ziel werden.

Am 6. November 1875 trat J. diese Reise an. Er befand sich hier im nordöstlichen Winkel der großen Sahara, zwischen dem Mittelländischen Meer und der Provinz Fajum, und sein Zweck wurde, festzustellen: 1) ob an der Küste entlang ein alter westlich gelegener Nilarm nachzuweisen sei, d. h. der sog. „Bahr-bilâ-mâ“ (Flußbett ohne Wasser) und 2) ob wirklich eine Depression des Natrontales vorhanden sei, d. h. ob diese Vertiefung unter dem Meeresspiegel liege und wie weit sie sich nach Westen ausdehne?

Zu diesem Zweck durchzog Junker von Alexandrien aus das zu erforschende Gebiet im Zickzack. Er kam so westlich bis zum eisernen Leuchtturm von El Amad und südlich bis zum berühmten Moeris-See, aus welchem sich der „Bahr Yussuf“ (Fluß Joseph) in den Nil südlich von Kairo abzweigt. Bei diesem See befindet sich bekanntlich die große Oase „Fajum“, die schon im Altertum eine große Kultur aufwies. Denn in ihrer Nähe befindet sich nicht nur die große Pyramide des Pharaonen Moeris (nach Herodot und Strabo), jetzt „Pyramide Hauwasch“ genannt, sondern auch das berühmte alte ägyptische Labyrinth, welches nach den Untersuchungen von Lepsius 1843 und Flinders Petrie 1888 — 200,000 Quadratmeter groß ist. — Nordwestlich gelangte Junker bis zum Natronlal (Wadi Natrun) und südöstlich bis zu den 11 kleinen Natronseen und den 4 alten koptischen Klöstern aus dem 5. Jahrhundert unsrer Zeitrechnung.

Das Resultat war, daß J. die erste Frage wegen des alten ausgetrockneten Nilarmes verneinen, aber die zweite Frage wegen des Natrontales bejahen mußte.

Junkers Verdienst bestand nun darin, nachgewiesen zu haben, daß sich überhaupt „keine frühere Nilmündung westlich von der jetzigen nachweisen läßt.“ Damit verschwand dieser sog. tote Arm des Nils auch von den Karten. Das war etwas Neues aus Afrika, denn ein eingewurzelter alter Fehler war damit für immer beseitigt. „Auch Schweinfurth schien mit meiner kategorischen Beantwortung der gestellten geographischen Fragen höchst zufrieden“ zu sein, schrieb er den Seinigen. In Kairo forderte Schweinfurth, als Präsident der Geographischen Gesellschaft daselbst, Junker auf, in der Monatssitzung einen Vortrag darüber zu halten. Junker

kam der Aufforderung nach. Es war sein erster öffentlicher Vortrag und zwar in französischer Sprache. Die Debatte ergab nun, daß sich J. durch diese kartographische Beantwortung der gestellten Fragen als Afrikaforscher gut eingeführt hätte.

II. 1875—79.

Wer einmal den Reiz der Forschung an sich selbst erfuhr und etwas entdeckte, was von Bedeutung war, der sehnt sich immer zu dieser Forscherarbeit zurück und wenn sie auch mit tausend und abertausend Gefahren verbunden ist. Wer diesen Reiz empfunden hat, der achtet sein Leben gering und weiht sein kurzes Erdendasein mit Freuden der Erforschung der uns umgebenden Welt.

So war es denn auch mit Wilhelm Junker der Fall. Den dunkeln Erdteil wissenschaftlich zu erhellen, trotz aller Gefahren, von denen der Afrikareisende ringsum bedroht ist, wurde nun sein Ideal. Da aus seiner Forschungsreise nach Dar-Fur wegen der damaligen Aufstände daselbst nichts werden konnte, so wollte Junker südlicher davon auf irgend eine Weise ins Zentrum Afrikas, um die noch immer nicht gefundenen Quellen des Nils kartographisch festzusetzen.

Schon seit dem grauen Altertum zerbrach man sich über diese Nilquellen den Kopf. Wohl wußte man, daß der blaue Nil (Bahr el Azrag) aus dem Tsana-See in Abessynien entspringe, aber wo die Quellen des weißen Nils (Bar el-Abiad) zu suchen waren, war ein Rätsel. Teilte sich doch dieser im großen Sumpfsee „Nô" in zwei große Zuflüsse: den Bergfluß (Bar-el-Gebel) bis zum Victaria Nyanza See und den Gazellen-Fluß (Bar el-Ghasal) bis zur Wasserscheide des Congo-Gebiets. Namentlich dieser letztere große Gazellen-Zufluß hatte den Forschern gewaltige Kopfschmerzen gemacht. Auch unser Georg Schweinfurth, als er „im Herzen Afrikas" war, sah von diesen Nilquellen nichts.

Zu diesem Zweck reiste nun W. Junker in der Freiheitsperiode der Entwicklung seines Genies über Suez nach Sauâkin am roten Meer durch das unbekannte Barâka-Tal bis Gôlo-Conda südlich, dann westlich bis Kassata am Chor-el Gereb, dem nordöstlichsten Nebenfluß des Nils. Darauf durchquerte er dessen Zwillingsarm Atbara und kam, sich südwestlich haltend, bis zum

blauen Nil bei Aba Haràs. Diesen blauen Nil verfolgte er nun bis zu seiner Vereinigung mit dem weißen Nil bei Chartum.

Chartum war damals die Residenz des Gouverneurs Gordon-Pascha der Sudan-Provinz. Diesen merkwürdigen mohamedanischen Engländer, dessen Leiche nun in der Pauls-Kathedrale zu London ruht, gewann Junker sich zum Freunde. Bei ihm in Chartum traf er am 6. Mai 1876 ein und lernte auch den italienischen Afrikaforscher Romolo Gessi kennen. Mit diesem Kollegen befuhr Junker Ende Juli den blauen Nil aufwärts, obgleich er von Aba-Haras bis Chartum abwärts den Fluß bereits kennen gelernt hatte, indessen von Aba-Haras bis Sennaar aufwärts war für ihn auch diese Tour neu. Nach Chartum zurückkehrend, befuhr darauf J. allein den weißen Nil aufwärts bis zum Sumpfsee „Nô", d. h. bis zum Einfluß der Sobat in den weißen Nil. In diesem zum Teil noch unbekannten Zufluß, der wie der blaue Nil in Abessinien entspringt, gelangte er bis Nasser. Hier traf er den unglücklichen englischen Afrikareisenden Lucas, den er nach Chartum brachte. Von Bedeutung ist dabei die Tatsache, daß Junker auf der Fahrt auf dem Sobat 275 genau genommene Winkel des Flusses aufnahm und wenigstens den weiteren Oberlauf der Sobat mit ihrem großen Nebenflusse, der Dibbe, welcher auch in Abessinien entspringt, erkundete. Das war mehr, als Lucas' Papiere später auswiesen.

Auf Gordon Paschas Rat begab sich Junker darauf in die Bahr-el-Gebel- (Bergfluß) oder Äquatorial-Provinz Lado, d. h. in das Land zwischen dem Sumpfsee „Nô" und dem Victoria-Njansa-See. In Lado traf er mit dem nachmaligen berühmten Afrikaforscher Emin Pascha (d. h. mit dem Dr. Emil Schnitzer aus Thüringen) zusammen, der damals (Oktober 1876) als türkischer Regierungsarzt noch Emin Effendi hieß.

Von Bedeutung ist es, daß Junker aus Lado erst am 22. Januar 1877 aufbrechen konnte, um in sein eigentliches Forschungsgebiet, ins Quellenland der westlichen Zuflüsse des oberen Nils zu gelangen. Es war zunächst das Makaraka-Land, westlich des Fei, eines Nebenflusses des Bahr-el-Gebel, wo die berüchtigten A-Sandé-Neger vom großen Menschenfresser-Stamm „Niam-Niam" hausten. Als einfacher Forschungsreisender sich diesen sonderbaren Feinschmeckern zu nähern hielt Junker doch für etwas sehr gewagt

und schloß sich daher zunächst der starken Raubzug-Karawane Bahit-Agas an. Auf die Unmenschlichkeiten, die er dabei erlebte, näher einzugehen, verzichten wir. Interessanter dagegen ist die Tatsache, daß er hier zwischen dem Äquator und dem 5. Grade nördlicher Breite bei Tage eine tropisch afrikanische Hitze, doch bei Nacht eine sibirische Kälte aushalten mußte. Junker erzählt uns, wie in der Morgenkühle die Träger, die Last auf dem Kopfe, ihre Wanderungen antraten, um mit glimmenden Holzstücken in den Händen bald hier, bald dort den nackten Körper zu erwärmen. Zu diesen Kontrasten noch „tolles afrikanisches Unwetter", wobei die Zelte, die fest eingerammelten, plötzlich davonflogen und viele andere unvorhergesehene Zufälle und Zwischenfälle das menschliche Wesen unaufhörlich in Bewegung und Aufregung versetzten, als wäre man in einem „Hexenkessel der Natur".

In Kabajendi, im Quellengebiet des oberen Laufs des Jei legte Junker seine Zentralstation an, um von hier südlich bis zum Quellengebiet des Congo am Akki und zu den Mundu-Kalikas am Kibbi, westlich bis zum Sillt-Gebirge zu kommen. Dort nördlich bis zum großen Quellengebiet des Gazellenflusses (Bahr-el-Ghasal) des weißen Nils wohnten die Abaka-Neger. Zu diesen begab er sich und bereicherte hier auf der Wasserscheide der beiden größten Flüsse Afrikas unsere geographische Kenntnis wesentlich.

Selbstredend können wir hier nur die Resultate dieser denkwürdigen Erforschung des Herzens Afrikas aufzählen. So löste er die Nahl Jei-Frage dahin, daß es zwei selbständige Zuflüsse des Bergflusses (Bahr-el-Gebel) sind, welche sich nicht ineinander ergießen. Der Nahl erwies sich als der nördliche Zufluß des Bahr-el-Gebel. Junker hatte, als er diesen oberen Nilarm bis Lado befuhr, sämtliche Mündungen der Zuflüsse des Bohr-el-Gebel mit Kompaß- und Azimuthswinkelmessungen festgesetzt, weil er wußte, nur dadurch in kartographischer Beziehung einigen Nutzen zu schaffen. Das bei Tage notierte zeichnete er dann am Abend bei Licht mit verschiedenen farbigen Bleistiften ins Reine.

Noch bedeutender waren seine Erforschungen im Quellengebiet des oberen linken Nilarmes oder Bahr-el-Ghasal. Hier durchquerte er die vielen kleinen Zuflüsse desselben in ihrem Unter- und Oberlaufe. Er war hier in ein total unbekanntes Quellengebiet des oberen linken Nilarmes eingedrungen.

„Alle großen Zuflüsse des Bahr-el-Ghasal", erzählt er uns, „wurden in ihrem Unterlauf gekreuzt, stundenlang in ihrem Inundationsgebiet marschiert und häufig überschwemmte Niederungen passiert. Dazu dienten selbsthergestellte Brücken aus Zweigen und Stricken, 2—3 Fuß unter Wasser schwimmend, oder einfach über den Fluß gespannte Doppelseile, eines unter der Wasserfläche als Stützpunkt für die Füße, eines über dem Wasser zum Erfassen mit den Händen."

Auf eine solche und andere beschwerliche Weise gelangte seine große Karawane nicht nur bis nach Rumbek (Hauptsitz des arabischen Sklavenhandels), sondern noch nördlicher bis Djur-Ghettas. In diesen durch die unmenschlichen Razzien entvölkerten und ausgesogenen Gegenden im Bar-el-Ghasal-Gebiet trat für die große Truppe bald Nahrungsmangel, sogar Hungersnot ein.

Durch fast undurchdringliche Wildnis von Bambusdickicht, Sumpfwald und hohem Gras wurde endlich der große nördlichste Zufluß des Bahr-el-Ghasal, der Djur, überschritten und damit gelangte die Expedition ins Land der Mittu- oder Mahdi-Neger, wo die Reise noch schwieriger wurde.

„Der Weg ging durch verholztes Schilfrohr", erzählt Junker, „aus dem die Mahdi ihre Pfeilspitzen verfertigen. Niederungen mußten vielfach bis zur Brust im Wasser watend überschritten werden und mehrfach folgten wir ohne Weg den uns leitenden Elephantenfährten. Es ist das auch ein Lieblingsrevier des Löwen. Nächtlich erinnerte uns sein in der Einöde weithin hallendes Gebrüll an seine Nähe, daß die Lagerfeuer neu angefacht und die Wachsamkeit verdoppelt werden mußte."

Auf seiner Rückreise zur westlichen Wasserscheide der Riesenflußgebiete des Congo und Nil sollte Junker bald diese Höllentour und die ausgehaltenen Strapazen vergessen. Denn von Scriba-Mudewil im Norden am Djur-Billi bis zur Scriba-Gumba im Süden am Wau-Ssueh hatte J. auf der Wasserscheide eine große Anzahl Quellen des Nil und Congo festgestellt.

„Am 15. Oktober 1877 bestieg Junker den Gebel-Njirna im Sileigebirge und sah in einer Entfernung von 45—48 Kilometer deutlich den ersehnten Baginse, dessen Winkel er sofort ablas und niederschrieb." Damit war der Anschluß an die Schweinfurthsche Route gewonnen. Darauf lernte J. durch seinen ortskundigen

Begleiter Ringio (Häuptling der Bombés vom Menschenfresser-Stamme Niam-Niam) fast alle zum Bahr-el-Ghasal zwischen dem 8. und 4. Grade nördlicher Breite fließende Zuflüsse in ihrem Oberlaufe kennen. Nach südlicher gelangte er zu seinem nachmaligen Lieblingsfluß, den Uelle-Makua. Dazu kam er, indem er den Quellen des Jei nachging, um die südliche Wasserscheide des Nil und des nördlichen Congo festzustellen.

„Ich war am Kibbi, dem Quellenfluß des Uelle-Makua", erzählt Junker, „und hatte damit ein lang und beharrlich erstrebtes Ziel erreicht; es war mir vergönnt in Länder, welche vor mir noch keines Weißen Fuß betreten hatte, vorzudringen und unsere Kenntnis Afrikas zu bereichern." —

Indessen so verlockend es war weiter vorzudringen, mußte er am 1. Januar 1878 seine Heimreise antreten. Sie war schauerlich durch die unmenschlichen Szenen, die er unter den Menschenfressern mit erleben mußte. Endlich am 29. März langte er in Lado an, doch mußte er da bis zum Juni auf den Dampfer warten, der ihn nach Chartum und von da auf dem Nil abwärts nach Europa führte, wo er erst im September 1878 reisemüde und abenteuersatt ankam.

Worin liegt nun die große Bedeutung dieser zweiten Forschungsreise Junkers in Afrika? Darin, daß er der erste Europäer war, der das gewaltige Quellengebiet des oberen linken Nils in seinem ganzen unpassanten Umfange uns zuerst erschloß. Dabei die nördlichsten Congoquellen zuerst sah und kartographisch feststellte. Das war das Neue, das er uns aus Afrika mitbrachte. Nun erhebt sich zwischen dem 2. und 3. Grade nördl. Breite in den „Blauen Bergen Bakers" eine Bergspitze, welche die Wissenschaft ihm zu Ehren „Gebel Junker" benannt hat. Und an dem Fuße dieses gewaltigen Gebirges entspringt sein Lieblingsfluß der Uelle-Makua, der größte nördlichste Nebenfluß des Congo.

III. 1879—87.

Zunächst hielt Junker seine Afrika-Mission für abgeschlossen, allem je intensiver er sich bei seinen Vorträgen in Europa in die Ergebnisse seiner Reisen hineinarbeitete, um so stärker wurden die zweifelhaften Antworten, die er sich auf viele ungelöste Fragen geben mußte, die ihn zu quälen anfingen. So war sein Gemüts-

zustand im Winter 1878. Als der Frühling kam, wurde er immer unruhiger; und ungeduldig, mit sich selbst nicht zufrieden, finden wir ihn im Sommer 1879 in Deutschland bald hier, bald dort. Besonders seit seinem vielbesprochenen Vortrag im Juli 1879 in Berlin wird es ihm immer klarer, daß er noch einmal nach Afrika zurück müsse, als ob er da etwas Hochwichtiges vergessen habe. Da hält ihn denn auch nichts zurück. Er macht sich auf, um ohne Beschreibung seiner Reisen im Quellengebiet des westlichen Nil das Vergessene zu finden. Der Uelle Makua hat es ihm angetan! Fließt er vielleicht um alle die westlichen Nilquellen im großen Bogen nördlich vom Djur Bahr-el-Ghasal in den Nil? Oder macht er seinen großen Bogen nach Nordwesten in den Tschad-See? Oder ergießt er sich nach Süden in den Congo?

Er fühlte, daß wenn er diese Frage nicht sicher beantworten könnte, dieser Vorwurf seine afrikanische Laufbahn wie eine Unterlassungssünde belasten müßte. Er sah sich also genötigt, nochmals eine Rundreise im Herzen Afrikas zu vollziehen.

Er glaubte in einem Jahre diese Aufgabe lösen zu können. Daß er statt dessen 7 Jahre unfreiwillig in Zentral-Afrika als Verschollener und Totgeglaubter weilen sollte, das lag freilich außerhalb aller seiner Berechnungen, als er sich am 10. Oktober 1879 in Triest einschiffte.

Am 4. Januar 1880 war er schon bei seinem Freunde Gordan-Pascha in Chartum. Von hier durchschiffte er zum vierten Mal den weißen Nil bis zum Sumpfsee „Nô“ und nahm dann mit dem ägyptischen Dampfer „Ismailia“ die Fahrt in den Gazellenfluß (Bahr-el-Ghasal) auf, wo er den ersten großen Zufluß desselben, den Maijeh-bita-Arab kartographisch aufnahm. Da er ihn aber für zu unbedeutend fand, um der gesuchte Zufluß des Uelle-Makua zu sein, fuhr er weiter. Ebenso erging es ihm mit dem Bahr-el-Arab, obgleich er sich in einer seeartigen Erweiterung in den Gazellenfluß ergießt. Darauf sah er sich genötigt, die Reise noch südlicher zu nehmen und fuhr den Djur vorbei bis nach Meschra-el-Req am Tandj. Auf dieser Fahrt nahm Junker den Gazellenfluß durch 1781 genau visierte Winkel auf, durchforschte dabei die berüchtigten „Sebbo“ (Grasdarren des Flusses) und die „Ambosch-Strauch-Wälder“. Damit war er auch gezwungen zu Lande am 10. März 1880 weiter zu reisen und nahm zunächst

südlich bis Djur-Ghettas, worauf er westlich die Nebenflüsse des Djur durchquerend bis Dem-Soliman kam, wo er bei Gessi-Pascha (d. h. Romulo Gessi) verweilte.

Hier war aber Junker an den Punkt angelangt, wo er jeglicher Zivilisation den Rücken kehren mußte, d. h. ins Land der Menschenfresser, der A-Sandé Niam Niams eindringen mußte, um zum Quellengebiet seines Uelle-Makua zu gelangen. Er trat am 12. April 1880 diese an Entbehrungen und Schrecknissen reiche Reise mit nur 12 Begleitern an und Romolo Gessi gab ihn beim Abschied als verloren auf.

Junker aber vertraute sich der Vorsehung an und begab sich direkt in die „Höhle des Löwen" — zu Ndoruma, dem unumschränkten Herrscher der A-Sandé-Niam-Niams. Dieser kam Junker bereits im Quellengebiet des Djurs bei Dem-Bekir am Pongo entgegen. Obgleich dieser gefürchtete Nachbar des Bahr el Ghafal-Gebiets gar keinen Spaß verstand, wenn man sich ihm feindlich näherte und vor gar nicht langer Zeit zwei arabische Expeditionen vernichtet hatte, sah er hier doch ein, daß J. mit seinen 12 Mann keinen Kriegszug gegen ihn im Plane haben könne und kam ihm freundlich entgegen. Ja er bewilligte ihm sogar an der Uerre, einem Zufluß des Uelle Makua, eine Station zu gründen. Junker nannte sie „Lacrima", nach dem Liede gleichen Namens von Stughelli, deren wehmütige Melodie ihm hier beständig in den Ohren summte. „Die Träne, die vergeß ich nicht, die Du um mich geweint" Mutter, denn er und seine 12 Begleiter standen jeden Tag in Gefahr, von diesen Menschenfressern verspeist zu werden. — Zum Glück für Junker und seine 12 Begleiter war die Gewalt Ndorumas über seine Kannibalen doch größer und sie respektierten diese Fremdlinge als das persönliche Eigentum ihres Fürsten, die nur er verspeisen konnte. Auf diese Weise konnte Junker von „Lacrima" aus seine Rundreisen nach allen vier Himmelsrichtungen unternehmen.

Wir können natürlich auch hier nur die großen geographischen Resultate erwähnen. Sie umfassen im Quadrat das Gebiet zwischen dem 7. bis 2. Grade nördl. Br. und dem 28. bis 31. östl. Länge. Sein nördlichster Punkt in diesem Uelle-Makua-Gebiet war Ombanga im Stromgebiet des Mromú, den er erreichte. Doch leider durch quere J nur seine östlichen Zuflüsse, ca. 40, nicht seine nörd-

lichen und kannte so den Mromú nicht bis zu seiner Vereinigung mit dem Uelle-Makua verfolgen. Sein westlichster Punkt war Seriba-Abdallah am Uelle Makua. (Erst später wurde die Identität des Mabángi — auch Ubángi genannt — mit dem Uelle-Makua durch Greenfell und Van-Gèle, welche den Fluß vom Congo aus stromaufwärts bis zu Seriba-Abdallah verfolgten, festgestellt.) Sein südlichster Punkt war Teli am Nepoko (der Oberlauf des Aruwimi Stanleys, eines kleineren südlicheren Zuflusses des Congo), nachdem er den Bomokandi, den größten südlichen Zufluß des Uelle Makua viermal gekreuzt und daselbst auch seinen östlichsten Punkt im Uelle-Makua-Gebiet bei Gumbali am Bomokandi kartographisch festgestellt hatte.

Innerhalb dieses Quadrats (der jetzigen englischen und belgischen Interessensphäre) weht — zum ersten Mal in Afrika — die russische Fahne, die Junker als treuer Sohn seines Vaterlandes überall hißte, wo er in diesen Jahren erschien und rastete. Es ist daher nicht seine Schuld, wenn Rußland darauf keinen Wert legte.

Von den vielen sog. „Fürsten", die Junker in Afrika kennen lernte, heißt es in einem Briefe an die Seinigen vom 28. Januar 1881: „Erzähle ich auch häufig von Fürsten, so müßt Ihr Euch in den meisten Fällen unter denselben nur Lumpen vorstellen, die kaum einige hundert Seelen als Untertanen haben."

Einige von diesen Fürsten spielen jedoch in Junkers Leben, wie Ndoruma und ein andrer Niam-Niam-Fürst namens Semio, eine Rolle. Mit diesem machte Junker sogar einen sog. Kriegszug gegen die A-Barmbi-Niam Niam (eine sehr diebische Bande) mit, um diese Länder am Uelle-Makua wissenschaftlich erforschen zu können. „Durch das Gebiet des Mangballe ging es an den großen Strom hinab, jenseits dessen der mächtige Mangbattufürst Mambangu, der Neffe von Schweinfurths Mansa herrschte." — Am 13. September war der Uelle-Makua erreicht. „Hocherfreut", schreibt Junker, „ein langersehntes Ziel endlich erreicht zu haben, und hier zum ersten Mal jenen Fluß zu sehen, dessen Verlauf und Mündung als ein ungelöstes Rätsel das Interesse der Fachkreise schon lange beschäftigt hatte, eilte ich erwartungsvoll an das Ufer. Etwa 300 Schritt breit floß der majestätische Strom gegen Westen."

Da trennte er sich von seinen „schwarzen Caligula Mambangu", nachdem er „entsetzliche Barbarei, darunter eine Orgie mit Menschenfleischfresserei bei Nacht, wozu ein tropisches Ungewitter die Musik machte", erlebt hatte und zog aufwärts. Da am Gabba gelang es Junker einen andern Anschluß an Schweinfurths Reise von 1870 herzustellen; er erreichte „an den Gräbern König Mansas und des Reisenden Miani vorbei, die Station Tangasi. Die Besatzung bestand aus wahren „Galgenvögeln", die ihm den ganzen Süden versperrten, so daß er sich bescheiden mußte, zum Teil auf neuem Wege durch die Gebiete mehrerer Fürsten: des stattlichen Uando, des intelligenten Ngerria und des tückischen Gecken Ansa nach Lacrima zurückzukehren."

Die ganze Länge der Wasserscheide zwischen dem Nil und dem Congo, welche Junker zwischen dem 2. bis zum 8. Grade nördl. Breite durchwanderte, beträgt „etwa 1200 Kilometer." Die Nil-Congo-Wasserscheide stellt sich als eine „ausgedehnte, breitrückige Bodenerhebung dar." Die Physiognomie der Flüsse und Bäche und der Typus der Ufervegetation beider Stromgebiete ist total verschieden. Das südwärts gerichtete Terrain ist den Passatwinden mehr zugekehrt als das nördliche. Es gibt daher dort reichere Niederschläge und die Flüsse haben meist größeres Gefälle. Sie fließen fast überall durch einen Lateritboden, welcher „den größten Teil der Oberfläche des afrikanischen Kontinents bedeckt." In diesem charakteristischen Merkmal des Erdreichs, welches seine rötliche Färbung von einem eisenhaltigen Boden hat, graben sich die Flüsse bis zum Granit und Gneis, dem Urgestein ein, der hier und da als Trümmermasse, aber auch häufig als nackter Felsberg hervortritt. Infolge dieses Lateritbodens sind beide Ufer hoch und oft terrassenmäßig zum Fluß in der Mitte sich abstufend. Und auf diesem Terrassenterrain erhebt sich ein eigentümlicher Vegetationstypus: die berühmten Galleriewälder der Savannen.

Es sind das eigentümliche tunnelartige Uferwaldungen, d. h. man fährt auf dem Flusse von einer wundersam üppigen, tropischen Vegetationswelt überdacht. Man denke sich Baumstämme wie unsere Fichten, aber statt Nadeln — Laub und dieses Laub in den Palmen und anderen tropischen Bäumen hoch oben in den Lüften, welche Äste von einer Masse von unten längs den Stämmen sich emporrankenden Schling- oder Schmarotzerpflanzen

mit tropischer Üppigkeit schließlich das dazwischenliegende Flußbett überdachen, „durch die kaum ein Lichtstrahl durchdringt, — so sieht man in einem Flußtal dieser herrlichen Galleriewaldungen“ (II, 148). Diese Galleriewaldungen sind im Congo-Flußgebiet häufig, während sie im Nil-Flußgebiet „nirgends auch nur annähernd vorkommen.“ Der Ausdruck „Galerie“ stammt vom Italiener Piaggia und ist seit Schweinfurth allgemein eingebürgert.

Eine der schönsten Erinnerungen Junkers waren jedoch „die Inseln der Glückseligen“ im Uelle-Makua-Gebiet. In diesem an grotesk-schönen Naturlandschaften nicht reichen Zentralafrika kamen ihm diese nicht im Bereiche der Galleriewaldungen liegenden Inseln „paradisisch“ vor. „So möchte ich“, erzählt Junker (II, 485), „die Uelle-Inseln fast wörtlich nennen, denn ihre Bewohner sind glücklich vor vielen andern Menschen und fühlen sich auf ihren kleinen Eilanden so sicher wie die Maus in ihrem Loch. Da außer ihnen beinahe niemand Boote hat, brauchen sie kaum Überfälle zu befürchten und selbst die wilden Tiere sind ihnen ungefährlich. Die Enge ihrer Heimat hält sie mehr zusammen als die Landbewohner, sie können sich nach Belieben absperren und ohne tägliche Lebensgefahr sorglosen ihr Dasein fristen, was sie aber auch gegen die Bewohner des ungeschützten Festlandes übermütig macht.“

Waren auch die meisten Völker, die Junker hier kennen lernte, Menschenfresser vom Stamme Niam-Niam, die mit ihren Fürsten hier aufzuzählen nicht der Mühe wert ist, so lernte doch Junker auch südlich am Bomokandi eine kleine Kolonie von ca. 100 Mann des überaus merkwürdigen nomadisierenden Zwergvolkes der „Tikitiki“ kennen. Sie sind mit den „Akkas“ Schweinfurths und den „Wateras“ Stanleys identisch. Selbst aber nennen sie sich „Watschúa“ oder „Atschúa“. Ihre durchschnittliche Höhe reicht bis zur Schulterhöhe eines mittelgroßen Mannes, die kleinsten reichten, sagt Junker (II, 85 f.) mir nur bis zur Herzgrube.“ Sie sind also streng genommen keine Zwerge. „Sie zeigen einen starken Bartwuchs und Behaarung der Brust bis auf den Leib hinab. . . Die Hände und Füße sind zierlich, die Finger schmal und lang mit verhältnismäßig großen Nägeln.“ Sie leben selten mehr als zu 100 mit ihren Weibern und Kindern beisammen. Als vorzügliches Jägervolk, die es mit den besten Scharfschützen aufnehmen, sind sie überaus gefürchtet. Den Bogen zerbrechen sie

sofort vor Zorn, wenn der Pfeil sein Ziel verfehlt. Dieser blinde Eifer kommt ihren Feinden oft zu gute. Dabei machen sie weder Bogen noch Pfeile oder sonst etwas, was mit Handwerk oder Industrie zusammenhängt. Gegen erlegtes Wild tauschen sie nicht nur diese ihre Waffen ein, sondern auch die Erzeugnisse des Bodens, vornehmlich Bananen, da sie auch keine Ackerbauer sind. Sie unterscheiden sich von den Negern durch ihr Krallhaar, welches statt tiefschwarz eine dunkelrotbraune, an Werg erinnernde Färbung hat. Ebenso ist auch ihre Hautfarbe dunkelbraun, der Farbe der gebrannten Kaffeebohne ähnlich. Das einzige Handwerk, welches ihre Weiber treiben, ist „die Herstellung ihrer kleinen Rindenzeuge“ und der „Biberbau“ ihrer kleinen halbkugelförmigen Hütten im Waldesdunkel der Flußläufe. Sie sind vorzügliche Kundschafter bei Kriegs- oder Raubzügen, überaus listig, und wer ihrer Rache verfällt, ist verloren. Ihr Beobachtungstalent ist außerordentlich. Sie ahmen mit einer erstaunlichen Genauigkeit das Gebahren, sowie das Mienenspiel der Personen, die sie nur einmal erschaut, bis zur Täuschung nach.

Wie diese „Driiiki“ unser Interesse erregen, so ist das, was Junker von den afrikanischen Ameisen erzählt, nicht weniger merkwürdig. Es sind das die „wandernden Ameisen“, welche von sehr „dissiger Gemütsart“ sind. Sie gehen in geschlossenen Marschlinien“ vor und bedecken zu Millionen die Erde. „Nur zeitweilig schwärmen sie zum Fouragieren aufgelöst umher, und dann wehe dem, der unter sie gerät!“ Der schleunigste Rückzug ist für Menschen und Tiere die einzige Rettung. Selbst die Löwen und Schlangen ergreifen, von diesen kleinen Tieren verfolgt, eiligst die Flucht. Auch Junker auf einer Insel in einem schnellfließenden Strome konnte sich trotz Wasser und Feuer, mit dem er durch brennendes Strauchwerk sein Lager umgab, ihre „Marschroute“ nicht ablenken, sondern mußte schließlich die Flucht ergreifen.

Außer diesen „wandernden Ameisen“ beschreibt er uns afrikanische Ameisen, die nur auf Bäumen leben. „Mannigfache Ameisenarten erklettern die höchsten Gipfel der Bäume und ihre kunstvoll aus Lehm oder Blätterwerk und Klebstoff hergestellten Gehäuse, die unseren Tönnchen und Fässern nachgebildet scheinen, hängen zahlreich und in allen Größen (wie Wespennester) an den Ästen der Galerieswaldungen.“

Unter allen Tieren und Pflanzen, die Junker sah und beschrieb, ist wohl der „Riesenkäfer“ (Goliathus Atlas) die beachtenswerteste Erscheinung. „So wie wir den Elephanten noch als einen Nachfahren weit größerer Dickhäuter anzusehen gewohnt sind, ist auch mein bei den A-Bármbo gefundener Käfer einer der nachgebliebenen Riesen unter den Koleopteren. Als das Tier über unsere Köpfe hinschwirrte, erschien es mir wahrhaftig einen Augenblick wie ein Vogel, doch schon im nächsten Moment ward ich meines Irrtums inne und nun ging es mit Hülfe der Leute an eine wilde Jagd. Zu meinem Glück fiel der Käfer in einen nahen Baum ein, wo er bald gefangen wurde. Er hatte braune Flügeldecken und auf dem schwarzen Schild konvergierte breite weiße Streifen zum Kopfe hin. Die Bauchseite und Beine waren dunkelolivengrün. Die Länge des Körpers betrug 10, die Breite $4^1/_4$ Centimeter. . .“ „Es war wohl nur ein Käfer, aber von einer Größe, daß er wahrlich eher in jene Zeitepoche zurückgepaßt hätte, in der unsere Welt noch, wie eine Fabelwelt, von riesenhaften Tierformen belebt war.“

Durch den Mahdisten-Aufstand war Junker der Weg nach Norden versperrt. Gordon-Pascha war in Kämpfen um Chartum am 26. Januar 1885 gefallen, Emin-Pascha war in Lado in der größten Gefahr. An ihn hatte der Mahdi einen Brief gesandt, worin er ihn zur Übergabe seiner Provinz des Bahr-el-Gebel-Gebiets aufforderte. Hätte Junker damals eine Ahnung gehabt, daß der Congo-Staat in dieser Zeit zur Wirklichkeit geworden war, so hätte er längs dem Uelle-Makua den Weg in den Congo gefunden und Afrika damit durchquert; so aber suchte er im Süd osten durchzubrechen. Denn er hatte Afrika genug gesehen und setzte nun Alles daran, um wieder unter zivilisierte Menschen zu kommen.

Seit 1882 hatte Junker über 1000 Kilometer den Uelle-Makua auf Umwegen verfolgt und dabei über 600 Zuflüsse desselben kartographisch aufgenommen. Mit dieser großartigen geographischen Tat konnte er zufrieden sein, aber wie nach Europa kommen?

In dieser kritischen Lage wagte er in das Bahr-el-Gebel Gebiet einzudringen. Es gelang ihm am 2. Januar 1886 in Wadelai den kleinen Dampfer „Chedîw“ zu erreichen. Mit diesem

fuhr er auf dem Bahr-el-Gebel bis in den Albert-Nyansa-See, aber statt von dort durch den Somerset- oder Victoria-Nil in den Victoria-Nyansa See zu fahren, wurde er leider bei der Salzstation Kibiro am Albert-Nyansa-See abgesetzt.

Es begann nun am 5. Januar 1886 seine gefährliche Reise zu Lande von NW. nach SO. zum Victoria-Nyansa-See, wo er erst nach vielen Schrecknissen am 14. Juli 1886 anlangte. In Usavara bestieg Junker mit seinen Trägern das englische Segelboot „Elinor" und umschiffte unter mancherlei Gefahren die Westküste des riesigen Landsees zwischen dem Seese-Archipel und anderen Inseln und langte nach 25 Tagen Fahrt endlich in Mulehsi im Smith Lande an. Statt hier ruhig abzuwarten, schloß sich Junker dem arabischen Großkaufmann Tippo-Tip an und nun begann seine letzte überaus trostlose Reise durch die Wüste „Iture", um zum indischen Ozean bis Sansibar zu kommen.

Auf dieser Höllentour, dem „Schrecken der Karawane", wurde Alles herzlos zurückgelassen, was vor Hunger und Durst nicht weiter konnte. Hier blieben auch die überaus wertvollen Sammlungen Junkers liegen, da die Kräfte der Träger nicht hinreichten, sie weiter zu schleppen. Nur seine 8 Bände Journäle, Karten und Zeichnungen konnte er retten. Das war Alles, was er nach Europa mitbringen konnte.

Nach diesen Schrecknissen in der Wüste „Iture" gelangten sie „ins Land der Diebe", nach „Ugogo". Endlich am 29. November 1886 sah Junker das langersehnte Meer, den indischen Ozean und setzte am 1. Dezember mit einer sog. Dhau von Bogamoyo nach Sansibar über, wo er bis zum 21. Dezember weilen mußte, um nach Europa zu gelangen.

Von seinem Bruder Fritz und seinem Schwager Alfred Devrient und Georg Schweinfurth am 9. Januar 1887 in Suez begrüßt, reiste Junker nach Kairo, um Stanley, der sich bald darauf in Suez einschiffte, die nötigen Instruktionen zur Auffindung Emin-Paschas zu geben. Darauf trat er, der längst totgeglaubte Forscher seinen Triumpfzug über München, Berlin nach Petersburg an und wurde überall als der große Forscher gefeiert, dem es gelungen war des heiligen Niles Quellen im Herzen Afrikas zu entdecken.

IV. 1889—92.

Als die Mutter ihren Sohn Wilhelm mit großer Selbstüberwindung 1879 ins dunkle Erdreich hatte ziehen lassen, wußte sie wohl, daß es eine Reise auf Tod und Leben war. Dennoch ließ sie es zu, denn sie kannte ihn nicht halten. Allein sie „hatte sich fest vorgenommen, ihn wiederzusehen, und dieser eiserne Wille, der ihr zu gebote stand, der sehnliche Wunsch — heute sagt man Selbstsuggestion — hielt sie in ihrem Lehnstuhl aufrecht." — Darauf hatte ein Schlaganfall bei der ersten Hiobspost aus Afrika. „Wilhelm Junker ist verschollen, ein Opfer der Wissenschaft geworden", ihre Glieder gelähmt. Doch der Geist in ihr blieb frisch und ihr Vertrauen zu Gott war groß, daß dem vielleicht doch anders sein könne? Und diesem Einfluß war es zu verdanken, daß ihr Sohn Fritz, Chef des Bankhauses „Junker & Co.", auf eigene Kosten eine Expedition unter Führung des Dr. G A Fischer zur Auffindung Wilhelm Junkers ausrüstete, die jedoch mit negativen Resultaten heimkehrte. „Es war schwer", erzählt Heveſi S. 160, „nicht zu verzagen, als zuletzt kein Lebenszeichen mehr von dem Verschollenen kam, ein Jahr lang . . . zwei, drei Jahre lang. Immer schwerer lastete es auf ihr, unter dem Druck einer Hoffnung, die immer mehr Hoffnungslosigkeit wurde, versank sie schließlich doch ganz in sich selbst. Da klang die freudige Botschaft: er lebt! er kommt!" . . . Mit aller Vorsicht führte man ihr „ihren Jungen" zu. „Herr Gott!" rief sie, „ist es wahr?" „Ich habe Dich wieder?" — Mehr konnte sie nicht sagen. Sie umschlangen sich schluchzend. . .

Damit hatte sie das Einzige erlebt, was sie noch erleben wollte. Tags darauf verdüsterte ein neuer Schlaganfall ihren Geist und einen Monat später, im Mai 1887, begrub man sie. Im Oktober desselben Jahres starb ihr ältester Sohn Fritz. Auch Wilhelms Tage waren gezählt.

Nach dem Tode seiner Mutter und seines Bruders sah Junker ein, daß das Peterodurger Klima zur Akklimatisierung für ihn nicht rätlich sei. Er eilte daher nach Deutschland. Überall, wo er auch erschien, wurden ihm zu Ehren Festsitzungen in den großen geographischen Gesellschaften in Berlin, London, Paris, Wien und anderen Städten gehalten und er zum Ehrenmitglied ernannt, als einer der kühnsten und erfolgreichsten Afrika-Erforscher.

Aber an alle diese und andere Ehrenbezeihungen, wer denkt daran, wenn heute von W. Junker die Rede ist? Wenn nicht sein großes Standartwerk: „Reisen in Afrika“ da wäre, womit er sich selbst ein „monumentum aere perennius“ setzte, wer würde seiner gedenken, wenn das nicht wäre. Wenn nicht die Art und Weise seiner Forschungsreisen mustergiltig wären? Wenn nicht die Art und Weise, wie er mit den Negern, als wären sie nur große Kinder, umzugehen verstand, eine für spätere Forscher vorbildliche gewesen wäre? Wenn nicht seine großen Entdeckungen im Herzen Afrikas an den Quellen des heiligen Nils und des Congo in der geographischen Wissenschaft unvergeßlich blieben? Ja, wenn das nicht wäre, dann wäre auch der Name Wilhelm Junker, wie die Namen so vieler mit Sternen und Titeln behängter und mit Festsitzungen gefeierter Personen, längst der Vergessenheit anheimgefallen.

Nicht an vergänglichen Ehren, sondern daran lag es jetzt W. Junker am meisten, seine großen, jahrelangen Forschungen in Afrika zu Papier zu bringen, damit die Nachwelt erfahre, was ihm zu finden vergönnt gewesen war.

Dem „schwer mit afrikanischen Lorbeeren beladenen Junker“ riet sein Freund und Landsmann Georg Schweinfurth ab, wegen der Akklimatisierung Italien aufzusuchen, weil er da wegen der „mangelnden Bequemlichkeiten im Winter frieren müßte.“ So kam es denn, daß Junker Tabarz in Thüringen sich zunächst zum Aufenthalt erkor, um seinen Gothaer Freunden nahe zu sein, welche sein großes Kartenmaterial zu bearbeiten hatten. Hatte doch Junker auf seinen Reisen in Zentralafrika „nicht weniger als 6250 Kilometer neue Routen zurückgelegt“, was, wie Hassenstein in den Petermannschen Mitteilungen 1889 feststellte, „in gerader Linie einer Länge von 57,2 Äquatorgraden entspricht, d. i. etwas mehr als eine doppelte Durchquerung Afrikas auf dem Parallel der Congomündung bis Sansibar bedeutet.“ Die geographische Wissenschaft, die Junker so bedeutend bereicherte, stellte ihm das Zeugnis aus: „daß das von Junker erforschte Gebiet zu den best-erforschten Teilen des afrikanischen Innern, dessen eigentliches Herzstück es auf der Karte bildet, gehört.“ — Namentlich hebt Hassenstein 1889 Junkers „minutiöse Aufnahme“ des Quellengebiets des weißen Nils als eine Musterleistung allerersten Ranges hervor.

Digitized by Google

Wie wir jetzt wissen, besteht der Bahr el-Abiad (weiße Nil) in seinem oberen Lauf, bevor er den Nô See erreicht hat, aus dem östlichen Bahr-el-Gebel (Bergfluß), der dem Victoria-Nyanza-See entspringt, und dem westlichen Bahr-el-Ghasal (Gazellenfluß). Letzteres Flußgebiet nun mit seinen vielen Zuflüssen durchquerte Junker mehrmals und gelangte so bis zu seinen Quellen. „Dieselben dürfen um so sicherer als endgültige betrachtet werden", erklärt Hassenstein, der große Meister deutscher Kartographie, der in Justus Perthes' Geographischem Institut die Resultate so vieler berühmter Forscher beordeitet hat, „da eine zur Kontrolle von mir im größten Maßstabe vorgenommene Konstruktion einer ebenso minuttösen Aufnahme (von Marno-Lupton) desselben Flusses dasselbe Resultat wie die Junkersche von 1879 ergab." Das veranlaßte Hassenstein zu erklären, daß ihm in seiner langjährigen Praxis noch nie ein so genau übereinstimmendes Kartenbild vorgekommen sei.

Diese für „so große Entfernungen über Erwarten günstige Übereinstimmung gereichte natürlich unserem Junker zur freudigen Genugtuung." Viel trug freilich Junkers System der Rundreisen dazu bei, „wobei jede zurückgelegte Schleife durch Zusammentreffen des Anfangs- und Endpunktes sich selbst kontrollierte und korrigierte." Hassenstein sagt daher, daß „seit Barth kein Afrikaforscher ein so sorgfältiges, vom Antritt bis zum Schluß vieljähriger Wanderungen so lückenloses Material der Perthesschen Anstalt übergeben hat, wie Dr. Wilhelm Junker." — „Über Stanleys gewiß interessantes Emin-Werk bemerkt gelegentlich ein Fachmann ersten Ranges. „Karte und Text enthalten so gut wie nichts an geographischem Detail." — „Nichts bezeichnet treffender", bemerkt Hevesi S. 161 dazu, „als diese Bemerkung den Unterschied zwischen dem, was man sehr gut Stanleys und Junkers Schule nennen konnte. Es ist der Gegensatz zwischen extensiv und intensiv."

Als der Winter kam, reiste Junker nach Wien, wo er bei der Votivkirche in der Theresia-Straße Nr. 5 eine Wohnung im Hofraum, fern vom Straßenlärm, bezog. Hier lebte Junker nun wie ein Eremit, fast abgeschlossen von allem Verkehr, um mit Hochdruck an seinem großen Riesenwerk ungestört arbeiten zu können. In diesem genannten Raum entstand nun sein dreibändiges Werk: „Reisen in Afrika 1875—1886." (Russisch wurde das Werk von

Prof. Petri bearbeitet und erschien in St. Petersburg bei Alfred Dearient. Englisch erschien eine Übersetzung bei Chapmen & Hall in London.) — Es ist ein „Standartbuch der deutschen Afrika-Literatur", bemerkt Heaesi S. 230, „das heute neben den Werken von Barth, Nachtigall und Schweinfurth steht."

Als Junker im Herbst 1891 mit seiner Arbeit aber zum Schluß gekommen war, — das ist bezeichnend für den Forscher — ergriff ihn Wehmut und trübselig sagte er: „Es macht mir gar keinen Eindruck, was soll ich nun beginnen?" Und eine Stimme in seinem Innern sprach: „Bereite dich vor, deine letzte Reise ins Jenseits anzutreten."

Auf seinen Reisen hatte er meist die gute Gelegenheit zu seinem Verbündeten gemacht, um das zu entdecken und zu erforschen, was die Vorsehung ihm vorbehalten hatte. Von Junker kann man sagen, er hatte es einsehen gelernt: es kommt doch alles anders, als man dachte. Man denkt resultatlos weiter zu wandern und erblickt zur eigenen Verwunderung, daß eine kostbare Entdeckung, sozusagen über Nacht, einem in den Schoß gefallen ist. Man glaubt am Ende seiner Reise und Forschungen zu sein und muß sich schließlich gestehen, daß die Erforschung erst bei diesem sogen. Endpunkt beginnt.

Solche oder ähnliche Gedanken wird Junker gehabt haben, als ihn die Ahnung erfaßte, daß auch er das in der Junkerschen Familie verhängnisvolle 50. Lebensjahr nicht überschreiten werde. War doch 1887 sein Lieblingsbruder der Bankier Fritz Junker im 50. Lebensjahr gestorben, und vordem, als er noch ein Kind war, sein Vater im 50. Lebensjahr dahingegangen. Auch ihm sollte es verhängnisvoll werden, denn sein Eintreffen in der Heimat, wohin er sich nun mächtig zu den Seinigen nach Petersburg hingezogen fühlte, um mit ihnen noch einmal das ihm so liebe Weihnachtsfest zu begehen, traf sich so schlecht als nur möglich für seine jetzt so wankend werdende eiserne Gesundheit, die so viele Schrecknisse glücklich überwunden hatte.

„Das Wetter war elend. Der Himmel beständig grau und trübe und Schnee und Regen wechselten ab. Wenige Tage nur bestand mäßig gute Schlittenbahn. Die Influenza wütete" (Heaesi). Und diese tückische Krankheit erfaßte ihn bereits im November 1891 in Petersburg in Form häufiger Wechselfieber. Dazu kam ein

Leberleiden, dann eine Geschwulst im Munde, daraus sich überraschenderweise ein Speichelstein entwickelte.

Zur Weihnachtszeit fühlte er sich etwas besser, doch das Fest, welches er bei seinem Schwager und Verleger seiner russischen Ausgabe auf Wassiti-Ostrow, Devrient, verbrachte, verlief weniger fröhlich als traurig, da er sich nichts weniger als wohl fühlte. Da im Januar 1892 wurde es Allen klar, trotzdem die Ärzte „mit begreiflicher Teilnahme ihr bestes Können zur Verfügung stellten", daß hier alle menschliche Hülfe vergeblich sei, denn die Influenza nahm einen tödlichen Charakter in ihren Folgeerscheinungen an.

„In der liebevollen Pflege seiner Schwester Julie (Devrient), die ihm schon in der Kinderzeit besonders nahe gestanden, sollte er seine Augen schließen." Am 1./13. Februar 1892 hatte Wilhelm Junker seinen Geist ausgehaucht und am 4./16. bettete man seine irdische Hülle neben die seiner Mutter. —

„Ach, es war ein gar zu trauriger Gang mit dem lieben, prächtigen Menschen dort hinaus, wo unter dem Schnee die gefrorenen Erdschollen mit Gewalt entfernt werden mußten, um ihm den Eingang zur kalten, ewigen Ruhe zu gewähren", heißt es in einem der vielen Nekrologe, die nun erschienen. „Wenn auch kein Trost, doch wohltuend war uns die große und warme Teilnahme weiter Kreise, wie sie sich in dem endlosen Trauerzuge, in dem Berge frischer Blumenkränze äußerte, die das Grab bedeckten."

Auf dem Sarge standen die Worte: „Der Tüchtige sieht in jedem Soll ein Muß, und Zwang als höchste Pflicht ist ihm die Wahrheit!" — Diese Worte Grillparzers charakterisieren trefflich Junkers Erdenleben.

„In der Wertschätzung des Verstorbenen als *Menschen* begegnen sich unsere Ansichten", schrieb Wichmann an Hähnel, „ebenso wie in seiner Würdigung als *Reisenden* und *Geographen*. Er war einer der *seltenen* Menschen, an dem absolut kein Falsch war!" — Er hat zu den führenden Geistern gehört, denen die Menschheit immer ihre Fortschritte, wo auch immer, verdankt. Sein Leben war dem selbstlosen Dienst der Wissenschaft geweiht, zu deren hervorragenden und heldenhaften Vertretern er gehörte. Sein Name steht in goldenen Lettern in den Annalen der Wissenschaft als der Entdecker der Quellen des heiligen Nils! Und er war unser, können wir hinzufügen, die

wir zu so vielen großen Erforschern und Entdeckern die Ehre haben emporblicken zu können, — wie zu Adam v. Krusenstern, Otto v. Kotzebue, Fabian v. Bellingshausen, Graf Ferdinand Lütke, Baron Ferdinand v. Wrangell, Karl Ernst v. Baer, Gregor von Helmersen, Theodor v. Middendorff usw., zu denen sich auch Wilhelm Junker gesellt.

Der Schmied vom Eiland.

Von Manfred Kyber.*

Auf einsamer Insel in brandender Flut,
da stand ein Mann vor der lodernden Glut,
ein Mann von Eisen mit eiserner Hand
und ward der Schmied vom Eiland genannt.
Der sah keinen Menschen tagein, tagaus,
nur der Nordwind heulte um düstere Haus.
Er schmiedete Schwerter scharf und rein
und schmiedete all seinen Haß hinein.
Hei! klang der Hammer und spritzte die Glut!
Und er dachte an nichts, als an Blut — an Blut.
Und war ein Richten und Krieg im Land,
dann kamen sie vor die Schmiede gerannt
und holten die blanken Schwerter fort,
die Krieger von hier und die Herrer von dort.
Mit denen war er auf du und du
und gab ihnen all seinen Fluch dazu.
Doch einmal, als nirgend ein Morden war
und der Nordwind schwieg und die Nacht war klar —
da kam ein Mädchen, so fein wie Wachs,
und hatte Haare so blond wie Flachs.
Huhi harrte der Schmied vom Eiland sie an:
Was sucht ein Mädchen bei solch einem Mann?
Willst du ein Schwert, mit Flüchen gewacht,
deinen Liebsten zu mürgen um Mitternacht?
Sie sagte leise: ich will kein Schwert.
Und setzte sich still zu ihm an den Herd.
Ich will kein Schwert, keinen Fluch dazu.
Denn ich bin zu jung und zu jung — bist du!
Da neigte er traurig die finstere Stirn:
Was willst du denn sonst, du dumme Dirn?
Und sie — lag den feinen Kopf zurück:
Schmied vom Eiland, schmiede mein Glück!!

*) Der Schmied vom Eiland. Gedichte. Neue Folge von Manfred Kyber. Berlin 1908. Deutsches Verlagshaus Bita.

Weſen und Aufgabe des Elementarunterrichts.*

Von

E. Hörſchelmann.

Der Herr Vorſitzende der Elementarunterrichts-Sektion iſt ſo unvorſichtig geweſen, das Referat über den Elementarunterricht in meine Hände zu legen. — Dieſe Aufgabe hätte eine Perſönlichkeit erfordert, welche bedeutend größere Erfahrung, eine Erfahrung in großem Stil aufzuweiſen imſtande wäre, als ich, der nicht ſo aus dem Vollen ſchöpfen kann wie ſolche Leute, welche in jahrelanger Arbeit an vollen Elementarſchulen beſchäftigt waren. Wenn ich es trotzdem nicht glaubte abweiſen zu dürfen, ſo geſchieht dieſes, weil eine jahrelange Beſchäftigung mit den einſchlägigen Fragen mir wenigſtens eine Überſicht geſtattet über die Ziele des Elementarunterrichts und die praktiſche Pflicht-Stellung zu ihnen zu nehmen mehr als einmal an mich herangetreten iſt. Iſt der Elementarunterricht doch der weitaus intereſſanteſte von allen Unterrichtszweigen, und weil er an der Quelle geiſtigen Erwachens ſteht und ſeine Strahlen allen Unterrichtsſtufen ſpendet, iſt er auch der wichtigſte Unterricht. Er iſt das Fundament der größten Geiſteswiſſenſchaften, ja jedesmal, wenn im Laufe des Unterrichts etwas Neues, ein neues Fach, eine neue Anſchauung, ein neuer Begriff auftritt, kann dieſes nicht anders geſchehen als auf den vom Elementarunterricht gebahnten Wegen.

Im Elementarunterricht liegen die Wurzeln, die Kraft des Unterrichts überhaupt, denn der Elementarunterricht will gerade die Anfänge des Wiſſens ſetzen, und wenn Goethe ſagt, „daß der

*) Vortrag auf dem 2. baltiſchen Lehrertage Auguſt 1908

Hauptvorzug des Menschen nur darauf beruht, in wiefern er den Stoff zu behandeln und zu beherrschen weiß", so ist gerade dieses, die Behandlung und Beherrschung des Stoffes das Hauptproblem, mit welchem sich der Elementarunterricht befaßt. Es ist mir lange unbegreiflich gewesen, daß dieser enorm hohe Wert des Elementarunterrichts vor den Augen so vieler Gebildeter, ja hervorragender Gebildeter, so lange verhüllt erschien. Und doch, die Geschichte des Elementarunterrichts gibt dazu eine gewisse Berechtigung, denn er selbst hat Wandlungen durchgemacht, und ist erst allmählich auf die Höhe gelangt, von welcher ein Deutscher wie Hildebrand sagen kann: „Man fühlt es, daß der Elementarunterricht jetzt der Glanzpunkt unsres Volksschulwesens ist, bewundert von den Ausländern." Man meinte nämlich so: der Anfangsunterricht beschäftigt sich mit den untergeordnetsten Dingen, dazu ist doch nun nicht allzuviel nötig. Was tut denn der Elementarunterricht? Er lehrt ja doch nur Lesen, Schreiben, Rechnen, gibt die Anfangsgründe in der Religion, d. h. ein wenig biblische Geschichte und Katechismus, lehrt einige Sprüche — und das ist alles. Also, die verhältnismäßige Kleinheit der Fächer, das Geringe des Stoffes bildet zum Teil noch bis heute den Gesichtspunkt, nach welchem das Vorurteil über den Elementarunterricht gestaltet wurde. — Der Name Elementarunterricht stammt von Rochow und hat bezeichnen sollen die unterrichtliche Behandlung der Elemente des Wissens, die Zubereitung der Bausteine zu dem großen Bau menschlicher Erkenntnis, die in kleineren oder größeren Zügen, in geringem oder weitem Umfange allen Staatsbürgern zugänglich gemacht werden soll. Der Blickpunkt orientierte sich also am Stoff des Wissens. „Teile, und du wirst herrschen", jener den Elementarunterricht charakterisierende Unterrichtsgrundsatz bezieht sich vollkommen auf den Gegenstand, welcher dem lernenden Geiste des Schülers herangebracht werden soll; der Stoff selbst gibt dem Leser die Einteilung an die Hand, und wenn es sich um ein erstens und zweitens und drittens beim Lernen handelt, so ergibt sich das aus den Bestandteilen des vorliegenden Unterrichtsstoffes. Diesen so behandeln, daß er bei allen seinen Teilen zur richtigen Erfassung kommt, so unterrichten, daß man den im Stoff gegebenen Inhalt folgerichtig, seinen Zusammenhängen nach, die aus dem Stoff ersichtlich sind, entwickelt, das war die ursprüngliche Meinung des

Elementarunterrichts; und das war nicht möglich ohne sorgfältige Zergliederung des vorliegenden Unterrichtsgegenstandes. Ihm ging man nach, seinen Schritten folgte man, was von der Wissenschaft systematisch festgelegt war, begleitete man im Rahmen des Systems, in welches die Kinder allmählich hereinwachsen mußten, und das höchste der Wissenschaft — die Definition — diente als fertiges Resultat, von dem jederzeit ausgegangen werden konnte, ohne den mühseligen Weg, der zur Definition, zum Lehrsatz geführt hatte, den Kindern zumuten zu können. Nachgehen aber und Mitgehen heißt auf griechisch — Methode. Der Elementarunterricht mußte methodisch sein, Methode und Elementarunterricht verwuchs zu einem korrelaten Begriff, und zwar nur der Elementarunterricht, denn die höheren Schulen hatten es ja nicht mehr mit den Elementen zu tun, die Methode konnte hier entbehrt werden.

Gestatten Sie mir ein Beispiel. Wissenschaftliche Arbeit hatte einmal festgestellt, daß die Elemente in der Sprache folgende Buchstaben nicht im Alphabet zum Ausdruck kommen in der bekannten Reihenfolge A, B, C, D usw. Laute sind Elemente, sie gehören mithin in den Elementarunterricht, also das Kind muß lernen a, b, c, d. Diese Wissenschaft hat diese Buchstaben als Namen für Laute ein für alle Mal festgestellt; die Lippenlaute lauten demgemäß auf e, welches bald vor (f, m, n), bald nach gestellt wird (b, p, w); be + a müßte bea lauten. Hier nun tritt die Definition in Kraft: das Resultat ist dem Kinde ohne Vermittlung beizubringen — b + a ist ba. Sie sehen, es richtet sich beim Elementarunterricht hier alles nach dem einmal feststehenden Stoffe. *ferne Elemente* entscheiden, *er* gibt das Prinzip aus, nach welchem der Lehrer fortschreiten soll. Und so auf allen Gebieten des Elementarunterrichts. Es ist vorgeschrieben, also so ist nachzuschreiben — die Regel beim Rechnen ist folgende — also danach hat sich das Kind zu richten; das Gebot heißt so: also ist es zu lernen und aufzusagen. Der Unterricht lehrt die Elemente, deswegen heißt er eben der Elementarunterricht. Sind nicht auch unter uns noch einige, die diesen Elementarunterricht genossen haben? Ich gehöre zu denen, und weiß mich noch recht wohl zu erinnern, daß ich meiner lieben Mutter Haare vor Verzweiflung zu Berge trieb, als ich konstant der Meinung blieb, a + be sei nops. Ist es mir doch wie heute, daß ich das Bargen beim Subtrahieren

lernte und mich üben mußte 8 mit einem Borgpunkt für eine 7, 7 mit Borgpunkt für eine 6 usw. anzusehen, und welche Betrübnis umfing mich, als ich ein Wort in der Schreibvorlage nicht verstand, nach der Bedeutung fragte und die Antwort erhielt: schwatz nicht, du sollst jetzt schreiben. Und das waren doch kaum nennenswerte Leiden gegenüber denjenigen, welche in früheren Zeiten das halbe Jahr lange Erlernen des Buchstabierens hervorbrachte. Soviel war man zur Zeit meiner Kindheit schon weiter gekommen. Aber es sollte eine Zeit kommen, welche einen totalen Umschwung in der Anschauung über Elementarunterricht brachte, welche alles umwälzte, trotz ängstlicher Bedenken und Beteuerungen, das Alte wäre viel besser, das Neue sei Spielerei. Diese Revolution griff wie in das Innere eines Sackes, um ihn ganz und gar umzuwenden. Kein Zeitpunkt ist anzugeben, da dieses geschah. Mit elementarer Gewalt brach sie sich Bahn, zunächst als Unterströmung, bald als Theorie, hier und da bereits versucht als Praxis.

Zunächst sind es die anbahnenden Ideen dreier hervorragender Schulmänner, welche über einen weiten Zeitraum zum Teil still hinübergewirkt haben: Amos Comenius, Rousseau und Pestalozzi. Sie haben das Prinzip der Naturgemäßheit als maßgebend erachtet und damit sagen wollen: Seht, wie die Natur langsam, allmählich, zweckentsprechend, ohne Sprünge eine Periode aus der andern folgerichtig entwickelt, so muß man unterrichten — so Comenius. Laßt die Seele des Kindes ihren eigenen Weg gehen, den Weg, den die Natur selbst einschlägt, Kultur verdirbt, unreifeste Entwicklung allem fördert, laßt wachsen, was wächst, es kann nur gut werden — so Rousseau. Erzieht die Kinder, indem ihr ihre Natur beobachtet, und diese entwickelt durch Anschauung und Beispiel zu selbständigem Denken — so etwa Pestalozzi.

Den Durchbruch nach außen vollzog die Bearbeitung der Pädagogik durch die Wissenschaft der Psychologie. Wenn es seit Herbart und Benecke, bis Wandt und Ziehen, Rehmke, Teichmüller so ganz anders geworden ist mit dem Elementarunterricht, so liegt es daran, daß mit den Untersuchungen der psychologischen Probleme das Kind plötzlich als eine psychologische Einheit vor dem überraschten Pädagogen stand, der in ihm viel größere Probleme gewahrte, als vorhin in der Behandlung des Unterrichtsstoffes. Nicht die wissenschaftlichen Dispositionen dieses

Stoffes schienen mehr die Maßstäbe des Lehrverfahrens zu bilden, die Seele des Kindes selbst und ihre Tätigkeiten, der Fortschritt der Seelengebilde, die psychologischen Gesetze über die Vorstellungen und Begriffe übernahmen die Führung bei der Durcharbeitung des Unterrichtsstoffes. Nicht wissenschaftliche Analyse des Unterrichtsstoffes, sondern vielmehr Analyse der Seelengebilde, nicht mehr Stufen nach den betreffenden Absätzen der vorliegenden Aufgabe, sondern Stufen nach den Funktionseinheiten der Psyche — so stellte sich die Methodik des Unterrichts, vor allem die Methode des Elementarunterrichts in den Dienst der Geisteskultur, und stellte die unerbittliche Forderung, nunmehr in erster Linie die Bewegung des kindlichen Geistes unter Beobachtung zu stellen. — War es nach Herbart die Psychologie des erwachsenen Menschen, die dem Unterricht zugrunde gelegt wurde, — und in der Tat ist die kindliche Psychologie ja nur wie ein Mikrokosmos, der aus dem Makrokosmos der entwickelten Seele einigermaßen übersehen werden kann, — so mußte in der Folge doch der Seele des Kindes selbst näher getreten werden, und das geschah im Laufe der letzten Jahrzehnte namentlich in England, Nordamerika und Deutschland. Namen wie Sigismund und Preyer, der seinen Sohn schon von der ersten halben Lebensstunde an zu beobachten begann und ein außerordentlich interessantes Buch: „Die Seele des Kindes“ veröffentlichte, — Sully, Compayre, Tracy und Stumpf und neuerdings Stanley Hall sind für den modernen Elementarlehrer wichtige Merkzeichen, die nicht mehr zu übersehen sein dürften, und die in den Resultaten dieser Arbeiten, die in den Festschriften besprochen werden, enthaltenen Forderungen werden vom ihm nicht mehr abgewiesen werden können. Ich halte es allerdings für verfrüht, die 1902 erschienene, von Stanley erhoffte ideale Schule, gegründet auf die Kinderforschung, als einzig mögliche Elementarschule zu empfehlen; aber sie ist sehr lehrreich, weil die psychologische Unterlage, die ihr zugrunde liegt, recht konsequente Resultate darbietet. Die Beschäftigung mit der Psychologie brachte es mit sich, daß eine ganz neue Auffassung von der eigentlichen Domäne des Kindes, von dem Spiel, entstand. Man erkannte das Spiel als einen eminent wichtigen Faktor in der Geistesentwicklung des Kindes, einen durchaus ernst zu nehmenden Faktor seines Seelenlebens, welcher dem gesamten Denken, Wollen und Handeln

des Kindes ein unersetzbares Feld selbständigster Tätigkeit anweist. Für den Psychologen verwischt sich der Unterschied lebensvollen Schaffens und Spielens, weil er auf die Funktion selbst und nicht auf das Resultat sieht; und der psychologisch geschulte Lehrer erkennt die Fäden, welche vom Spiel zur sogen. ernsten Geistesarbeit hinüberreichen und den allmählichen Übergang ermöglichen.

Der Elementarunterricht sieht sich solchergestalt nicht mehr einem leeren Gefäß gegenüber, welches mit Inhalt zu füllen wäre, ein System lebensvoller Seelengebilde vielmehr sieht er vor sich, das er ausgestalten und entwickeln soll. Der Elementarunterricht ist der Garten, in welchem das Kind, — wie Alban Stolz einst sagte, das „Menschengewächs" zum Keimen gebracht werden soll, und zwar nach allen Seiten der seelischen Erscheinungen. Da ist es vor allem der geheimnisvolle, im Kinde so besonders interessante Vorgang der *Empfindung*, jener Augenblick, da die Außenwelt durch Vermittlung der Nervenleitungen die Seele erreicht und zur Vorstellung wird. Daß dieser erste Akt jeglichen Erfassens des herangebrachten Stoffes ohne Störung vor sich geht, ist als zweite Seelenbewegung, das *Interesse*, durchaus von nöten, denn nur das wird wahrgenommen, was irgendwie von Interesse ist, sei es daß es Lustgefühle erregt, wie das das Normale sein soll, sei es daß es unter Umständen Unlustgefühlen auszuweichen sucht, wie sie Tadel und Strafe mit sich bringen. Ist die Empfindung in Begleitung des Interesses vor sich gegangen, erst dann kann von einer Wahrnehmung und Anschauung die Rede sein, die in einer *Erkenntnis* gipfeln. Das hat aber selbsttätig vor sich zu gehen, denn der Geist arbeitet selbst, — das ist die Forderung des psychologisch gegründeten Elementarunterrichts.

Wie macht er das? Die Antwort darauf ist zugleich eine Erklärung dessen, was wir überhaupt eine *Erkenntnis* nennen.

Wie die uns umgebende Luft in 2 Elemente zerlegbar ist, so besteht jede Erkenntnis in uns aus mindestens 2 Elementen, welche unter irgend einem Gesichtspunkt, oder wir können auch sagen Kategorien zu einer Einheit verbunden werden, z. B. die Erkenntnis sei 12. — Welches sind die Elemente? Verschiedene, je nach dem Gesichtspunkt: der Addition, Subtraktion, Multiplikation oder Division, oder z. B. *Gott ist gut* – Gesichtspunkt der Eigenschaft.

Nun, die Elemente liegen in einzelnen Anschauungen oder Vorstellungen, — wo kommt der Gesichtspunkt her? Den schafft die Seele, so sie die Elemente interessieren, selbst herbei, wenn der Lehrer nur einigermaßen gewandt ist. Der Geist stellt also eine Erkenntnis her, wenn er die dargebotenen Elemente — wir können auch sagen Beziehungspunkte — unter einem vom selbst gewählten oder auf ihn hingewiesenen Gesichtspunkt zu einer Einheit vereinigt. Er hat dann eine *Vorstellung*, wenn der Gesichtssinn mitspielt, oder einen klaren *Begriff*, wenn das reine Denken in Betracht kommt. — Es sind also beim Zustandekommen einer jeden Erkenntnis Empfindung und Interesse immer dabei, und in diesen drei seelischen Funktionen haben wir die Grundform des gesamten seelischen Organismus in derjenigen Region, welche das alles aufnimmt, was von außen her an die Seele herankommt. In der Region des durch Sinneswahrnehmungen zur Erkenntnis führenden Unterrichts. Es gibt natürlich noch eine andere Region der Seele, wo die gewonnenen Erkenntnisse zu Motiven selbständiger Handlungen werden, indem sie von einem zur Tat treibenden Interesse begleitet werden und in irgend einer Handlung gipfeln, die wiederum, wie die Empfindung, sich der Nervenzentren und Nervenleitungen bedienen muß. Dieses ist die Region der zu sittlichen Handlungen führenden *Erziehung*, welche wir hier nur streifen wollen, um zu zeigen, daß es wesentlich dieselben Funktionen sind, die oben wirksam waren, nur in rückläufiger Bewegung. So arbeitet der Geist des klügsten Professors wie des kleinsten Kindes, dessen Funktionen überhaupt schon zu einer gewissen Selbständigkeit erstarkt sind. Der Lehrer kann hinsichtlich der ersten Region nur zweierlei tun: 1) er kann Beziehungspunkte hinstellen und 2) er kann durch Vergleiche und Analogien zu Gesichtspunkten hinweisen, und insofern dieses *erstmalig* geschieht, und noch dazu an Stoffen, die *grundlegend* sind für sämtliche Geisteswissenschaften sowohl als für Erreichung eines jeglichen abgeschlossenen Bildungszieles, nennen wir diesen Unterricht — Elementarunterricht. *Sein Wesen besteht in der Leitung des Kindes zu selbständig erarbeiteten Erkenntnissen, indem er die geistigen Funktionen in ihren naturgemäßen Weg eingewöhnt und mit Hilfe gewisser Unterrichtsstoffe, anknüpfend an*

das im Kinde bereits vorhandene, oft reiche seelische Leben, diesem Kinde eine ausreichende Grundlage bietet, um die umgebende Welt einheitlich überschauen und seine Beziehungen zu ihr und zu Gott wirkungskräftig und bewußt erleben zu können.

Welches sind diese Stoffe? — Nicht durch Auswahl finden wir sie. Auch dürfte es dem modernen wissenschaftlich erneuerten Elementarunterricht gleichgültig sein, was traditionell als Stoff bisher gedient hat. Der psychologisch orientierte Elementarunterricht fragt zunächst, welche Bildungsgrundlagen schafft die Seele selbst herbei? Und da ist es vor allem die das ganze seelische Leben bis zu den höchsten Höhen der Religion, Kunst und Wissenschaft umfassende *Sprache*, ohne die es keine Geisteskultur auf Erden geben würde. Mögen die Tiere auch in den Gebieten des Sinnenlebens für einander verständliche Lauteäußerungen besitzen, Sprache ist das Königsgewand der menschlichen Seele, die Krone ihres geheimnisvollen Schaffens, der Urquell ihrer sozialen Bedeutung. — „Alle Veranschaulichungsmittel, so sagt Oswald Förster, auch die vortrefflichsten, und alle Exkursionen sind oft nur Blendwerk und Zeitverschwendung, wenn es dabei an der Veranschaulichung durch die *Sprache* fehlt, wenn es der Lehrer unterlassen wollte, die sprachliche Ausdrucksweise so anschaulich und verständlich zu gestalten wie möglich. Es wäre ganz verfehlt, wollte man Kinder, die täglich draußen herumlaufen, oder die bei der Feldarbeit behilflich sein müssen, wöchentlich während der Schulzeit hinausführen, um ihnen Felder und Feldfrüchte zu zeigen oder die Namen der Blumen und Gräser vorzusagen. Viel, viel notwendiger und ebenso interessant ist es, sie in dem Wundergarten ihrer eigenen Sprache umherzuführen und an der eigenen klaren Darstellung der Gedanken die Klarheit der kindlichen Sprache zu entzünden" Und bei Otto Ernst lesen wir: „So ist höchst bezeichnend, daß wir die Sprache immer nur als Mittel bezeichnen, unsre *Gedanken* auszudrücken (oder zu verbergen, je nachdem). Das ist vollkommen falsch. Die Sprache ist ein Mittel, alles auszudrücken. Die Sprache malt trotz einem Maler, sie musiziert trotz einem Musiker, sie formt trotz einem Bildner „Man hat noch nicht zur Genüge erkannt, daß jeder leise Wechsel im Klange der

Stimme, im Tempo, in der Kraft, im Rhythmus der Rede der Ausdruck eines Bewußtseinsvorganges sein kann." Die Sprache ist „ein gemaltes, geformtes und gesungenes *Weltall*" (O. Ernst, Vom mündlichen Vortrag. Balt. Frauen-Zeitschr. 1. Jahrg., Juli Heft 1906/7).

Sprechunterricht lautet demnach die erste Disziplin des Elementarunterrichts — natürlich nicht Grammatik. Grammatik ist das wissenschaftliche System der Sprache, — aber wenn Sie wollen *induktive* Grammatik, Entwicklung des Sprachgefühls in der richtigen Ausdrucksweise in unmittelbarer Anknüpfung an die Mundart der Schüler. Die Sprache offenbart das Seelenleben des Kindes, also muß dem Kinde soviel von diesem Innenleben bewußt gemacht werden, daß es den Gedanken fassen lernt, sein Denken, Wollen und Fühlen in die richtige sprachliche Form zu kleiden. Ein Teil des Sprachunterrichts, und zwar der wichtigste zunächst, wird also darin bestehen, zu sprechen, und da man mit Kindern ja nie um Stoff verlegen wird, so wird diese sozusagen ungezwungene Unterhaltung nicht nur die Sprache fördern, sondern das Verhältnis von Lehrer und Schüler vertrauensvoll gestalten.

Die Sprache tritt aber nicht nur als *Sprechsprache*, sie tritt auch als *Schriftsprache* auf. Auch in diese muß naturgemäß das Kind eingeführt werden. Man wird ihm vorlesen und dasselbe an die Reproduktion des Vorgelesenen gewöhnen müssen. Aber noch mehr; die Schriftsprache hat ein sichtbares Gewand und das ist keine rein psychologische Funktion mehr, das ist Technik und zwar eine doppelte. Unterscheidet sich doch in der Sprache im Ganzen das Gebiet des *Gesprochenwerdens* von dem Gebiet des *Verstandenwerdens*. Hat die Sprache ein Gewand, so muß dieses beide Gebiete decken. Zwei technische Leistungen sind mithin erforderlich, und diese treten als *Lesen* und *Schreiben* in den Unterrichtsplan.

Somit haben wir bereits drei Seiten des Sprachunterrichts, die in gegenseitiger Durchdringung doch Spezialübungen erfordern, da ihre Ausführungen drei verschiedenen motorischen Regionen angehören. Ihren Ausgangspunkt aber müssen sie selbstverständlich alle vom psychologischen Inventar des Kindes aus nehmen. Das Lesen muß ausgehen von den in der Sprache bereits produzierten Lauten, die als Sprachelemente dem Kinde noch garnicht zum

Bewußtsein gekommen sind. Damit dieses geschehe, muß eine induktive Phonetik die Brücke vom Ganzen des Sprechens zu den Lautelementen schlagen. Der Leseunterricht muß demnach auf phonetische Grundlage gestellt werden, mit dem Ziel, daß das zu lesende Wort als Ganzes in das Bewußtseinsgebiet eingestellt werde, so daß er nicht bei Lautbildern bleibt, sondern daß auch in der lesenden Kinderseele die Lautelemente wieder verschwinden und das Wort sich als die zu erzielende Erkenntnis, in welcher die Lautelemente als Beziehungspunkte unter dem Gesichtspunkt der inneren Kontinuität des Klanges eine Beziehungseinheit bilden, darstellt. Auch das Schreiben greift zurück auf den seelischen Bestand in der motorischen Region. Das Kind hat schon vorher in Zeichnungen das zu Tage zu fördern versucht, was als Anschauungsreiz sein Interesse erfüllt hat. Es hat gekritzelt und dargestellt und im Spiel ein tiefes Verständnis für Symbolik gewonnen. Eine ihm neue Technik tritt hinzu, um ihn dasjenige symbolisieren zu lehren, was es sprachlich besitzt. Darin stimmt das Prinzip des Lesens und Schreibens durchaus überein. Das Schreiben verlangt nur die motorische Technik des *Wortzeichnens*, während das Lesen dem sensorischen Gebiet angehört. Da gilt es denn auch die Elemente der Schrift klarzustellen, die Grundstriche meinetwegen als Soldaten, die Haarstriche als Schleppen oder Schnüre oder einerlei wie zu bezeichnen, um zu demselben Ziel zu gelangen. Das identische Prinzip beider legt es nahe, das Lesen und Schreiben gleichzeitig zu üben und vom Lesen der Schreibschrift auszugehen, wie es denn auch in der Durchführung der jetzt allgemein üblichen, hier nicht näher zu erörternden, weil als bekannt vorausgesetzten *Normalwörtermethode* geschieht.

Indem wir *Sprechen*, *Lesen* und *Schreiben* unter den Gesamtbegriff *Sprachunterricht* zusammenschließen, sehen wir in ihm die Hauptaufgabe des Elementarunterrichts, als direkt seinem Wesen entsprießend.

Als wir vorhin von den seelischen Funktionen sprachen, beobachteten wir nicht, daß es noch etwas in der Seele gibt, was nicht mit ihren Funktionen verwechselt werden darf. Das ist das *Bewußtsein*, ein Zustand, welcher unsrer Seele anhaftet wie Helligkeit dem Feuer. Nach den sehr scharfsinnigen Untersuchungen des viel mehr Geltung verdienenden einstigen Dorpater Philosophen

Teichmüller, ist das Bewußtsein nicht zu verwechseln mit Erkenntnis, weil es an der Intensität sämtlicher Funktionen teilnimmt, ja die Intensität derselben selbst darstellt. Daß ich empfinde, denke, will, fühle — ist mir unmittelbar bewußt und entzieht sich jeglichem Erkenntnisbeweise. Teichmüller aber ist es auch, der zum ersten Male aufgezeigt hat, daß zu allem Funktionsbewußtsein und dem Ich oder Selbstbewußtsein bei allen Menschen auch ein Gottesbewußtsein hinzutritt, es sei dieses geartet wie es wolle. Dieses Gottesbewußtsein will auch geweckt und genährt sein und die Elemente des persönlichen Lebens, d. h. die Funktionen, wollen in Beziehung zu diesem Gottesbewußtsein gesetzt werden.

Daraus entspringt für den Elementarunterricht eine weitere Aufgabe, die des Religionsunterrichts. Auch hier gilt es den seelischen Befund auszukaufen, entwickeln, verselbständigen, und zwar auf demselben Wege, den die Psychologie nachgewiesen hat. Sinneswahrnehmungen sollen auch hier den Reiz abgeben und die seelischen und motorischen Bahnen erregen, das Kind zu religiösen Erkenntnissen und von da aus wieder zu religiösem Tun leiten. — Die neueren Bearbeitungen der Kinderpsychologie haben auch ein Kapitel: das Kind und die Religion, so Sully in seinen Untersuchungen über die Kindheit und neuerdings T. Lay in seiner Experimentellen Didaktik. Letzterer sagt: „Solange die Methodik des Religionsunterrichts die Tatsachen der Kinderpsychologie nicht beachtet und die Erforschung der religiösen Vorstellungen und Gefühle der Kinder nach ihrer Art und Entstehung nicht weiter verfolgt, wird er auch weiterhin methodische Fehler begehen und das religiöse Interesse schädigen." Dieses ist alles sehr wichtig in Bezug auf die Art und Weise, wie der Stoff an das Kind herangebracht werden soll. Wir sollen als evangelische Christen zwar nicht meinen, daß das Gottesbewußtsein nach diesem seelischen Befunde und gar der Stoff des Religionsunterrichts darnach zurecht gestutzt werden soll. Die Nahrung des Gottesbewußtseins findet der Christ nur in dem mit supernaturaler Kraft ausgerüsteten Worte Gottes, wie sie in demjenigen wirksam ist, der sich ihm unterstellt. Und diese Nahrung müssen wir auch so früh wie möglich dem Kinde bieten. Ich möchte allerdings keinen andern elementaren Religionsunterricht empfehlen, als die eingehende Besprechung biblischer Bilder. Das sind die dem Kindesalter natür-

lichen Sinneswahrnehmungen ueben einfachem Geschichtenerzählen, doch schneide ich damit auch eine methodische Frage an, die nicht hierher gehört. —

Die Seele des Kindes, — und ich verweise an dieser Stelle auf das soeben erschienene vorzügliche Buch von Gertrud Bäumer und Elli Droescher: Von der Kindesseele, Beiträge zur Kinderpsychologie aus Dichtung und Biographie — die Seele des Kindes enthält aber noch weitere Ansätze, die als bewußte Funktionen auf der Stufe des Elementarunterrichts sehr bald in Angriff genommen werden können. Während der Religionsunterricht ein Stück des personalen Bewußtseins zu entwickeln unternimmt und der Sprachunterricht die wichtigste Lebensäußerung im Gebiete der handelnden Funktion kultiviert, muß auch die Erkenntnisfunktion zu ihrem Recht kommen. Sie ist ja schon vor jedem Unterricht in steter Übung gewesen, sie hat längst ihre charakteristische koordinierende Kraft in unzähligen Fällen bewieten, nur ist sie naturgemäß arm an Beziehungspunkten und sehr ungeschickt in Bezug auf Gesichtspunkte. Es ist klar, daß hier eine dritte Aufgabe des Elementarunterrichts vorliegt, diese Armut zu heben. Dazu muß er sich des Wesens der Erkenntnis bewußt werden. Um Beziehungspunkte ist er nie verlegen, denn diese stromen und fluten ja aus der Umwelt des Kindes in Massenhaftigkeit herbei, aber das Kind steht dieser Menge zum größten Teil verständnislos gegenüber, weil die Gesichtspunkte zur Bildung der Erkenntnisse fehlen. — Auf welchem Wege kann der Elementarunterricht dieses erreichen? Doch nur wieder aus dem psychologischen Befunde selbst, welcher die Entstehung einer Erkenntnis anzeigt. Aus der einfachsten Art der Erkenntnis, nämlich bei Vorhandensein von nur 2 Beziehungspunkten — wir wollen sie a und b nennen — springen sofort 3, sozusagen Urgesichtspunkte oder Kategorien ins Auge: 1) a kann gleich b sein, dann ist das die Kategorie der Identität; oder 2) a ist verschieden von b, — dann ist das die Kategorie der Kontradiktion, und schließlich 3) a und b stehen zu einander in irgend einem Verhältnis, — dann ist das 3. die Kategorie der Koordination. — Die ersten beiden Kategorien erkennt der Geist durch Vergleichen, die letzte durch Untersuchen, und diese beiden rechtschen Tätigkeiten sind zwecks selbständiger Erfassung der Unterrichtsobjekte in steter Übung zu erhalten. —

Dazu dient ein Fach, dessen Namen zu einem terminus technicus geworden ist, wiewohl dieser Name nicht ganz stimmt. Man nennt es — „Anschauungsunterricht", während man es richtiger Erkenntnisunterricht oder Denkunterricht nennen müßte. Die Funktion der Empfindung als Ausgangspunkt jeglicher Belehrung erfordert allerdings eine absolute Anschaulichkeit des Unterrichts, und in dem Sinne sind alle Fächer zunächst Anschauungsunterricht, aber gemeint ist doch eben die auf dem Grund der Anschauung erwachsene Erkenntnistätigkeit, was in vielen Elementarpraktiken leider aus den Augen gelassen wird.

Zunächst ist also der Vergleich ein unersetzliches Unterrichtsmittel für den Elementarunterricht. Hier liegen die Elemente des Unterscheidungsvermögens und jeglicher Kritik und Einsicht in die uns umgebende Welt. Das Untersuchen aber ist eine ewig reizvolle Erfinder- und Entdeckertätigkeit, das lebendigem Schaffen gleichkommt, das Grundprinzip alles wissenschaftlichen Denkens, dessen zarte Keime der Elementarunterricht hier zu setzen hat.

Die natürlichsten und wertvollsten koordinierenden Kategorien sind in wohl erfahrungsmäßig die der Zeit, des Raumes und der Bewegung, und also Einführung und Übungen in zeitlich sich entwickelnden, räumlich sich gestaltenden und in Bewegung befindlichen, als Grund und Folge zutage tretenden Erscheinungen ist die dritte Aufgabe des Elementarunterrichts. Alles zeitlich bedingte zählt man zur Disziplin der Geschichte. Die Umwelt des Kindes ist geschichtlich geworden, also die schönsten Erzählungen der heimischen Geschichte sollen Gegenstand des Elementarunterrichts sein! Alles räumlich bedingte gehört in die Disziplin der Geographie. Diese setzt eine ganze Reihe spezifischer Begriffe voraus, und besitzt eine Reihe von Veranschaulichungsmitteln, die dem Kinde nicht ohne weiteres verständlich sind. Mithin hat als Propädeutik der Geographie die Heimatkunde ihre richtige Stellung im Elementarunterricht und leitet zur Geographie der Heimat über, die geographischen Begriffe entwickelnd und in das Verständnis der Veranschaulichungsmittel einführend. Nur darf bei allem dann der dritte Gesichtspunkt, die in der Bewegung sich zeigende Ursache und Folge nicht fehlen, denn hier ruht das eigentlich Denkbildende im selbständigen Erschließen. Einen richtigen

Schluß ziehen, das sollte als höchstes Ziel der Erkenntnistätigkeit vorschweben und die damit verbundene subjektive Sicherheit ist immer das Zeichen eines klaren Kopfes gewesen. Nun gibt es aber nur eine einzige Wissenschaft, welche absolut sichere unerbittliche Schlüsse zu ziehen vermag, weil sie keiner andern Hilfsmittel bedarf, als ausschließlich der Erkenntnisfunktion, während alles andre Wissen von den übrigen Seelenfunktionen und von der ganzen Weltanschauung der Persönlichkeit abhängig ist. Kein Vorteil, kein Nachteil, kein daraus entstehendes Unglück, kein gegenseitiges Interesse, keine Liebe, kein Haß, keine Sympathie, keine Antipathie ändert etwas am 1 mal 1 oder am Pythagoräischen Lehrsatz. Darum muß aber auch der Elementarunterricht auch diese rein erkenntnismäßige Bewegung im Gebiete der Zahl und die im Kinde ebenfalls schon vorhandenen bewußten Zählakte in seine Pflege nehmen, um der Schlußfähigkeit geeignete Hilfen zu bieten, natürlich auch auf dem Grunde der Anschauung und Anwendung in der das Kind umgebenden Welt. — Wenn wir schließlich noch die Bewegung im Gebiete der Natur um das Kind herum berücksichtigt sehen wollen, so fällt dem Elementarunterricht auch eine einfache Einführung in die Naturgeschichte zu, eine Einsicht und Vermittlung in die wichtigsten Repräsentanten der organischen und anorganischen Gebilde.

Neben allen diesen, außer dem Schreiben und Erzählen, wesentlich dem seelischen Gebiete angehörenden Übungen, müssen wir an das Schreiben und Erzählen als eine durchaus motorische Leistung noch das Zeichnen anreihen. In der Art, wie der moderne Zeichenunterricht es auffaßt, ist er ein mächtiges Mittel zur Entwicklung der produktiven Kraft des Geistes, und wenn wir als gleichfalls motorische, in der Kindesseele reichlich motivierte Leistungen auch noch den Gesangsunterricht und das Turnen für obligatorisch halten, so hätten wir damit die Aufgabe des Elementarunterrichts umrissen, wie er etwa in einer evangelischen Volksschule behandelt sein will, aber er ist, wie Stanley Hall für den gesamten Unterricht fordert, als eine pädozentrische, nicht eine skolozentrische Aufgabe gedacht. Nicht Stoff und Wissen ist die Hauptsache, sondern Erfassen und Verarbeiten seitens des Kindes. Und wenn wir uns auch in Bezug auf die Entwicklung der Haßschen idealen

Schule, gegründet auf Kindererforſchung, auch zunächſt abwartend verhalten, ſo werden wir keinen Augenblick anſtehen dürfen, das Prinzip des Elementarunterrichts darin zu ſehen, daß die Seele des Kindes den Richtweg abgibt, wohinein und wohinaus der Unterricht zu greifen hat, um einem großen Teil der Menſchen eine für einfache Lebensverhältniſſe abſchließende, für den andern Teil eine vorbereitende Bildung zu geben, die beide Teile in den Stand ſetzt, ihnen naheliegende Verhältniſſe zu überſehen, zu beurteilen und ſie angehende Probleme befriedigend löſen zu können.

Das eiſerne Herz.

Von

Manfred Kyber.*

In dunkler Schmiede ſteht ein Schied,
ſein Eiſen klingt und kracht.
Die Eſſe ſtöhnt, das Feuer ſprüht
mutzt in die weite Nacht.

Er ſchmiedet ſich mit hartem Schlag
ein Herz aus hartem Stahl,
auf daß es keine Liebe mag
und kenne keine Qual.

Und als das Herze fertig war,
ein Mädel ging vorbei
Mit blauem Aug' und goldnem Haar —
da ſprang das Herz entzwei.

*) Der Schmied vom Eiland. Gedichte. Neue Folge von Manfred Kyber. Berlin 1908. Deutſches Verlagshaus Bong.

Dr. A. Bielensteins „Holzbauten der Letten".*

Von

Pastor W. Bielenstein-Mesothen.

Die Lettisch-literarische Gesellschaft hat ein Recht darauf, Einiges darüber zu erfahren, wie das letzte Werk ihres ehemaligen Präsidenten Dr. A. Bielenstein, „Die Holzbauten und Holzgeräte der Letten", I. Teil, Petersburg 1907, in der Gelehrtenwelt aufgenommen worden ist. Es ist mir als dem Sohne des Heimgegangenen der Entschluß nicht leicht geworden, mit dieser kleinen Arbeit vor Sie, m. H., hinzutreten, weil man mir den Vorwurf machen könnte, ich wolle meinem Vater Weihrauch streuen. Der Verewigte bedarf dessen nicht, sein Name hat auch so einen guten Klang. Wenn ich es aber doch tue, so erfülle ich als Glied unsrer Gesellschaft im Auftrage des Direktoriums nur eine Pflicht der Pietät dem Manne gegenüber, der durch sein eminentes Wirken und Schaffen unsrer Gesellschaft ein solches Gepräge aufgedrückt hat, daß sie sich eines würdigen Ansehens weit über die Grenzen der engeren Heimat hinaus erfreuen konnte. Wenn ich gerade Ihnen, m. H., die folgenden Mitteilungen mache, so erklärt sich das daraus, daß ich nach dem Tode meines Vaters mit der Fortführung der mit diesem Werke zusammenhängenden Korrespondenzen betraut worden bin und von verschiedenen Gelehrten Briefe und Besprechungen erhalten habe.

Zunächst muß ich bemerken, daß in der deutschen Presse des Inlandes, soweit mir bekannt, abgesehen von gelegentlichen Hin-

*) Vortrag gehalten am 4. Dezember 1908 in der Lettisch-literarischen Gesellschaft in Riga.

weisen auf das genannte Werk, keine eingehenden Anzeigen erschienen sind. Ich täusche mich wohl nicht, wenn ich den Grund hiefür darin finde, daß sich unsere Gelehrten, denen die kombinierte Sach- und Sprachforschung ein fremdes Gebiet ist, nicht für kompetent hielten, dieses Werk hinsichtlich seines Wertes für die europäische Hausforschung zu beurteilen. Auch ein anderes Moment mag hier und da mitgespielt haben. Die traurigen Erfahrungen des Jahres 1905 mögen manchem Balten die Lust und Liebe zur intimeren Beschäftigung mit dem lettischen Volke beeinträchtigt haben. Auf eine aus lettischen Kreisen in der „Latwija" veröffentlichte Besprechung werde ich zum Schluß zu sprechen kommen.

Im Auslande hat man in fachwissenschaftlichen Kreisen das Werk mit großer Freude begrüßt und sieht dem Erscheinen des zweiten wertvolleren und doppelt so starken Teiles mit Spannung, ja mit Ungeduld entgegen. Von Fachgenossen A. Bielensteins habe ich Schreiben erhalten, die alle einstimmig ihre uneingeschränkte Anerkennung über den Verfasser als Mensch und Gelehrten aussprechen. Ich nenne hier Prof. Leopold v. Schroeder-Wien, dem das Werk gewidmet ist, Prof. Meringer-Graz, Prof. Bezzenberger-Königsberg, Prof. Kühn-München, Prof. Schrader-Jena, Professor Mikkola-Helsingfors u. a. Sie gestatten, daß ich aus den Briefen Leopold v. Schroeders einige Sätze hier anführe. Er schreibt: „A. Bielensteins Tod bedeutet auch mir einen schweren Verlust, denn ich habe den edlen Mann, den großen, unermüdlich schaffenden Forscher, den warmherzigen Patrioten, den treuen Freund innigst verehrt und aufrichtig geliebt. Eine anima candida, wie man sie selten findet! Ich war stolz und glücklich, daß dieser Mann mich seiner Freundschaft würdigte." — In einem andern Briefe heißt es: „Lassen Sie es mich auch Ihnen gegenüber noch einmal aussprechen, wie stolz und glücklich es mich macht, daß Ihr teurer, hochverehrter Vater meiner noch in seiner letzten Lebenszeit so liebevoll gedacht, daß er mich dessen gewürdigt hat, sein letztes großes Lebenswerk, den Abschluß einer langen Reihe so überaus wertvoller, bleibender Denkmäler seiner tiefgründigen Forscherarbeit auf dem Gebiete der Lettologie, gerade mir als einen Gruß aus der alten teuren Heimat zuzueignen. Es war und bleibt dies eine der schönsten Freuden, die mir im Leben überhaupt zuteil geworden sind. Mein Dank dafür und meine verehrungsvolle

Erinnerung an den teuren Heimgegangenen wird leben, solange ich lebe.“ —

Auch aus einem Briefe Otto Schraders-Jena, des großen Kenners indogermanischen Altertums, möchte ich hier einige Sätze wiedergeben. — Er schreibt: „Sie haben mir durch die Übersendung des Werkes Ihres verehrten verstorbenen Vaters eine große Freude bereitet, wofür ich Ihnen meinen herzlichsten Dank ausspreche. Ich habe das Buch bereits gründlich durchgenommen und gesehen, welche Fülle der Belehrung es dem Kultur- und Sprachhistoriker bietet. Warmen Dank verdienen auch die beiden in der Vorrede genannten Damen, die einen solchen Schatz zu heben treulich geholfen haben. . . . Die Hausforschung wird in Deutschland und Österreich stark betrieben, neuerdings hat man auch in Rußland angefangen. Ich bezweifle daher nicht, daß ein so mustergültiges Buch, wie das Ihres Vaters, mit der Zeit starken Absatz finden wird, und glaube daher, daß bei der geringen Höhe der ersten, eine zweite Auflage wohl ins Auge zu fassen wäre. Das Schicksal Ihres Vaters, dem die Letten doch verdanken, daß man von ihnen spricht, hat in Deutschland alle tief ergriffen.“

Die größte Freude ist mit dem Erscheinen des Werkes wohl Professor Rudolf Meringer in Graz bereitet worden, der geradezu mit Enthusiasmus das Buch aufgenommen hat. Dieser Gelehrte ist, wie mir Leopold v. Schroeder schreibt, die erste Autorität auf dem Gebiete der sogen. Hausforschung, Sach- und Sprachforscher zugleich, und darum ist sein Urteil besonders wertvoll. Er schreibt u. a., daß „das prachtige Werk, würdig seines Verfassers, ein Glück für die Forschung sei“, und bedauert, „daß A. Bielenstein, der herrliche Mann, nicht mehr hat hören können, was er uns mit seinem wahrheitsuchenden Sinn geschenkt hat“ Für ein Bild A. Bielensteins dankt Meringer in herzlichen Worten und verspricht einen Ehrenplatz im eigenen Studierzimmer aber im Indogermanischen Institut der Universität. Er schreibt: „Ein unendlich sympathisches Wesen spricht aus den Zügen des glorreichen Alten, an dem wir uns Alle wohl ein Muster nehmen können. . . Alles in allem: Er war ein seltener, ganzer Mann. Freuen wir uns als Deutsche seiner.“

Bei aller Anerkennung empfand aber der Grazer Gelehrte als Mangel, daß Hinweise auf die in letzten Jahren besonders

zahlreich erſchienene Literatur über Hausforſchung fehlten. — A. Bielenſtein hatte ſelbſt dieſen Mangel gefühlt, aber gedrängt durch das zunehmende Alter die Vergleichung und eingehendere Bearbeitung Anderen überlaſſen müſſen. In ſelbſtloſeſter Weiſe ſtellte Meringer ſeine Mitarbeit zur Verfügung mit dem Vorſchlag, einer von den Söhnen ſollte „die Anmerkungen und Hinweiſe“ bearbeiten. Da Niemand von uns Fachmann auf dieſem Gebiete iſt, ſo richteten wir an Prof. Meringer die Bitte, dieſe Arbeit zu übernehmen, und erwirkten bei der Akademie der Wiſſenſchaften in Petersburg die Bewilligung von 2 Druckbogen, den nötigen Kliſchees und die Zuſendung der Aushängebogen des zweiten Teils von Prof. Meringer. Doch ſchon bald teilte Meringer mir mit, daß er mit dem bewilligten Raum nicht auskommen könne und darum gezwungen ſei, ſeine Hinweiſe und Anmerkungen ſelbſtändig erſcheinen zu laſſen, er ſchreibt „Auch mein Gewiſſen iſt erleichtert dadurch, daß ich nun ſelbſtändig publizieren muß, denn ich wäre unglücklich geweſen, wenn meine „Bemerkungen“, dem großartigen Werke angehängt, den Eindruck der Nergelei gemacht hätten, und Mancher hätte mir vielleicht den Vorwurf gemacht, mich in unpaſſender Art an die Rockſchöße eines bedeutenden Mannes gehängt zu haben.“ Aus dieſen beſcheidenen Worten iſt erſichtlich, wie hoch der Grazer Gelehrte auch als Menſch zu werten iſt.

Von dieſen allgemein gehaltenen Urteilen privater Natur, die ich den Freunden A. Bielenſteins nicht vorenthalten zu ſollen glaubte, ſei es mir nun auf die Folgerungen einzugehen geſtattet, welche die Gelehrten an das Werk A. Bielenſteins knüpfen. Von den mannigfachen mir zugegangenen Beſprechungen möchte ich beſonders eingehend über die Anzeige Profeſſor Meringers in den „Mitteilungen der Anthoropologiſchen Geſellſchaft in Wien“ hier referieren (Bd. XXXVIII 1908). Nach einleitenden Worten über die Perſönlichkeit des Verfaſſers heißt es in dem Aufſatz

„Beſonders viel national Lettiſches bringt der erſte Teil des neuen Werkes nicht und wird auch — auf die Gefahr zu irren ſei es geſagt — der zweite Teil nicht bringen. Die lettiſchen Stämme wohnen am Rande der einſt von Süddeutſchland ausgegangenen Kulturwellen und haben die alten deutſch römiſchen Güter noch immer in ziemlich urſprünglichem Zuſtande bewahrt. Einflüſſe andrer, öſtlicher Kulturkreiſe laſſen ſich gewiß ebenfalls

vermuten, aber, vorläufig wenigstens, nicht beweisen. Bielenstein hätte gewiß eine Freude gehabt, wenn er den Zusammenhang der lettischen Kultur mit der südwestlichen erkannt hätte, aber bei seiner mangelhaften Kenntnis dieser letzteren mußte er Dinge für national-lettisch halten, die z. B. bei uns in den Alpen und weiterhin im ganzen Kulturkreise des oberdeutschen Hauses sich ebenso vorfinden."

Nicht wahr! diese Beobachtung, daß die lettische Kultur die mannigfachsten Berührungspunkte mit der oberdeutschen habe, wird das größte Erstaunen bei uns hervorrufen, die wir wohl mit A. Bielenstein hier und da einen Einfluß der niederdeutschen Einwanderer konstatieren mußten, uns aber nichts von alteren oberdeutschen Kultureinflüssen vor der deutschen Einwanderung im 12. Jahrhundert träumen ließen — Zur Orientierung sei hier auf ein ganz vorzügliches Büchlein R. Meringers hingewiesen: „Das deutsche Haus und sein Hausrat", erschienen bei B. G. Teubner in Leipzig Berlin in einer Sammlung wissenschaftlich gemeinverständlicher Darstellungen, die den Titel „Aus Natur und Geisteswelt" führt. Hier spricht der Verfasser von den verschiedenen Bauerhaustypen Europas, die er nach der Anlage des Herdes resp. Ofens, der Seele des Hauses, unterscheidet. Er redet von einem asteuropäischen, oberdeutschen, niedersächsischen, nordischen und romanischen Typus. Alle diese Typen gehen auf eine über ganz Europa nach heute verstreute primitive Uiform des Hauses zurück, das sog. Herdhaus, das in der Mitte des einzigen bewohnbaren Raumes einen einfachen offenen Herd hat.

Das charakteristische der osteuropäischen Hausformen ist der Herdofen, eine Verschmelzung von Herd und Ofen, welcher einen dritten Raum in der Wohnstube, der изба, einnimmt.

„Das niedersächsische Haus ist ein Einheitshaus, d. h. es vereinigt und beherbergt Mensch, Vieh und Vorräte in derselben organischen Baueinheit." Dieses haben unsere Vorfahren aus Westfalen und Hannover mitgebracht, denn unsere alten Krüge gehören in ihrer Anlage zu diesem Typus. Wir haben uns nur die dreischiffige Stodalle durch das ganze Haus laufend zu denken. Während in dem Mittelschiff an dem einen Ende die Tenne, an dem andern der offene Herd sich befindet, dessen Rauch am Giebel durch das Uhlenloch abzieht, sind in den Mittelschiffen der Tenne

entſprechend die Tiere, zu beiden Seiten des Herdes aber die Schlafſtätten für die Menſchen untergebracht.

Und nun das oberdeutſche Haus. Das Charakteriſtikum desſelben iſt die an den Herdraum angebaute Stube, die einen Ofen enthält, die entweder vom Herdraum oder von der Stube aus zu heizen iſt. Während das alteuropäiſche Herdofenhaus im Grunde einzellig iſt, denn der Herd hat ſich ſozuſagen zu einem Herdofen ausgewachſen, iſt das oberdeutſche Haus zweizellig zu nennen. Meringer hat für dieſes den Namen „Küchenſtubenhaus“ geprägt.

Das Neue, was Meringer durch Vergleichung unumſtößlich nachgewieſen hat, iſt nun dies, daß das alte lettiſche Bauernhaus die allernächſte Verwandtſchaft mit dem oberdeutſchen Küchenſtubenhaus hat. Er ſtützt ſeinen Beweis, der auf der gleichen zweizelligen Anlage baſiert, noch mit folgenden Argumenten:

1. Dem lettiſchen und oberdeutſchen Hauſe gemeinſam ſind primitive Lehmöfen, wie ſie A. Bielenſtein S. 72 beſchreibt, und Backöfen, die einer Wachswabe ähneln, weil (in Kerkſingen 35) tönerne Töpfe an den drei freiſtehenden Wänden eingemauert ſind. Dieſe Öfen gehen auf römiſchen Urſprung zurück. (Vgl Bielenſtein S. 73.)

2. Der Herdraum reſp. der davon abgetrennte Flur wird ſchlechtweg „nams“ genannt, in Erinnerung an eine Zeit, da es noch keine Erweiterungen des Herdraumes gab. Dieſelbe Erſcheinung findet man in Oberdeutſchland, wo man dieſen Raum einfach s'Haus nennt, oder in England, wo er hus heißt. Im Kanton Teſſin nennt man ihn laca-casa, in Frankreich — la maison, in Holland huis, in Litauen butas ꝛc.

3. Beiden Häuſern gemeinſam iſt ferner, daß der Herd keine Decke hat, der Ofenrum dagegen hat eine.

4. Hier wie dort pflegt der Stubenofen von außen, d. i. vom Herdraum geheizt zu werden und wird auch zum Backen verwendet.

5. Die Technik bei Herſtellung der Block und Bohlenwände in Lettland iſt identiſch mit der alpinen Technik.

6. Auch die Lubbendächer haben Parallelen.

7. Die hölzernen Türſchtöſſer ſind im Prinzip einander ſehr ähnlich

Bei der Frage, wie alt das oberdeutſche Haus im Lande der Letten ſei, gerät Meringer in eingehende Auseinanderſetzungen mit Bezzenberger und A. Bielenſtein. Bezzenberger hatte 1886 eine wertvolle Arbeit über das litauiſche Haus geſchrieben, als die Hausforſchung noch wenig entwickelt und der Begriff des oberdeutſchen Hauſes noch nicht geprägt war. Er ließ das litauiſche Haus, das, wie Meringer jetzt feſtſtellt, mit dem lettiſchen faſt identiſch, alſo oberdeutſcher Bauart iſt, im Lande ſelbſt entſtanden ſein, bei der stuba aber, die auch èstuba genannt wird, nahm er ſlaviſchen Einfluß an; èstuba ſei zwar nicht aus изба, wohl aber aus истьба entſtanden, wie Neſtor ca. 1050 das Wort als Bezeichnung für Bauernſtube gebraucht. A. Bielenſtein hat unter dem Einfluß Bezzenbergers in Bezug auf die lettiſche istaba ähnlich geurteilt und auch ſlaviſche Beziehungen für wahrſcheinlich gehalten (S. 70), zugleich aber richtig erkannt, daß die Slaven Wort und Sache gewiß von den Germanen gelernt haben müſſen, weil das ſelbe Wort in allen germaniſchen und romaniſchen Sprachen ohne den vorgeſchlagenen Vokal gebraucht wird.

Dieſen Meinungen gegenüber deutet Meringer auf eine kürzlich erſchienene Arbeit Max Philipp's, „Beiträge zur ermländiſchen Volkskunde" (1906, Greifswald) hin, in der auch für Ermland das Vorhandenſein des oberdeutſchen Typus nachgewieſen wird. Meringer meint nun, daß die Brücke von Oberdeutſchland zu Litauern und Letten nicht im Oſten bei den Slaven zu ſuchen ſei, ſondern mehr im Weſten, etwa über Ermland; die Vorſchlagſilbe bei èstuba ſei in der litauiſchen Sprache nicht unerhört und komme auch in anderen Wörtern vor und darum könne das Wort mit der Sache direkt von den Germanen entlehnt ſein, der Vokal der Mittelſilbe lit. èstuba und lett. istaba zwinge geradezu anzunehmen, daß èstuba aus stuba, dagegen istaba aus dem ermländiſchen stáw (mit dunklem a) entſtanden ſei. Man wird dieſen Ausführungen, die ſich auf eine reichere Literatur ſtützen, als wie ſie Bezzenberger und A. Bielenſtein zur Verfügung ſtand, wohl Recht geben müſſen.

Doch iſt zu bemerken, daß die Frage auch nach den Ausführungen Meringers noch nicht als abgeſchloſſen und gelöſt zu betrachten iſt; denn wenn auch zweifellos die lettiſche istaba nicht ſlaviſchen, ſondern oberdeutſchen Urſprungs iſt, ſo iſt doch die

urſprüngliche Heimat des Namens, ja vielleicht auch der Sache noch nicht genügend erklärt, jedenfalls beſtehen bei den Gelehrten noch Differenzen. Otto Schrader leitet das deutſche Wort Stube vom vulgärlateiniſchen extufa = Hypokauſtum ab, das ſeinerſeits wieder mit dem griechiſchen „typhos“ verwandt iſt. Auf ſeinen ſprachlichen Darlegungen (Sprachvergleichung und Urgeſchichte, 2 T., 3. Aufl., Jena 1906/7) fußend, ſpinnt Dachler in der Zeitſchrift für öſterreichiſche Volkskunde Bd. XIII. in ſeinem Aufſatz „Das alte indogermaniſche Haus und die Stube“ die Fäden weiter und erinnert an die bei Herodot 500 v. Chr. erwähnten Dampfbäder der Skythen. Von dieſen ſpreche im J. 973 n. Chr. auch der arabiſche Arzt Ibrahim Ibn Jakub und bezeichne die Badehäuſer der Slaven mit dem Worte Itba. Die Nachbarn der Slaven, nämlich die Goten, hätten dann bei ihrem Zug nach Weſten die Schwitzbäder an ſtelle der römiſchen Heißluftbäder eingeführt, weil ja die koſtſpieligen Hypokauſtumanlagen zerſtört waren. Bei den Romanen hätten die von extufa gebildeten Ableitungen die Bedeutung Schwitzbad beibehalten, bei den Deutſchen aber ſei aus der Badſtube ſehr bald die angebaute Wohnſtube entſtanden. Dieſe ſei dann als ſolche Vervollkommnung wieder zu Nord- und Südſlaven, Magyaren und Letten gekommen.

Meringer berührt in ſeiner Anzeige des Werkes A. Bielenſteins dieſe Gedankengänge Dachlers nicht, obwohl er ſie kennen müßte, weil er ihnen offenbar zu wenig Bedeutung beilegte. Seine Meinung iſt dieſer diametral entgegengeſetzt. Er ſetzt ſich daß mit Schrader auseinander, und zwar in der Weiſe, daß er in Bezug auf die Wohnſtube die etymologiſche Herleitung Schraders aus extufa gelten läßt, für die Badeſtube aber auf das Wort „ſtieben“, stuban, zurückgeht*. Meringer meint nun, daß die Erfindung des Dampfbades bei den Germanen geſchehen iſt, wobei die Manipulation des Stiebens die Hauptſache war, die der Sache den Namen gab. Von ihnen ſei dann das Dampfbad nach Oſten zu den Slaven gekommen, von denen die Deutſchen in der Gegenwart ihr altes ureigenes Kulturgut unter dem Namen „ruſſiſches Bad“ zurückbekommen hätten. Was das Sprachliche betrifft, ſo ſteht Meringer nicht allein. Auch Meyer-Lütke urteilt ähnlich.

*) Stuban iſt nämlich das Erzeugen von Waſſerdampf durch Begießen des heißen Ofens

Er ſagt: „Und da nun étuve in extufore, ahd. stub in stiuban eine lautlich tadelloſe Grundform haben, da stiuban eine Manipulation beim Baden war, stuba zunächſt die Badeſtube bedeutet, ſo möchte ich in étuve und Stube einen jener trügeriſchen Gleichklänge ſehen, wie wir ihn beiſpielsweiſe in deus und deus haben.“

Mir ſcheinen dieſe doppelten Ableitungen durchaus überzeugend. Darnach hätten alſo die Germanen das Dampfbad in der dazu konſtruierten Badſtube erfunden und dieſe ſei dann ſpäter als Wohnſtube an das primitive Herdhaus angebaut worden. Von den Germanen — es kommen hier die Franken beſonders in Betracht — hätten dann die öſtlichen Völker ſchon vor Chriſti Geburt Wort und Sache übernommen.

Damit kommen wir nochmals auf die Frage, wann die Letten die Stube kennen und bauen gelernt haben. A. Bielenſtein hat dieſe Frage offen gelaſſen und nennt nirgends eine beſtimmte Zeitangabe. Jedenfalls hält er die iſtaba für ſehr alt. Sie hat in langem Kampf die ältere Wohnung der Letten in der von den öſtlichen Volkerſchaften entlehnten Riege verdrängt. Dafür, daß A. Bielenſtein ein hohes Alter der iſtaba angenommen, ſpricht ſeine Theorie der Ableitung des Wortes iſtaba von Neſtors истьба um 1050 (nicht von изба) und ſeine Erkenntnis, daß die iſtaba in der lettiſchen Volksſeele tiefe Wurzeln geſchlagen hat, wie die von ihm angeführten Lieder und Rätſel beweiſen. Es iſt ganz unverſtändlich, wie Dachler, der in der Zeitſchrift für öſterreichiſche Volkskunde A. Bielenſteins Werk ſehr anerkennend beſpricht, auf den Gedanken kommen konnte, A. Bielenſtein hätte die Mitte des 19. Jahrhunderts als Entſtehungszeit der iſtaba angenommen. — Über das Wann wagt Meringer noch keine genauen Angaben zu machen. Er meint, daß die iſtoba doch wohl ſchon vor der großen deutſchen Einwanderung im 12. Jahrhundert vorhanden geweſen ſein muß. Ich meinerſeits möchte hinzufügen, daß die Letten, wenn ſie damals die Stube noch nicht gekannt hätten, doch gewiß allgemein das niederdeutſche Einheitshaus von den Einwanderern angenommen hätten. Sie taten es aber nicht, weil der oberdeutſche Typus des ſogen. Küchenſtubenhauſes praktiſcher iſt. Dieſes hat nämlich in dem ganzen Norden Preußens ſich Bodenſtändigkeit erworben; das niederdeutſche Haus wird immer mehr nach Weſten zu abgedrängt.

Auch über das Wie gibt Meringer zunächſt noch keine Auskunft. Er erwähnt nach Analogie anderer Erſcheinungen, daß Kulturgüter auch durch einzelne Perſonen verſchleppt worden ſind. Dann ſei natürlich bis zur allgemeinen Annahme derſelben ein ſehr langer Zeitraum erforderlich geweſen. Er denkt an die Möglichkeit, daß einzelne oberdeutſche Ordensritter in früheſter Zeit die Stube nach Preußen gebracht hätten. Ich möchte in dieſem Zuſammenhange die ſchon oft ventilierte Gotenfrage berühren und an die Reſultate erinnern, die neben Sophus Müller-Kopenhagen und Alfred Hackmann-Helſingfors der finniſche Gelehrte Setälä in Helſingfors auf ſprachwiſſenſchaftlichem Wege erzielt hat. In ſeinem Buche „Zur Herkunft und Chronologie der älteren germaniſchen Lehnwörter in den oſtſeefinniſchen Sprachen“* unterſtützt und erweitert Setälä die von Wilhelm Thomſen vor 39 Jahren aufgeſtellte Theſe, daß diejenigen germaniſchen Volksſtämme, von denen die Finnen ſprachlich beeinflußt worden ſind, entweder „in Mittelrußland oder in den jetzigen Oſtſeeprovinzen in der unmittelbaren Nähe der Finnen gewohnt haben müſſen.“ Setälä kommt zu dem Schluß, daß die älteſten finniſch-germaniſchen Berührungen in die Zeit um Chriſti Geburt, ja vielleicht in eine noch frühere Zeit fallen, und unterſcheidet dabei ältere urgermaniſche und jüngere gotiſche Einflüſſe. Die ſpäteren, etwa ins 4 Jahrhundert fallenden nordiſchen Einflüſſe kommen hier nicht in Betracht. Dieſe Reſultate ſcheinen mir vorzüglich zu denen Meringers zu ſtimmen, der doch die Entſtehung der oberdeutſchen ſtuba in die vorchriſtliche Zeit hinaufzurücken bereit iſt. Wohnten hier Goten, ſo übernahmen die angrenzenden Völkerſchaften von ihnen mit den neuen Kulturgütern auch die fremden Ausdrücke. Wir dürfen uns den Kulturzuſtand der Germanen, als ſie in die Geſchichte eintraten, ja nicht auf einem niedrigen Niveau denken. Gab es doch Volksſtämme, von denen Plinius erzählt, daß ſie einen plaumoratus gehabt hätten, d. i. einen Pflugwagen. Ein Volk, das einen Räderpflug beſaß, d. i. ein Ackergerät, das viele Völker Europas heute noch nicht kennen**, konnte auch eine heizbare, mit einem Ofen verſehene Stube haben, und vermöge ſeiner höheren Kulturſtufe mußte es

*) Vgl. Sitzungsberichte der Gel. eſtn. Geſ. 1906, S. 10. Referat von von Dr. W. Schlüter.

**) Meringer. Das deutſche Haus S. 73.

auf alle Völkerschaften, mit denen es in Berührung kam, befruchtend einwirken. Die auffallenden Übereinstimmungen in der lettischen und estnischen Sprache (es sind in einer ungedruckten Arbeit einer Dame, die unter dem Pseudonym A. C. Winter vielen bekannt sein wird, etwa 700 Wörter zusammengestellt) werden sich zum Teil vielleicht auf den gemeinsamen Lehrmeister, die Goten, zurückführen lassen. Das estnische Haus und sein Hausrat ist noch nicht erforscht. Ich bin überzeugt, daß sich hier ebenso wie sprachliche, so auch dingliche auffallende Verwandtschaften mit den Letten und Litauern ergeben werden, die auf dieselbe Quelle deuten. Erwähnen will ich hier nur, daß die Wohnstube der Esten „tuba“ heißt, also sprachlich eng verwandt ist mit dem germanischen stuba.

Auf die andern im Buche A. Bielensteins besprochenen Gebäude und die dazu gemachten Bemerkungen R. Meringers vermag ich hier nicht einzugehen. Ehe ich aber diese Materie abschließe, möchte ich noch auf eine Beobachtung Meringers hinweisen, die gewiß von Interesse sein wird. Beiläufig erwähnt A. Bielenstein S. 128 die bedachten Karren und Hütten auf Schlittenkufen, in denen die Pferdehüter (peegulneekt) die Nacht zu verbringen pflegen, ohne dieser Sache ein besonderes Gewicht beizulegen. Meringer hält nun diese Fahrzeuge für eine noch lebende Erinnerung an Zeiten, wo die Altvorderen als Nomaden auf Wagen wohnten. Und das merkwürdigste ist, daß sich solche bewegliche Häuser noch bis heute in der Herzegowina erhalten haben, und zwar im Dienste der Ackerbauer. Sie ruhen auf schlittenkufenartigen Schwellbalken, auf denen sie zu den entfernt gelegenen Feldern von etwa 5 Paar Ochsen gezogen werden, um dort der Familie zum Wohnort zu dienen. Im Germanischen gibt es keine Bezeichnungen für diese Art der Wohnung, nur im alten deutschen Recht konnte sich eine Erinnerung daran erhalten haben, indem das Haus merkwürdiger Weise zur „fahrenden Habe“ gerechnet wird. Im Slavischen gibt es aber ein sehr altes Wort „veza“, das heute „Hütte, Zelt, Vorhaus“ bezeichnet. Da es von derselben Wurzel stammt, wie die deutschen Wörter bewegen und Wagen, so muß es wohl ursprünglich den Wohnwagen oder das bewegliche Haus bezeichnet haben. Wie mag hier solch eine bewegliche Hütte genannt werden?

*) Meringer, Das deutsche Haus S. 71 f.

Auf die anderen Kritiken hier einzugehen verbietet die Kürze der mir bemessenen Zeit. Nur noch eine, die einzige mir bekannt gewordene ablehnende Kritik möchte ich kurz berühren. Sie ist ein drastisches Beispiel dafür, wie klein manchem bedeutende Männer erscheinen können, wenn man im engherzigsten Nationalismus befangen ist. Herr M. Sillin hat in der „Wissenschaftlichen Kommission" des Lettischen Vereins in Riga zwei Vorträge über das Buch A. Bielensteins gehalten und hat, wie es in einem nicht zurechtgestellten Referat der „Latwija" heißt, viele Behauptungen A. Bielensteins über den Haufen geworfen. Ich will nicht mit Herrn Sillin darüber streiten, ob der „nams" oder „pagrabs" älter ist. Bielenstein sagt darüber nichts Bestimmtes. H. Sillin gibt dem pagrabs das höhere Alter. Ich weise auf Schrader, der in beidem parallele Erscheinungen erkennt: Sommer- und Winterwohnung. Ich will nicht darüber streiten, ob skurstens von Schornstein kommt oder nicht, Herr Sillin sagt Nein, eher von schkores. Ein Jeder, der nur ein wenig von Etymologie versteht, muß zugeben, daß skurstens nur von Schornstein kommen kann. — Eine andere Frage ist, ob nicht das deutsche Schorn und schkores eine gemeinsame indogermanische Wurzel haben*. Doch das sind schließlich Einzelheiten, über welche man verschiedener Ansicht sein kann. Ein ander Ding ist aber, wenn H. Sillin über das Ehrenmitglied des Lettischen Vereins vor demselben Verein ein Urteil fällt, das nach dem Referat der „Latwija" so lautet:

Winsch konstate, ka schis sinidu wihrs neleekas bijis deesgan objektivs sawos spreedumos, bet gan lizees wadilees no sinameem aisspreedumeem pret latweescheem.

„Er konstatiert, daß dieser Mann der Wissenschaft keineswegs hinreichend objektiv in seinem Urteil ist, denn er habe sich von bewußten Vorurteilen gegen die Letten leiten lassen."

Und an andrer Stelle:

Tapat Bilenssteins atwasinot daudj zitus wahrdus no wahzu walsdas, kas pateesibâ nebuht ta neesot, bet B. gribejis noleegt lhpatneje kulturu pee latweescheem un tadehl isskaidrojot wisus

*) Vgl. Grimm, Deutsches Wörterbuch: Schornstein = Rauchfang, wahrscheinlich zu schorren, hervorragen, gehörig also ursprünglich den Kragstein in der Wand bezeichnend, auf dem bei den alten Kaminanlagen der Rauchfang ruht. Schore = Strebebalken, Stütze, norweg. skorstein, schwed. skorsten.

wahrdus stipri pawirschi, tendenziosi. Waina meklejama pa daini ari tani apstahkli, ka B. nedijis nekahds nopatees watodas pratejs.

„Ebenso leitet Bielenstein viele andre Worte von der deutschen Sprache ab, was der Wirklichkeit nicht entspricht, denn B. will den Letten eine eigene Kultur absprechen und darum erklärt er alle Worte sehr oberflächlich und tendentiös. Der Grund dafür ist zum Teil in dem Umstande zu suchen, daß B. niemals ein ernster Sprachkenner gewesen ist."

Ich denke dieses Urteil richtet den Kritiker selbst. Sie aber, m. H., werden sich mit mir freuen, daß Dr. A. Bielensteins unermüdliche Forscherarbeit, bei der es sich für ihn immer nur um die reinste Erkenntnis der Wahrheit handelte, bei maßgebenden Autoritäten so volle Anerkennung gefunden hat.

* * *

Zur Frage, wie alt bei den Letten die oberdeutsche Form des Hauses sein könne, sei es gestattet in Anschluß an obigen Vortrag noch eine Stelle aus Professor Meringers Aufsatz über das Bielensteinsche Buch in der Grazer „Tagespost" (vom 19. April 1908) anzuführen. Hier schreibt er:

„Das heutige lettische Haus ist wieder oberdeutsch, wie das Haus Litauens und Ermlands. Bielenstein hat es allerdings nicht erkannt, denn ihm war die Literatur über das Bauernhaus nur zum geringsten Teil zugänglich, und der Aufsatz Bezzenbergers über das litauische Haus beeinträchtigte seinen freien Blick. Er meinte, daß das Küchenstubenhaus der Letten im Lande selbst entstanden sei, und zwar so, daß an den Herdraum eine Stube nach dem Muster der russischen „izba" angebaut wurde. Das ist aber ganz unmöglich, denn der Ofen der lettischen Stube ist ein ganz anderer als der der russischen „izba". Derselbe konkaukachige Ofen, den wir in Litauen gefunden haben, kommt auch bei den Letten vor und immer wird der lettische Ofen wie der unseres Bauernhauses von außen geheizt, während der Ofen der „izba" seine Heizöffnung in demselben Raume hat. Es wäre weiter sehr merkwürdig, daß bei der Neuentstehung des Küchenstubenhauses etwas hätte entstehen können, was genau der Urform des oberdeutschen Hauses entspricht. Die primitivste Form des lettischen Küchen-

ſtubenhauſes iſt identiſch mit der bei uns, aber auch bei den Südſlawen und noch anderswo vorkommenden Uniform. Wenn man das Küchenſtubenhaus bei den Letten neuentſtanden ſein läßt, dann muß es auch bei den Litauern und in Ermland ſelbſtändig entſtanden ſein. Aber noch mehr. Dann muß man es ebenſo als eine ſelbſtändige Erfindung der Tſchechen, Magyaren, Bosniaken und Montenegriner erklären. Da eine ſolche Annahme einfach unmöglich iſt, bleibt nichts anderes übrig, als anzunehmen, daß das Küchenſtubenhaus, das in Oberdeutſchland entſtanden iſt, durch Kulturübertragung zu den anderen Völkern gekommen iſt.

Wann ſich das zugetragen hat, iſt bis jetzt vollkommen ungeklärt, und das hat ſeinen Grund auch darin, daß die Hiſtoriker von Fach ſich mit dieſen Fragen bis jetzt ſo gut wie gar nicht beſchäftigt haben. Von unſerem Standpunkt aus, von der Betrachtung der Form des Hauſes und ſeiner Geräte und von der Betrachtung der dieſe Teile bezeichnenden Namen aus können wir nur ſagen, das oberdeutſche Haus muß ſchon vor Jahrhunderten weit über ſeine urſprünglichen Grenzen hinaus vorgedrungen ſein. Zu der Frage, wann es nach Ermland, dann zu den Litauern und Letten gekommen iſt, liegt auch ein ſprachlicher Anhaltspunkt vor. Wir finden nämlich in einem altpreußiſchen Vokabular aus dem 15. Jahrhundert bereits Wörter für Stube und Ofen angegeben. In den Balkan muß es noch früher gekommen ſein. Man muß bei dieſen Dingen ſich immer vor Augen halten, daß ein verſchlepptes Kulturgut an ſeiner neuen Stelle natürlich nicht gleich in Menge auftritt, ſondern nur in wenigen Beiſpielen, bei vornehmen, geiſtig höher ſtehenden Männern, und daß es lange, ſehr lange braucht, bis dieſe vereinzelten Beiſpiele nachgeahmt und endlich und ſchließlich Gemeingut der Maſſe werden. Dieſer Vorgang kann Jahrhunderte in Anſpruch nehmen. Es iſt deshalb nicht richtig, wenn man glaubt, erſt eine nachweisbare Maſſeneinwanderung von oberdeutſchen Koloniſten könnte das Beſtehen des oberdeutſchen Hauſes auf fremdſprachlichem Boden erklären. Die Kultur überwindet mit der Zeit alle Sprachgrenzen, dauernd wird ſie von dieſen nicht aufgehalten. Es beweiſt alſo garnichts, wenn die Schriftſteller berichten, es habe in Litauen im 16. Jahrhundert noch gar keine Häuſer mit Stuben gegeben; dieſe können ſchon längſt, wenn auch nur in vereinzelten Beiſpielen, vorhanden

geweſen ſein. Überhaupt ſind die Nachrichten der Schriftſteller mit Vorſicht aufzunehmen. Welch ganz verkehrtes Bild hätten wir auf Grund der ſchriftlichen Berichte uns vom deutſchen Hauſe machen müſſen, wenn wir nicht es ſelbſt noch rechtzeitig ſtudiert hätten. Aus dem Geſagten geht aber keineswegs hervor, daß wir unter ſolchen Umſtänden der Hilfe der Hiſtoriker überhaupt entraten könnten, ſondern nur, daß bei ſo ſchwierigen Fragen alle gehört werden müſſen, der Sprachforſcher ebenſogut wie der Hausforſcher und der Hiſtoriker, denn gerade die Geſtalten der Bezeichnungen, die Wörter, ermöglichen uns oft einen Schluß auf Herkunft einer Kulturerſcheinung und Alter der Entlehnung von dem kulturell höher ſtehenden Volke, das der Lehrmeiſter war. Wir ſtehen vor neuartigen Problemen, denen mit dem alten Rüſtzeug und mit einſeitiger Ausbildung nicht beizukommen iſt.“

Stockholmer Spaziergänge.

Von

(Henri Olof).

Ende September, in einer Zeit, wo bei uns das Laub schon zu fallen beginnt und Reisepläne wohl nur noch für südlichere Regionen gemacht zu werden pflegen, konnte ich einen längst gehegten Wunsch zur Ausführung bringen und der schönen Metropole am Mälar einige Wochen widmen. Die vielfachen Anregungen und eindrucksvollen Bilder, die ich auf dieser Reise gewann, hatte ich auf losen Blättern verzeichnet und keineswegs für die Öffentlichkeit bestimmt. Wenn ich dennoch einige meiner Notizen in zwangloser Auswahl veröffentliche, so geschieht es ausschließlich, um meine baltischen Landsleute gleichfalls zu „Stockholmer Spaziergängen" anzuregen. Möge es mir glücken, den überaus sympathischen Eindruck, den ich gewonnen, wenigstens einigen Lesern dieser Zeilen zu vermitteln.

Vormittags ½11 Uhr setzten sich die Schrauben des schmucken Dampfers „Wellamo" der finnischen Dampfschiffahrts-Aktiengesellschaft im Revaler Hafen in Bewegung, um bereits um 2½ Uhr in Helsingfors zu stoppen. Die Überfahrt vollzog sich bei herrlichstem Wetter, 12° R. und Sonnenschein. Wer das imposante Panorama: Revel von der Seeseite nicht kennt, dem sei es empfohlen! Neuer und eigenartiger stellten sich mir die Einfahrt in Sveaborg und Helsingfors dar. Hier konnte ich zum ersten Mal das Urgebirge der herrlichen, vielfarbigen Granite bewundern, deren Findlinge in unserer Heimat so zahlreich vertreten und nicht gerade sehr beliebt sind. Wie malerisch und prächtig präsentiert

sich der meerumspülte Rumpf des von der Atmosphäre und Meeresbrandung abradierten Riesen. Wie haben hier elementare und kulturelle Kräfte im Wettbewerb dafür gesorgt, daß der Mensch dem scheinbar undurchdringlichen Felsen Nahrung und Existenzelemente abzuringen vermochte! Sveaborg, diese Felsenfestung, deren Einfahrt so schmal ist, daß sie bequem mit einer Kette geschlossen werden könnte, macht den Eindruck der Uneinnehmbarkeit. Gefallen ist sie vor 100 Jahren durch Verrat.

Helsingfors, dessen Besichtigung ich mehrere Tage widmete, hat sich in den letzten 15 Jahren großartig entwickelt und macht trotz seiner nur ca. 130,000 Einwohner den Eindruck einer Großstadt. Durch die neuen Villenviertel, die in den östlichen und westlichen Schären sowohl als auf dem Festlande um die Stadt entstanden sind, gewinnt sie bedeutend an Ausdehnung und freundlichem Aussehen. Die zahlreichen industriellen Anlagen liegen meist außerhalb. Dafür genießt das Auge allüberall mit Genugtuung moderne Anlagen, in denen mit feinem Verständnis der inländischen Flora die Vorherrschaft eingeräumt ist. So erinnere ich mich nicht Baumpflanzungen gesehen zu haben, in denen mit unserer nordischen Birke so schöne Effekte erzielt werden, wie in den Helsingforser Anlagen. Parallelen in Bezug auf öffentliche Fürsorge, Hygieine, Verkehrswesen ꝛc. mit unseren Heimatstädten führen zur schmerzlichen Erkenntnis, daß bei uns noch gar zu vieles mangelt.

In dem kleinen, mit allem Komfort eingerichteten „Hotel Bristol", in dem ich wohne, weckt mich der Portier morgens per Telephon. Überall hängen Verhaltungsmaßregeln gegen die Choleragefahr in mehreren Sprachen aus und die Luft ist dank der Ventilatoren und Desinfektoren trotz Zentralheizung vorzüglich —

Abends leiste ich der Einladung eines mir bekannten Leutnants zur See Baron S. Folge und besuche ihn zum Diner auf seinem Torpedoboot. Die Unterhaltung ist sehr angeregt. Die Chancen des Königs Ferdinand werden besprochen, eine neue Signalmethode mit Spiegeln und Scheinwerfern demonstriert und das Schiff mit seinen überraschend großen unterseeischen Dimensionen mir freundlichst gezeigt.

Als ich mit dankbaren Empfindungen gegen meine liebenswürdigen Gastgeber abends an Land gehe, wendet sich mein Be-

gleiter ruſſiſch an einen Schutzmann mit der höflichen Frage nach einem Hotel. Der Schutzmann ſalutiert, wendet auf dem Abſatz um und geht in ſtrammer Haltung, ohne einen Laut der Erwiderung mitten auf der Straße vorwärts — wir folgen erwartungsvoll auf dem Trottoir;, nach einigen hundert Schritt: rechts um, der rechte Arm ſteckt ſich wie ein Wegweiſer auf ein Gebäude, ſalutiert, rechtsumkehrt und die ſchwarze würdevolle Erſcheinung marſchiert ebenſo ſprachlos ab, wie ſie gekommen. Donnerwetter! faſt ſollte man ſich ärgern, brummt mein Begleiter; ich mache mir andere Gedanken! —

Die nächſten Tage ſind außer Beſichtigung der Stadt vorherrſchend Archiaſtudien gewidmet. Als Verſtändigungsſprache kann man ſich faſt überall des Deutſchen bedienen, die Verkehrsformen ſind durchaus zuvorkommend.

Die Finnen ſind durch Auftreten und Exterieur in den meiſten Fällen von den Schweden zu unterſcheiden, eine auf Nationalität zielende Frage wird beiderſeits etwas gereizt beantwortet mit ich bin Finnländer!

Eine der markanteſten Baulichkeiten der Stadt iſt die Nikolaikirche. Die Höhe dieſer impoſanten lutheriſchen Kathedrale beträgt 71 Meter. Eine gewaltige Steintreppe führt vom Marktplatz auf eine Teraſſe hinauf. Das Innere iſt äußerſt ſchlicht. Statuen von Luther, Melanchton nach Rietſchel, Mikael Agricola dem finnländiſchen Reformator von Wallgren und ein Altarbild von Neff bilden den einzigen Schmuck. Dafür birgt aber dieſe Kirche am Altar in unſcheinbarer Faſſung ein Kleinod. Unter Glas hängen hier in ſchwediſcher und finniſcher Sprache die Beſtätigung der Finnländiſchen Privilegien durch alle Selbſtherrſcher Rußlands von Alexander I. ab.

Im Athenäum, einem Renaiſſancebau, der dem Kunſtgewerbe und der Kunſt Finnlands als Heimſtätte dient, ſteht das Original des bekannten Runebergſchen Apoll. Unter dem Kunſtgewerbe intereſſierten beſonders die Antellſchen Sammlungen. — Das Studentenhaus, ein Bau, der 1870 eingeweiht und aus ſelbſterſungenen Mitteln der Studenten errichtet iſt, trägt die ſchöne Inſchrift: „Spei suae patria dedit." Das „Riddarhuſet", in welchem früher ſämtliche Stände zum Landtage ſich verſammelten, iſt heute ausſchließlich Ritterhaus und trägt beſonders in

seinen Nebenräumen durchaus den Charakter eines Korpshauses. Die moderne Einrichtung ist von einer Dame (Frein B.) gestiftet, das Bild der Stifterin prangt an der Wand. — Im übrigen sind bemerkenswerte Gebäude in Helsingfors die Banken. Mit Granit- und Topfsteinfaçaden in mächtigen Dimensionen aufgeführt, stellen sie die typischsten Vertreter des modernen finnischen Stiles dar. Die Einrichtung ist zweckmäßig, teilweise solid-prunkhaft und die Verwaltung sehr vorherrschend von Damen bedient. Einer solchen Mammaphrodite, deren Vertrauen ich gewonnen hatte, indem ich sie schonend auf einen Rechenfehler aufmerksam machte, stellte ich die indiskrete Frage: womit sich in Finnland wohl die Männer beschäftigen, und erhielt ohne Zögern den beruhigenden Bescheid: O, auf sehr wichtig! Das „auf" erschien mir recht sieghaft verbrämt. —

Aber auf nach Schweden, dort werden wir noch öfter Gelegenheit haben auf die Frauenfrage zurückzukommen. „Oihonna" hieß der hübsche Dampfer, der morgens 9 Uhr Helsingfors verließ. Unter den Passagieren herrscht der schwedische Typus vor. Freimütige Menschen mit offenen Gesichtern, gesunden Nerven und gutem Appetit, denn um 10 Uhr bereits ruft das Tamtam zum Frühstück und da fehlt niemand. Jetzt schnell auf Deck, um den herrlichen Rundblick zu genießen. Aber o weh! die erste „Bumaga" hält uns auf, wir kommen aus Rußland und müssen einen Cholerarevers unterschreiben. Recht unbekümmert um die Konsequenzen, tun es alle gutwillig. Nur ein spekulativ Männchen fragt: „wenn ich aber nicht schreibe?" „Da komme Sie nicht nach Sweden ein!" kurz und klar der Steuermann. Ja sal der Passagier — schon schreibt er. —

Mit frischer Brise, bei klarem Wetter lavieren wir den ganzen Vormittag in den finnischen Schären. Ein nervenstärkendes wahres Vergnügen. Den Eindruck zu schildern, den solch eine Schärenfahrt, zumal bei guter Beleuchtung, auf ein empfängliches Gemüt ausübt, ist nicht leicht. Aber darüber später.

Um 3 Uhr mittags laufen wir am Leuchtturm vorüber, zwischen nackten Klippen in den Hangöer Hafen ein. Das Schiff wird an dem großen Hafenmolo verkabelt und sofort wird das Schiffstelephon mit dem Festlande verbunden. Nach wenigen Minuten fällt ein Zug an, mit dem man nach Hyvinge der

Petersburger Bahn gelangen kann — Hangö, dieses moderne Städtchen an der südlichsten Landzunge Finnlands mit ca. 6000 Einwohnern und seinem eisfreien Hafen ist bedeutend als Ausgangspunkt eines regelmäßigen Schiffsverkehrs mit Stockholm, Kopenhagen und Hull. Der wichtigste Exportartikel ist Butter. Ein stilvolles großes Lagerhaus für diesen Artikel auf der Spitze des Hafenmals geht eben seiner Vollendung entgegen. Den Aufenthalt von 1 Stunde benutze ich zu einem kleinen Orientierungsgang. Vom Drottningberg am Hafenplatz, der als Steinbruch abgetragen wird, hat man eine weite Aussicht auf Stadt, Hafen und Meer. Auf wenige Kilometer sieht man die Überbleibsel dreier schwedischer Festungswerke, die von den Russen während des Krimkrieges geschleift sein sollen. Die Werkstätten der Gesellschaft „Granit", wo der Stein mit Dampfkraft behauen, gebrechselt und geschliffen wird, tahnen sehr eine Besichtigung. Bekanntlich ist Hangö in neuester Zeit auch fashionabler Sommeraufenthalt und Badeort geworden, als solchen kenne ich ihn aber nur von Hörensagen. Um 4 Uhr verlassen wir den Hafen und steuern in die offene See hinaus. 5 Uhr 10 Minuten bereits genießen wir das Schauspiel der feuerrot ins Meer versinkenden Sonne, und jetzt wird es dunkel, unfreundlich und kalt. Mit Behagen genießt man die gute Beleuchtung und Einrichtung des Schiffes.

Vor 7 Uhr morgens werden die Passagiere an Deck zitiert, der „täkare" sei da und müsse alle untersuchen. Diese erste „Untersuchung" erwies sich als eine sehr zeitraubende, aber rein äußerliche Visitation, die in ihren Einzelheiten nicht ohne Humor verlief. Leider hatten wir unfreiwillige Muße, denn wegen zu starken Nebels lagen wir seit einigen Stunden still. Nach dem Lunch hatte sich der Nebel glücklicherweise verzogen und die jetzt folgenden Stunden boten uns reiche Entschädigung. Das Schauspiel um uns war reine Augenlust. Immer wiederholen mußte ich es mir, sa etwas Eindrucksvolles habe ich noch nicht gesehen. Im Vergleich zu den finnländischen Schären bieten die schwedischen mehr Abwechslung. Ein Bild löst das andere ab. —

In den Arm mußte ich mir kneipen, um nicht zu vergessen, daß das kein geträumtes Panoptikum, sondern Natur war. Diese Farbenpracht in den dunklen Schattierungen! Eichen, Buchen, Espen, Birken und alle Nadelhölzer, die einen im Herbstland von

gelb über braun bis feuerrot, die andern in tiefsattem Grün. Diese Felsenkanäle und 1000 von Felseninseln, zwischen denen man dahingleitet in ihrer imposanten starren Pracht, dieser Ernst in der Natur, diese Ruhe und dabei allüberall der Beweis: hier herrscht der Mensch — Jedes Läppchen Verwitterungsboden hat er in Besitz genommen, ausgenutzt, aber er hat aus diesem Boden nicht nur seine Nahrung, sondern auch seine Wesensart gezogen: Treue, Festigkeit und Gesundheit eignen den Bewohnern dieser Riffe. — Gutsgebäude, Fabriken, Villen, vor allem aber die charakteristischen roten Häuser mit weißen Fenstern wechseln an uns vorüber.

Diese Häuser findet man in Liv- und Estland in Strandgegenden noch heute und das Rot heißt glaube ich im Handel „schwedische Farbe".

Die Einfahrt in Stockholm läßt einen Vorfreuden genießen! Die Besiedelungsdichtigkeit steigt, kaum eine Insel ohne hübsche Villen und Badeorte. Von einem Eiland zum andern ziehen sich Telephondrähte und unzählige kleine Dampfer und Motorböte beleben das Wasser.

Der erste Gesamteindruck der Hauptstadt vom Wasser her unterscheidet sich von dem der vielen Ostsee- und Hansastädte wesentlich dadurch, daß man mitten in die Stadt hineinfährt. Hier hat man den Anblick der auf Inseln und Halbinseln, in der Ebene und auf Felsrücken ausgebreiteten und ansteigenden Stadt. Die skandinavischen Silhouetten der Kuchen, die zahlreichen Brücken, Kais und stattlichen Gebäude, der lebhafte Wasser- und Straßenverkehr prägen ein eigenes charakteristisches Bild. Mit einem Schlage fühlt man sich im blühenden Sitz moderner Kultur. — Noch werden wir auf dem Schiff zurückgehalten. Die Zöllner und ein zweiter sehr sprachkundiger Arzt rauben uns durch Erfüllung ihrer Pflichten mehr als eine Stunde. Eine Taxameterdroschke führt mich nach Verfagen der „deutschen" Pension in das ganz neue elegante „Hotel Anglais" am Stureplan. Nach vorheriger Orientierung im Baedeker mache ich eine Rundfahrt auf der elektrischen Ringbahn, studiere das Straßenleben, besuche „Berns Salonger", ein großes Kaffee, wo man den Stockholmer mit Hut, Stock und Zigarre im dolce far niente mit sehr demokratischen Allüren beobachten kann, ordne mein Postverhältnis und kehre sehr

befriedigt von meinem ersten Stockholmer Spaziergang heim, um mich wohnlich einzurichten.

Die Einsamkeit inmitten der sympathischen, aber doch ganz fremden Umgebung sollte nicht lange währen. Es war mir vergönnt meine Spaziergänge nach wenigen Tagen bereits in Gesellschaft neugewonnener liebenswürdiger Bekanntschaften fortzusetzen, denen ich in der Folge viel Anregung und Orientierung verdanke.

Die Fragen, welche die gebildete Gesellschaft in Schweden am lebhaftesten beschäftigen, die Erziehungsfrage, die Frauenfrage und die soziale Evolution, sind gewiß für jeden denkenden Menschen interessant genug, um von verschiedenen Standpunkten beleuchtet zu werden. Selbst auf die Gefahr hin manche längst bekannten Gedanken zu wiederholen, werde ich aus dem Ideenkreise, in den ich mich hineingezogen fühlte, hier manches rekapitulieren. Keine Quellenzitate, keine Fachautoritäten, bewahre! nur Reflexe des Erlebten und Gedachten — aus einem Lande möchte ich hinzufügen, das im Begriff steht auf seine uralte, aber etwas verrostete Kultur aus eigenem Antrieb und Wallen, ohne jede gewaltsame Erschütterung eine neue lebendige Kultur zu pfropfen, die schon in ihrer bisherigen Entwicklung ein großes Maß von Harmonie, Gesundheit und Lebensfähigkeit zeigt.

Bei aller Ähnlichkeit mit anderen modernen Großstädten muß jedem Ausländer in Stockholm sofort ein Unterschied in die Augen fallen — das ist das Auftreten und Gebahren der Frauen und Mädchen.

Stolz ohne Überhebung, graziös ohne Geziertheit, solid und saigniert bewegen sich diese gesunden Erscheinungen mit einer Sicherheit und Natürlichkeit auf der Straße und im Salon, daß man seine Freude daran hat. Das vierzehnjährige Mädchen und die reife Frau tragen ihre Büste mit Stolz. Frohsinn und Gesundheit leuchten aus ihren Augen.

Die Engländerin, die Französin, die Polin, die Wienerin und das Mädchen vom Rhein, sie alle haben nur einen Teil dieses harmonischen persönlichen Auftretens, dieser gesunden Unbefangenheit! — und woher kommt das? Diese Frage findet ihre natürliche Antwort, wenn man sieht, in welcher fast idealen Weise die Erziehung in Schweden geregelt wird. Seit Dezennien arbeitet man dort zielbewußt auf die Durchführung des Prinzips der

„Samskola" und die Resultate sind vorzügliche. Ausgehend von dem germanischen Gedanken, daß das „Heim" der Jungbrunnen für Schule, Leben und Staat ist, und daß die getrennte Erziehung in der Schule die harmonische Einheitlichkeit unnatürlich und brutal zerbricht, ging man zur gemeinschaftlichen Erziehung von Knaben und Mädchen über.

Die gegenseitige natürliche Einwirkung der Geschlechter auf einander während der täglichen gemeinsamen Arbeit knüpfte ein veredelndes keusches Band der Kameradschaft zwischen Knaben und Mädchen, und die sich in der Schule als Kameraden begegneten, behalten auch im Leben die Achtung und Wertschätzung der Persönlichkeit, abgesehen vom Geschlecht, bei. So geschulte Männer und Frauen arbeiten gemeinsam an der Lösung sozialer Probleme. Das veraltete Frauenideal macht einem höheren, edleren Platz. An die Stelle der prüden, gekünstelten, naiven tritt die von Konventionalitäten emanzipierte, durch wahre Bildung entwickelte Weiblichkeit. Aus dieser natürlich erworbenen Gleichberechtigung erklärt sich das gesunde sympathische Selbstbewußtsein der Frauen in Schweden.

Ich habe keine Enqueten angestellt über den Prozentsatz der Mißerfolge, ich habe nur einzelne, vielleicht besonders gut veranlagte Frauen persönlich kennen gelernt und kann nur den günstigen Eindruck schildern. Ebenso will ich nicht entscheiden, ob das System oder die Schwedin diese Resultate garantieren — ich glaube wohl beide zusammen und vor allem der ideale Schwung, der alle Volksschichten zu ergreifen beginnt. —

„Skansen", der westliche Teil des Stockholmer Tiergartens, ein ebenso hübscher wie interessanter Nationalpark! — Oftmals führten mich meine späteren Spaziergänge hierher; das erste Mal habe ich ihn unter sachkundiger Führung genau besichtigt und kann nicht umhin auf diese einzigartige Schöpfung etwas näher einzugehen. Schon das Terrain (ca. 30 ha groß) mit seinem Wald, seinen Felshügeln und Seen, seinen Wiesen und Feldern ist zu einem Bilde der Bodengestaltung Schwedens ausgenutzt. Auf diesem von Natur und Menschenhand geschaffenen Stück, das nur durch leichte Umzäunungen vom mächtigen „Djurgard" abgegrenzt ist, befindet sich ein großes, vorzüglich angelegtes Freiluftmuseum. Die gesamte Pflanzen- und Tierwelt

des Landes ist hier vertreten und Proben schwedischer Ansiedlungen aus allen Landschaften, bevölkert von ihren Bewohnern in der Landestracht, geben ein Gesamtbild, das an Vielseitigkeit und Anschaulichkeit ihresgleichen vergeblich sucht. Für Besucher aus dem nördlichen Baltikum hat „Skansen" ein besonderes Interesse, denn diese Siedlungsformen und Trachten, diese primitiven Bauten und die hier dargestellten Volksgebräuche fanden sich mit geringen Abweichungen noch vor 40 Jahren im ganzen estnischen Volksgebiet und können noch heute auf Oesel und den anderen Inseln mit schwedischer und estnischer Bevölkerung studiert werden. — Die riesigen Mantelschornsteine mit der Küche im Fuß, die Ziehbrunnen, die Ackergeräte, das hölzerne Mobiliar, die Kartoffelkeller, Stoketenzäune und Pforten, Schaukeln und Kletterstangen, ja selbst die kleinen Gärten vor den Häusern, sie heimeln uns an und erinnern an die Jugendzeit.

Diese ganze Anlage für Landes- und Volkskunde verdankt ihre Entstehung der vor kaum 20 Jahren begonnenen energischen Initiative eines Patrioten, Dr. Hazelius, der rechtzeitig erkannte, daß alle hier zusammengetragenen altheimischen Gebrauchsgegenstände, in kurzer Zeit durch die Industrie verdrängt, unwiederbringlich der Nachwelt verloren gehen mußten. Dr. Hazelius brachte die bedeutenden Mittel zur Verwirklichung seines Planes ausschließlich durch Privatkollekten auf, erwarb sich den Ehrennamen des größten schwedischen Bettlers und ist im Jahre 1901 inmitten seiner Schöpfung zur letzten Ruhe gebettet und durch Errichtung eines schlichten, aber grotesk-schönen Felsdenkmals geehrt worden.

Der „Bredablick", die Aussicht von einem 75 Meter hohen Turm, auf dem höchsten Punkte Skansens, ist großartig, sie umfaßt die ganze weitausgedehnte und gerundete Stadt, die Buchten der Saltsjö, reicht weit über Land und Meer und verleiht dem ganzen Eindruck einen befriedigenden Abschluß.

Ebenso gesund wie die Motive zur „Samskola" sind in Schweden auch die Ausgangspunkte für die soziale Evolution. Um die Stellung eines Menschen zu verbessern, hält man für die erste Bedingung, daß er selbst verbessert werde, d. h. intellektuell, moralisch und ästhetisch sich entwickle. Ziemlich allgemeiner Anerkennung erfreut sich das Prinzip, daß kein Mensch für einen

bestimmten Platz in der Gesellschaft geboren wird, sondern daß er frei seine Stellung, gemäß seiner natürlichen Neigung, muß wählen können. Darauf zielt die ganze kommunale und politische Gesetzgebung in Schweden. Also rein demokratisch! Generell ist man das in Schweden, individuell fühlt und führt sich jeder als Aristokrat. Ein Balte, der lange Jahre in Stockholm lebt, Land und Sprache kennt, bestätigte mir, daß mein Suchen nach Proletariat in Schweden aergeblich sei. Die Kellnerin aus dem Kaffee, das Ladenmädchen, der Chauffeur und der Schutzmann müssen außer ihrem Amt auf der Straße oder im Theater als durchaus gesellschaftsfähig aftimiert werden, und zwar nicht nur, weil sie gute Chaussure und Kleidung, sondern weil sie die Allüren gebildeter Menschen haben. Und woher kommt das? Sie sind alle familienständig und haben eine gute Erziehung genossen — aber Arbeit schändet nicht.

Ich kenne kein Land und könnte auch nur in England und Amerika für möglich halten, was ich an Vielseitigkeit der Frauenbetätigung in Schweden erlebt habe. Vom Scheitel bis zur Sohle im buchstäblichen Sinne des Wortes bin ich beispielsweise in Stockholm von Frauenhänden gepflegt worden. Frisieren, rasieren, massieren, manikuren und pedikuren läßt man sich von Frauen, und das sind keine alten Weiber, sondern gesunde Geschöpfe, die ohne Stumpfsinn, aber auch ohne jede Prüderie ihre Pflichten tadellos erfüllen. Ja vor Männern in gleicher Betätigung haben sie sogar Zartheit und achtunggebietende milde Frauenwürde voraus. —

Außer mit den aktuellen sozialen Problemen, an deren Lösung in Stockholm besonders intensiv gearbeitet wird, muß man sich hier unmittelbar mit historischen Reminiszenzen befassen. Die Geschicke Schwedens haben einmal die Europas bedeutet, die schwedische Geschichte jener Zeit ist die Geschichte seiner Könige. Heute ist es anders, aber das Verständnis für die Vergangenheit wird mit viel Liebe gepflegt. Die vielen Denkmäler und Museen der alten Residenzstadt reden deutlich dafür. Das retrospektive Interesse der Balten findet hier naturgemäß viel Nahrung. Da steht man vor dem Reiterstandbild Gustaa Adolphs. Es ist ein Werk des Franzosen Larchevêque und ziert, 1905 errichtet, seit über 100 Jahren den gleichnamigen Platz. Hätte jene Kugel bei

Lützen nicht so früh gesprochen, welch andere Gestaltung Europas hätte 7/4 Jahrhunderte später Napoleon vorgefunden? Müssige Gedanken! gewiß! aber es liegt ein eigener Reiz darin, geduldige Objekte mit Phantasiegespinsten zu umweben und ihren stummen Mund zu befragen. Was wäre ich? fragte der verstorbene König Oskar vor dem Denkmal Gustav Vasas, wenn der nicht gewesen? Und was wären wir, muß sich der Balte fragen, wenn er vor Karls XII. Standbild das frühe und tragische Ende dieses Abgottes seines Volkes bedenkt, wenn der nicht gewesen? Im Riddarhus, einem der ältesten Bauten Stockholms, steckt auch viel livländische Arminiszenz. Kein Zufall ist es, daß das Standbild Axel Oxenstiernas hier Aufstellung gefunden — seine Machtstellung fiel mit der Glanzperiode des schwedischen Adels zusammen. Die zahlreichen Wappenschilder noch eben in Liv- Est Kurland florierender Geschlechter und das genealogische Archiv bergen ein Denkmal des Ruhmesanteils, den Livland und Estland an der Geschichte Schwedens genommen. Dieser Palast, bei auf die Initiative der Königin Christina im Barockstil erbaut, und vorzüglich stilrein erhalten ist, gehört zu den allercharakteristischsten Baudenkmälern der Altstadt. Die Ehrenstrahlschen Deckengemälde sind mit Recht berühmt. Die durch zwei Stockwerk laufenden Steinpilaster und das geschwungene Dach geben ihm seinen spezifischen Charakter. Die Riddarholmskyrka, ein wahrer Tempel schwedischer Ehren, wirkt mit seinen durchbrochenen eisernen Türmen, seinem gotischen Rumpf und unzähligen Renaissanceanhängseln äußerlich mehr malerisch als architektonisch befriedigend. Die neueste Dependence der Bernadottes spricht mit ihren eisernen Treppen ꝛc. in einer alten Franziskanerkirche jedem Geschmack Hohn.

Ehrfurchtsvoll stehe ich vor dem aufgebarrten Sarge Oskar II. Er ist von Kränzen der Potentaten aller Länder bedeckt, im Hintergrunde und an den Seiten liegen Ehrenspenden bis zur Decke in unförmlichen Haufen getürmt. Eigentümliche Sitte! gar zu lebhafte Betonung des Verdorrens und Vergehens. Dem Innern der Kirche, die einer größeren Remonte unterzogen wird und in der menschliche Knochen ziemlich unmenschlich herumgeschaufelt werden, widme ich mehrere Stunden. Von genealogischem Interesse als Livländer waren für mich Denksteine der Familien: Rosen, Fersen, Taube und eines Landeshauptmanns Strijk. —

Sehr lästig empfinde ich die Konsequenzen des Cholerareverses, da ich mich täglich im Meldebureau für Ausländer vorstellen muß, um die stereotype Frage „said Sie von guter Kesundhait?“ zu bejahen. Als meine Geduld gleich meiner freien Zeit auf dem Nullpunkt angelangt sind, frage ich an einem Montag, wie lange ich denn noch erscheinen müßte, da mir dieser Gang sehr lästig sei. Ja sol kommen Sie su Sonntag! Ich merke die Absicht, werde aber nicht verstimmt, denn ich beschließe auch wirklich nur am Sonntag hinzugehen, obgleich „dis“ Sonntag gemeint war. Am Sonntag längeres Befragen, worum ich nicht gekommen — ja sol in allen Tonarten; dann eine ausführliche Aussprache mit einem Polizeikommissaren bei noch stärkerer Variation des Themas „ja so“ und endlich bin ich für ungefährlich erkannt und stehe nicht mehr unter Aufsicht.

Abends sehe ich in der Königl. Oper den „Lohengrin“ und erinnere mich dabei, daß ich Wagner bereits in 4 Sprachen, den „Lohengrin“ speziell in 5 Hauptstädten und unzähligen anderen Städten Europas gehört. Es tat mir aber durchaus nicht leid, mit der Stockholmer Aufführung meine Reminiszenzen bereichert zu haben. Erstens war die mis en scene, besonders die Dekorationen vorzüglich, und ferner konnte ich beobachten, wie die skandinavischen Sprachen doch recht eigentlich nur Dialekte mit getrennter Schriftsprache sind. Der Lohengrin wurde von einem Gast dänisch gesungen, was den Gesamteindruck nicht im geringsten störte und mir garnicht gleich aufgefallen wäre, wenn man mich nicht auf diese ganz gewöhnliche Erscheinung aufmerksam gemacht hätte. — Wie erhebend wäre es doch, wenn unter dem Druck politischer Verhältnisse oder aus idealen Motiven die nordischen Brüderstämme in Zukunft sich nicht nur mit denselben Tenören, sondern auch mit denselben Nationalhelden begnügen und sich vereinigen wollten zu einem großen starken Volk. Momentan ist durch den Abfall Norwegens der Gegensatz allerdings stark verschärft und eine mächtige kulturelle und wirtschaftliche Reaktion läßt jeden der drei Stämme nach der Priorität jagen. Deutschlands Einigung bietet aber zu viel Analogien, um das dort erreichte hier für alle Zeiten ausgeschlossen zu halten. Mag der Norden Europas dazu berufen sein, neue Staatsformen zu prägen, die die Mängel der bisherigen mildern, mag er diese Formen finden im friedlichen Austausch

der Kräfte oder im zornigen Erproben derselben. Wenn nur das Resultat keine kräfteaergeudende Differenzierung, sondern ein Völkerbund ist, stark genug, um der Welt neue Bürgschaften für Frieden und Kultur zu bieten. — In welcher Richtung die Differenzierung der Volkscharaktere gegenwärtig läuft, läßt sich aus dem zutreffenden Urteil eines ausländischen Beobachters erkennen, der da sagt. In Norwegen ist jedermann in erster Linie mit Bewußtsein Bauer, in Dänemark Bürger und in Schweden Aristokrat. Ist das auch sehr drastisch ausgedrückt, so ist es doch richtig, aber nur scheinbar ein Hindernis der nationalen und politischen Assoziation. Bei dem großen ethischen und sozialen Aufschwung, den Schweden, besonders seit der Trennung von Norwegen, genommen, scheint dieses in erster Linie dazu prädestiniert, eine Einigung zu bewirken. Außer meiner großen Hochachtung vor den Bestrebungen dieses Landes und meiner Sympathie für die Bewohner führen mich zu dieser Annahme noch andere Beobachtungen, besonders auf dem Gebiete der Frauenfrage. Hier ein Beispiel: Eine junge Dame, die vor wenigen Jahren in Upsala zum Dr. phil. promoviert, nachdem sie in England, Frankreich und Deutschland studiert hatte und die seitdem eine angesehene staatliche Stellung bekleidete, ja bereits im Auftrage des Staates nach Amerika abdelegiert war und ihre Mission mit einem wertvollen Druckbericht abschloß, welcher Aufsehen erregte — solch ein Fräulein Doktor, wie stellt sich die ein deutscher Leser vor? — ich mir bisher wie folgt: Obligatum: Brille, spärlicher Haarwuchs, schneidende Stimme, saloppe hygieinische Kleidung, dabei natürlich männerfeind, mit satyrisch überlegenen Mundwinkeln, sensitiv, a priori anderer Ansicht und in ständigem sittlichen Tremulando! — kurz mit total verbogenem Nervensystem. — Wie anders das Bild, das ich aus Schweden mitnahm. Die jungen Mädchen arbeiten in ihrem Beruf, sind chick und soigniert, genießen ihre Jugend in Sport und Spiel, stellen sich die höchsten Ziele, ohne im entferntesten dabei zu verkümmern und durch die ideale Konkurrenz mit den Männern werden auch diese angespornt. — Unwillkürlich fragt man sich, wo soll diese Entwicklung hinaus? Werden die Männer nicht, aus ihrer Arbeit verdrängt, im rücksichtslosen Konkurrenzkampf ihre physische Überlegenheit brutal zur Geltung bringen? Mir ist keine Ingriertheit, keine Ranküne von seiten der Männer

begegnet — ich habe überall nur die größte Achtung vor der Frau getroffen. Glückliches Land! Sollte sich hier der größte Sieg der Zivilisation vorbereiten, der Sieg der halben Menschheit, der schwächeren über die stärkere, von der ein moderner Schriftsteller spricht? Sollte wirklich das „Jahrhundert der Frau“ den unter politischen und sozialen Mißständen seufzenden Völkern ein glücklicheres Zeitalter bringen? Gewiß, wir sind noch weit davon entfernt, noch haben wir Kriege, noch brauchen wir „Männer“, aber daß diese mit den Frauen Frieden hatten, ist ebenso wünschenswert, wie es wahrscheinlich ist, daß die hier sprossenden Keime eine neue Blüte der menschlichen Zivilisation in Aussicht stellen. —

Schwedens Anteil an der Entwicklung der Wissenschaft ist nicht klein, und mit berechtigtem Stolz machte mich ein junger Gelehrter darauf aufmerksam, daß mehr als ¼ aller Elemente von Schweden entdeckt seien. Linné, Celsius und Scheele, die produktivsten und bekanntesten Gelehrten des 17., Nordenskiöld, Andrée, Sven Hedin und viele andere Forscher im vorigen Jahrhundert haben sich unsterblichen Ruhm erworben., — am sichersten aber sorgte für seine Unsterblichkeit, am meisten Bewegung brachte in die Massen Alfred Nobel. Er erfand nicht nur das Dynamit, sondern er stiftete 30 Millionen Kronen für wissenschaftliche Zwecke — den „Nobelpreis“. Fast täglich hört man Nobels Ruhm durch Stockholms Straßen dröhnen. Erst wenn man aufgehört an Böllerschüsse und Artillerieübungen zu glauben, erfährt man den wahren Grund der anfangs beunruhigenden Detonationen. Mitten in den belebtesten Teilen der Stadt zwischen bewohnten Häusern wird der Fels mit Dynamit fortgesprengt, um neue Straßen zu gewinnen. Denen, die die Ruhe pflegen, kommt es manchmal ungelegen! habe ich oft mit Busch gedacht. Die nächstwohnenden Menschen sollen sich aber mit diesen Angriffen auf ihr Trommelfell ganz ausgesöhnt haben. — Reichlich ebenso großes Interesse wie die Verwertung des Dynamits hat in der ganzen Kulturwelt die Verteilung des Nobelpreises gewonnen. Die Zinsen des großen Stiftungskapitals werden nach Abzug der Verwaltungskosten in 5 Preise von etwa je 150,000 Kronen geteilt und an diejenigen vergeben, welche auf den Gebieten der Physik, der Chemie, der Medizin die wichtigsten Entdeckungen oder Ver-

besserungen gemacht, — in der Literatur das ausgezeichnetste in idealischer Richtung geschaffen, und für die Verbrüderung der Nationen am meisten oder am besten gewirkt haben. — Um die Verdienste der jedesmaligen Bewerber in eingehendster und gewissenhaftester Weise prüfen und beurteilen zu können, haben die preisverteilenden Behörden Nobelinstitute gegründet, die sich fraglos einmal zu selbstforschenden Instituten entwickeln werden. Zum Wohle der ganzen Menschheit lautet also die Parole dieser großherzigen Stiftung — wie so oft in Schweden. — Viel gutes kommt aus Schweden! Viel Anregung zur Arbeit am Wohle der Menschheit.

Auf dem heutigen Spaziergange lasse ich mich über das „Gothenburgische System“ unterrichten. Bekanntlich erobert es sich, wenn auch nicht im Sturm, so doch allmählich die Länder mit Spirituskonsum und zeigt die größte Werbekraft in den arbeitenden Volksschichten. In Dorpat ist in einem großen estnischen Verein 1908 dieses Prinzip zur Anerkennung gelangt. Das System besteht vor allem darin, daß die Kommune das ausschließliche Recht des Ausschanks spirituoser Getränke einer Gesellschaft von halbamtlichem Charakter überträgt, die kein Interesse an der Zunahme des Konsums hat. Was aber kein System an und für sich vermocht hätte, das hat der Wille eines ganzen Volkes erreicht. Der Konsum von starken alkoholischen Getränken (über 25°) ist im Laufe der letzten 70 Jahre um 20% pro Kopf der Bevölkerung gesunken. Dieselbe Tendenz dauert fort und legt ein gutes Zeugnis ab von den starken idealen Kräften, die in den breiten Schichten des schwedischen Volkes wirken.

Alle Museen und Kunststätten Stockholms habe ich anfangs mit mehr Gewissenhaftigkeit als Interesse besucht. Die bestermten Rembrandts, Rubens et tutti quanti reizten mich gar nicht. Wenn ich mir aber jetzt den Gesamteindruck vergegenwärtige, so scheint mir, daß die Kunst hier in allerneuester Zeit in ihr goldenes Zeitalter getreten ist. Die Architektur hat ihre hohe Entwicklung in den letzten 2 Jahrzehnten erlangt. Die Zahl und künstlerische Schulung der augenblicklich in Stockholm wirkenden Architekten soll eine ganz ungewöhnlich große sein. Daraus erklärt sich wohl auch, daß alle neuen Gebäude stilistisch oder architektonisch schön oder jedenfalls originell sind. Kasernenbauten und

Geschmacklosigkeiten gibt es nicht mehr, und was am höchsten anzuschlagen ist, der Sinn für Formenschönheit scheint ins Volk gedrungen zu sein. Daher wohl auch das überraschende Maß an Harmonie und Rhythmus, das einen überall anmutet, besonders bei den Menschen selbst. Verwitterte Ruinen habe ich überhaupt nicht gesehen; alle sind wohlerhalten und entsprechend dem letztdurchlebten Jahrzehnt montiert. Froh, ohne Koketterie, immer angenehm anzusehen und mit einem selbstbewußten Zug, der gerne auch anderen den Mitgenuß gönnt an dem schönen Kunstwerk der Natur, dem Gottesgeschöpf — genannt Mensch.

Künstlerische Anregungen stammen aus Frankreich, der solidere englische Geschmack liegt aber dem Charakter des Volkes mehr, und diese drei Faktoren ergeben eine vertiefte Lebensfreude, die mir geradezu das Ideal zu treffen scheint.

Einzelne Kunststätten sowie bestimmte Künstler möchte ich nicht hervorheben, weil ich mir keine objektive Kritik anmaße und genügend Spezialwerke diesen Zwecken dienen. Eine Notiz aus solch einem Werk fällt mir ein, die ich hierher setzen möchte, weil sie schwedisch gedacht und ausgedrückt ist. Sie bezieht sich auf den Prinzen Eugen von Schweden, der sich einen bedeutenden Namen als Landschaftsmaler gemacht, und lautet, er habe „eine von seinem gesellschaftlichen Range unabhängige Stellung in der modernen schwedischen Malerei errungen." Ja, unabhängig will jeder Schwede sein und ringt danach — mit Erfolg — auf allen Gebieten. —

Der Verkehr in Stockholm ist ein sehr lebhafter und wird bewältigt von unzähligen kleinen Hafendampfern, die den Mälar, die Saltsjö und die vielen Viken beleben, von den elektrischen Straßenbahnen, Taxometerdroschken und Automobilen; Omnibusse fehlen und Privatequipagen sind selten. Alle diese Verkehrsmittel sind stark frequentiert, obgleich man in Schweden gerne geht. Hierbei fällt es auf, daß die verschiedenen Läden relativ wenig aufgesucht werden und man oft in der lebhaftesten Verkehrszeit in ihnen nur die Angestellten trifft. Wie kommt das? frage ich einen Norweger, der offenbar durch günstige Handelsbeziehungen gut auf Schweden zu sprechen war. „Hel enkel", sagte er mir — ganz einfach, der Stockholmer ist „huslig", bleibt lieber zu Hause und besieht dort die Sachen, die er kaufen muß.

So ist es auch, und wozu wären denn sonst die Telephone, Automobile und Lifts so allgemein verbreitet, wenn man nicht die Nutzanwendung genießen würde. Man ruft die Geschäftshäuser an, die man braucht, bestellt sich alles Nötige zur Ansicht, — in einer halben Stunde sauft ein Auto an, Kisten und Körbe werden hinaufgeliefert, man wählt und behält — gehandelt wird nirgends, die Verkäufer sind auch nicht aufdringlich, kurz die Angelegenheit erfordert minimalen Zeitaufwand. Ohne diese technischen Verkehrserleichterungen wäre das moderne Stockholm undenkbar. Auf je 6 Einwohner kommt ein Telephon, der Rekord unter allen Städten der Welt. Dabei haben diese Apparate zwei blendende Vorzüge: sie kosten im Abonnement nur 36 Kronen, also etwa 20 Rbl. jährlich und versagen nie! —

Die „Elektrische“ ist merkwürdigerweise Berliner Fabrikat, sie läuft durch fast alle Straßen, sogar die engsten und gewundensten der Altstadt. Diesem Umstande verdanke ich eine Szene, die mir gefallen hat. Ich fahre auf der vorderen Plattform, weil ich die Elektrische immer als besten Städteführer schätze. Der Wagen wird um die vielen Ecken und scharfen Kurven geschleudert, selbst stehe ich fest, mein Geld aber im offenen Portemonnaie wird in seinen bösesten Trieben unterstützt, gibt selbst das Rollen auf, denn es fliegt mit Geklirr auf das Pflaster. Vom Boden rette ich, was zu retten ist, quittiere resigniert das bedauernde Achselzucken des Schaffners und Führers, schätze meinen Verlust auf 15 Kronen — und der sprühende Funke treibt unsern Wagen mit Blitzesseile weiter. Mit derselben Geschwindigkeit schwingt sich aber ohne Zucken vom Trittbrett ein wohlaussehender junger Mann und mit eilendem Fuße gewinnt er die Stätte meines unfreiwilligen Opfers. Wir verlieren ihn aus dem Auge und ich gönne seiner Behendigkeit den Lohn. Unser Wagen setzt sich nach einer Haltestelle wieder in Bewegung und fast vergesse ich den Zwischenfall, da schwingt sich wie er gegangen mit hochgeröteten Wangen der Jüngling aufs Brett, schüttet mir Geld in die Hände, entschuldigt sich, daß er nicht mehr gefunden, und ehe ich die würdigen Ausdrücke meiner Gefühle stammeln kann, ist er fort und ich komme mir vor wie Kunigunde — die reine moderne Ballade. So ist man im Lande der Kronen! — Am Sonnabend herrscht der regeste Straßenverkehr, die Wagen der „Elektrischen“ strotzen

von Menschen und ihre Aushängeschilder tragen die Aufschrift „fullsatt". Fullsatt sind alle Restaurants, Hotels und Kaffees, alle Straßen und Plätze und dazwischen wird die Aufmerksamkeit der wogenden Menge auf eine Prozession gelenkt, die in feierlichem Schritt einherzieht und Reklame für Veranstaltungen am Sonntag macht. — Am Sonntag sind die meisten Museen und Sammlungen gratis oder für sehr billiges Entree geöffnet, der Zudrang des Volkes enorm, die Führung tadellos.

Meine Hauptarbeit in Stockholm lag auf dem Gebiet von Archivstudien, und da kann ich nicht umhin meine größte Dankbarkeit zum Ausdruck zu bringen für die große Zuvorkommenheit und sachverständige Förderung, die mir und meinen Interessen entgegengebracht wurde. Das Reichsarchiv ist ausgezeichnet geordnet und verwaltet, das Kriegsarchiv birgt noch viele ungehobene Schätze. In der Königlichen Bibliothek, die der Öffentlichkeit in liberalster Weise dient und wo ich reiches Material gefunden, bekam ich als Antwort auf meine dankende Anerkennung folgende graziöse Parole zu hören: „Eine Bibliothek ist nicht dazu da, um Bücher zu verwahren, sondern die Bücher der Bibliothek sind dazu da, um gelesen zu werden. Ein Bibliothekar muß gegen die Menschen ebenso treu wie gegen die Bücher sein und das Bindeglied bilden zwischen Vergangenheit und Gegenwart, zwischen der Geschichte und dem lebendigen Geiste der Zeit, der er angehört. Totenwächter wollen wir nicht sein!" Nach dieser Tendenz wurden dort täglich an die 100 Personen vom senilen Forscher, dem professionellen Wissenschaftler und der wißbegierigen Jungfrau bis zum Schuljungen individuell behandelt, berücksichtigt und in jeder beliebigen Weltsprache bedient — eine glanzende Leistung. Könnte man ein Fünkchen dieses Geistes in die Bibliothek unseres Embach-athens überleiten, dann wäre sie eine Stätte der Wissenschaft. — „Wenn ihr's nicht fühlt, ihr werdet's nicht erjagen. Doch werdet ihr nie Herz zu Herzen schaffen, wenn es euch nicht von Herzen geht!" —

Ich blättere in meinen Notizen und sehe, daß der Stoff zu groß ist, um ihn im vorgesetzten Rahmen zu bezwingen, ohne die Geduld des Lesers zu mißbrauchen. Also nur noch einiges spezifisch schwedische und dann muß ich von Stockholm Abschied nehmen.

Da ist vor allem die schwedische Gymnastik zu erwähnen, sie hat ihren Siegeslauf fast durch die ganze Welt gehalten, weil sie auf streng wissenschaftlichen anatomischen und physiologischen Grundsätzen aufgebaut und durch langjährige Erfahrungen der lebenden Praxis ausgebildet und weiterentwickelt ist. Der Schöpfer der schwedischen Gymnastik und Gründer der Zentralturnanstalt war P. H. Ling, der Turnvater Schwedens, der vor 100 Jahren in Stockholm wirkte. Seitdem sind tausende von Zivilpersonen, Offizieren und Kommissionen aus Europa und Amerika dorthin gepilgert, um an diesem Zentralinstitut die schwedische Gymnastik zu studieren, und hunderte von Lehrern sind hier ausgebildet. Gymnastik ist als Unterrichtsfach obligatorisch in allen Schulen, und dieser Umstand hat die Entwicklung des ganzen Volkes so günstig beeinflußt, daß man nur die elastischen und harmonischen Bewegungen der Stockholmer gesehen zu haben braucht, um zur Überzeugung zu gelangen, dieses System der Körperentwicklung ist rationell. Und welcher Unterschied gegenüber der Jahnschen Methode, die in Deutschland die Oberhand behalten hat? Mir scheint, in Deutschland wird mehr die Kraft, hier die Grazie betont, dort mehr Paradedrill und Disziplin, hier geregelter Betätigungsdrang unter Betonung von Zweckmäßigkeit und Harmonie. Mein verstorbener Turnlehrer, ein Koblenzer aus der Jahnschen Schule, pflegte zu sagen: Junge, wenn Du im strammen Marsch durch den Turnsaal gehst, müssen die Fenster klirren. In Schweden würde sich eine Entfaltung des furor teutonicus schwerlich Beifall finden. Geturnt und gefochten wird hier in der Schule und in zahlreichen Privatvereinen, vor allem aber auch im Hause. Zur Selbstverteidigung hebt der Schwede seinen die Hand, Duelle sollen seit 100 Jahren unbekannt sein. Es reizt ihn aber die Widerstände der wilden Natur zu überwinden und in dieser Richtung betätigt er sich auch im Sport.

Mein Aufenthalt in Stockholm fiel in eine recht sportlose Zeit, aber ich habe mir viel vorschwärmen lassen von den Vergnügen und der Genugtuung, die Jung und Alt hierin findet. Im Februar 1909 stehen die nächsten „Nordischen Spiele" bevor, die alle vier Jahre stattfinden und zahlreiche Ausländer nach Stockholm locken. Im Winter beherrscht das Schlittschuhsegeln, Skilaufen, Eissachtsegeln, Kälke fahren, Trabrennen ꝛc. alle sportfreien

Menschen und sportlustigen Gemüter. Im Sommer regiert naturgemäß der Schwimmsport. Seine Wertschätzung gipfelt in den allgemein beliebten typischen „Promotionen", bei denen an die geschicktesten Schwimmer, Damen und Herren, Kränze und Titel (Magister und Kandidaten der Schwimmkunst) als Belohnung für hervorragende Leistungen verteilt werden. Daneben wird Kanonfahren, Segeln, Rudern, Ballspiel, Kampfspiele und vieles andere getrieben. Der Idrottspark (Stadtpark) in Stockholm ist großartig in seinen Dimensionen und seiner Anlage. —

Eine andere, ebenso rationell entwickelte wertvolle Betätigungsform wie Gymnastik und Sport, mit vorherrschend pädagogischem Charakter, ist von Schweden ausgehend in jüngster Zeit auch in andere Länder gedrungen und speziell in Livland unter dem Namen „Hausfleiß" bekannt. Der schwedische ursprüngliche Name dafür „slöjd" (spr. sleud) hat internationale Geltung erlangt. Die Bekanntschaft eines der energischsten und wärmsten Vertreter der Samslöjd und des slöjds, des namhaften schwedischen Pädagogen Rektor Salmgren, bot mir die Möglichkeit, diesen Fragen näher zu treten und ich kann mir nicht versagen einige von seinen lichtvollen Argumenten zu gunsten des slöjds hier wiederzugeben. In der „Internationalen Bibliothek für Pädagogik" äußert sich Rektor Salmgren in seinen „Erziehungsfragen" unter anderem etwa wie folgt: Bei jedem Menschen finden wir Anlagen zum Guten wie zum Bösen. Bei dem Kinde sind die guten Anlagen vorherrschend. Zu diesen gehört vor allem der Drang nach Tätigkeit und Bewegung. Ein gesundes Kind geht gewöhnlich nicht, es läuft, und darin liegt ein deutlicher Fingerzeig dafür, wie es behandelt werden will. Mit Frische und Lebhaftigkeit, denn alle Langsamkeit ist ihm zuwider, weil es von der Natur mit unersättlicher Lebenslust begabt ist. Das Unterdrücken der dem Kinde von Gott gegebenen Tätigkeitslust ist gewöhnlich die Ursache des ersten Hervortretens der bösen Anlagen. Die Pflicht der Eltern und Erzieher ist es diesen Drang nicht zu unterdrücken, sondern zu befriedigen und in die rechte Bahn zu lenken, und diese liegt in der Arbeit, besonders der körperlichen Arbeit. Sie verleiht mehr als alles andere das Gefühl der Freude, des Glücks und der Zufriedenheit. „Ein durch edle nützliche Arbeit frohes befriedigtes Kind kann und will nichts Böses tun, möchte ich fast behaupten."

In den Ländern, wo die Menschen fast ohne zu arbeiten leben können, heben die geistigen Kräfte nicht durch eine höhere Entwicklung Vorteil von dieser Freiheit, im Gegenteil, die tierischen Triebe nehmen überhand! Gerade darin, daß sich die Männer in den gebildeten Klassen der körperlichen Arbeit entziehen, gerade darin liegt nach Überzeugung des Verfassers die Wurzel der weichlichen Sitten, der schlechten Grundsätze, der Oberflächlichkeit und Vergnügungssucht unserer Zeit. Besonders in den Jahren, wo sich der Körper stark entwickelt, wo die ersten starken Versuchungen sich einstellen, gerade da soll er unter das Joch der Arbeit gezwungen werden. — Man klagt über „die jungen Leute unserer Zeit", man schiebt alle Schuld auf die Zeit, den Zeitgeist und die Jugend. Aber wer ist die Zeit? — die Zeit sind wir! Die Zeit und die Jugend sind ja, wie wir Erwachsenen sie geschaffen! Die Ausführung einer Arbeit steht im nächsten Zusammenhang mit dem ganzen Charakter des Arbeitenden. Ehrliche gute Arbeit ruft unbedingt redliche Gedanken hervor und redliche Gedanken schaffen redliche brauchbare Menschen. — Hüten wir uns den pekuniären Wert der Slöjdarbeiten über den moralischen zu setzen! Geld haben wir genug, aber nicht genug redliche brauchbare Menschen!

Haben so zwingende Argumente und eine so warme Vertretung durch einen hochgeachteten Pädagogen wie Palmgren in Schweden noch nicht die obligatorische Einführung des Slöjds in die Schulen zu erreichen vermocht, so können wir unsere besonders stark belasteten Programme ja wohl kaum zu gunsten dieses fraglos eminent wichtigen Faches verändern, hoffen können wir aber, daß die Privatinitiative, auf die wir in so weitem Maße angewiesen sind, auch in diesem Falle nicht erlahmen möge, bis wir vielleicht einmal in so aufgeklärte Verhältnisse aufrücken, daß Schulpolitik nicht mehr von Beamten, sondern von Pädagogen getrieben wird, und dann — ja dann ist die Einführung des Slöjds gesichert. —

Mein letzter Spaziergang führt mich noch „Katarinahissen" mit seinem weiten Fernblick, hier nehme ich Abschied von Stockholm, dann von meinen freundlichen Begleitern und Bekannten. Abends sehe ich vom Schiff aus noch einmal die Stadt — ein Lichtermeer auf schwarzem Grunde. — Am Landungskai ist eine ungeheure Menschenmenge versammelt, der Verkehr vom Bord zum

Ufer iſt äußerſt lebhaft und ſteigert ſich von Minute zu Minute! Grüſſe und Rufe wogen hin und wieder, und als die Kabel gelöſt ſind und die Schrauben den Dampfer langſam in die dunkle Nacht rücken, da löſt ſich die Abſchiedsſchwüle „Eloko Suomi!“ ſchallt es vom Ufer und in ſpontaner Begeiſterung dröhnen es tauſend Kehlen nach: „elako ſuomi!“ Ein Gruß an den verlorenen Sohn von ſeiner alten Heimat. — Hüteſchwenken, Tücherwehen, dann ſtille kalte Nacht, Leuchtfeuer, Wellenplätſchern, Gedächtnisreflexe!

Heimkehr in den Frondienſt des Alltagslebens nach kurzer Erholungszeit muß jeglichen Reizes bar ſein! Heimkehr, wenn ſie ſtimmungsvoll ſein ſoll, muß die Erfüllung einer langen Sehnſucht bergen. Die ſtärkſte Abſchiedsſentimentalität wird aber ausgelöſt, wenn man ſaturiert von dem, was die Erholung bot, dankbar ſcheidet. In dieſer Stimmung verließ ich Stockholm.

Berichtigungen.

S. 196 Z. 4 u. 5 ſtatt Myrata lies Myrain
S. 209 Z. 11 v. u. ſtatt Waters lies Watwas.
S. 233 in dem Gedicht Z. 1 ſtatt Schied lies Schmied.

An unsere Leser.

Die **„Baltische Monatsschrift"** hat mit dem vorliegenden Hefte ihren **fünfzigsten Jahrgang** vollendet und beginnt im Januar ihren einundfünfzigsten.

Unter meist sehr ungünstigen Umständen hat sie dennoch bereits ein halbes Jahrhundert überdauert und ist bis heute am Leben geblieben, länger als es irgend einer andren baltischen Zeitschrift beschieden war.

Die Revolutionszeit hat auch ihr in der allerverhängnisvollsten Weise mitgespielt; nach dem Winter 1905/6 fiel die Zahl der Abonnenten, was damals durch die Zeitumstände nur allzu erklärlich war, plötzlich um ein ganz beträchtliches. Und bis heute sind nur wenige wieder zurückgekehrt. Wenn sie sich dennoch hat über Wasser halten lassen, so halfen dazu eben bloß Mittel, die aus andren Quellen flossen. Noch einmal aber soll der Versuch gemacht werden. Ob es jedoch auch noch weiterhin möglich sein wird, unsere alte Monatsschrift fortzuführen, das wird ganz davon abhängen, inwieweit sich das Interesse unsrer deutschen Gesellschaft, die vor der Revolutionszeit zu ihrem Leserkreise gehörte, sich ihrer wieder erinnert und sich ihr aufs neue zuwendet. Es wäre doch schade, wenn unsre einzige alte Zeitschrift so sang- und klanglos eingehen müßte.

Daher hält der Herausgeber nochmals, wie schon im vorigen Jahre, es für seine Pflicht, sich mit der schlichten Bitte an die Leser unsrer Monatsschrift zu wenden, nach Möglichkeit auch ihrerseits dazu mitzuhelfen, ihr die alten Freunde wieder zuzuführen, ihr neue zu gewinnen.

Der Herausgeber der „B. M."

Baltische Revolutions-Chronik.

II.

1905—1906.

1905.

Oktober.

1. Oktober. Altenwoga (Livland). Der Besitzer des Gutes, v. Schelnvogel, erhält ein mit einem sozialdemokratischen Stempel versehenes Schreiben, in dem ihm in äußerst höflicher Form sein baldiges Ende mitgeteilt wird, falls er den Pächtern nicht 40 Prozent des Pachtschillings erließe. — Im selben Schreiben wird der dort stationierte jüngere Kreisschefsgehülfe v. Peterseun mit dem Tode bedroht, falls er nicht seine Tätigkeit als solcher einstellen würde.

1. Oktober. Schwarzhof (Kr. Fellin). Auf den Besitzer des Gutes Schwarzhof, B. v. Bock, wird auf einer Fahrt auf der Landstraße aus dem Hinterhalt geschossen.

1. Oktober. Kurland. Der temp. Generalgouverneur Generalleutnant Böckmann veröffentlicht nachstehende obligatorische Verordnung: „1) Der Schutz der Gemeindeverwaltungen in Kurland wird den zugehörigen Gemeinden auferlegt. — 2) Jede Gemeinde bestimmt für den Schutz der Gemeindeverwaltung der Reihe nach eine Spezialwache, die, aus nicht weniger als 6 Personen bestehend, sich ständig bei der Gemeindeverwaltung aufhält. — 3) Die zur Wache beorderten Personen sind verpflichtet, die Gemeindeverwaltung vor jedem Ueberfall und Beschädigung zu bewachen. — 4) Für die Nichterfüllung der hierdurch den Gemeinden auferlegten Obliegenheiten werden sie von mir einer Strafe bis zu 3000 Rbl. unterzogen werden, Personen, die sich des Nichterscheinens zur Ausübung der Wachtobliegenheiten oder einer mangelhaften Ausübung derselben schuldig machen, unterliegen einer Gefängnishaft bis zu 3 Monaten. Die gesamte Organisation der in dieser Verordnung angeregten Angelegenheit ist von mir dem kurländischen Gouverneur auferlegt worden und muß bis zum 5. Oktober c. beendet sein."

Ferner die Verordnung, „daß für die Aufbewahrung von Proklamationen, Aufrufen und jeder

Art Schriften, die zum Umsturz der bestehenden Staatsordnung aufwiegeln, wenn sie auch nicht zum Zweck der Verbreitung aufbewahrt werden, die Schuldigen einer Gefängnishaft bis zu 3 Monaten unterzogen werden werden."

Er macht ferner bekannt, daß er „für jede böswillige Beschädigung der Eisenbahnanlagen, des Telegraphen und des Telephons auf alle Einwohner der dem Tatort zunächstliegenden Gemeinden eine Geldstrafe bis zu 3000 Rbl. auferlegen, sie mit aller Strenge beitreiben und nur dann zurücknehmen werde, falls die bestraften Personen ihm die Schuldigen angeben." — Als erste verfällt die Selburgsche Gemeinde dieser Strafe, da in ihrem Gebiet am 26. Sept. der Fahrbamm der Moskau-Windauer Bahn beschädigt worden war.

2. Oktober. In Serben (Livl.) wird die Monopolbude von bewaffneten Leuten demoliert.

2. Okt. Festen (Livl.). Als der Lehrer Grawin in Angelegenheiten der Kirchendemonstration zum Gendarmenoffizier fährt, wird ihm unterwegs das Pferd vor dem Wagen erschossen.

2. Okt. Schoben (Kurl.). Ein bewaffnete Bande überfällt die Monopolbude, erschießt den Verkaufer, beraubt die Kasse und demoliert die Branntweinflaschen.

5. Okt. Pormahlen (Kurl.). Bewaffnete Leute überfallen zum zweiten Mal die Gemeindeverwaltung und rauben die beim ersten Ueberfall noch nicht zerstörten Sachen.

2. Okt. Eckau (Kurl.). Auf den Landgendarmen wird auf einem Dienstritt in der Nähe von Gailhof aus dem Hinterhalt mit Rehposten geschossen. Er wird nur leicht verletzt.

2. Okt. Launekaln. Eine Bande von etwa 60 Bewaffneten überfällt und umstellt früh morgens das Gutshaus und den Hof in Launekaln, die Hofsleute werden daran verhindert, ihre Wohnungen zu verlassen. Der Besitzer, G. v. Sengbusch, trat in Begleitung seiner Frau auf die Veranda und sah sich im Zwielicht des Morgens einer mit Flinten bewaffneten Bande von etwa 24 Mann gegenüber. Der Anführer der Bande wandte sich an ihn zunächst mit den aus den Proklamationen bekannten Phrasen, stellte aber dann, zur Kürze gemahnt, seine Forderungen: Auslieferung der noch vorhandenen Gewehre und Auszahlung von 1000 Rbl. Würden diese Forderungen erfüllt, dann sollte Herr v. S. von allen Untaten verschont bleiben. Andernfalls aber würde das Gut verwüstet und „konfisziert" werden und der Besitzer und seine Familie müßten sterben. — Herr v. S. blieb vollkommen ruhig und lehnte alles ab; als ein junger Bursche ihm einen Flintenlauf ganz nahe vorhielt, schlug er diesen mit dem Arm heftig zurück, ein

Vorgang, welcher ihm zwar eine Warnung, dem Burschen aber immerhin einen Verweis seitens des Anführers eintrug. Nun aber verstärkte letzterer seine Drohungen, und als alles nichts half, stellten sich auf sein Kommando die Leute im Kreise um Herrn v. S. und legten die Gewehre an. Die Hähne knackten und der Führer fragte wohl zehn Mal: „Also, Sie wollen lieber sterben, als uns das Verlangte geben?“ Herr v. S. blieb ruhig stehen und sagte: „Ich bin schutzlos, tut, was ihr verantworten könnt; ich weiß, wie ich vor Gott treten kann.“ Da wurde der Führer unsicher und befahl einem Teil der Leute, die Veranda zu besetzen und ins Haus zu dringen, um selbst zu suchen, was sie haben wollten. Außer dem Anführer waren es lauter junge, halbwüchsige Burschen, welche sich jetzt zur Haustür drängten. Hier aber fanden sie erneuten Widerstand, denn Frau v. S. wehrte ihnen gewaltsam den Eintritt mit der Erklärung, sie würde keinen hineinlassen, ehe der Herr ins Haus kommt. Gleichzeitig bat sie den Mann einzutreten. Begleitet von einigen der Leute, ging letzterer nun in sein Zimmer, woselbst jene sich des drei vorrätigen Geldes (110 R.) und einer Flinte bemächtigten. Dann zogen sie ab, feuerten auf dem Hofe ihre Gewehre ab, offenbar um zu zeigen, daß sie geladen waren, und singend verschwand der Haufe. — Von den eigenen Hofleuten war niemand mit der Bande.

Eine Tageszeitung bemerkte zu diesem Vorgang: „Unter den bei uns herrschenden anarchistischen Zuständen, wo der Ordnungsbedürftige wesentlich auf sich selbst gestellt ist, dürfte persönlicher Mut noch das einzige sein, was ihm allenfalls hindurchhilft, jener Mut, der gegenüber spitzbübischen Zumutungen und Forderungen rücksichtslos auf Recht und Gerechtigkeit besteht und es klar macht, daß es doch noch andere Herren im Lande gibt, als jene herumziehenden Mordbrenner- und Räuberbanden. Darum ist es gut, wenn Fälle, wie der in Rede stehende, zu allgemeiner Kenntnis gelangen. Sie mögen die Schwachen stärken und gelegentlich zur Nachahmung dienen.“

8 Oktober. Wainuden (Kurl.). Die Monopolbude wird von einigen bewaffneten Leuten, die den Verkäufer mit ihren Revolvern bedrohen, beraubt. Am folgenden Tage werden drei von den Räubern verhaftet.

4. Oktober. Riga. Der leitende Direktor der Russisch Baltischen Waggonfabrik, Alexander Kritzky, wird auf der Heimfahrt von der Fabrik an der Ecke der Gertrud- und Gerberstraße von mehreren entlassenen Arbeitern überfallen und durch Revolverschüsse so schwer verwundet, daß er am 8. Oktober stirbt.

4. Oktober. Kolk (Estl.). Dem griechisch-orthodoxen Priester in Leesi wird die Riege mit Korn niedergebrannt und einige Tage später 6 gefüllte Heuschennen.

4. Oktober. Reval. Ein Haufe fremder Arbeiter dringt in die Baumwollspinnerei ein, um die sofortige Arbeitseinstellung zu erzwingen, da die Fabrik laut Vereinbarung mit ihren Arbeitern nicht um 6 Uhr, wie in den andern Fabriken, sondern erst um 7 Uhr schließt. Bei dem Versuch, die Arbeiter der Fabrik wegzutreiben, kam es nicht nur zu Konflikten zwischen diesen und den Eindringenden, sondern die Tumultuanten zertrümmerten mit Steinwürfen und Revolverschüssen auch sämtliche Fenster (ca. 1000 Scheiben) des Maschinenhauses. Als bald darauf im Laufschritt eine Kompagnie Soldaten eintraf, war der Haufe bereits auseinandergegangen.

4. Oktober. Fehteln (Livl.) Auf den Verwalter des Gutes, Leelaus, wird ein Attentat verübt, indem durch das Fenster seiner Wohnung 5 Schüsse abgegeben werden. Sie gehen jedoch alle fehl.

4. Oktober. Alt-Salis (Livl.). Als der Kreisschefgehülfe mit einem Militärkommando auf dem Gute übernachtet, fallen einige Schüsse. Die Soldaten verfolgen die Täter, wobei sich bei der Brücke über die Salis ein förmliches Feuergefecht entwickelt. Zu Schaden kommt niemand, die Täter entkommen.

5. Oktober. Libau. Abends wird ein patrouillierender Wächter auf der Straße durch zwei Revolverschüsse ermordet. Der Täter entkommt.

5. Oktober. Windau. Mißglückter Versuch zweier Leute, Arrestanten aus dem Gefängnis zu befreien.

5. Okt. Groß-Kangern (Livl.). Zwei gefüllte Heuschennen werden niedergebrannt.

5. Okt. Ronneburg (Livl.). Die Sozialisten terrorisieren die mit der Ausbesserung der Landstraßen beschäftigten Bauern; drei Bauernpferde, die Gront führen, werden niedergeschossen und zwei von den arbeitenden Bauern durch Schüsse verwundet.

6. Okt. Riga. Ein Nachtwächter wird abends in der Oskarstraße überfallen und durch Revolverschüsse verwundet.

6. Okt. Alsti (Estl.) Der Stationschef von Alsti (Kegel Hapioler Bahn) wird durch einen Revolverschuß schwer verwundet.

6. Okt. Bahnus (Livl.). Die Monopolbude wird überfallen und um 104 Rbl. beraubt.

6. Okt. Klein Friedrichshof (Kurl.). Abends erscheinen 3 Bewaffnete beim Milchpächter des Gutes und verlangen von ihm, er solle ihnen die 60 Rbl. geben, die er als Angabegeld

für den Aufenthalt des seinerzeit erschossenen Schneiders Lindermann von der Polizei erhalten habe. Trotz seiner heiligsten Versicherung, daß er niemand angegeben und auch nie etwas erhalten habe, wird er gezwungen sein eigenes Geld herauszugeben und schließlich durch mehrere Schüsse erschossen.

7. Oktober. Klein-Schwedthof (Kurl.). Eine Scheune mit Getreide wird in Brand gesteckt.

ca. 7. Oktober. Oesel. In Karris-Pastorat brennen fünf Heuscheunen nieder, in Kergelhof eine mit 60 Fuder Heu, und in Orrikül eine Riege mit allem noch ungedörrten Roggen.

7. Oktober. Reval. Die Fabrik „Dwigatel" schließt am 6. Okt., wie sie schon früher angekündigt hatte, vier Werkstätten. Zum Empfang der Abrechnung fand sich aber niemand ein. Auch am folgenden Vormittag, 7. Oktober, wurden die Arbeiter der betreffenden Werkstätten, die sich auf der Fabrik eingefunden hatten, aber nicht arbeiteten, mehrmals aufgefordert, ihren Lohn in Empfang zu nehmen, was sie aber nicht taten. Statt dessen wurde an einem der Gebäude eine rote Fahne aufgesteckt; als ein Schutzmann sie entfernte, wurde mit einem Eisenstück nach ihm geworfen. Eine zweite rote Fahne wurde von Soldaten beseitigt. Weitere Ausschreitungen kamen bis zur Mittagspause nicht vor. Dann hielten die Arbeiter eine Beratung ab und beschlossen, die Arbeit einzustellen. Es wurde wieder eine rote Fahne aufgesteckt. Der Fabrikaufseher Allas wird durch geschleuderte Eisenstücke verwundet. Mehrere von den Arbeitern verließen die Fabrik. Im ganzen waren auf dem „Dwigatel" jetzt gegen 1800 Arbeiter beschäftigt.

7. Okt. Riga. In Solitüde wird der Pächter der Torffabrik, Ragge, abends in seiner Wohnung durch mehrere Personen überfallen und durch Revolverschüsse schwer verwundet.

8. Okt. Riga. Der Revieraufseher Ramat wird auf einem Patrouillengang in der gr. Lagerstraße, als er einige in einer Droschke fahrende verdächtige Leute anhielt, durch einen Revolverschuß in die Brust getötet. Einige von einem Schutzmann dem davoneilenden Wagen nachgesandte Schüsse trafen einen der Mordbuben, der aus dem Wagen fiel, von seinen Genossen aber sofort aufgehoben und fortgeführt wurde.

8. Okt. Riga. In einer Monopolbude an der Revaler Straße wird abends von drei Leuten die Kasse geraubt.

8. Okt. Treppenhof (Station der Riga-Oreler Bahn). Der zu Kreutzburg gehörige Krug wird von einer Bande von ca. 12 Mann überfallen und beraubt. Die Räuber entkommen, doch werden zwei von ihnen in Kreutzburg verhaftet.

8. Okt. Weſſeishof (Livl.). Als eine zweiſpännige Fuhre mit Kohl vom Gute Weſſelshof nach Friedrichshof geſchickt wird, hält ein bewaffneter Mann ſie unterwegs an und ſchießt beide Pferde nieder, da noch Friedrichshof nichts hingeführt werden dürfe.

8. Oktober. Hirſchenhof (Livl.) Vier Männer in ſtädtiſcher Kleidung zwingen die Pächterin des Kruges, ihnen alles vorhandene Geld herauszugeben und quittieren über den Empfang im Namen des „Sozialiſten-Vereins“.

9. Okt. Riga. Mehrere ſtädtiſche Buſchwächtereien werden von einer Bande überfallen und der Waffen beraubt.

9. Okt. Pfalzgrafen (Kurl). Ein Gesindewirt wird durch einen Schuß durchs Fenſter ermordet, desgleichen der Wirtsſohn des Bitteneek Gesindes in der Nähe von Mitau erſtochen.

9. Oktober. Gotthardsberg (Livl.). Die Monopolbude wird von einer bewaffneten Bande geplündert.

9. Oktober. Ringmundshof (Livl.). Die Monopolbude wird ſpät abends überfallen, beſchoſſen und eingeäſchert.

10. Okt. In Mitau und Libau wird wegen der überhandnehmenden Diebſtähle die Schließung der Haus- und Hofeingänge von 9 Uhr abends an verfügt bei Androhung einer Strafe bis zu 300 Rbl.

10. Okt. Libau. Auf der Pferdepoſtſtation wird auf Grund eines „Zahlungsbefehls“ des Libauſchen ſozialdemokratiſchen Komitees ein Erpreſſungsverſuch gemacht. Der Poſthalter Schulva ſuchte jedoch den Eindringling feſtzuhalten. Dieſer riß ſich jedoch los und entfloh. Auf der Straße verſuchte ein Schutzmann ihn anzuhalten, wurde aber durch einen Revolverſchuß verwundet. Der Erpreſſer entkam.

10. Okt. Riga. Abends werden drei Monopolbuden, in der gr. Pferdeſtraße, in der Friedensſtraße und in der Rumpenhofſchen Str., beraubt und demoliert; in letzterer wird außerdem der Verkäufer erſchoſſen.

10. Okt. Alt-Autz (Kurl.). Eine große Scheune mit Getreide wird niedergebrannt.

10. Oktober. Rujen (Livl.). Auf der Meſſerfabrik bricht (zum zweiten Mal) ein allgemeiner Streik aus, die Fabrik wird geſchloſſen.

10. Oktober. St. Mathiae (Livl.). Auf den Landgendarmen werden aus dem Hinterhalt mehrere fehlgehende Revolverſchüſſe abgegeben.

10. Oktober. Aliendorf und Rantzen (Livl.). Die Landgendarmen werden in den Krügen überfallen, ſchlagen jedoch die Angriffe mit den Waffen zurück und verhaften die Täter.

10. Oktober Riga. Um Mittagszeit wird in der Turmstraße, im Zentrum der Stadt, bei Artelschtschik der Riga-Oreler Bahn, Orlow, der in einer einspännigen Droschke fahrend eine große Summe Geldes auf die Reichsbank brachte, durch Schüsse von mehreren Leuten ermordet und um etwa 25,000 Rbl beraubt. Der Fuhrmann wird verwundet, sein Pferd niedergeschossen. — Die Mörder ließen bald darauf dem Fuhrmann für sein erschossenes Pferd eine Entschädigung von 300 Rbl. zugehen!
11. Okt. Sallentack (Estl.). Brandstiftungsversuch am Gutswohnhause, der noch rechtzeitig bemerkt wird.
11. Okt. Klein Elley (Kurl.). Vier Leute mit geschwärzten Gesichtern erpressen auf dem Gutshof 300 Rbl. Sie entkommen unbehelligt.
11. Okt. Gawesen (Kurl.). Im „Weißen Kruge" erscheinen abends sechs unbekannte Fußreisende, bestellen sich Bier und erkundigen sich nach dem Bierkutscher Gegor. Als der Ueberbringer des Bieres sich selbst als die gewünschte Person bezeichnet, zieht einer der Fremden einen Revolver und verwundet jenen durch zwei Schüsse. Darauf leeren die Fremden ohne Ueberstürzung den Rest des Bieres, worauf sie im Dunkeln verschwinden.
12 Oktober. Riga. Der im Zentrum des Reiches beginnende Streik der Eisenbahnbediensteten macht sich auch bereits auf der Riga-Orelen Bahn fühlbar. Der Zug Nr 3, der zwischen Smolensk und Dünaburg den Postwaggon mit sich führt und am 12. Okt. in Riga eintraf, konnte nur dank einer Verhülfe des Militärs aus Smolensk abgefertigt werden, da durch streikende Beamte der Räsan-Uralsker und Moskau-Brester Bahnen die Lokomotive bereits vom Zuge abgekoppelt worden war.
12. Okt. Schöneck (Kreis Riga). Im Kruge wird der Landgendarm Gailit durch einen Schrotschuß durchs Fenster getötet.
12. Okt. Friedrichshof (Livl.). Gegen Abend passierten die beiden Kreisschefgehülfen Grigorjew und v. Stryk, sowie der Kosakenoffizier Rudakow auf dem Wege nach Wenden die Strikkebude bei Friedrichshof. Vor ihr stand ein verdächtiger Mann, den den Kreisschefgehülfe Grigorjew daher arretieren wollte. Zu diesem Zweck begab er sich mit dem Offizier in die Bude. Als sie das Zimmer betraten, saßen dort mehrere Individuen, von denen der eine sich sofort auf Grigorjew stürzte und, ihn umklammernd, ihn durch Revolverschüsse zu erschießen trachtete, worauf seinerseits der Offizier auch Feuer gab. Durch den starken Luftdruck erlosch die Lampe und der Kampf wurde im Finstern fortgesetzt. Der Offizier,

schwer verletzt, stürzte nun hinaus, an zwei Stellen brennend von den sehr nahe abgegebenen Schüssen, nach seiner Flinte. Der Kreisschefgehülfe v. Stryk gab das wildgewordene Pferd einem herzueilenden Menschen ab und begab sich, gefolgt vom Offizier, an den Totort. Von Grigorjew war nichts mehr zu sehen und v. Stryk gelang es, nachdem er selbst einen Schuß in die Brust erhalten, einen der Hauptmörder sehr schwer zu verwunden. Nun eilten v. Stryk und der Offizier hinaus, um eventuell aus den Fenstern entfliehende Mörder von draußen erschießen zu können; es erwies sich aber, daß der Offizier so schwer verwundet war, daß er zu Boden stürzte, so daß Herr v. Stryk sich genötigt sah, ihn auf den Wagen zu heben. Den Schwerverwundeten im Arme haltend, fuhr er nach Friedrichshof, von wo er mit 10 Kosaken sofort wieder zum Tatort zurückeilte, wo unterdessen natürlich alle geflüchtet waren. Nur den Kreisschefgehülfen Grigorjew fand man 100 Schritt entfernt schwer verwundet an eine Hengubbe gelehnt mit seinem Revolver in der Hand.

12.—19. Oktober. Estland. Brandstiftungen auf dem Lande. Am 12. Okt. das Förstershaus in Winnigelstein; am 13. ebendort eine Strohscheune; am 14. Okt. eine Heuschenne in Waiwara; am 18. Okt. 4 Scheunen mit Getreide und Maschinen in Poddas, in der Nacht die Getreidedörre in Mönnikorb, eine Scheune in Paunkülle, das Haus des Landgendarmen in der Nachbarschaft und eine Postoratsscheune, am 19. Okt. 5 Scheunen in Gr. Goldenbeck und Schloß Lode.

12. Okt. Pinkenhof (bei Riga). Abends überfällt eine Bande die Forstei Pinkenhof, es gelingt ihr nicht den Geldschrank zu öffnen, doch zertrümmern sie das Telephon.

13. Oktober. Riga. Der Eisenbahnstreik hat auch den Petersburger und Rigaer Rayon ergriffen. Die Petersburger Post bleibt aus. Der Chef des Postbezirks macht bekannt, daß die Annahme von Postsendungen eingestellt worden ist. Die Telegraphenbeamten auf den Stationen Riga I und II legen vormittags die Arbeit nieder, gleich darauf auch die Beamten der Einnahmekontrolle, dann die der Betriebsabteilung. Gegen Mittag stockt der Verkehr auf allen aus Riga auslaufenden Bahnen. Nachmittags um 4 Uhr versammeln sich die streikenden Eisenbahner im Lokal der Betriebsverwaltung (Bazar Berg); da sie aber hierzu keine obrigkeitliche Erlaubnis hatten, werden sie durch Militär zerstreut. Gegen 6 Uhr versammeln sich in der Eisenbahnwerkstätte gegen 500 Personen, streikende Eisenbahner, aber auch ein großer Teil fremder Elemente. Mehrere Reden wurden gehalten. Da auch für diese Versammlung

keine Erlaubnis erteilt worden war, wurde Militär requiriert. Als der dreimaligen Aufforderung, auseinanderzugehen, keine Folge geleistet wurde, erhielt das Militär den Befehl, sich schußbereit zu machen. Erst als die Gewehre angeschlagen wurden, lief die Menge auseinander. Bis zum Eintreffen des Militärs war indeß bereits der Beschluß gefaßt worden, die im vergangenen Frühjahr aufgestellten Forderungen, die bisher mit Ausnahme einiger Punkte unerfüllt geblieben waren, in vollem Umfange aufrecht zu erhalten und den Verkehr nicht früher aufzunehmen, als bis alles bewilligt worden ist.

Am folgenden Tage gegen 6 Uhr morgens versammeln sich in derselben Werkstatt die Streikenden abermals, diesmal ohne Teilnahme von Fremden. Der Chef der Bahn WStR. Daragan forderte die Streikenden auf, Delegierte zu entsenden, um ihm die Forderungen der Eisenbahner zu übermitteln. Er erhielt zur Antwort, er möge zu den Versammelten kommen. Gegen 8 Uhr begab sich Daragan in die Versammlung, wo ihm die oben angedeuteten Forderungen vorgelegt wurden. Er erklärte, daß er darin nichts tun, nichts von sich aus bewilligen könne, da die Regierung selbst die Forderungen der Eisenbahner bereits kenne und zu ihrer Prüfung eine Kommission niedergesetzt habe. Deshalb forderte er die Streikenden auf, auseinanderzugehen. Diese kamen der Aufforderung nach.

Da der Verkehr auf der Riga-Pleskauer Bahn noch nicht ganz eingestellt war, begaben sich die Streikenden vormittags zur Alexanderpforte, um die Beamten der dort delegierten Geschäftsräume der Bahn zur Arbeitseinstellung zu zwingen. Auf der Station Alexanderpforte werden von einer Bande junger Leute die Telegraphenapparate zerstört.

13. Okt. Riga. Das Reichsbank und das Postgebäude, sowie die Bahnhöfe werden unter militärische Bewachung gestellt.

13. Oktober. Libau. Raubüberfall auf die Filiale der Moskauer Internationalen Handelsbank. Um die Mittagszeit betrat ein gutgekleideter junger Mann das Bankkokal, um bei der Kasse einen kleinen Betrag deutschen Geldes in russisches Geld umzuwechseln und verließ es gleich darauf durch den südlichen Ausgang. Nach kaum 5 Minuten betraten das Bankkokal nunmehr durch den Eingang vom Hofe aus zwei mit Revolvern bewaffnete junge Leute und geboten den Beamten der Bank bei Androhung des Todes, ihre eingenommenen Plätze nicht zu verlassen. Der Versuch einiger Bankbeamten, durch den Vordereingang Hülfe zu holen, scheiterte an dem Widerstande zweier junger Leute, welche sich ebenfalls mit Revolvern bewaffnet, im Korridor postiert hatten. Darauf entnahm einer der Räuber, welcher eben das Bankkokal unter

dem Vorwande sich Geld einwechseln zu wollen, besucht und seine Anwesenheit zu Orientierungszwecken benutzt hatte, der Tageskasse ca. 40,000 Rbl. in barem Gelde und ca. 20,000 Rbl. in Wertpapieren und Wechseln, legte seinen Raub in die Marktkörbe, welche er und sein Genosse mitgebracht hatten und verließ mit seinem Genossen durch den hinteren Eingang die Bank. Die sofort aufgenommene Verfolgung hatte wenigstens das Resultat, daß zwei von den Räubern, die sich durch Revolverschüsse zu verteidigen suchten, ergriffen wurden, bei denen man 18,607 Rbl. in barem Gelde und fast alle Wertpapiere (bis auf 3200 Rbl.) vorfand. Die übrigen Räuber entkamen.

13. Okt. Libau. Auf der Libau-Romnyer Bahn bricht ebenfalls der Streik aus. Ein aus Libau ausgehender Nachtzug bleibt in Schaulen liegen. Der Bahnhof wird von Truppen bewacht.

13. Okt. Groß Dselden (Kurl.). Auf die in der Nähe des Gutes gelegene Monopolbude wird ein erfolgloser Raubüberfall gemacht. Die beiden Verkäufer und die drei Gemeindewächter kommen der Aufforderung zu öffnen nicht nach, worauf sich die Räuber entfernen, nicht ohne sämtliche Fenster der Bude einzuschießen.

13. Okt. Reval. Die Angestellten der Baltischen Bahn treten in den Ausstand. Der Verkehr wird unterbrochen, wie auch auf der Bahn nach Baltischport.

— Die Arbeiter der Fabrik „Volta“ treten in den Ausstand, weil die von ihnen geforderte Wiederanstellung eines Arbeiters und eines Meisters, die entlassen worden waren, nicht zugestanden wird.

14. Okt. Riga. Die Erregung in der Stadt ist durch die Nachrichten über die Vorgänge im Innern des Reichs und den Eisenbahnstreik im Wachsen. — Der livländische Gouverneur autorisiert die Tagesblätter zu erklären, daß alle Maßnahmen zur Aufrechterhaltung der Ordnung getroffen sind und kein Grund zur Beunruhigung vorliegt.

14. Okt. Riga. An der Ecke der Marien- und Romanowstraße wird ein Schutzmann durch zwei junge Burschen überfallen und durch Revolverschüsse schwer verwundet.

14. Okt. Libau. Es bricht ein Schülerstreik aus. Die Kommerzschule wird auf Beschluß der Lehrerkonferenz wegen der unter den Schülern herrschenden Unruhe geschlossen. Die Schüler verließen darauf die Schulräume, zogen vor die Realschule, in der sie die Fensterscheiben einwarfen, und dann, vereint mit den Realschülern, vor das Mädchen-

gymnasium und Nikolai-Gymnasium, die sich ebenfalls den Streikenden anschlossen. Auch die Schüler der dreiklassigen Stadtschule wurden zum Verlassen der Schulräume veranlaßt.

14.—23. Oktober. **Die Unruhen in Reval.**

Am 12. Okt. hatten die Arbeiter der Fabrik „Volta“ die Arbeit niedergelegt; am 14. Okt. zwischen 1 und 2 Uhr mittags taten es auch die Arbeiter vom „Dwigatel“, ohne daß Differenzen mit der Fabrikleitung vorhergegangen wären; sie erklärten vielmehr, es sei ein politischer Streik. Um 3 Uhr nachmittags versammelten sich ca. 1600 Arbeiter und andere Personen hinter der Fabrikspforte, worauf sie mit Gesang unter Entfaltung einer roten Fahne und Abfeuern von Schüssen den Weg zur Stadt einschlugen, dort sollte auf dem Marktplatz eine Versammlung abgehalten werden. Nachdem sie die Telephonverbindung mit der Stadt abgeschnitten hatten, zertrümmerten sie eine Eisenbahnlaterne, 8 Telegraphenpfosten, eine Signalglocke, sowie mehrere Telephon- und Telegraphenpfosten. Beim Passieren der an der ul. Dörptschen Straße belegenen Monopolbude wurden sämtliche Scheiben der Biedertage eingeschlagen, worauf sich die Masse in verschiedenen Richtungen entfernte. Etwa 30 Personen stürmten darauf die Monopolbude an der Sandstraße und die an der Makerstraße — Um 4 Uhr nachmittags zog eine große Menge zur Fabrik „Volta“, wo sie sich mit Eisenbahnarbeitern vereinigten und die Einstellung der Arbeit in der Krullschen und der Metallfabrik veranlaßten. Etwa 1000 Personen versammelten sich dann, nachdem sie sich mit allen möglichen Gegenständen bewaffnet hatten, bei der Gasanstalt und erzwangen die Einstellung der Arbeit. Die Gaseinleitung wurde abgedreht und um ½6 Uhr war die Stadt plötzlich in Dunkel gehüllt. Unterdessen erbrachen gegen 100 Personen die Monopolbuden an der Neuen Fischermarkt und an der Ziegelskoppelstraße, wo sie aus den Kassen gegen 350 Rbl. raubten. Um dieselbe Zeit wurden auch mehrere andere Monopolbuden mit Erfolg gestürmt, aus der Monopolbude an der Wladimirstraße wurden 40 Rbl. aus der Kasse geraubt, sowie die Sammelbüchsen für Almosen erbrochen. — Gegen 6 Uhr nachmittags durchzogen ca. 300 Personen von der Süsterpforte und ca. 500 von der großen Strandpforte her die Langstraße, demolierten die dort befindliche Monopolbude und zündeten den vorgefundenen Spiritus an, wobei beinahe das ganze Haus ein Opfer der Flammen wurde. Die ganze innere Einrichtung der Monopolbude wurde eingeäschert. Die mittlerweile eingetretene Dunkelheit benutzend, schürte die Menge unter Schießen und Schreien ihr Zerstörungswerk weiter.

aus, indem sie in der Langstraße die Schaufenster zertrümmerte. Die Sundtasche Waffenhandlung auf dem Langen Domberge wurde demoliert und beraubt, ebenso die G. Meyersche Waffenhandlung, wo sämtliche Gewehre, Revolver und Patronen im Werte von ca. 6000 Rbl geraubt wurden. Friedliche Passanten wurden überfallen, aus den Droschken gerissen und mit Schlägen mißhandelt. Als darauf Soldaten des Diwinaschen Regiments erschienen, wurden Schüsse gewechselt, die jedoch bei der völligen Finsternis resultatlos blieben. Die Aufrührer zogen nun in die Schmiedestraße und zertrümmerten dort die meisten Schaufenster, worauf das Rauben und Plündern seinen Höhepunkt erreichte. Eine Reihe von Magazinen erlitten einen empfindlichen Schaden. Bald darauf wurde in dieser Straße die Gasbeleuchtung hergestellt und bei den geplünderten Magazinen Soldaten postiert.

Um 8 Uhr abends wurde das deutsche Interimstheater in Brand gesteckt und brannte binnen 2 Stunden bis auf den Grund nieder. Wie der Wächter aussagte, war eine Bande von Leuten mit geschwärzten Gesichtern, nachdem sie ihm mit vorgehaltenen Revolvern davongejagt, gewaltsam in das Theater eingedrungen und gleich darauf stand es lichterloh in Flammen. Die herbeieilende Freiwillige Feuerwehr wurde zum Teil in ihren Funktionen behindert. So wurde z. B. eine Spritze auf dem Wege zur Brandstätte von einer Bande gewaltsam umgeworfen. — Um dieselbe Zeit wurde auch in einem Hause an der Dunkerstraße eine Brandstiftung versucht, indem unter einer Treppe Feuer angelegt wurde, das jedoch noch rechtzeitig entdeckt und gelöscht wurde.

In der Nacht (zum 15. Okt.) wurde von ca. 60 Leuten das Höfchen Dunten überfallen, sowie ein benachbartes Haus, und von den Bewohnern je 30 Rbl. erpreßt, ferner die Scheelsche Villa in Springtal demoliert.

Am folgen Tage, den 15. Oktober, traten auf private Initiative zahlreiche Vertreter der durch die Exzesse besonders in Mitleidenschaft gezogenen Kaufmannschaft und der Hausbesitzer verschiedener Nationalität in der Börsenhalle zu einer Beratung über die Organisierung einer Bürgerwehr zum Schutze des Lebens und des Eigentums der Bewohner und zur Aufrechterhaltung der Ruhe und Ordnung zusammen, und es wurde nach einer kurzen Beratung einmütig beschlossen, einen solchen Selbstschutz unter der Aegide der Stadtverwaltung zu organisieren.

Der estländische Gouverneur hatte bereits am Tage vorher, 14. Okt., dem Stadtamt den Vorschlag gemacht, eine Sitzung der StVVersammlung einzuberufen, um einen Schutz durch

die Bevölkerung selbst zu organisieren. Um 1 Uhr mittags trat die StVVersammlung zusammen. Hier wurde darauf gerechnet, daß der wohlgesinnte Teil der organisierten Arbeiterschaft mit den Exzessen nichts zu tun habe und sich daher einer Organisation eines Selbstschutzes zur Verfügung stellen werde; ein solcher solle daher im Verein mit der Arbeiterschaft eingerichtet werden.

Diese Voraussetzungen fanden ihre Bestätigung in der Erklärung eines Vertreters der Eisenbahnarbeiter, der bei seiner Vernehmung in der Versammlung sagte, daß seine Kameraden jegliche Exzesse verhorreszieren und bereit wären, den Sicherheitsdienst im Rayon der Eisenbahn zu übernehmen. Auch die Vertreter der übrigen Arbeiterschaft waren mittlerweile zu einer Beratung über den Selbstschutz im Verein „Eintracht" zusammengetreten.

Nach einiger Zeit trafen die Delegierten der Arbeiter in der Duma ein und erklärten, daß sie den Schutz der Stadt übernähmen unter folgenden Bedingungen: 1) Freilassung der wegen politischer Untersuchungen Inhaftierten; 2) Zurückziehung der Militärpatrouillen von den Straßen der Stadt zur Vermeidung von Zusammenstoßen mit den Arbeiterpatrouillen; 3) telegraphische Vermittlung der Wünsche der Arbeiter, betreffend die vier Freiheiten (die zwei Tage später durch das Allerhöchste Manifest vom 17. Oktober gewährt wurden) und des Wahlrechts für die Vakovertretung in der Reichsduma.

Im Prinzip erklärte sich die Versammlung mit diesen Bedingungen einverstanden. Die Arbeiter übernahmen es, im Falle der Erfüllung der beiden ersten Bedingungen, auch für die Beleuchtung der Stadt, die in der vorigen Nacht nicht funktioniert hat, die Garantie zu übernehmen. — Vom Gouverneur wurden die beiden ersten Bedingungen für erfüllbar erachtet und sofort Anordnungen getroffen, die 9 wegen politischer Sachen Inhaftierten freizulassen und die Militärpatrouillen von den Straßen zurückzuziehen.

Danach war also die Frage des Selbstschutzes dahin entschieden, daß bis auf Weiteres die Arbeiterschaft die Aufrechterhaltung der Ordnung übernahm.

Inzwischen war von den Interessenten für die Organisation eines Selbstschutzes am Nachmittag eine kurze Beratung abgehalten worden. Für den Fall der Organisation einer Schutzwehr wurden von einer Privatperson an einige zuverlässige Personlichkeiten Revolver verkauft, die aber erst dann getragen werden sollten, wenn die Organisation in Kraft getreten sein würde. Der Waffenhandel verbreitete sich in der Stadt das Gerücht, das Börsenkomitee verteile an „die Deutschen"

Waffen, obgleich an der Versammlung Vertreter aller Nationalitäten teilgenommen hatten.

Zunächst war nun durch die Vereinbarung mit den Arbeiterdelegierten die Aufrechterhaltung der Ruhe und Ordnung vom Sonnabend an zugesichert, und die Arbeiterältesten machten sich sofort daran, die Patrouillen zu organisieren. Noch bevor das geschehen konnte, kam es jedoch noch zu einigen Exzessen. Eine Monopolbude an der Narvischen Straße wurde am Nachmittag von einer Menge gestürmt und die Kanzlei des Polizeipristaws des 2. Stadtteils angegriffen; der Versuch mißlang aber, da alle Polizeibeamten sich energisch zur Wehr setzten und Militär im Anzuge war. Um 6 Uhr nachmittags wurde ferner das Hotel de France in Katharinenthal demoliert und vergeblich in Brand zu stecken versucht.

Inzwischen richtete die Arbeiterschaft Patrouillen ein. Die Beleuchtung wurde von Arbeitern unter Führung einiger Stadträte wieder in Funktion gesetzt, und gegen 10 Uhr abends war darin alles in Ordnung.

Die Nacht verlief ruhig, nur daß einige Arbeiterpatrouillen Kollisionen mit Militärpatrouillen hatten, die sich noch auf den Straßen befanden (sei es daß sie der Befehl zum Rückzug noch nicht erreicht hatte, sei es daß sie sich auf dem Rückmarsch befanden?), eine der letzteren arretierte 6 Personen, bei denen man 7 Revolver, eine Säge, zwei Dolche und ein Beil fand.

Am Morgen des folgenden Tages, den 16. Oktober, überfielen 3 Arbeiter den Posten beim Pulverkeller und schossen auf ihn. Die Wache verteidigte sich mit Schüssen, einer der Angreifer wurde verwundet, die übrigen festgenommen. (Kundgebung des ehl. Gouverneurs vom 17 Okt.)

Um 2 Uhr mittags fand wieder eine Sitzung der Stadtverordneten statt, der Delegierte der Arbeiterschaft, die inzwischen bei der Revaler Metallfabrik eine Beratung gehabt hatten, neue Forderungen der Arbeiter vorlegten. Diese verlangten: 1) die Freilassung noch einiger politischer Gefangenen, 2) Verteilung von Gewehren an die Arbeiter durch die Stadt; 3) Bewilligung von 7500 Rbl. zum Besten der arbeitslosen Fabrikarbeiter. Die StVVersammlung erklärte ihre Bereitwilligkeit, sich für Freilassung der Gefangenen zu verwenden, sagte eine Zahlung von 750 Rbl. täglich für die Dauer von 10 Tagen, zwar nicht zum Besten der Arbeitslosen, aber wohl für den Sicherheitsdienst der Arbeiterschaft zu, lehnte jedoch den zweiten Punkt der Forderungen, die Bewaffnung der Arbeiter ab. — Mit diesem Bescheide gingen die Delegierten zu den Arbeitern, die sich inzwischen auf dem Neuen Markt zu einer Beratung zu versammeln begannen. Gleichzeitig —

zwischen 3 und 4 Uhr — begaben sich das Stadthaupt Giazintaw und ein Stadtrat aufs Schloß zum Gouverneur, um ihm zu berichten und seine Zustimmung einzuholen.

Als sie ins Rathaus zurückgekehrt waren, zogen immer noch Arbeiterhaufen durch die Stadt auf den Neuen Markt. Von einem solchen Zuge erzählt ein Augenzeuge (Rev. Beab. vom 19. Okt.):

„Beim Marineklub stehend, sah ich den Zug über den Markt gehen. Als die Spitze des Zuges die Bliznawsche Handlung erreichte, hielt der Zug und aus demselben stürzten, drohend den Revolver in der Hand, gut gekleidete Männer zu den Passanten auf dem Trottoir und schrien sie wütend an: „Mit uns, aber wir schießen euch nieder!" Entsetzt liefen die Passanten auseinander. Zwei Gendarmen eilten an mir vorbei. Als sie bemerkt wurden, ertönte das Geschrei: „Schlagt die Gendarmen nieder!" Einige Männer mit Revolvern liefen ihnen nach. Der eine Gendarm konnte entweichen, der andere wehrte, so gut er konnte, mit den Händen die Angreifer ab. Diese bedrohten ihn mit Revolvern und rissen ihm den Säbel fort. Als aus dem Zuge nach zwei Männer herbeieilten, redete ich diese an und forderte sie auf, den Gendarm in Ruhe zu lassen und ihm seinen Säbel zurückzugeben. Die Männer besannen sich und redeten auf ihre Kameraden ein, vom Gendarm abzulassen. Als diese sich mit dem Säbel entfernen wollten, nahmen sie ihn gewaltsam ab und übergaben ihn dem Gendarm. Als sämtliche Männer sich wieder dem Zuge angeschlossen hatten, setzte sich dieser wieder in Bewegung."

Ein andrer Zug kam durch die Lehmstraße heraufgezogen. Als man sich anschickte das Deminsche Haus zu demolieren, wurde Militär requiriert, das sich, als es in der Lehmstraße ruhig war, zum Neuen Markt begab, wo eine große Masse der Arbeiter versammelt war. Es war etwa 1/2 6 Uhr nachmittags.

In der Menge, berichtet die offizielle Kundgebung des Gouverneurs vom 17. Okt., „forderte ein Redner zu offenem Aufruhr auf. Die Menge wurde aufgefordert, binnen 5 Minuten auseinanderzugehen. Sie antwortete mit Rufen der Weigerung. Aus ihrer Mitte trat ein Mann hervor und gab mit einem Revolver auf den Offizier einen Schuß ab, der fehlging. Außerdem wurden aus der Menge einige Schüsse auf das Militär abgegeben. Darauf gab das Militär eine Salve ab, einige Menschen wurden verwundet. Die Menge fing an auseinanderzulaufen, versuchte aber gleich wieder sich zu sammeln. Es folgten neue Salven, auf die hin die Menge sich zerstreute."

Private Zeugen des Ereignisses berichteten (Rev. Ztg. 19. Oktober) damit übereinstimmend, daß aufreizende Reden gehalten wurden und die laut und bestimmt immer wieder erneuerten Aufforderungen auseinanderzugehen, auf Widersetzlichkeit stießen. Man rief aus der Menge: „Habt keine Angst, sie dürfen garnicht schießen.“ Das Militär wurde gehöhnt, man schob Weiber vor und drängte sie an die Soldaten, es sah aus, als werde der Offizier im nächsten Augenblick entwaffnet werden. —

Die Opfer der Katastrophe waren: 28 Tote an Ort und Stelle, von den Verwundeten starben 25, und 4 Tote wurden dem Seetwaashaus zugestellt, zusammen 57 Tote. Verwundete in Krankenhäusern eingeliefert 60 (darunter 4 Frauen). So die Angaben in den Zeitungen. Der Bericht des Gouverneurs nennt „30 Tote und 100 Verwundete, von denen 26 starben.“ Bei der feierlichen Beerdigung der Toten, die am 20. Oktober stattfand, wurden 47 Särge im Zuge zum Kirchhof gebracht.

Am folgenden Tage, den 17. Oktober, veröffentlichte der Gouverneur seine bereits erwähnte Kundgebung, in der er den Tatbestand der Ereignisse darlegte und zum Schluß ankündigte: „Von nun an werden die schärfsten Maßnahmen getroffen werden. Das Militär wird bei jeder Störung der Ordnung sofort von der Waffe Gebrauch machen. Zusammenrottungen auf der Straße und den Plätzen werden strengstens untersagt, den Aufforderungen der Militär- und Zivilbehörden ist unweigerlich Folge zu leisten. Es ist genug Militär in der Stadt vorhanden und zu ihrer Verfügung stehen Maschinengewehre, welche bei Widerstand sofort in Aktion treten werden.“

Am selben Tage fand wieder eine Sitzung der Stadtverordneten statt, auf der eine die Stimmung der Majorität der Versammlung kennzeichnende Resolution angenommen wurde:

1) Seinen energischen Protest gegen die grausame Handhabung des Schutzes der Ruhe und Ordnung der Stadt auszusprechen, zu der die Administration ihre Zuflucht nahm, als sie ohne Grund nicht nur ganz unschuldige Leute erschießen ließ, sondern auch solche, die alle ihre Kräfte für die Wahrung der Sicherheit der Einwohner Revals eingesetzt hatten.
2) Von der Prokuratur eine sofortige Untersuchung nach den Schuldigen an den vielfachen Morden am 16. Oktober auf dem Neuen Markt einzuleiten.
3) Vom heutigen Tage bis zur Wiederherstellung der Ruhe die Zahlung aller budgetmäßigen Ausgaben für Unterhaltung der Polizei einzustellen.

Digitized by Google

4) Mit den einzelnen Schichten der Bevölkerung in Verhandlung zu treten zwecks Organisation eines besonderen kommunalen Sicherheitskomitees und aus den städtischen Mitteln die nötigen Summen zur Verfügung zu stellen.
5) An den Minister des Innern nachstehendes Telegramm zu richten: „Am 14. c. um 4 Uhr nachm. begannen in der Stadt Demolierungen und währten die ganze Nacht. Die Einwohner hatten keinerlei Schutz. Am 15. c. stellte die städtische Selbstverwaltung dank der Mithilfe der Arbeiter die Ordnung wieder her. Der Gouverneur versprach die Truppen von den Straßen zu entfernen. Am Abend des 16., als mit den Aeltesten der Arbeiter Unterhandlungen über den weiteren Schutz gepflogen wurden, begannen die Truppen auf die friedlich in einer Sechzehka Versammelten, welche Maßnahmen zum Schutz der Stadt beriefen, zu schießen. Tote und Verwundete sind außerordentlich viele. Indem die städtische Selbstverwaltung ihren Unwillen über die Untätigkeit am 14. und das Schießen am 16. ausdrückt, lehnt sie jede Verantwortung ab. Unter der Bevölkerung herrscht furchtbare Erregung."

Auf einer weiteren Sitzung der Stadtverordneten am 18. Oktober wurden auf Antrag des estnischen StV. Poska u. a. folgende z. T. sehr charakteristische Beschlüsse gefaßt:

1) Das Allerhöchste Manifest vom 17. Oktober in vielen Exemplaren drucken zu lassen und unentgeltlich unter die Bevölkerung zu verteilen.
2) Allen Gesellschaften, Institutionen und einzelnen Personen, deren Bemühungen und Arbeit die Grundlage zur Rechtsordnung im Reiche gelegt haben, den aufrichtigsten tiefsten Dank und Anerkennung auszusprechen. Diesen Beschluß dem Zentral-Organisationskomitee in St. Petersburg mitzuteilen.
3) Durch Erheben von den Plätzen das Andenken aller Personen zu ehren, die als Opfer im Kampfe für die Rechtsordnung im Reiche gefallen sind.
4) Durch Errichtung eines Denkmals der Freiheit am Orte der Katastrophe vom 16. Oktober, den Revaler Bürger zum Opfer gefallen sind, die Erinnerung an den 17. Okt. zu verherrlichen und zu diesem Zweck in ganz Estland eine Sammlung zu veranstalten.
5) Den Minister des Innern um unverzügliche Anordnung der strengsten gerichtlichen Untersuchung zu bitten*, zur

*) Auch der Gouverneur Lopuchin machte am 23 Oktober durch Maueranschläge bekannt, daß er, weil im Publikum und in der Presse z. T. immer

Feststellung der Schuldigen am Massenmorde unschuldiger, durch nichts ungesetzlich handelnder Revaler Bürger am 16. Oktober 1905.

6) Sich an die Bevölkerung mit der Aufforderung zu wenden, Ruhe, Ordnung und Frieden zu halten.
7) Zu bitten um sofortige Unterstellung der städtischen Polizei unter die städtische Selbstverwaltung
8) Beim Stadtamt eine unentgeltliche Auskunftstelle einzurichten für alle Personen, die unter dem verbrecherischen Vorgehen der Autoritäten (власть) auf dem Neuen Markt am 16. Oktober 1905 gelitten haben.
9) Um eine allgemeine Amnestie der politischen Gefangenen nachzusuchen. — —

Am 23. Oktober fand in dem estnischen Verein „Estonia" ein Meeting statt (eigentlich die Schlußsitzung eines bereits am 21. Okt. stattgehabten Meetings), das auf Anregung des Verbandes der Intelligenz zusammenberufen war, um die letzten Ereignisse in Reval und die Maßnahmen zur Beruhigung der Gemüter in Reval und „im ganzen Reiche" zu besprechen. Es präsidierte der Rechtsanwalt Bulat. Ein Redner stellte den Antrag auf Errichtung einer demokratischen Republik. Fünf einzelne Hände erhoben sich dafür. Von der Galerie ertönte der Ruf, „Nieder mit x" (dem Redner)! Daraufhin verwies der Rechtsanwalt Bulat den Schreiern ihr Betragen und setzte ein Mißbilligungsvotum gegen diese durch. Er wandte sich an die Menge mit der Erklärung, man habe den Antrag wohl nicht richtig verstanden, und ließ ihn ins Estnische (bisher war hauptsächlich russisch geredet worden) übersetzen. Dann stimmte die Menge der Resolution zu. — Ueber das Wesen der Sache waren viele der Meetingteilnehmer garnicht unterrichtet. So wandte sich z. B. einer an seinen Nachbar mit der Frage, was eine Republik sei, worauf er die Antwort erhielt: Das ist so, wie es in Deutschland ist! (Rev. Ztg. v. 28. Okt.)

14.—26 Oktober. Die Unruhen in Dorpat.

Eine allgemeine Studenten-„Sachodka" in der Aula beschließt mit 905 gegen 159 Stimmen den Studienstreik solange fortzusetzen, bis die neuen Verfassungsfragen geklärt seien, beanspruchte jedoch zu gleicher Zeit die Benutzung der Universitätsräume für politische Versammlungen und ersuchte den Rektor, „um unliebsamen Vorkommnissen vorzubeugen", die

noch die Schuld an den Vorgängen vom 16. Okt. der Polizei, der Administration und den Truppen zugeschrieben werde, den Minister des Innern um Untersuchung der Ursachen gebeten habe.

Kaiserbilder aus der Aula zu entfernen. Der Rektor legte alles dies dem Konseil vor. Dieses beschloß temporär die Studien einzustellen und die Bilder zu entfernen! —

Auf dieser „Sachodka" kam es auch zum vollständigen Bruch zwischen dem Chargierten-Konvent und der übrigen Studentenschaft. Die „Sachodka" vom 6. Okt. (vgl. Revolutionschronik Bd. I, S. 196) hatte beschlossen, dem Chargierten-Konvent ein Stimmrecht auf den allgemeinen Studenten-„Sachodken" nur in dem Falle einzuräumen, daß er zuvor erkläre, er werde alle Beschlüsse der Studenten-„Sachodken" anerkennen und ihnen nachkommen. Daraufhin hatte der Chargierten-Konvent am 10. Okt. an die „Sachodka" folgende Schrift gerichtet:

„Auf eine diesbezügliche Anfrage erklärt der Chargierten-Konvent, daß er als solcher sich den Beschlüssen der „Sachodka" nicht fügen wird, und verzichtet deshalb darauf, seine Stimme auf der „Sachodka" zur Geltung zu bringen, und zwar aus folgenden zwei Gründen:

1) Der Chargierten-Konvent repräsentierte in früherer Zeit die ganze Studentenschaft der Universität und bildet auch heute noch den Faktor derselben, der als Repräsentant der einheimischen Studentenschaft am meisten am Wohle der Universität interessiert ist. Als solcher will er diese historisch begründete Sonderstellung nicht aufgeben.
2) Der Chargierten-Konvent als solcher hält sich nur für kompetent, zu akademischen Fragen Stellung zu nehmen, die „Sachodka" aber hält es nicht für möglich, zwischen akademischen und politischen Fragen eine feste Grenze zu ziehen, und verlangt, daß der Chargierten-Konvent sich allen auf derselben gefaßten Beschlüssen fügt.

Im übrigen behält sich der Chargierten-Konvent vor, seine Stimme auf anderem Wege zur Geltung zu bringen, da die „Sachodka" einerseits die Abstimmung der Chargiertenkonvents-Glieder in corpore nicht akzeptiert hat und anderseits auch den einzelnen Gliedern nicht gestattet hat, persönlich zu stimmen. Seine Proposition vom 26. Sept. c., zur Klärung des gegenseitigen Verhältnisses durch Delegierte in Verhandlung zu treten, hält der Chargierten Konvent aufrecht."

Die „Sachodka" am 14. Oktober stellte daraufhin ohne Debatten die Beziehungen zum Chargierten-Konvent als abgebrochen hin.

Am 16. Oktober wehten aus den Fenstern der Aula von 4 Uhr nachmittags ab drei große rote Fahnen und über dem Portal der Universität war in mächtigen Buchstaben eine

revolutionäre Inschrift in russischer und estnischer Sprache angebracht. Auf dringendes Ersuchen des Rektors der Universität ließen sich die Veranstalter der „Sachodka“ bereit finden, die Fahnen und die Inschrift zu entfernen.

Der mit der Unterschrift des Rektors versehenen, an der Universitätsthür ausgehängten Ankündigung einer „allgemein zugänglichen Sachodka“ in der Aula der Universität folgte eine mehrtausendköpfige Menge. Es mögen etwa 4000 Menschen, meist dem Arbeiterstande angehörend, die Aula und das Treppenhaus der Universität gefüllt haben. In der Aula wurden Reden in russischer und estnischer Sprache gehalten, die den roten Fahnen und der an der Universität angebrachten Aufschrift entsprachen; dazwischen wurden revolutionäre Lieder gesungen. Von der Freitreppe der Universität aus verkündete der Redakteur des „Postimees“ J. Tõnisson in estnischer Sprache zur Treue für den Kaiser zu mahnen, wurde jedoch niedergeschrien und thätlich insultiert. Bald nach 8 Uhr zerstreute sich die Menge.

Am 17. Oktober wuchs die Erregung. Durch die Straßen zogen Haufen von einigen 100 Mann, bald mehr, bald weniger, und erzwangen die Arbeitseinstellung in allen Geschäften und Betrieben. — In der Aula und in den Auditorien der in ein Versammlungshaus umgewandelten Universität wurden von 12 Uhr mittags an „Sachodkas“ von Studenten, Arbeitern, Schülern und Schülerinnen, Männern und Frauen verschiedener Schichten der Bevölkerung unter heftigen Reden abgehalten und die Massen gingen dort bis Mitternacht aus und ein. — Der Volkshaufe setzte inzwischen völlig unbehindert auf den Straßen seine Unzüge fort und zwang ein Geschäft nach dem andern zum Schließen. So nötigten sie die Fuhrleute zur Niederlegung ihrer Arbeit, veranlaßten die Laternenanzünder zum Abdrehen der Gasflammen. Die Stadt war den ganzen Abend und die Nacht hindurch stockdunkel; nur vereinzelte Laternen brannten. Endlich wurde auch die Schließung des Post- und Telegraphen-Kontors erzwungen.

Zu einem Zusammenstoß kam es am Nachmittag bei der Pferdepost-Station. Dorthin brach bald nach 5 Uhr die Menge auf, um jede Beförderung der Post unmöglich zu machen und die landische Telephon-Zentrale außer Funktion zu setzen. Sie stieß auf Widerstand. Die Andringenden wurden zuerst ohne Anwendung von Schußwaffen zurückgedrängt; als aber die Demolierung der Fenster und andere Gewaltthätigkeit fortschritt, wurde gefeuert, sowohl aus dem Innern der Poststation als auch von dem dort postierten kleinen Militärkommando von 8 Mann. Tot auf dem Platze blieben der Kalefaktor der

Realschule, Adamsohn, und etwa 10 Personen wurden verwundet. Als die Menge den Ernst der Situation erkannte, stob sie rasch auseinander. — Das studentische Komitee erklärte, daß die Attacke auf das Stationsgebäude außerhalb seines Aktionsplanes gelegen habe, also von der Menge ohne Zustimmung der sozialistischen Leitung inszeniert worden sei. — Abends war es in der Stadt still; Patrouillen zogen durch die Straßen. —

Am 18. Oktober herrschte vom Morgen an große Erregung. Das Militär hatte den Schutz der öffentlichen Ordnung übernommen. Vor der Universität stand eine kleine Abteilung und auf den Brücken waren Soldaten postiert, um dem Zustrom zweifelhafter Elemente nach dem Innern der Stadt zu steuern. Zum Reformationsfest strömten viele Leute in die Kirchen, in der Aula tagte gleichzeitig wieder eine große „Sschodka". Die Erregung wuchs; man erzählte sich von der bevorstehenden Proklamation des Kriegszustandes und war auf einen ernsten Zusammenstoß mit dem Militär gefaßt.

Da trat ein totaler Umschwung ein; die erste Kunde vom Allerhöchsten Manifest vom 17. Oktober war kurz vor 1 Uhr mittags eingetroffen und wurde in der Aula auf der „Sschodka" und auf dem Großen Markt dem Militär bekannt gegeben. Nun brach auf dem Großen Markt ein wilder Jubel los. „Konstitution", „Freiheit". „Beseitigung der Selbstherrschaft" waren die Schlagworte, die man überall hörte, überall tauchten Redner auf; auch Schüler hielten Reden! Im Nu waren Tausende mit roten Schleifen ausgestattet, rote Fahnen und Fähnchen wurden entfaltet, die Marseillaise erschallte immer und immer wieder. Ein Teil zog zum Polizeigebäude, wo die verhafteten Studenten in Freiheit gesetzt und dann im Triumph durch die Straßen geleitet wurden. Unter dem Zeichen der roten Fahne wurde aus dem Fenster des Polizeigebäudes ein Hoch auf volle Freiheit ausgebracht.

Inzwischen formierte sich auf dem Großen Markt ein kolossaler Zug rotdekorierter und mit roten Fahnen ausgestatteter Männer und Frauen, Beamter und Arbeiter, Halbwüchslinge ꝛc. Er schloß sich der abziehenden Regimentsmusik an, die Marseillaise ertönte und immer stürmischer äußerte sich die Stimmung. Der Zug marschierte vom Markt durch die Kühnstraße in die Rigasche Straße, von dort zurück über den Markt, die Stembrücke, die Petersburger Straße und über die Holzbrücke zurück zum Markt (nachdem die Regimentskapelle sich inzwischen entfernt hatte)* und vor die Universität.

*) In der Stadt wurde das Gerücht verbreitet, daß die Regimentsmusik mit Absicht an dem Umzuge sich beteiligt habe. Das nötigte den Garnisonschef

Am Nachmittag erschien der Führer der estnischen Nationalpartei und Redakteur des „Postimees“ John Tönisson mit seinen Anhängern vor dem Rathaus, wo er eine Rede, in der er zur Mäßigung mahnte, hielt. Seine sozialdemokratischen Gegner pfiffen ihn jedoch aus und schrien ihn nieder: „Nieder mit dir, du Teufel!“ Ein andrer, sozialistischer, Redner meinte, daß es durchaus nötig sei, die Paltoren ohne Umstände aufzuhängen, den Gutsbesitzern ihr Land, den Fabrikanten ihre Fabriken abzunehmen und unter das Proletariat zu verteilen, Vorschläge, die von der Menge mit lautem Bravo und Hurra begrüßt wurden. (Korresp. der „Düna Ztg.“)

Am 19. Oktober war die Sicherheit der Stadt so gut wie ausschließlich dem sozialistischen Komitee anvertraut, das sich bei der Polizei für den Schutz der persönlichen Sicherheit und des privaten Eigentums verbürgt und dazu eine Art eigenen Ordnerkorps eingesetzt hatte. Der Platzmeister war erkrankt, Organe der Polizei waren in den Straßen kaum zu sehen; niemand wußte, auf wen noch zu bauen sei. In der Universität gingen die Arbeiter, Männer und Frauen, Studenten 2c. in dichten Haufen ein und aus; es fanden dort in der Aula und in den Hörsälen immer wieder Zusammenkünfte und Versammlungen statt.

Schon am 17. Oktober waren auch aus den Apotheken die Angestellten abgeholt und fortan mußten die Apotheker selbst vielfach mit Schwierigkeiten ihren Dienst versehen. Die Arbeitseinstellung wurde am 19. Okt. dadurch noch weiter verschärft, daß auch die Bäckereien zur Einstellung ihrer Tätigkeit genötigt wurden. — In der Mittagszeit begab sich ein Zug estnischer Vereine nicht unter der roten Fahne, sondern unter den Vereinsfahnen nach der Universität, doch wurden ihm Hindernisse entgegengestellt. Der in der vordersten Reihe marschierende Redakteur J. Tänissan, der in Reden zur Besonnenheit und zur Wiederaufnahme der Arbeit gemahnt hatte, wurde durch einen Stockhieb über dem Auge verletzt und eine etwas schwerere Verletzung durch einen Steinwurf trug der Buchdruckereibesitzer Säät davon. Diesem estnischen Zuge wurde der Zugang in die Universität verwehrt. Die Haltung der Masse wurde unruhiger und etwa zwischen 1 und 3 Uhr mittags wurden, ohne daß irgend welcher Widerstand geleistet wäre, die Reichs-Doppeladler und besonders die über ihnen angebrachten Kaiserkronen niedergerissen. Das geschah vor allem an dem Univer-

Generalmajor Tschutjakow durch öffentlichen Anschlag zu erklären „daß die Regimentsmusik vom versammelten Publikum unter dem Vorwande einer patriotischen Manifestation erbeten wurde. Das Militär der Garnison ist daher zur Entrüstung über alle stattgehabten Unordnungen“

stätsgebäude, wo man auch das an der Hauptfront angebrachte Kreuz herunterzureißen bestrebt war, im Veterinär-Institut, aus dessen Aula schon tags zuvor die Kaiserbilder herabgerissen waren, in den Schulen, an der Post und sonstigen Kronsinstituten, in den Apotheken. Ebenso wurden die Kaiser-Institute, die zu Illuminationszwecken am Rathause angebracht waren, herabgerissen und zerstückelt. Auch überall anderwärts in den Behörden und Institutionen, ausgenommen in den militärischen und im Rathause, wurden die Kaiserbilder eingezogen und meist in Fetzen gerissen. Das wilde Treiben hatte damit seinen Höhepunkt erreicht und auch in der estnischen Bevölkerung eine Reaktion hervorgerufen. Wenigstens konnte man mehrfach laute Ausdrücke des Unwillens auf der Straße hören.

Am 20. Oktober kündigte eine Bekanntmachung des Garnisonschefs, des Polizeimeisters Sabjelin und des Stadthoupts v. Grewingk an, daß der Wiederholung von Gewaltakten unverzüglich Waffengewalt angewandt werden würde.

Schon am frühen Morgen hatte das Stadthoupt das rote Fähnlein, das an Stelle der von den Sozialisten abgerissenen kaiserlichen Insignien angebracht worden war, entfernen und eine Wache aufstellen lassen, so daß nur Glieder der Stadtverwaltung Eingang in das Haus fanden. Zu 11 Uhr war eine Besprechung der Stadtverordneten anberaumt, vor deren Schluß dem Stadthaupt 2 Studenten gemeldet wurden, die durch einen Polizeigehülfen in das Lokal des Stadtamts geführt worden waren. Als das Stadthoupt die mit rot-schwarzen Schärpen dekorierten Studenten nach ihrem Begehr fragte, ward ihm die Antwort, daß der Stadtverwaltung eine Schrift vom örtlichen sozialistischen Komitee zu eröffnen sei, wobei der Sprecher ein zusammengefaltetes Papier aus der Tasche hervorholte. Das Stadthaupt ersuchte den Sprecher, ihm den Inhalt der Schrift mitzuteilen oder ihm das Papier zu übergeben. Die Studenten antworteten in anmaßendem Tone, daß die Schrift nur den Stadtverordneten verlesen werden würde. Das Stadthoupt erwiderte, daß dazu vor allem die Genehmigung der Stadtverordneten zu erbitten sei, und ersuchte die Entscheidung abzuwarten. Das Ansinnen der beiden Studenten wurde von den Stadtverordneten zurückgewiesen und der persönliche Empfang abgelehnt. — Auf diesen Bescheid antwortete der Redner unter den beiden Sozialisten, daß es von den Stadtverordneten höchst dreist sei, sie nicht zu empfangen, daß sie den Genossen davon Mitteilung machen würden und das Rathaus sogleich würde eingenommen werden. Das Stadthaupt erwiderte, daß er nach dieser Erklärung die Herren ersuche unter derselben Begleitung, die sie hineingeführt, ohne Verzug

das Rathaus zu verlassen, und traf Anordnung, das Stadthaus militärisch besetzen zu lassen. Nach einer viertel Stunde schon erschien ein Kommando, welches das Rathaus besetzte.

Am Nachmittag fand die Beerdigung des am 17. Okt. erschossenen Kalefaktors Adamsohn statt, die sich zu einer großen sozialdemokratischen Demonstration gestaltete: Ueberall die rote Farbe. Voran schritten Ordner mit roten Schärpen; der Sarg, welcher von Kameraden getragen wurde, war rot drapiert, etwa 20 rote Fahnen mit Inschriften konnte man zählen und eine Menge von 7—8000 Menschen, geschmückt mit roten Schleifen und Bändern, folgte dem Sarge. Am Grabe hielten u. a. auch zwei Professoren Reden. —

In den Zeitungen veröffentlichten — wohl auf Initiative des Redaktions Tönisson — mehrere *estnische Vereine*, der Handwerker-Verein, der Landwirtschaftliche Verein, der Mäßigkeits-Verein, Taara, Ugaunia und Wanemuine, einen *Aufruf an die Mitbürger*, in dem diese aufgefordert wurden, nunmehr unverzüglich wieder zu friedlicher Arbeit zurückzukehren. Es hieß darin: „Einen allgemeinen politischen Streik setzte man ins Werk, um im Russischen Reiche zum Falle der Selbstherrschaft beizutragen. Die Selbstherrschaft ist nicht mehr. Am 17. Oktober erschien ein Manifest, das für Rußland eine *neue Staatsordnung* schuf. An Stelle der Selbstherrschaft trat die Konstitution oder eine Staatsgrundordnung auf breiterer Basis. Jetzt wird das Geschick von Land und Volk nicht mehr durch Laune und Willen eines einzelnen Menschen bestimmt. Jetzt müssen im Russischen Reich allein *Gesetz* und *Recht* gelten." Und weiter, nach einer Darlegung der durch das Manifest gewährten Freiheiten: „Das Ziel des politischen Streiks ist erreicht. Der politische Streik hat seinen Boden verloren."

In der Aula fand nachmittags auch wieder ein Meeting statt. Hier erschien einer von den „Genossen", die der Aufgabe nachgingen, unter dem Militär zu agitieren, mit der Nachricht, daß die Soldaten bereit seien, sich der Bewegung anzuschließen. Sofort wurde die Versammlung geschlossen und man begab sich zum Stabe des Kiasnojarskischen Regiments in die Ritterstraße. Hier standen auf der Straße zwei Kompagnien Soldaten, die zum Schutz der Stadt aus den Kasernen heranmarschiert waren. Der Zug mit der roten Fahne hielt vor der Front; es wurde eine Rede an die Soldaten gerichtet und schließlich die Frage: „Wem werdet Ihr also treu sein, unsrer roten Fahne oder dem Zaren?" „Dem Zaren", war die Antwort des Soldaten, dessen Worte von allen seinen Kameraden mit einem kräftigen Hurra! besiegelt wurden.

„Fort mit dem Redner!“ hieß es dann und der Zug mußte weiter und löste sich schließlich unverrichteter Dinge auf. —

Am 21. Oktober, nachdem eine Bekanntmachung erlassen war, daß auf Anordnung des finländischen Gouvernements die Wiederherstellung der Ordnung in der Stadt der Militärmacht übertragen sei und jegliche Gewalttat und Demonstration mit Entschiedenheit werde unterdrückt werden, — wurde die Arbeit, obgleich vormittags noch große Menschenmengen auf den Straßen auf und ab wogten, allenthalben wieder aufgenommen. — Vor der Universität wehte jedoch noch eine große schwarze Fahne.

Abends fand in der Aula wieder eine „Sschodka“ statt, die stark von Studenten besucht war, sie beschäftigte sich auch schließlich mit dem Protest der estnischen Vereine gegen die Verhinderung ihres Umzuges in der Stadt und mit deren Nichtzulassung zum Universitätsgebäude. Bald drehte sich die ganze Verhandlung ausschließlich um die Persönlichkeit des Redakteurs Tönisson, der auch selbst in längerer Rede seinen Standpunkt den russischen Studenten gegenüber klarzumachen suchte. Die Verhandlungen dauerten von 4 Uhr nachmittags bis ½1 Uhr nachts, führten jedoch zu keinem Resultat, ebensowenig wie eine nochmalige „Sschodka“ am folgenden Tage, an der auch viele hundert Arbeiter teilnahmen.

Hier spielten die Sozialdemokraten die Hauptrolle, der Redakteur des estnischen sozialistischen Blattes „Uudised“, P. Speel, erklärte: „Ein gewaltiger Gegner ist besiegt, die kaiserliche Selbstherrschaft ist dank dem vereinten Andrang der Studenten und Arbeiter gesunken“ (Wie er auch in seinem Blatte offen aussprach „Von einem vollständigen Siege kann noch nicht die Rede sein. Das Proletariat muß weiter schreiten, und zwar so lange, als bis die absolute Volksherrschaft auf allerdemokratischster Grundlage eingeführt wird.“) — Auf diesem Meeting wurde auch proponiert, in Zukunft die Kirchen zu solchen Versammlungen zu benutzen. Die Gläubigen könnten sie immerhin weiter zum Beten benutzen, wenn die Arbeiter gerade kein Meeting abhalten. Auf Vorschlag eines estnischen und einiger jüdischer Studenten beschloß die Versammlung, daß die Kirchentüren, falls sie nicht gutwillig geöffnet werden, gewaltsam erbrochen werden sollen. („Postimees“.)

Der Fußboden in der Aula hatte durch die großen Menschenansammlungen Risse bekommen. Der Rektor der Universität, Prof. Possek, machte die Studenten wenigstens darauf aufmerksam, daß solche Ansammlungen für die Aula gefährlich seien. Aber auch an den folgenden Tagen fanden fast täglich solche „Sschodkas“ statt, wenn auch weniger zahlreich besucht,

da viele Studenten wegen des bald erwarteten Eisenbahnstreiks nach Hause eilten. — Am 26. Oktober verhandelte eine „Sschodka“ über den militärischen Schutz der Stadt, den sie, ihrem „proletarischen Standpunkt gemäß“, für ein „Attribut des Absolutismus“ erklärte. Es wurde beschlossen, seine Abschaffung zu verlangen. Der Beschluß sollte dem Stadtamt mitgeteilt und auch das Professorenkollegium „aufgefordert“ werden, entsprechende Schritte zu tun. Die Organisierung eines studentischen Selbstschutzes wurde dem „revolutionären Komitee“ aufgetragen, das auch die Mittel zur Bewaffnung der Studierenden zu beschaffen hat. Die Frage, wann das Studium wieder aufzunehmen sei, wird dahin entschieden, daß die Studentenschaft beschlossen habe, bis zur Einführung einer „konstituierenden Versammlung“ zu streiken. (Vgl. „Nordkul. Ztg.“ 24. Okt. u. ff.)

14. Oktober. Grünhof (Kurl.). Das Windebse-Gesinde wird abends von einigen Leuten überfallen und heftig durch alle Fenster beschossen mit Schrot- und Revolverschüssen.

15. Okt. Livland. Als der Nachmittagszug Pernau-Walk auf der Station Moisekül mit den aus Fellin und Walk kommenden Zügen zusammentrifft, treten Lokomotivführer und Kondukteure in den Ausstand. — Am 16. Oktober wird der Verkehr auf beiden Zufuhrbahnen eingestellt.

14. u. 17. Okt. Kurland. Brandstiftungen: 2 Scheunen in Dserwen, 1 Riege in Zieran, 1 Scheune in Dubenalken; am 17. Okt. der Strohvorrat im Gr. Kirpen-Gesinde, bei Autzhof, weil der Wirt Stroh an die Dragoner in Hofzumberge verkauft hatte.

15. Okt. Zieran (Kurl.). Der Gutsstellmacher Grünfeld wird erschossen.

15. Okt. Windau. Die Arbeiten auf dem Elevator werden eingestellt. Ein Meeting der Eisenbahnarbeiter findet statt.

16. Okt. Kurland. Der Verkehr auf der Libau-Hasenpother Bahn wird eingestellt.

17. —22. Oktober. Die Unruhen in Libau.

Am Abend des 17. Oktober verbreitete sich die Nachricht von der Veröffentlichung des Kaiserlichen Manifestes. Zuerst erhielt der Russische Klub amtlichste Bestätigung, die dann sogleich auch der gerade tagenden Versammlung der jüdischen Reichsdumawähler mitgeteilt wurde. Ueberall beglückwünschten sich die Leute und während der ganzen Nacht dauerte die freudige Erregung auf den Straßen an.

Anders war das Verhalten der Arbeiterschaft. In den Morgenstunden des 18. Oktober war es auf der Bahnhof-

straße zu einem Zusammenstoß zwischen Kosaken und Infanteriepatrouillen und einem Arbeiterhaufen gekommen, der auf die Nachricht von dem Erscheinen des Manifestes hin mit eisernen Stangen bewaffnet zur Befreiung der Verhafteten vor das Gefängnis ziehen wollte. Es hatte eine Anzahl blutiger Köpfe gegeben und auch mehrere Verwundungen durch Schußwaffen; 11 Demonstranten wurden verhaftet. Das vereinigte sozialdemokratische Komitee beantwortete dieses Eingreifen dadurch, daß es in Libau den politischen Generalstreik proklamierte, der gleichzeitig die Unzufriedenheit der sozialdemokratischen Arbeiter mit den Reformen des Manifests vom 17. Oktober zum Ausdruck bringen sollte. Um 8 Uhr ruhte auf sämtlichen Fabriken, Druckereien und im Hafen die Arbeit. Der Straßenbahnverkehr wurde eingestellt.

Die Behörden ergriffen sofort weitgehende Maßnahmen, um Ausschreitungen vorzubeugen. Durch Kanonenschüsse wurde die Garnison alarmiert, die Stadtbrücke sofort mit mehreren Kompagnien und einem Maschinengewehr besetzt und starke Infanterie- und Kavallerie-Patrouillen zeigten sich in den Straßen. Zu ernsteren Zusammenstößen mit den Truppen kam es aber nicht mehr. Zwar wurde noch im Laufe des Vormittags durch einige Schüsse die aus einer großen Menschenansammlung in der Alexanderstraße abgefeuert wurden, ein Kosak verwundet, aber die Menge lief sofort auseinander, als eine stärkere Kosakenpatrouille erschien. Auf der Großen Straße sprengte noch um die Mittagszeit eine Dragonerpatrouille eine mit Gesang durch die Straßen ziehende Schar Schulknaben und Schülerinnen auseinander, später wurden jedoch Ansammlungen auf den Straßen und Umzüge von der Polizei und den Truppen nicht mehr behindert und nun folgte bis in die späte Nacht an den Straßenecken und auf den Plätzen Meeting auf Meeting, in denen Redner die Menge zu Ovationen für die Freiheit, die konstitutionelle Monarchie, die demokratische Republik usw. aufforderten. Die Haltung der durch die Straßen ziehenden Massen war eine ruhige: weder sah man unter ihnen Betrunkene, noch kam es zu irgendwelchen Ausschreitungen.

Am folgenden Tage, den 19. Oktober, um 11 Uhr hatte das vereinigte sozialdemokratische Komitee die streikenden Arbeiter zu einem Meeting in den Eisenbahnwerkstätten zusammenberufen. Etwa 15,000 Personen, darunter auch viele Angehörige des Mittelstandes und Schüler, sogar vereinzelt auch Soldaten ohne Waffe, hatten sich eingefunden, so daß die Versammlung in 4 Abteilungen abgehalten werden mußte. In den Reden, die in russischer und lettischer Sprache und im jüdischen Jargon gehalten wurden, wurde jede Annäherung an

die bürgerlichen Parteien scharf zurückgewiesen. In der vom Meeting angenommenen Resolution wurde erklärt, daß die sozialdemokratische Arbeiterschaft sich nicht mit den Reformen des Manifestes vom 17. Oktober begnüge, sondern als Endziel des Kampfes die Errichtung der sozialdemokratischen Republik betrachte. Ferner wurde beschlossen, den politischen Streik fortzusetzen, bis die Forderungen des sozialdemokratischen Komitees, die durch eine Deputation dem Festungskommandanten übermittelt wurden und in der Freilassung sämtlicher politischer Gefangenen und Aufhebung des Kriegszustandes gipfelten, erfüllt worden wären. Aehnliche Forderungen wurden dem Stadtamt von einer Deputation des sozialdemokratischen Komitees vorgelegt und ebenfalls Aufhebung des Kriegszustandes und sofortige Bewilligung des allgemeinen Wahlrechts für die Stadtverordnetenwahlen verlangt.

Da die Bewilligung dieser Forderungen nicht möglich war, wurde auf dem am 20. Oktober früh stattfindenden Meeting die Fortsetzung des Generalstreiks beschlossen. Da sich die Behörden in diesen Tagen passiv verhielten und sogar die Truppen von den Straßen einzogen, wuchs der Uebermut der revolutionären Elemente, die terroristischen Exzesse, durch welche der vollständige Stillstand des ganzen geschäftlichen Lebens erzielt werden sollte, mehrten sich, Haufen junger Burschen durchzogen die Straßen und zwangen sämtliche Geschäfte, mit Ausnahme der Apotheken und der kleinen Viktualienhandlungen, zu schließen, sonst wurden die Schaufenster eingeschlagen. Die Droschken wurden von ihren Standplätzen verjagt und die Fahrgäste aus den Droschken geworfen, aus den Kontoren das Geschäftspersonal vertrieben, sie drangen auch in die Privatwohnungen ein, um die Dienstboten zum Verlassen ihrer Herrschaft zu zwingen. Auch in den Restaurants waren die Gäste nicht sicher und selbst einige Mitglieder der Mussen-Gesellschaft wurden zum Verlassen des Klublokals gezwungen. Am Abend des 20. Oktober war die Situation so ernst, daß den freundländischen Konsuln militärischer Schutz zur Verfügung gestellt wurde. —

Am 21. Oktober griffen die Behörden endlich wieder ein; der Kommandant gab durch Maueranschlag bekannt, daß mit den energischsten Maßnahmen die Ruhe und Ordnung wiederhergestellt und alle terroristischen Exzesse mit Waffen gewalt niedergeschlagen werden würden. Die Straßen durchzogen wieder starke Polizei- und Militärpatrouillen, mit deren Erscheinen auch sofort ein Umschwung in der Stimmung bemerkbar wurde. Wenn auch der Verkehr und Handel noch nicht aufgenommen wurde, so verschwanden doch wenigstens

bald die Schoren terrorisierender Burschen von den Straßen. — Am Abend trat die Stadtverordnetenversammlung zu einer Sitzung zusammen, um über die Lage der Stadt zu beraten. Es wurde beschlossen, um Aufhebung des Kriegszustandes zu petitionieren und diesen Beschluß in einem Aufruf an die Bevölkerung der Stadt öffentlich bekannt zu machen.

Am 22. Oktober ließ die Spannung in der Situation merklich nach. Auf einem Arbeiter-Meeting wurde die Einstellung des Streiks beschlossen und im Laufe des Nachmittags begann das Leben in der Stadt wieder normale Formen anzunehmen. — Am 23 Oktober früh nahm die Straßenbahn den Verkehr wieder auf und am 24. erschienen die Arbeiter auf allen Fabriken wieder zur Arbeit; auch auf den Eisenbahnlinien verkehrten die Züge wieder regelmäßig.

Während dieser Tage machte sich in der Stadt eine Agitation zu einer Judenhetze bemerkbar. Die Haltung der Behörden machte jedoch Befürchtungen dieser Art gegenstandslos. Am 23. Oktober veröffentlichten die Juden durch Maueranschläge einen Aufruf, in dem es hieß: „Uebelgesinnte Persönlichkeiten verbreiten in der Stadt Proklamationen und Aufrufe, in denen gegen die Juden schwere, vollkommen unbegründete Beschuldigungen erhoben werden. Sie erklären, daß die Juden mit der vom Zaren verliehenen Konstitution unzufrieden sind und nach einer republikanischen Verfassung streben, um die Macht in ihre Hände zu bekommen. — Bürger! dies ist Verleumdung und Lüge! Eure jüdischen Mitbürger protestieren mit tiefem Unwillen gegen diese Insinuationen. Sie erklären, daß sie zusammen mit ihren Mitbürgern ehrlich für die Rechte aller, für einen Rechtsstaat und eine konstitutionelle Monarchie gekämpft haben. Wir haben sie erhalten und sie ist allen Bürgern in gleichem Maße gegeben worden .. Fort mit den Verleumdern! Es lebe die Brüderlichkeit! Es lebe die friedliche Kulturarbeit und die Einigkeit unter allen Mitbürgern, die einzigen Grundlagen des Fortschritts! Es lebe die konstitutionelle Monarchie!" (Lib. Ztg.)

Am 22. Oktober wird die Arbeit in der Fabriken wieder aufgenommen. — Nur die Schulen bleiben vorläufig geschlossen, einige auf längere Zeit, so das Nikolaigymnasium, wo starke Exzesse vorgefallen waren. Charakteristisch für die Haltung eines Teils der Schüler ist folgende, in 400 Exemplaren am 5. November verbreitete Proklamation:

„Proletarier aller Länder! Vereinigt Euch Kameraden! Ein neuer Gewalttätigkeitsakt! Das Gymnasium ist auf unbestimmte Zeit geschlossen! Noch ist es uns nicht gelungen die Früchte unseres harten Kampfes um die Gesundung der

Mittelschule zu genießen, da man uns schon der im Kampfe gewonnenen Eroberungen verlustig machen will. Der Kurator schließt die Schule. Wafür? Dafür, daß wir uns den Polizeimaßregeln der Administration nicht unterwerfen wollen, dafür, daß wir nicht Lehrer in Polizeiuniform haben wollen, dafür, daß wir Menschen sein wollen, die sich erlauben eigenes Urteil zu haben, dafür, daß wir nicht einen Direktor ausstehen können, welcher gegen uns die brutale Kraft der Bajonette und Nagaiken gebraucht, eines Direktors, der das Gymnasium in eine Kaserne und in ein Polizeigewahrsam verwandelt hat! Also darum schließt der Kurator Ulsanaw unsere Schule!!! Wir rufen alle unsere Kameraden zum Protest auf! Der gemeinen Willkür der Beschützer der Dunkelheit wollen wir unseren gemeinsamen hellen und bewußten Willen entgegenstellen!!! Fort mit den Unterdrückern der freien Schule!! Es lebe die freie Schule!! — Das Gymnasiasten-Zentrum der Schüler Organisation beim vereinigten Komitee der Libauschen sozial-demokratischen Organisation."

18.—20. Oktober. Die Unruhen in Windau

Infolge der Streikbewegung und der umgehenden Gerüchte über die Vorgänge in den Nachbarstädten war die Stimmung in der Stadt die einer dumpfen Erwartung. Da verbreitete sich am 18. Oktober abends die Nachricht von dem Kaiserlichen Manifest mit Windeseile durch die Stadt. Sofort belebten sich die menschenleeren Straßen.

Am folgenden Tage, den 19. Oktober, wird das Manifest den Arbeitern auf der Bahn und dem Elevator verlesen und nun fluten Arbeitermassen über die Straßen, die unsinnigsten Meldungen über die „Freiheit" verbreitend. Eine Schar zieht zum Kreischef und verlangt die Verlesung des Manifestes, da diesem Verlangen nicht nachgekommen werden kann, steigt die Erregung. Am Abend erteilen Mitglieder des sozialdemokratischen Komitees die Parole, daß der 20. ein Nationalfeiertag sei und ordnen den Ladenschluß an.

Am 20. Oktober sind alle Läden geschlossen, selbst die beiden Mittelschulen schließen ihre Pforten. Eine erregte Menschenmenge, unter die sich Schülerinnen des Mädchengymnasiums und vereinzelte Realschüler mischen, sammelt sich vor dem Gebauerschen Hause an der Schloßstraße, Proklamationen werden verteilt, um die sich besonders die Schüler reißen, ein Mann hält von einer Fuhrmannsdroschke aus eine Rede, lautes Hurra ertönt und plötzlich wird eine rote Fahne mit der Aufschrift „Es lebe die Freiheit" entfaltet und die Menge setzt sich in Bewegung. Gymnasiastinnen bringen unter Begleitung von

Digitized by Google

Hooligans und Rowdies in die Stadtschule ein und verlangen Schluß des Unterrichts, was auch erfolgt. Dann zog sich die Menge zum Schloß, der Kreischef, der die rote Fahne niederzureißen sucht, wird beiseite geschleudert, die Menge dringt in den Schloßhof ein, befestigt die Fahne an einem erhöhten Punkt, stimmt revolutionäre Lieder an und fordert die Freilassung der politischen Arrestanten. Stundenlang wird der Schloßhof belagert, revolutionäre Lieder, die Marseillaise, die von der Schuljugend eifrig gesungen werden, wechseln mit Musik und Reden, Telegramme um Befreiung der politischen Gefangenen werden an den Generalgouverneur abgesandt. Nach eingetroffener Genehmigung werden 11 „Politische" freigelassen. Mit Jubel begrüßt, werden sie auf den Schultern der Menge fortgetragen. Unter Pfeifen und Johlen der Straßenjugend marschiert noch mehrere Mal eine Schar Schülerinnen des Gymnasiums unter Gesang von Liedern durch die Straßen. Erst allmählich tritt Ruhe ein. Am Nachmittag trifft auf der Eisenbahnstation ein Telegramm vom Bureau des Streikkomitees in Moskau ein, das die Wiederaufnahme der Arbeiten anordnet. (Nach der Wind Ztg.)

18.—21. Oktober. **Die Unruhen in Mitau.**

Am Abend des 18. Oktobers, als Extrablätter die Nachricht über das Kaiserliche Manifest verbreiten, kommt es zu Massenansammlungen, die infolge ihres tumultuarischen Charakters vom Militär zerstreut werden.

Am 19. Oktober wurden die Zöglinge der öffentlichen Lehranstalten nach den ersten Schulstunden, ohne daß von der lernenden Jugend eine solche Forderung gestellt war, von den Schulvorständen entlassen und zogen in großen Haufen singend durch die Straßen, vor den Schulgebäuden und einzelnen Fabriken demonstrierend. Zu ernsteren Ausschreitungen kam es dabei nicht und Polizei und Militär ließen sie gewähren. Im Laufe des Nachmittags drangen junge Burschen in viele Magazine und erzwangen ihren Schluß. Am Abend versuchte eine vielhundertköpfige Menge in den Saal des Gewerbevereins einzudringen, wo eben eine Theatervorstellung stattfinden sollte, um dort ein Meeting abzuhalten, wurde aber von der Polizei daran verhindert. Es kam zu einigen Verhaftungen. Darauf zog die Menge zum Bahnhof, wo sie durch Kosaken zerstreut wurde. Infolge dieser Ausschreitungen erließ der temporäre Generalgouverneur am 20. Oktober eine Publikation, in der er die Abhaltung von Meetings gestattete, zugleich aber darauf hinwies, daß es eines freien Bürgers unwürdig sei, gewalten in Lehranstalten, Magazine und Theater zu dringen.

Der bestehende Kriegszustand verpflichte ihn, zur Aufrechterhaltung der Freiheit und Sicherheit jeden Gewalttäter binnen 24 Stunden per Etappe aus Kurland auszuweisen. Abends fand dann mit Genehmigung des Generalgouverneurs das erste Meeting statt im lettischen Verein, ohne daß die Polizei dabei vertreten war. Hier wurde unter anderem beschlossen, um Entlassung der wegen politischer Vergehen Verhafteten nachzusuchen, sowie während der nächsten Tage die Arbeit überall einzustellen. Infolgedessen feierten am 21. Oktober wieder die meisten Fabriken. Die Schließung der Geschäfte, die auch erzwungen werden sollte, wurde polizeilich verhindert.

15.—26. Oktober. Die Unruhen in Riga.

Am 15. Oktober um 6 Uhr morgens rotteten sich Streikmacher, hauptsächlich Juden, Studenten und Schüler zusammen und forderten in den Depots der Straßenbahn die Einstellung des Verkehrs. Am Vormittag wurde dieser denn auch wirklich vorläufig eingestellt. Am Morgen legten zuerst die Arbeiter der Fabrik „Aetna" die Arbeit nieder, dann die vom „Phönix" und einigen anderen Fabriken. Hierauf versuchten die Streikenden beim „Phönix" eine Versammlung abzuhalten, wurden indessen von Kosakenpatrouillen zum Auseinandergehen veranlaßt. Kaum waren die Kosaken verschwunden, als die Arbeiter sich wieder zusammenfanden und unter Führung von Juden und Studenten im Hof des „Phönix" ein Meeting arrangierten, auf dem revolutionäre Reden gehalten wurden. Beim erneuten Erscheinen von Kosaken löste sich die Versammlung auf, worauf einige hundert Personen im Kronsbranntweindepot, ungeachtet des militärischen Schutzes, die Einstellung der Arbeit erzwangen. Dann wurde in der Petrauer Str. eine Monopolbude ausgeraubt. Ein anderer Trupp begab sich zur Russisch-Baltischen Waggonfabrik, wo sich ihm Militär in den Weg stellte. Die Arbeiter dieser Fabrik setzten ihre Tätigkeit bis zur üblichen Mittagsstunde ruhig fort, um sich alsdann nach Hause zu begeben. — Schließlich war die Arbeit auf allen Fabriken eingestellt.

Das Ritterhaus und das Stadthaus erhielten militärischen Schutz. Der Telegraphenverkehr nach dem In- und Ausland wurde eingestellt, im Laufe des Tages wurde nur die Petersburger Linie wieder in Funktion gesetzt.

Im Laufe des weiteren Vormittags zogen Streikmacher und Arbeiter in kleinen Partien durch die innere Stadt und durch die Vororte jenseits der Düna und erzwangen die Schließung verschiedener Magazine. Größere Volksansammlungen,

die jedoch immer wieder zerstreut wurden, fanden beim Bazar Berg und bei der neuen Gertrudkirche statt. Ferner veranlaßten Studenten, hetzwüchsige Jungen und Hooligans die Einstellung der Arbeiten im Kontrollhof, sowie die Schließung verschiedener Schulen, — so der städtischen Handelsschule, der Stadttöchterschule, dem Nikolai- und Alexandergymnasium und verschiedener Privatlehranstalten. Auch in der Stadtrealschule wurden die Schüler schließlich nach Hause entlassen. Ihr Verhalten kennzeichnet eine Zuschrift an die „Düna Ztg" aus Schülerkreisen, in der es hieß: „Es scheint auf den ersten Blick, daß wir Realschüler Sonnabend die letzten Stunden mit großer Freude versäumt haben. Dem ist aber nicht so. Wir haben unsere Schule damals nicht gern verlassen. Wir, d. h. die Mehrzahl, wollten in keinem Falle mit den streikenden Schülern, sowie den zweifelhaften Personen, die sie begleiteten, mithalten. Wir waren alle fest entschlossen auf unseren Plätzen zu bleiben und im äußersten Falle die Eindringlinge mit Gewalt aus dem Leibe zu halten. Erst als uns befohlen wurde, nach Hause zu gehen, fügten wir uns und gingen ruhig nach Hause. — Diese Zeilen mögen als Beweis dafür gelten, daß es unter uns Schülern solche gibt, die tatkräftig gegen böse Einflüsse von anarchistisch revolutionären Elementen, die die Schulordnung stören wollen, handeln können, und die bewußt sind, ihre Aufgabe, wie es ihre Väter von ihnen erwartet haben, zu erfüllen."

Ein Schülerstreik wurde auch in Hagensberg in Szene gesetzt, begonnen von der Elementarschule des Jonathan-Vereins. Ein Augenzeuge berichtet darüber: Eine Schar von Kindern im Alter von 10 bis 12 Jahren stürzte plötzlich aus der Pforte des Schulgebäudes hervor, während aus dem nahen Walde ein wüstes Geschrei und vereinzelte Schüsse zu vernehmen waren. Die kleinen Streikenden derteten auf der Straße, gerade vor dem Schulgebäude, worauf es unter großem Lärm zum lettischen Pastorat ging, in welchem sich die zugehörige Gemeindeschule befindet. Die kleinen Unruhestifter drangen in den Vorgarten und erhoben ein furchtbares Gekreisch: „ahrā, uſ mahjam" (heraus, nach Hause!) Als dann der Lehrer Reinfeld heraus trat und die johlende Kinderschar mit energischen Zurufen aus dem Vorgarten verdrängte, eröffnete diese auf der Straße ein wildes Schimpfen auf den Lehrer: „Tu wezais drankis" usw., „gan su aſseeſi ar wiſu sawu skolu!" („Du altes Aas usw., Du wirst schon verschwinden mit all Deiner Schule!") Nachdem der Kinderhaufe dann noch bei einigen Privatschulen den Versuch gemacht hatte, die Schließung zu veranlassen, zerstreute er sich nach und nach. —

Um dieſelbe Zeit hatten die Arbeiter ſämtlicher Fabriken jenſeits der Düna ihre Arbeit bereits niedergelegt. Wo etwa die Arbeiter ſich weigerten zu ſtreiken, wie z. B. in der Fabrik von Sonnecken, wurden die Fenſter eingeworfen. Auf der Eckertſchen Bandfabrik wurde eine rote Fahne aufgepflanzt, jedoch bald wieder entfernt. Eine Verſammlung der Arbeiter wurde von Koſaken zerſtreut. Um 1 Uhr mittags rotteten ſich etwa 500 Perſonen an der Ecke der großen Lager- und Waldſtraße zuſammen, um beim Erſcheinen von Militär nach allen Richtungen auseinanderzugehen. Ein Haufe beraubte darauf die Kaſſe des Hagensberger Dampfbootſteges. Der Dampferverkehr über die Düna wurde eingeſtellt.

Um 3 Uhr nachmittags fanden ſich die ſtreikenden Eiſenbahner mit Erlaubnis des Gouverneurs in einer Eiſenbahnwerkſtätte zuſammen, um die Lage zu beraten. Da indeſſen zu dieſer Verſammlung auch verſchiedene fremde Elemente erſchienen, wurde ſie aufgelöſt. Ebenſo auch eine zweite Verſammlung, wobei ganze Scharen jüdiſcher Jugend beiderlei Geſchlechts Proklamationen verteilten und das Militär mit Steinen bewarfen. Hier wurde der bei der Werkſtattspforte ſtehende Arbeiterdeputierte Zwetkow, wahrſcheinlich von jüdiſchen Halbwüchslingen, hinterrücks überfallen und mit Meſſern ſchwer verwundet.

Weitere Zuſammenrottungen fanden in der gr. Newa-, Spreuk- und Kurmanowſtraße ſtatt. Ueberall ſchritt Militär ein. — Nachmittags wird der Oberſtleutnant Oskar von Löwis of Menar, als er durch die Suwarowſtraße fuhr, von Unruheſtiftern genötigt auszuſteigen und ſodann durch mehrere Revolverſchüſſe ermordet. — Um 10 Uhr abends wurde auch ein Schutzmann in der Bauskeſchen Straße überfallen und durch Meſſerſtiche lebensgefährlich verwundet.

Am 16. Oktober fanden faſt den ganzen Tag über an verſchiedenen Stellen Anſammlungen ſtatt. Gegen 10 Uhr morgens verſammelten ſich vor der Mironowſchen Kommerzſchule ein Haufe Schüler, Schülerinnen und Arbeiter; ſie wurden jedoch auseinandergetrieben, wobei 40 Schüler und Schülerinnen und 12 Erwachſene verhaftet wurden. Beim Verhör ſagten ſie aus, die Schulverwaltung habe ihnen erlaubt dort ein „Meeting" abzuhalten. Der Inſpektor der Kommerzſchule Wladimirow beſtätigte das; jedoch ſeien die Schüler durch einen heranbrängenden Volkshaufen abgedrängt worden.

Um 2 Uhr mittags fand in der Suworowſtraße eine Volksanſammlung ſtatt, auf der revolutionäre Reden gehalten wurden. Hier ſchritten Dragoner ein, die genötigt waren Warnungsſalven abzugeben. — Etwa um dieſelbe Zeit mißt

handelte eine Bande von ca. 20 jungen Burschen auf dem Alexanderboulevard einen Fuhrmann, ein Herr, der sich seiner annahm, wurde durch Revolverschüsse verwundet. Von Dragonern verscheucht, schossen die Fliehenden, bei welcher Gelegenheit der beim Hôtel Imperial postierte Schutzmann durch einen Revolverschuß verwundet wurde. Unterdessen wurde auf die Dragoner auch aus dem Wöhrmannschen Park, wo in der Mineralwasseranstalt ein Volksmeeting stattfand, ebenfalls geschossen; 2 Dragoner und 3 Pferde wurden verwundet. Als der Park dann umstellt und abgesucht wurde, kam es zu weiterem Schießen, wobei 1 Schutzmann und 2 Kosakenpferde verwundet wurden. Durch die Schüsse der Soldaten wurden 2 Leute verwundet.

Gegen 5 Uhr nachmittags fanden wieder an mehreren Stellen Volksansammlungen statt: auf der Romanow-, Marien-, Sprenk-, Friedens- und Suworowstraße. Auf der letzteren wurden ein Revieraufseher und ein Polizeischreiber durch Schüsse ermordet; der Volkshause, aus dem heraus die Schüsse gefallen waren, wurde von Kosaken und Dragonern zerstreut. Aus einem Hause in der Romanowstraße wurde auf das Militär geschossen, welches das Feuer erwiderte. Aus einer Volksmasse, die auf der Jakobstraße versammelt war, wurde auf einen Revieraufseher 8 Mal geschossen, der jedoch unverletzt blieb.

Um 8 Uhr abends erschienen junge Leute im Foyer des deutschen Stadttheaters, vertrieben die Logenschließer und erklärten, es solle hier keine Vorstellung, sondern ein Meeting stattfinden; einer stieg auf einen Stuhl und begann eine Rede zu halten. Inzwischen sammelte sich vor dem Theater ein Haufen Volks an. Herbeieilende Dragoner vertrieben jedoch die Menge. — Am selben Abend drang ein Volkshaufe ins lettische Theater an der Romanowstraße, drohte zu schießen, ließ das Publikum nicht fort und begann revolutionäre Reden zu halten, sowie Geld für Verhaftete zu sammeln; als endlich ein Militärkommando erschien, war der Volkshaufe bereits abgezogen. Das Theater wurde geschlossen. Auch jenseits der Düna fanden einige Straßenansammlungen statt, doch wurde es gegen 9 Uhr hier wie in der Stadt still.

Am 17. Oktober fanden ganz wie an den vorhergehenden Tagen zahlreiche Volksauflaufe statt, bei denen revolutionäre Reden gehalten und massenhaft Proklamationen verteilt wurden. An einem Pfosten der elektrischen Bahn wehte eine rote Fahne. Auseinandergetrieben sammelte sich das Volk immer wieder von neuem an. Um 10 Uhr vormittags fanden sich die Arbeiter der Pohlschen Fabrik vor der Fabrik zusammen, um mit der Administration zu verhandeln, worauf diese jedoch

nicht eingingen, da unter den Arbeitern zahlreiche fremde Elemente zu bemerken waren. Polizei veranlaßte die Arbeiter zum Auseinandergehen. Ein Teil der letzteren zog hierauf zum „Prawodnik“ um auch dort den Betrieb zum Stillstand zu bringen. Aber auch hier wurden sie auseinandergetrieben.

Unterdessen hatten in verschiedenen Teilen der Stadt die „Hooligans“ ihre Tätigkeit eröffnet, indem sie Passagierfuhrleute, die schließlich fast ganz von den Straßen verschwanden, und die mit Lebensmitteln zur Stadt kommenden Bauern terrorisierten, Fensterscheiben einschlugen, die Buden im Innern der Stadt zum Schließen zu zwingen suchten, in der Alexanderstraße eine Monopolbude plünderten und anderen Unfug verübten. —

Um 3 Uhr versammelten sich auf der Suworowstraße gegen 3000 Personen und begannen zur Stadt zu ziehen, wurden jedoch bei der Parkstraße von Militär am Weitergehen verhindert, in die gr. Newostraße gedrängt und dort von Kavallerie zerstreut. — Um 5 Uhr nachmittags zog ein großer Volkshaufe revolutionäre Lieder singend, durch die Marieastraße und dann zur Paulskirche, wo auf dem Platze Reden in lettischer, russischer und jüdischer Sprache gehalten wurden, während die Kirchenglocke läutete. Dann zog die Menge singend bis zur Matthäistraße, wo sie sich zerstreute. — In der Sprenkstraße wurden beim Durchzug eines Hausens Haustüren und Pforten aufgebrochen, die auf Anordnung der Polizei geschlossen gehalten wurden. An der Ecke der Gertrudstraße forderten die Arbeiter gewaltsam die Oeffnung einer Restauration, es wurde Widerstand geleistet, wobei Schüsse gewechselt wurden. Endlich erschien eine Patrouille und begann in die Luft zu schießen, worauf der Haufe sich zerstreute. Bei dieser Gelegenheit wurde ein kleines Mädchen, das aus einem Fenster hinaussah, durch eine verflogene Kugel getötet.

Um 7 Uhr abends, beim Schluß eines von streikenden Eisenbahnern und zahlreichen fremden Elementen besuchten Meetings in einer Eisenbahnwerkstätte an der Marienstraße zertrümmerte jüdische Jugend die Fensterscheiben des Versammlungslokals und warf Proklamationen in die Menge. — Auch jenseits der Düna gab es zahlreiche Volksansläufe.

Die Kavalleriepatrouillen kamen meist unbehelligt durch die angesammelte Menge reiten. An der Alexanderstraße zielte abends ein Mann mit seinem Revolver auf vorüberziehende Kosaken, ein Kosak kam ihm jedoch schnell zuvor und schoß ihn nieder.

Am 18. Oktober, von 9 Uhr morgens an, begannen streikende Arbeiter verschiedener Fabriken, sowie zahlreiche

Privatpersonen, hauptsächlich Juden und Jüdinnen, sich beim „Phönix" zu versammeln. Im ganzen kamen gegen 10,000, nach anderen Angaben 15—20,000 Personen zusammen, in deren Mitte politische Reden gehalten, Proklamationen verteilt und die Frage einer Befreiung der politischen Arrestanten besprochen wurde. Schließlich schickte sich die Menge an, zur Stadt zu ziehen, wurde indessen durch Militär zerstreut. Ein kleiner Trupp zog durch die Alexanderstraße und demolierte im Leutnerschen Fabrikgebäude die Fensterscheiben. An anderer Stelle wurden wieder einige Monopolbuden demoliert.

Das Militär wurde im Laufe des Vormittags so in der Stadt verteilt, daß es binnen kürzester Zeit an bedrohten Orten zu erscheinen vermochte.

Inzwischen war das Kaiserliche Manifest vom 17. Oktober in der Stadt bekannt geworden.

Etwa von 2 Uhr an fand im Neuen Lettischen Verein (Romanowstraße 25) eine große Volksversammlung statt, an der mehrere tausend Personen teilnahmen. Hier wurde eine Resolution angenommen, die im wesentlichen (nach dem Bericht des „Baltijas Westnesis") Folgendes enthielt:

1) Das Manifest wurde für unklar und daher für ungenügend erklärt, um den Frieden und die Ordnung zu sichern, bis zu der Zeit, da alle Garantien für die staatsbürgerliche Freiheit gegeben sein werden, nämlich Aufhebung des verstärkten Schutzes und des Kriegszustandes, Abberufung der Kosaken und Soldaten, Befreiung der politischen Verbrecher, neue Stadtverordnetenwahlen auf Grundlage des allgemeinen, direkten und geheimen Wahlrechts, achtstündige Arbeitszeit und Bekanntgabe der Wahlen zur Reichsduma.
2) Beschloß man zum Gouverneur Delegierte mit folgenden Forderungen zu senden: a) eine Erklärung, ob der Anschlag des Gouverneurs, in dem mit Gewalt gedroht wird, auf Grund des Manifestes oder auf Grund eigener Intention erfolgt ist, b) sofort die Befreiung aller politischen Gefangenen zu fordern; c) Räume für Volksversammlungen in allen Vereinen; d) Erklärung über die Preßfreiheit, die im Manifest unklar behandelt ist; e) sofortige städtische Neuwahlen auf obengenannter Grundlage.
3) In Bezug auf die Presse wurde nach einer Erklärung des „Balt. Westn.", „Deenas Lapa" und „Apskats", daß sie bereit seien, ohne Zensur zu erscheinen, beschlossen: 1) den Arbeitern dieser Zeitungsdruckereien zu gestatten, nicht zu streiken, 2) öffentlich den Verkauf nur derjenigen Zeitungen zu gestatten, die ohne Zensur erscheinen.

4) In Bezug auf den Generalstreik wurde in Berücksichtigung der Unbestimmtheit in den staatlichen Versprechungen und des Mangels an Garantien für die verheißenen Reformen beschlossen, den Generalstreik in den Fabriken, Arbeitswerkstätten, im Tramway- und Fuhrmannsverkehr aufrechtzuerhalten, dafür zu sorgen, daß Krüge, Monopol- und Bierbuden geschlossen werden, nicht aber den Handel mit Lebensmitteln zu stören, jedoch nur für normale Preise. . . Der Generalstreik bleibt in Kraft bis zu den Beschlüssen der nächsten Versammlungen.

Bei der Verhandlung über die örtlichen Vereine wurde die Absicht der deutschen Bürger, eine bewaffnete Bürgerwehr, behufs der Bekämpfung der Arbeiterbestrebungen, die eine gesetzliche Ordnung einführen mochten, zu begründen, bekannt gemacht. Es wurde beschlossen, mit vereinten Kräften diesen Absichten entgegenzuarbeiten, desgleichen den Rigaschen lettischen Verein zu boykottieren und gegen das Verhalten der Führer desselben auf der Versammlung des vorigen Sonntags zu protestieren.

In der Schulfrage wurde beschlossen, baldmöglichst in den Elementarschulen eine neue, von der Administration unabhängige Ordnung einzuführen, vor allem die Muttersprache als Unterrichtssprache. Deswegen Lehrer- und Elternversammlungen einzuberufen, in den Schulen nicht die Freiheit der Schüler in politischen Anschauungen zu beschränken, darnach zu trachten, daß eine neue Stadtverwaltung gewählt werde, weil die jetzige garnicht imstande ist, eine neue Ordnung einzuführen, die Gründung von Privatschulen zu empfehlen.

Es wurde erkannt, daß, indem man sich organisiert, Versammlungen in möglichst großer Anzahl unerläßlich sind, sowohl allgemeine Volksversammlungen wie auch Rayonversammlungen. Die Beschlüsse dieser sind zu drucken und zu verbreiten. In den Räumen der Vereine sind ordnungsmäßige Vorlesungen über politische Fragen, wie Konstitution, gesetzliche Ordnung, Rechte und Verpflichtungen der Staatsbürger ꝛc. abzuhalten. — —

Gleichzeitig mit diesem wurde auch ein Meeting in einer Eisenbahnwerkstätte veranstaltet, auf dem wiederum junge Juden und Jüdinnen als Agitatoren sich bemerkbar machten. Sie hißten auf dem Dach der Werkstätte eine rote Fahne, die aber von Arbeitern bald entfernt wurde.

Auch jenseits der Düna fanden wieder Zusammenrottungen statt. Eine Bierbude, einige Telegraphenleitungen wurden demoliert. Ein Haufe zog mit roten Fahnen nach Ilgezeem,

wurde aber von Kosaken, die blinde Salven abgaben, auseinandergejagt.

19. Oktober. Der gesamte Straßenverkehr stockt, Fuhrleute und Lastwagen werden angehalten und zur Fahrteinstellung gezwungen, das Personal der städtischen Dampfer an der Aufnahme des Verkehrs durch Drahtungen gehindert. Die Schulen sind geschlossen; der Kurator kündet an daß am 19. und 20. kein Unterricht stattfinden wird, so daß, da ohnehin Feiertage einfallen, die ganze Woche die Schulen geschlossen bleiben. Einige Druckereien müssen die Arbeit einstellen. Im Ambarenviertel legen sämtliche Arbeiter die Arbeit nieder.

Auf dem „alten Lagerplatz" findet ein Riesenmeeting statt, an dem wohl 50,000 Personen teilnehmen, die in 12 verschiedenen Gruppen tagen. Mehrere rote und eine schwarze Fahne waren aufgestellt. Es wurde über jene 6 Punkte verhandelt, die tags zuvor von dem Meeting im 2. lettischen Verein angenommen worden waren. Das Resultat war eine Resolution, die (nach der „Deenas Lapa" Nr. 232) folgendermaßen lautete:

„In Erwägung, daß auch gestern und heute Bürger arretiert und erschossen worden sind von Polizeibeamten und Soldaten; daß der verstärkte Schutz noch immer nicht aufgehoben und die Militärmacht nicht abberufen worden ist von den Straßen; daß die früher arretierten Politiker noch immer nicht befreit worden sind; daß die Forderungen der Eisenbahner noch immer nicht erfüllt worden sind; daß die Streik- und Preßfreiheit noch nicht mit Bestimmtheit proklamiert worden ist und den Volksversammlungen noch nicht von der Administration die nötigen Räumlichkeiten angewiesen worden sind; in Erwägung alles dessen, beschließt die 60—150,000 Mann starke Versammlung auf dem Lagerplatz am 19. Oktober, von 10—4 Uhr, dem livländischen Gouverneur einen strengen Protest für Nichterfüllung des Manifestes vom 17. Oktober auszusprechen."

Am Nachmittag fand auf dem Grisenberg ein ähnliches Meeting statt, gegen Abend ein anderes im Gewerbeverein. Hier erschien etwa um 6 Uhr eine Menschenmenge, nachdem sie vorher ins deutsche Theater einzudringen versucht hatte, aber durch Militär vertrieben worden war, und verlangten die Einräumung eines Saales. Als ihnen dies nicht zugestanden wurde, erklärten sie auch ohne Bewilligung den Saal benutzen zu wollen, begaben sich in den Turnsaal und hielten daselbst eine Versammlung ab. Es wurden Reden in drei Sprachen gehalten. Nachdem die Versammlung ohne jede Störung von außen oder innen verlaufen war, zerstreuten sich die Anwesenden.

Eine weitere Versammlung fand um 8 Uhr abends im russischen Stadttheater statt, auf der u. a. beschlossen wurde, vom Stadtamt ein Versammlungslokal zu verlangen.

Zur Beruhigung der Bevölkerung können die Tagesblätter mitteilen, daß die revolutionären Gruppen die Wasserleitung, die Gasanstalt, die Bäckereien, das Schlachthaus und die Lebensmittelgeschäfte in ihrer Tätigkeit nicht stören wollen.

Die „lettische demokratische Partei" versendet ihr Programm, aus dem hervorgeht, daß sie die Gründung einer allgemeinen Rigaischen demokratischen Partei ohne Unterschied der Nationalität anstrebt. Der Inhalt des Programms dieser Gruppe bewegt sich in folgenden Forderungen: 1) Preßfreiheit, Versammlungsfreiheit usw., Aufhebung des Kriegszustandes und des verstärkten Schutzes, 2) Einberufung einer repräsentativen Versammlung auf Grund des allgemeinen, gleichen und direkten Wahlrechts; 3) Einführung einer Reichsduma mit entscheidendem Stimmrecht in allen Gesetzgebungs- und Budgetfragen und in der Kontrolle der Administration; 4) Erteilung des Rechts der Selbstbestimmung im Kulturkampf und besonders in Bezug auf Sprache und Schule an alle Volksschaften Rußlands. In wirtschaftlichen Fragen und Fragen der Selbstverwaltung schließt sich die demokratische Gruppe den Wünschen an, wie sie in den örtlichen demokratischen Petitionen, z. B. in der Petition der lettischen Vereine Rigas verlautbart wurden.

20. Oktober. Der Gouverneur empfängt eine Deputation von 30 Personen, darunter 2 Frauen, die sich als Vertreter der 30 Gruppen vorstellen, die auf dem großen Meeting auf dem alten Lagerplatz vertreten gewesen waren. Die Deputation machte die Punkte namhaft, welche von der genannten Versammlung aufgestellt worden waren. Verlangt wurde u. a. die Befreiung der für politische Vergehen Inhaftierten, Aufhebung des verstärkten Schutzes, Entfernung der Truppen aus der Stadt, Anweisung von Lokalitäten, in denen Volksversammlungen abgehalten werden könnten, schleunige Erfüllung der Forderung der Eisenbahnangestellten behufs Wiederaufnahme des Verkehrs, Einführung des 8stündigen Arbeitstages, Entfernung aus dem Dienste von Polizeipersonen, die besonders heftig vorgegangen sind, Neuwahlen für die Stadtverwaltung, Einstellung von Haussuchungen, Erlaubnis für in Staatsinstitutionen angestellte Personen die Meetings zu besuchen, Aufhebungen aller die Juden einengenden Vorschriften u. a. m. — Der Gouverneur erwiderte, daß die Erfüllung eines Teils dieser Wünsche nicht in seiner Machtvollkommenheit stände, beleuchtete darauf jeden einzelnen Punkt, wies darauf hin, daß

die Truppen ohne Gefahr für Sicherheit der Person und des Besitzes nicht zurückgezogen werden könnten, daß für Meetings geeignete Lokalitäten ausfindig gemacht werden und ihre Gefahrlosigkeit festgestellt werden müsse, daß die Allerhöchst gewährten Freiheiten nicht dazu ausgedeutet werden dürften, die persönliche Freiheit zu vergewaltigen, zur Teilnahme an Meetings zu zwingen, usw., daß vor allem aber die Ordnung gewahrt werden müsse.

Auch beim Stadthaupt, G. Armitstead, erschien eine größere Anzahl Arbeiter und wünschte ihn zu sprechen. Dieser erklärte sich bereit eine Deputation von 3 Personen zu empfangen. Damit waren die Arbeiter nicht zufrieden und zogen ab, ohne Deputierte zu entsenden.

Auch an diesem Tage fanden verschiedene Volksversammlungen statt: im deutschen Stadttheater, im Gewerbeverein, in beiden lettischen Vereinen, vor dem russischen Stadttheater, im russischen Klub „Ulej" und a. a. O. Vor dem russischen Stadttheater kommt es zu einem kleinen Zwischenfall: gleich nach Beginn der Versammlung ertönte der Ruf „die schwarze Sotnja kommt!", der eine gewisse Panik hervorrief. Die Versammlung löste sich danach auf.

Eine Gruppe der Eisenbahner fordert die streikenden Beamten und Angestellten auf, den Streik zu beenden und den Eisenbahnverkehr wieder aufzunehmen. Der Streik habe seine Bedeutung vollständig verloren. Man schädige durch ihn die ärmeren Klassen und das allgemeine Wohl des Landes. Jetzt sei durch die Freiheit des Wortes und der Presse ermöglicht, einen weiteren und erfolgreichen Kampf für die Rechte und Bedürfnisse aller Stände und Professionen zu führen.

Tagsüber durchziehen Banden halbwüchsiger Jungen die Stadt und stören das öffentliche Leben, Fuhrleute, Magazine, sogar Apotheken werden terrorisiert. Ueber einige Zeitungen, u. a. die „Düna-Zeitung", wird der Boykott verhängt, die Exemplare der Straßenverkäufer werden allenthalben zerrissen und verstreut.

Eine Privatkonferenz des Russischen Literarischen Zirkels und der professionalen Verbände der Lehrer, Ingenieure, Aerzte, Frauen und Juden findet es im Prinzip für wünschenswert und möglich, mit den demokratischen und sozialistischen Parteien eine Einigung zu erzielen, um die vollkommene Amnestie, die Aufhebung jeglicher Ausnahmegesetze und das allgemeine, gleiche, direkte, geheime Wahlrecht ohne Unterschied des Geschlechts, der Nationalität und Konfession zu erwirken. Zur Verwirklichung des Zieles sollen gemeinsame Meetings und ein Plebiszit dienen.

Auch die Polizeibeamten halten eine Versammlung in der Restauration „Tivoli“ ab, auf der sie beschließen, um eine Erhöhung der Gagen zu petitionieren.

21. Oktober. Die Expresse und Wäscherinnen beginnen einen Streik. Der Terror auf den Straßen wird immer deutlicher spürbar. Beim Katharinendomm wird ein Lastfuhrenpferd von Streikmachern erschossen, vielfach werden Hausbesitzer gezwungen die in Anlaß der Thronbesteigung des Kaisers ausgehängten Fahnen einzuziehen; mehrere Straßen erhalten Schutz durch Dragoner, da Pöbelhaufen drohten verschiedenen Häusern Besuche abzustatten. Im Hotel de Rome werden mehrere dort speisende Herren von einem Pöbelhaufen, der die Schließung des Hotels erzwingen will, vertrieben; Pöbel dringt sogar in die Gastzimmer ein. Eine vorüberreitende Dragonerpatrouille nimmt von den Vorgängen keine Notiz. Einige im Hotel logierende Reichsdeutsche heißen darauf den deutschen Konsul bitten, zu intervenieren, um wenigstens die anwesenden Fremden vor weiteren Ausschreitungen zu schützen. Der Konsul schickte einen Konsulatsbeamten ab, der ein Protokoll aufnahm. Dem Portier und einigen Angestellten des Hotels gelang es schließlich mit dem Revolver in der Hand den Mob zum Verlassen des Hotels zu zwingen. Auf Veranlassung des Konsuls stehen 4 Dampfer bereit, um die reichsdeutschen Bewohner eventuell zu retten.

Auf dem Griesenberge große Volksversammlung. Am Vormittag wird an vielen Stellen der Stadt das Dienstpersonal in den Privatwohnungen durch herumziehende Banden sozialistischer Agitatoren und allerlei Halbwüchslinge gezwungen, oft durch Drohungen, sofort alle Arbeiten liegen zu lassen und zur Volksversammlung auf den Griesenberg mitzugehen. So manche dieser Dienstboten kehren von da mit total konfusen Anschauungen über Freiheiten, Rechte usw. zurück. — In der „Krippe“, in der etwa 100 Arbeiterkinder verpflegt wurden, erscheinen drei Revolutionäre und verlangen unter Drohungen die sofortige Schließung der Anstalt. Keinerlei Vorstellungen helfen. Es wurde Schutz requiriert, zwei Schutzleute und vier Soldaten. Trotzdem drang ein Pöbelhaufe ins Haus, nötigte das Dienstpersonal zum Mitziehen und erzwang die Schließung der „Krippe“. — Eine Anzahl Personen erscheint im Auftrage des „revolutionären Föderativkomitees“ in der Volksküche der Lit. prakt Bürgerverbindung und verlangt ihre Schließung. Das war schon tags zuvor einmal geschehen, konnte jedoch nach abgewandt werden. Jetzt halfen keine Vorstellungen der Vorstehern. Ob Sie zur Wand reden oder zu mir, wurde ihr entgegengeschrien, ist völlig einerlei, die Dienstmädchen müssen

sofort alle mit zum Grieſenberg. So mußte die Küche geſchloſſen und dem geſamten Perſonal gekündigt werden.

Auch in derben Stadttheatern fanden wieder Volksverſammlungen ſtatt. Im deutſchen Theater trug das meiſt von Letten beſuchte Meeting einen ausgeſprochen deutſchfeindlichen Charakter, im ruſſiſchen wurden Reden über volkswirtſchaftliche Aufgaben, die „Nationaliſierung“ des Landes uſw. gehalten. Andere Redner erklärten, in Riga habe ſich eine „ſchwarze Sotnja“ (der Selbſtſchutz) gebildet, es bereite ſich aber eine Gegenbewegung vor und die Einwohner müßten ſich mit Waffen verſehen; Geld zum Ankauf von Waffen und Waffen würden von den Parteivertretern an verſchiedenen Orten zur Verteilung gelangen. Auch hier trugen einzelne Redner eine ausgeſprochen deutſchfeindliche Tendenz zur Schau. —

Auf Grund des Amneſtieerlaſſes von dieſem Tage wurden 101 politiſche Gefangene freigelaſſen, die dann im Triumph durch die Straßen geführt wurden.

22. Oktober. Nochmals ein ſehr zahlreich beſuchtes Volksmeeting auf dem Grieſenberge. Die Arbeiter tagen dabei nach Profeſſionen in Gruppen. Es wurde beſchloſſen, einzelne Handwerkerverbände der ſozialdemokratiſchen Partei zu bilden. Die Redner dieſer Partei verhandelten hauptſächlich über die Gründung eines Selbſtſchutzes aber einer ſozialdemokratiſchen Miliz zur Bewachung der Habe der Einwohner und zur Aufrechterhaltung der Ordnung auf den Straßen, und zweitens über die Reorganiſation der Stadtverwaltung, nämlich eine Neuwahl der Stadtverordneten behufs Verbeſſerung der Lage der ärmeren Bevölkerungsklaſſen der Stadt. — In einer der Gruppen trat ein als „Koſak“ verkleideter Agitator als Redner auf. Zwei anweſende Unteroffiziere gaben dabei ihrer Meinung über ihn mit den Worten Ausdruck. Ишь, нехристь, сдалъ брюнетъ! (Siehſt du mal, der Unſaubere, gut flunkert er.) — Nach Schluß des Meetings wurden Umzüge mit Fahnen unter dem Geſang revolutionärer Lieder veranſtaltet (darunter das Lied „Tautas dſeeſma“ nach der Melodie „Ein feſte Burg“). Am Abend fanden auch in den Theatern und Vereinslokalen weitere Verſammlungen ſtatt.

Im Saale des Lettiſchen Vereins findet ein Volkslehrermeeting unter Beteiligung vieler Eltern ſtatt. Dem Meeting präſidierte der Lehrer Dahwis, der in einer Rede darauf hinwies, daß es nun Zeit ſei, daß auch die Lehrer ſich zuſammentun, um ihre Bedürfniſſe zu beraten. Darauf wurde das neue Schulprogramm und die bei der jetzigen Lage von den Lehrern einzuhaltende Taktik beſprochen. In grellen Farben

schilderten die Lehrer die russifizierende Politik und die Handlungsweise der Volksschulinspektoren, die völlige Abhängigkeit des Lehrers von der Gemeindeverwaltung und die Folgen dieser Politik. Es wurde u. a. vorgeschlagen, die Religion in der Schule für einen nichtobligatorischen Gegenstand zu erklären, die Verwaltung der Schule der Gesellschaft zu übergeben, die Schule von der Kirche zu trennen und zuletzt bis zur Klärung der Lage dem Generalstreik sich anzuschließen. Da die Versammlung zu keiner bestimmten Resolution gekommen war, wurde das Meeting am folgenden Tage im Gebäude der städtischen Elementarschulen am Todlebenboulevard fortgesetzt. Hier kamen die sozialdemokratische und die liberale Lehrerpartei in Konflikt, da jede ihre Ansichten durchführen wollte. Zum Präses wurde der Leiter der Jonathan-Vereins-Schule Ryhting gewählt. Darauf trat von dem Volksschuldirektor Wilsew eine Einladung der Lehrer zu einer gemeinsamen Konferenz ein. Die Elementarlehrer wollten anfangs diese Aufforderung ignorieren, wählten jedoch schließlich aus ihrer Mitte eine Deputation, die mit einer Anzahl Eltern bevollmächtigt wurde der Lehrobrigkeit zu erklären, daß die Lehrer nichts von ihr wissen wollen und sich den Anordnungen des Lehrbezirks nicht fügen und unterwerfen werden, bis die Regierung das allgemeine, direkte, gleiche und geheime Wahlrecht bewilligt und eine Reorganisation der Schule vorgenommen haben werde. Die Versammlung beschloß ferner, die Organisation des Elementarschulunterrichts in eigene Hand zu nehmen und die Lehrer, die sich diesem Beschluß nicht fügen wollen, zu boykottieren. Die Versammlung wurde zur weiteren Ausarbeitung des Programms auch noch am nächsten Tage im Lettischen Verein fortgesetzt. — —

In der Jaroslawschen Straße kommt es zwischen Russen (Altgläubigen) und Letten zu einer Schlägerei, bei der zwei Personen getötet werden. Auch zwischen Juden und Russen kam es in der Moskauer Vorstadt zu einer starken Kollision. Als eine Kosakenpatrouille Ruhe stiften wollte, wurde sie von den Juden mit Revolverschüssen empfangen, worauf die Kosaken auch schossen und zwei Juden töteten. — Unter den Juden herrscht Erregung, sie befürchten einen bevorstehenden „Juden-Pogrom", wozu auch der Umstand beigetragen hatte, daß in den letzten Tagen auf den Straßen ausgestreute Zettel mit der Aufschrift: Schlagt die Juden! gefunden worden waren, woran sich die abenteuerlichsten Gerüchte knüpften, sogar das, daß der „Pogrom" von den Deutschen angezettelt werde. — Bereits während des letzten Meetings auf dem Grieseuberge wiesen jüdische Redner auf die Möglichkeit bevorstehender Judenhetzen

hin und gaben den Rat, einen jüdischen Selbstschutz zu organisieren. Das geschah auch und unter einer schwarzen Fahne gelangten noch während des Meetings Waffen an die Juden zur Verteilung —

In der Nacht (vom 22. auf den 23. Okt.) wurden zwei Beamte der Geheimpolizei in der Marienstraße von Gliedern des „Selbstschutzes" der sozialdemokratischen Arbeiterpartei ergriffen und ins Lokal des Neuen Lettischen Vereins (Romanowstraße 25) gebracht, wo man ihnen die Hände zusammenband, sie einem Verhör unterwarf, photographierte und in ein Zimmer einsperrte. Hier blieben sie bis 2 Uhr nachmittags, um welche Zeit sie von der Polizei befreit wurden. Während ihrer Gefangenschaft wurden den Beamten die Hände nur zum Zweck des Essens losgebunden. Das Essen mußten sie aus eigener Tasche bezahlen und dem einen wurden außerdem 15 Rbl. „abgenommen".

Die deutschen Tonnendampfer, die an diesem Tage auslaufen, waren von Passagieren, die aus Riga flüchteten, überfüllt.

23. Oktober. Exzesse und Judenkrawalle in der Moskauer Vorstadt, die in vielen Fällen nach den amtlichen Protokollen von Juden selbst provoziert wurden. Mitglieder des jüdischen Selbstschutzes vereinigten sich am frühen Morgen mit Mitgliedern des Selbstschutzes der lettischen sozialdemokratischen Partei und unternahmen Streifzüge durch die Moskauer Vorstadt, die von zahlreichen altgläubigen, streng konservativ gesinnten Russen bewohnt wird. Einem solchen Trupp fiel bald nach 9 Uhr in der kl. Bergstraße ein Arbeiter der Russisch-Baltischen Waggonfabrik und ein Mädchen in die Hände. Beide wurden getötet. Diese vereinigten Trupps des jüdischen und lettischen Selbstschutzes verübten im Laufe des weiteren Tages eine ganze Reihe von Exzessen und arrangierten auch Ueberfälle auf einen manifestierenden Zug russischer Arbeiter, der die Nationalhymne singend und das Kaiserbild tragend die Jaroslawsche Straße passierte. Aus den Fenstern eines Hauses wurden Schüsse abgegeben, worauf Arbeiter und herbeieilende Soldaten ihrerseits auf das Haus schossen, sie drangen dann ins Haus, wo sie wieder mit Schüssen empfangen wurden. Es gab Tote und Verwundete. Mehrere Attentäter konnten verhaftet werden. Später schossen einige Juden auf eine Patrouille, die das Feuer erwiderte und 2 Juden erschoß. — Am Nachmittag rotteten sich die ergrimmten Altgläubigen zusammen und ergriffen Juden und Letten, wo sie deren habhaft wurden. Fand man bei ihnen Waffen, so wurden sie durchgeprügelt und in einigen Fällen mit ihren eigenen Waffen getötet. — Im ganzen gab es an diesem Tage nach einer

amtlichen Bekanntmachung des Gouverneurs 10 Tote und 30 Verwundete. Soviel waren wenigstens in die Sektionskammer und ins Krankenhaus gebracht worden. Verwundete gab es jedoch wohl mehr: die Tagesblätter gaben etwa 70 an. — Auch am folgenden Tage fanden auf Krasnaja Gorka noch einige Judenhetzen statt, die jedoch keinen größeren Umfang annahmen. Die jüdische Kaufmannschaft bat den Gouverneur durch eine Deputation, die Krawalle zu unterdrücken. An diesem Tage mußte auch die Börse geschlossen werden, weil jüdische Kaufleute einen Skandal provozierten. Man sprach den ungeheuerlichen Verdacht aus, der „Pogrom" sei von den Deutschen „arrangiert" worden. —

Das Stadthaupt veröffentlicht einen Aufruf an die Bewohner Rigas, in dem von seiten der Stadt versprochen wird, falls die projektierte progressive Einkommensteuer bewilligt werde, freie Elementarschule und Krankenpflege zu gewähren.

Durch Maueranschläge in russischer und lettischer Sprache wurde von dem Föderativkomitee der Lett. sozialdem. Partei und vom Jüdischen Bund die Einstellung des Generalstreiks proklamiert. In dem Aufruf wird erklärt, daß die sozialdemokratische Organisation ihre Kraft gezeigt und ihr Schwert nur temporär in die Scheide stecke, um sich zu einem neuen, entscheidenden Kampfe vorzubereiten. Der Aufruf schließt mit einem Hoch auf die Revolution, den 8stündigen Arbeitstag, die konstituierende Versammlung und den Sozialismus. —

Auf allen Kirchhöfen, wo sozialdemokratische gefallene Parteigenossen bestattet waren, werden Reden gehalten und revolutionäre Lieder gesungen. Ein zum Gedächtnis der gefallenen Genossen ins Aussicht genommener Gottesdienst konnte von Pastor Rosen nicht abgehalten werden, weil die dazu ausersehene Kirche geschlossen und vom Militär umringt war.

Im Hause des II. Lettischen Vereins, in dem die Leiter des Generalstreiks ihre Sitzungen abgehalten hatten, findet ein Meeting der Dienstmädchen statt, wobei nur weibliche Redner auftreten.

Der Rigaer Lettische Verein veranstaltet um 2 Uhr nachmittags ein Volksmeeting, zu welchem vorher Einlaßkarten vom Verein unentgeltlich verteilt wurden; die Führung auf dem Meeting ging jedoch schließlich in die Hände der sozialdemokratischen Partei über. Das Meeting wurde durch den Präses des Lettischen Vereins, Herrn Rechtsanwalt Großwald, eröffnet, der die Versammlung aufforderte, die lettische Volkshymne „Gott segne das Lettenland" zu singen. Zum Leiter der Versammlung wurde Rechtsanwalt Ansberg gewählt.

Rechtsanwalt Großwald legte der Versammlung ein national-progressives Programm vor. Mit geringen Abweichungen entsprach dieses Programm dem radikalen Programm der Moskauer Semstwo-Gruppe. Nach Verlesung dieses Programms sprachen die Journalisten Assar und Deglaw. Sie überschütteten den Verein mit Vorwürfen. Der Rig. Lett. Verein, besonders aber sein Vorstand, sei der Freiheitsbewegung des Volkes immer hinderlich gewesen, für den Arbeiterstand habe der Verein nie etwas getan. Als der greise Chr. Berg zur Verteidigung des Vereins sich erhob, wurde er einfach ausgepfiffen. — Nachdem einige Redner gegen die Vergewaltigung der Meinungs- und Redefreiheit gesprochen hatten, konnte Rechtsanwalt Großwald wieder zu Worte kommen. Die Parole des Rig. Lett. Vereins sei immer Volkstum und Freiheit gewesen. In seiner 37jährigen Wirksamkeit habe der Verein mit 40,000 Rbl. unbemittelte Studenten unterstützt und 30,000 Rbl. zur Gründung und Erhaltung der vom Verein begründeten Schule in Hogensberg verausgabt. Die 12 Kommissionen des Vereins haben zum Segen des lettischen Volkes gearbeitet. Es wird eine Resolution Assars angenommen, nach welcher die Versammlung den Wunsch ausdrückt, daß der Rig. Lett. Verein in Zukunft in demokratischer Richtung wirken möge. — Nachdem Ansberg die Leitung der Versammlung niedergelegt und Assar von der Versammlung mit dieser betraut ist, macht Deglaw Mitteilung über die Motive zur Beendigung des Generalstreiks. Das Auftauchen der „schwarzen Sotnja" habe das Föderativ-Komitee der sozialdemokratischen Arbeiter-Partei veranlaßt, den Generalstreik zu unterbrechen, der wieder fortgesetzt werden wird, wenn die Regierung die Forderungen dieser Partei nicht befriedigt. Die bewaffneten Patrouillen der sozialdemokratischen Arbeiterpartei werden auch fernerhin in Aktion bleiben, um die Ordnung aufrecht zu erhalten. Die Partei übernimmt es, das Privateigentum zu beschützen, falls die Rigaschen Bürger die Partei durch dargebrachte Waffen oder durch Geldmittel zu deren Ankauf unterstützen werden.

Nach längeren Debatten über die „schwarze Sotnja" entsandte die Versammlung aus ihrer Mitte eine Deputation, bestehend aus den Rechtsanwälten Ansberg und Samuel, Pastor Rosen und Chr. Berg, an den livländ. Gouverneur. Sie sollte für die Arbeiterpatrouillen die Erlaubnis erwirken, Waffen zu tragen. Die Deputation überbrachte nach kurzer Zeit die Antwort des Gouvernementschefs, der erklärt hatte, er könne nicht einem Teil der städtischen Einwohner gestatten, sich zu bewaffnen.

Am 24. Oktober kann dann der Streik im wesentlichen als beendet gelten, die Droschken und der Tram fahren wieder, die Buden sind geöffnet, im Hafen wird gearbeitet. Nur in einigen Fabriken, wo die Arbeiter für die Streiktage Lohn fordern, wird noch nicht gearbeitet, und die Fleischermeister streiken. Einige 20,000 Arbeiter haben sich bereits auf sozialdemokratischer Grundlage „organisiert". — Abends wird ein Restaurant in der gr. Lagerstraße demoliert.

25. Oktober. Die Baltische und die Pleskau-Rigaer Bahn haben den Verkehr aufgenommen, die Züge werden vom Rangierbahnhof aus expediert. Dagegen streikt die Riga-Oreler Bahn noch in Riga selbst, von Kurtenhof aus ist der Verkehr jedoch eröffnet. Die Verwaltung hat bekannt gemacht, daß die Beamten, die am 24. Oktober die Arbeit nicht aufgenommen haben, als entlassen zu betrachten sind.

26. Oktober. Die Volksschullehrerversammlung beschließt ein besonderes Lehrerbureau im Bestande von 30 Personen zu wählen, und faßt folgende Resolution: Der in Riga unter der Leitung des Volksschulinspektors Herrn Uspenski entstandenen Gruppe von Lehrern der konservativen Richtung, welche einen selbständigen Lehrerverband gründen, und mit den Lehrern, die an den Meetings teilnehmen, nichts Gemeinsames haben wollen, als „Abtrünnigen" den Unwillen der Versammlung auszudrücken, desgleichen dem Stadtamt für seine Gleichgültigkeit gegenüber den letzten Ereignissen. Weiter wurde beschlossen, der Verfügung des Kurators des Rigaschen Lehrbezirks, den Unterricht am 26. Oktober aufzunehmen, keine Folge zu leisten und die Elementarschulen bis zur Klärung der Lage mindestens noch eine Woche geschlossen zu halten. Was die Unterrichtssprache anbetrifft, so wurde die Resolution gefaßt, die Erteilung der Lehrgegenstände in der Muttersprache zu erwirken. Das jetzige Programm der Elementar- und Volksschulen wurde für nicht zweckentsprechend befunden.

Die sozialdemokratische Arbeiterpartei hält, wie fast täglich, in „Villa Nawa" an der Petersburger Chaussee stark besuchte Versammlungen ab.

Alle Schulen werden geschlossen. Nachdem in den letzten Tagen mehrfach Schülermeetings unter Leitung des Lehrers Solotarew stattgefunden hatten, streiken zuerst Schüler des Nikolai- und Alexandergymnasiums und der Peter Realschule, worauf der Unterricht eingestellt wird. Vormittags durchziehen Scharen streikender Schüler in Zügen die Straßen. Das Hauptkontingent bilden, überwiegend Juden und Letten, Zöglinge der Mironowschen Kommerzschule, der Handels und Elementarschulen, Knaben und Mädchen, darunter

nicht wenige Schülerinnen mit roten Hüten oder großen roten Schleifen. Begleitet werden die Scharen auch von erwachsenen Burschen unbekannten Charakters. Auf den Straßen ertönten aus den Scharen revolutionäre Anrufe, sowie auch der Ausruf: „Nieder mit den Eltern!" (долой родителей). Diese Scharen suchen in alle Lehranstalten einzudringen, um den Unterricht zu unterbrechen, wobei vielfach mit großer Dreistigkeit Drohungen verlautbart werden. Der Forderung wurde von den Direktoren meist nachgegeben, um ihre Schüler keinen Gewalttätigkeiten auszusetzen.

Vor dem Stadtgymnasium verhinderten Truppen das Eindringen der jugendlichen Banden. Es wurden einige Scheiben eingeworfen, und die Stadtgymnasiasten, als sie sich nicht anschließen wollten, als „deutsche Hooligans" bezeichnet. — Auch die Realschule und die gegenüberliegende Stadttöchterschule waren von Dragonern und einer Infanteriepatrouille beschützt. Als der Haufe hier erschien und das Militär sah, lautet der Bericht eines Augenzeugen, „wußte er zuerst nicht recht, was er beginnen sollte. Man winkte zu den Fenstern hinauf, drohte mit den Fäusten und forderte die Realschüler durch Gesten auf, die Schule zu verlassen. Die Lockungen verfingen aber nicht. Da erschien ein Polizeioffizier, verhandelte längere Zeit mit den Tumultuanten, und dann sprengten plötzlich die Dragoner davon. Ebenso war auch die Infanteriepatrouille verschwunden. Sofort strömten die Banden mit Stöcken und Beilen gegen die Tür des Seiteneinganges, brachen in sie ein Loch und steckten ihre Revolver durch dasselbe. Auch wurden Stinkbomben geworfen." — Einer Anzahl gelang es ins Vestibül einzudringen. Auf der inneren Treppe trat einer dem Direktor in ungebührlicher Weise entgegen, worauf er von einem der älteren Schüler, die um den Direktor standen, die Treppe hinunterexpediert wurde. Ein Revolver entlud sich, wohl im Versehen, die Kugel fuhr unschädlich in die Lage. Der Direktor sah sich genötigt, seine Schüler zu entlassen. — Ebenso wurde die Stadttöchterschule zum Schließen gezwungen. — Auf Verfügung des Kurators bleiben die Schulen bis auf weiteres geschlossen.

17. Okt. Medsen (Kurl.). Eine Bande von etwa 12 bewaffneten (Mauser, Browning, Militärbajonette), teils maskierten Leuten dringt ins Verwalterhaus und erzwingt unter Bedrohungen mit den Waffen die Herausgabe sämtlicher Waffen.

17. Oktober. Luddern Renzen (Livl.). Eine Bande von 4 Bewaffneten dringt ins Gutshaus und fordert 100 Rbl, sowie die Herausgabe sämtlicher Waffen. Da der Besitzer auf keine Hilfe rechnen konnte, war er genötigt den „Expropria-

toren" zu geben, was er bei sich hatte: 12 Rbl. und einen Revalver. Die Leute versprachen die baldige Uebersendung einer Quittung des sozialistischen Komitees.

17. Okt. Nachtigall (Livl.). Sechs Heuscheunen werden durch Brandstiftung eingeäschert.

18. Okt. Livland. Auf den Stationen Menzen, Tatwola und Kokküll werden von Stellungspflichtigen, die sich zu Fuß nach Walk begeben, da der Bahnverkehr stockt, die Fensterscheiben eingeschlagen. Außerdem stürzen sie Werstpfosten und Signalzeichen um.

18. Oktober Lübern (Livl.). Die Monopalbude wird niedergebrannt.

18. Oktober. Martzen (SLivl.). Ein sozialistisch-revolutionäres Meeting faßt die Resolution, daß es gut wäre, soviel wie möglich zu brennen und die Deutschen auszurotten.

18. Okt. Oesel. Auf H. v. Ekespaarre wird in der Nähe des Hofes Olbrück aus dem Hinterhalt ein Schuß abgegeben, der aber fehlgeht — Auf den Gütern finden mehrfach in diesen Tagen Brandstiftungen an Scheunen und Riegen statt, so in Piddul, Peudehof, Karedal, Kaunispä, Thomel, Mustelhof, Kangern.

19. Okt. Livland. In Rammelshof wird eine Scheune in Braad gesteckt, nachdem zwei Tage zuvor 4 Sozialisten auf dem Gute Waffen und Geld gefordert hatten, aber abgewiesen worden waren. — In Moritzberg wird der Pferdestall niedergebrannt. — In Erlaa brennt die Monopolbude nieder.

19 Okt Pernau. Der Unterricht an dem Gymnasium wird eingestellt. Die 6. Klasse hatte sich an den stellvertr. Direktor mit der Forderung der Einstellung des Unterrichts gewandt. Diesem Verlangen wurde nachgegeben, obgleich ein großer Teil der Schüler den Unterricht fortsetzen wollte. Die 7. und 8. Klasse weigerte sich, den Unterricht unterbrechen zu lassen, und er nahm in diesen beiden Klassen bis zum Schluß seinen gewöhnlichen Verlauf. Die unteren Klassen wurden einfach nach Hause geschickt. Auch in der Vorschule des Gymnasiums wurde der Unterricht eingestellt. — Ein Haufe der Herren Schüler begab sich zum Mädchengymnasium und versuchte auch dort den Unterricht zu stören, zerstreute sich aber auf Ermahnung der Polizei eiligst. Der Unterricht im Mädchengymnasium hat am Mittwoch und Donnerstag seinen normalen Verlauf genommen, während das Knabengymnasium am Donnerstag geschlossen blieb und mit Bewilligung und in Gegenwart des stellvertretenden Direktors eine Sechsda stattfand, auf welcher die Forderungen der Schüler beraten und formuliert wurden.

An dieser Schülerversammlung haben die deutschen Schüler und der allergrößte Teil der Schüler russischer Nationalität sich nicht beteiligt. (Pern. Ztg.)

20. Okt Ramkau (Livl.). **Überfall auf die Forstei und Ermordung des Dr. A. Halicki.** Ein Privatbrief des Oberförsters Jungmeister berichtet darüber wie folgt: „Es fällt mir die traurige Pflicht zu, Sie von der Ermordung unsres lieben Freundes Dr. A. Halicki zu benachrichtigen. Der Doktor wohnte seit seinem Wegzuge von Riga in Ramkau bei mir. . . Am 20. Oktober drangen Räuber und Sozialisten, während wir am Kaffeetische saßen und nach eingenommenem Kaffee plauderten, in die nebenan liegende Küche. Ein Geschrei veranlaßte mich, in die Küche zu stürzen. Ich erblickte dort 3 Männer vor der geöffneten Tür, in der Rechten den erhobenen Revolver. Unbewaffnet, wie ich mich vom Kaffeetisch erhoben, stürzte ich mich auf die Eindringer — (die Außentür war unverschlossen gewesen) — und schlug mit der Rechten auf sie los, hoffend, sie aus der Küche zu drängen und die Tür schließen zu können. Doch obgleich die drei mich empfangenden Schüsse fehlgegangen waren, erhielt ich zwei Schüsse (beide durch die offene Tür), von denen der eine mich am Kopf streifte, der andere meinen rechten Oberschenkel durchbohrte. Durch die empfangenden Schüsse aus der Balance gebracht, stürzte ich rückwärts zu Boden, wobei ich den einen vor mir stehenden Verbrecher mitriß, um mich durch seinen Leib zu decken. Im Fallen gab mein Gegner auf mich einen Schuß ins Gesicht ab, der mir die Nase durchfurchte und mir Gesicht und Wange verbrannte. Auf der Diele liegend, erhielt ich von auf mir knienden Verbrechern einen Schuß unter dem linken Schulterblatt, einen zweiten in die linke Schulter und einen dritten Schuß in die rechte Schulter. Während dieser Szene hörte ich noch mehr Leute von draußen eindringen, welche Holzscheite ergriffen und mich auf den Kopf, den Hals und die Brust schlugen. Da ertönte die Stimme meiner Mutter mit den Worten: „Mein Sohn, mein lieber Sohn! — Ihr Kanaillen!" Ich rief ihr zu: „Rette Dich, Mutter!", worauf meine Mutter die Küche verließ und die zum Speisezimmer führende Tür hinter sich schloß. Im Speisezimmer war meine Mutter dem Herrn Doktor begegnet, er hatte einen Revolver in der Hand, den er sich vom Tisch in seinem Kabinett geholt hatte. — Die ganze bisherige Szene hatte sich in ungefähr 2 Minuten abgespielt. Die Verbrecher hatten sich von mir abgewandt und sprengten die Tür mit einem großen Krach. Es folgten vier Revolverschüsse, von denen einer sich von den andern unterschied, und ich hörte einen Körper schwer zu Boden

fallen. Darauf erklangen die Worte: „Der hat genug!“ — und nun begann ein Zertrümmern der Möbel im dem Speisezimmer angrenzenden Saal. Ein Versuch, mich zu erheben, mißglückte vollständig. So blieb ich, das Vaterunser sprechend, in der Küche liegen. Nachdem die Verbrecher meine Gewehre aus dem zertrümmerten Schrank geraubt, befahl eine Stimme das Haus zu verlassen. Eine andere Stimme mahnte, noch Geld zu suchen, und die Bande begab sich durch die Küche zum Teil hinaus, zum Teil in mein Schreibzimmer, das an der andern Seite der Küche liegt. Dort wurde mein Schreibtisch gesprengt und das in der Schieblade befindliche Forstgeld, ca. 40 Rbl., geraubt. Während des Sprengens war von draußen ein Mann hereingetreten, der fluchend die Bande aufforderte, das Haus zu verlassen. Draußen und im Zimmer ertönten Schüsse, und die ganze Bande, 5 an der Zahl, strömte hinaus, bis auf einen, der mir die Uhr aus der Tasche zog und den übrigen nacheilte. Doch kehrten zwei Kerle noch einmal zurück und unterzogen mich einer gründlichen Taschenvisitation, wobei sie mir mein Papiros etui und aus der rechten Tasche mein Portemonnaie mit ca. 65 Rbl. raubten. Der ganze Überfall mag 15 Minuten gedauert haben.

Während die beiden letzten Verbrecher mich beraubten, empfand ich einen sehr heftigen Schmerz in der rechten Schulter, der die durch die Schußwunden und Schläge verursachten Schmerzen bedeutend übertraf. Das Zeug meines Rockes und die Watte des Futters waren durch den Schuß in Brand geraten. Das Feuer war durch die Wäsche geglimmt und hatte mir zwei Brandblasen aufgezogen. Zum Glück betrat mein Junge, ein Lette — Diener und Kutscher bei mir — die Küche und drückte den Brand aus. Unter unglaublichen Anstrengungen und Schmerzen erhob ich mich und begab mich mit dem Jungen ins nebenliegende Zimmer. Dort fand ich den Doktor besinnungslos röchelnd am Boden liegen. Er hatte einen Schuß in die Schläfe, einen zweiten in die Brust und einen dritten in die Seite erhalten. Nachdem ich ihm ein Kopfkissen hatte unterlegen lassen, begab ich mich auf die Suche nach den Meinigen. Ich fand sie gesund vor. Die Zimmer meiner Mutter und Schwester waren von den Räubern garnicht betreten worden. — Eine weitere Schilderung des Vorgefundenen muß ich mir erlassen, doch teile ich Ihnen noch Folgendes mit: Nachdem ich mit den Meinigen dem Gute Nachricht gegeben, haben wir von allen Seiten Gutes und Liebes erfahren; ohne die Hülfe von seiten des Gutes und andrer Einwohner, Ansässiger und Nachbarn wäre es garnicht möglich gewesen, das Schwere zu ertragen. An mir persönlich

hat Gott ein Wunder getan. Er hat mich mit seiner starken Hand den Meinigen erhalten. . ."

20. Oktober. Luhde-Großhof (Livland). Die Gutsarbeiter erzwingen die Einstellung aller Arbeiten und stellen allerlei Forderungen, fast jeder von ihnen andere. Erst als der Kreisschefgehülfe und ein Landgendarm eintreffen, beruhigen sie sich und nehmen die Arbeit wieder auf.

20. Okt. Fellin In der Nähe der Stadt wird der die Einnahmen der Monopolbuden einsammelnde Artelschtschik durch einen Schrotschuß getötet. Das Geld blieb intakt, wohl weil die Räuber gestört wurden.

22. Okt. Watmar. Das Lehrerseminar wird wegen Unruhen auf unbestimmte Zeit geschlossen.

22. Oktober. Zierau (Kurl.). Abends erschienen 8 bewaffnete Personen, nachdem sie zuvor dem Gemeindeältesten in seinem Gesinde gewaltsam die Schlüssel abgenommen hatten, im Gemeindehause, sperrten die 6 unbewaffneten Wächter nebst dem Gerichtsboten und dem Gemeindeschreiber-Gehülfen ins Gemeinde-Arrestlokal, entnahmen der Gemeindekasse das vorhandene bare Geld im Betrage von ca. 30 Rbl., ließen die in der Kasse befindlichen, auf den Namen der Gemeinde lautenden Wertpapiere unberührt, verbrannten im Ofen sämtliche Akten und Papiere, zwangen dann den Gerichtsboten um den Wächtern gehöriges Pferd einzuspannen und verließen mit diesem Wagen, nachdem sie sämtliche übriggebliebenen Bücher der Gemeindeverwaltung aufgeladen hatten, das Gemeindehaus. Die Bücher verbrannten sie sodann im Walde in der Nähe von Neuhof.

22. Okt. Kurland. Die Meetings auf dem Lande mehren sich mit jedem Tage, namentlich in den Kreisen Grabin und Hasenpoth. Es fordern hier nach der „Lib. Ztg.". die Landschulmeister: Auflösung des Schulinspektorats und des Zusammenhanges der Schule mit der Kirche, die Mitglieder der Landgemeinden: die Ersetzung der bisherigen Gemeindeverwaltungen durch solche, welche aus allgemeinen Wahlen hervorgegangen sind, die Bewohner der Landgemeinden: freie Elementarschulen mit einem Gährigen Kursus, die Wirte und Besitzer der Bauerngesinde: Umschatzung ihrer Gesinde, welche ihnen für einen übermäßigen Preis verkauft seien, Verteilung der Wegebaulasten und andrer Reallasten auf sämtliche innerhalb der Gemeinde belegenen Besitzlichkeiten, Aufhebung des Unterschiedes zwischen Hofes und Bauerland und gleichmäßige Besteuerung des gesamten Areals der Gemeinde mit Kommunalabgaben und Aufhebung der Gutspolizei, die unbesitzlichen

Gemeindeglieder: ihre Befreiung von den Gemeindeabgaben, und alle. Aufhebung des Kriegszustandes. Die Meetings veranlassen auch in vielen Fällen die Uebertragung der Wünsche in die Tat. So verweigerten die Tels-Paberuschen Wirte die Loskaufzahlungen und sämtliche Lasten und Pflichten, welche auf ihren Gesinden ruhen, bis zur völligen Befriedigung ihrer verlautbarten Wünsche. Auf Grund von Meetingsbeschlüssen wurden an Stelle der bisherigen Gemeindeverwaltungen durch allgemeine Wahlen in Zierau, Grobin, Talsen und Gawesen neue eingesetzt mit der Bestimmung, daß ihnen die sofortige Leitung der Gemeinde ohne vorherige Bestätigung zu übergeben sei. Da die bisherigen Gemeindebeamten ihre Funktionen ihren neuerwählten Nachfolgern nicht übergeben konnen, aber selbst außer stande sind, ihre Funktionen auszuüben, so sind manche Gemeinden ohne Gemeindeverwaltung. Die Lehrer ignorieren ihre bisherige Schulobrigkeit.

22.—24. Okt. Mitau. Die Arbeiter feiern, doch nicht in der Form eines „Streiks", sondern wie sie sagten, in der Form „erbetener Feiertage", um Versammlungen abhalten zu können. Doch geht es dabei nicht ohne starken Druck auf die einzelnen Geschäfte ab. Als „Delegierte" des die Massen zusammenbringenden Komitees werden dabei vielfach Schüler benutzt. So erschien in einem großen gewerblichen Etablissement ein Gymnasiast in voller Uniform und verlangte „im Namen des sozialistischen Komitees" die Entlassung aller Angestellten und erreichte sie auch. Ein Zug von vielen tausend Arbeitern und Arbeiterinnen, darunter auch viele Schüler und Schülerinnen, zieht mit vielen roten Fahnen und Gesängen durch die Stadt. Das „Mitausche Komitee der lettischen sozialdemokratischen Arbeiterpartei" verbreitet eine Proklamation folgenden Inhalts in tausenden von Exemplaren in der Stadt: Das Kaiserliche Manifest sei unklar und unbestimmt, und es müsse daher zunächst weitergekämpft werden bis zur Erreichung tatsächlicher politischer Freiheit. Bei uns müsse im besonderen um Aufhebung des Kriegszustandes, Zurückziehung des Militärs von den Straßen und Befreiung der wegen politischer Vergehen Inhaftierten nachgetucht werden. Erreiche man das nicht, so sei der Generalstreik zu proklamieren. — Auch am 24. Oktober werden Meetings abgehalten. — Ein Anschlag des Generalgouverneurs macht bekannt, daß verstärkte Patrouillen auf diejenigen, die die Schließung von Läden veranlassen, sowie auf sonstige Unruhestifter schießen werden.

22.—30. Okt. Estland. Eine Reihe von Heu- und Getreidescheunen werden in diesen Tagen durch Brandstiftung eingeäschert: am 22. in Türpsal und Vorkholm, am 23.

in Mohrenhof, am 24. in Errides, am 25. in Burhöwden und Mohrenhof, am 26. in Hakhof, am 28. in Kunda, am 29. in Schloß Wesenberg, am 30. in Wairara.

22. Okt. Reval. Im russischen „Literaturkränzchen" findet eine Sitzung statt, auf der die Revaler Ereignisse vom 14—16. Okt. besprochen werden. Die Versammlung faßt (nach den „Rew. Jswestija") folgenden Beschluß: „Trotzdem sowohl das Verhalten des Offiziers, der das Kommando zum Schießen gegeben hat, als auch aller Infanterieoffiziere, welche es nicht als ihrer unwürdig betrachteten, einen Bürgerkrieg mit der Bevölkerung zu führen und Hand in Hand mit der Polizei willkürliche Gewalttätigkeiten zu verüben, verurteilt wurde, lehnte eine Majorität von 3—4 Stimmen eine Resolution ab, welche die Boykottierung der Offiziere der Garnison Revals befürwortete, bis sie durch eigenes Gericht die schuldigen Offiziere aus dem Korps entfernten."

Hierzu bemerkte die „Rev. Ztg.": „Sind denn die Begriffsverwirrungen der Gesellschaft allgemein geworden? . . . Ein Offizier, der es für schimpflich hält, den Bürgerkrieg gegen die Bevölkerung zu führen, d. h. bedingungslos seinem Eide gemäß der Staatsgewalt zu gehorchen, muß als ehrlos mit Schimpf und Schande aus dem Heere gestoßen werden, ganz gleich ob unter der absoluten Monarchie oder der demokratischen Republik."

23. Oktober. Seßwegen (SWvl.). Auf Pastor R. Auning werden auf einer Fahrt aus dem Hinterhalt 6 Revolverschüsse abgegeben. Er bleibt unverletzt, eins seiner Pferde wird verwundet.

23. Okt. Lemsal (Livl.). Die Wolmarsche Kreis-Wehrpflichtsbehörde, die am folgenden Tage hier tagen sollte, gerät abends bei ihrem Quartier (Hotel „Dobitn") mit Sozialisten aneinander, so daß die Beamten genötigt sind von ihren Revolvern Gebrauch zu machen. Eine zufällig auf der Straße anwesende Person wurde dabei tötlich verletzt, mehrere andere verwundet.

23. Okt. Fehteln (Livl.). Pastor emer. Th. Doebner wird, als er den Gottesdienst abhalten will, von einer Bande Sozialisten daran verhindert und muß unverrichteter Dinge wieder wegfahren.

23. Oktober. Goldingen. Bei der lettischen Kirche erscheinen mehrere fremde Personen, die noch dem Gottesdienst zusammen mit einem Haufen aus der Kirche kommender Leute zur Polizeiverwaltung ziehen, wo sie die Freilassung der politischen Gefangenen verlangen, was auch (auf Grund eines Telegramms

des Generalgouverneurs) bewilligt wird. Dann zog der Haufe zum Marktplatz, wo rote Fahnen entfaltet und revolutionäre Reden gehalten werden. — Tags darauf findet ein Umzug von Schülern mit einer roten Fahne statt. Am nächstfolgenden Tage (25. Okt.) werden die Schulen wieder eröffnet.

23. Oktober. Kokenhusen (Livl.). Die Gemeindeverwaltung veranstaltet eine Volksversammlung, auf der das Manifest vom 17. Okt. verlesen werden sollte. Nachdem die Versammlung die Gründung eines Bureaus der Kokenhusenschen Gesellschaft beschlossen hatte, faßt sie folgende Resolutionen: 1) Da das jetzige Programm der Gemeindeschulen ganz untauglich ist, soll in der Kokenhusenschen Gemeindeschule gleich das von der demokratischen Partei zusammengestellte Schulprogramm eingeführt werden, nach welchem als obligatorische Lehrgegenstände die lettische, russische und deutsche Sprache, Geschichte, Gesetzeskunde, Naturwissenschaften, Geographie, Mathematik, Zeichnen, Gesang und fakultativ Religion gelehrt werden sollen. Der Unterricht ist in der Muttersprache zu erteilen. 2) Den Verkauf geistiger Getränke als in ökonomischer und moralischer Hinsicht schädlich anzuerkennen und dafür Sorge zu tragen, daß alle Krüge, das Trakteur und die Krons-Monopalbude im Kokenhusenschen Gebiet geschlossen würden. 3) Die Reichsduma zu baykottieren.

23.—26. Okt. Livland. In den Nächten fordern bewaffnete Banden von den Arrendatoren der Güter Lindenhof, Stürzenhof und Mahrzenhof Geld und Gewehre ab, worüber sie namens des sozialdemokratischen Komitees quittieren, mit dem Bemerken, daß die Waffen nach Beendigung „des Krieges" wieder zurückgeliefert werden sollen.

23.—25. Okt. Schlock. Von auswärts eingetroffene Agitatoren hielten auf dem Platz vor der Kirche während und nach dem Gottesdienste Reden, in welchen u. a. das Manifest vom 17. Oktober als grober Betrug des Volkes geschildert, der Kaiser und alle Autoritäten geschmäht, die Kirche verspottet und die Herrschaft des Sozialismus gepriesen wurde. Einige Agitatoren drangen während des Gottesdienstes in die Kirche, wagten aber keine Störung, da es nicht unbekannt war, daß im geheimen Widerstand gegen eine solche organisiert worden war. Den Agitatoren lag besonders daran, die Fabrikarbeiter der Baltischen Zellulosefabrik zum Streik zu überreden, was ihnen auch gelang.

Den 24. Oktober erzwang sich ein Haufe von ca. 700 Menschen den Eintritt in den Hof der Zellulosefabrik in Schlock, geführt von fremden Agitatoren mit 2 roten und einer schwarzen Fahne. Um einen Eindringen in die Fabrikräume vorzubeugen,

traten die beiden Fabrikdirektoren vor die lärmende Menge und erklärten, daß keine Arbeiter mehr in der Fabrik seien, worauf der Wortführer (ein fremder Agitator) sagte, am nächsten Tage würden die Forderungen des sozialdemokratischen Komitees übergeben werden. — Am selben Tage wurde die Versorgung der Fabrikbeamten mit Lebensmitteln durch Zernierung der Fabrik verhindert.

Den 25. Oktober abends trafen 30 Kosaken ein, wodurch die Belagerung aufhörte. Keine Forderung der Arbeiter wurde (ebenso wie beim 2½tägigen Streik im Februar) von der Direktion bewilligt. Erst nach 4 Wochen, am 21. November, nahmen die Arbeiter, unter denen bittere Not ausgebrochen war, die Arbeit zu den früheren Bedingungen wieder auf. — Wenige Tage darauf verließen die Kosaken die Fabrik.

Bis zur Zeit, als die Straferpeditionen in Livland eintrafen, wurde die Stadt Schlock und die Schiffahrt auf der kurischen Aa vollständig von den Revolutionären beherrscht. Die Stadtverordnetenwahlen wurden zweimal verhindert.

24. Okt. Libau. Die Matrosen sämtlicher im Hafen liegender russischer Schiffe stellen die Arbeit ein und fordern eine Lohnerhöhung von 50 %. — Aus dem Gefängnis wird eine Anzahl politischer Arrestanten entlassen.

24. Okt. Wenden. Auf dem Marktplatz findet ein sozialdemokratisches Meeting statt. Auch eine „Bürgerin" tritt dabei als Rednerin auf. 48 aus dem Gefängnis entlassene politische Verbrecher, mit roten Binden versehen, befanden sich in der Menge, die sich nachher ruhig zerlief. Es wird beschlossen, in alle Kirchspiele sozialdemokratische Redner abzuschicken zum Zweck weiterer Propaganda.

24. Okt. Windau. Unruhe unter den Schülern der Mittelschulen, die verschiedene „Forderungen" überreichen. Der Unterricht wird unterbrochen und die Schüler ziehen vor die Stadtschule, deren Zöglinge sich ihnen anschließen. Die Lehrerkonferenzen beschließen, die Schulen auf unbestimmte Zeit zu schließen.

24. Okt. Kersel (Livl., Kreis Dorpat). Ueberfall auf den Krug, der demoliert wird. Dem Kreisschefgehülfen Birnbaum gelingt es die Bande zu vertreiben.

24.—31. Okt. Altenwaga (SLivl.). Am 24. wird bei der Ogerbrücke auf 2 Dragoner ein Attentat mit zwei Schüssen ausgeführt, die aber beide fehlgehen. — Am 25. wird ein Ueberfall auf den Kreisschefgehülfen v. Petersenn im Walde geplant, die Attentäter werden jedoch durch Schüsse verscheucht. — Am 26. wird die Mauspoldube geraubt und in Brand

gesteckt. Der Kreisschefgehülfe v. Petersenn war abwesend; auf seine leer nach Altenwoga zurückfahrende Droschke werden aus dem Hinterhalt 16 Schüsse abgegeben. — Am 27. findet im Gemeindehause eine Versammlung statt, auf der die „Altenwogasche Republik" proklamiert wurde. Vor dem Hause waren rote Fahnen aufgepflanzt, die der Kreisschefgehülfe von Petersenn durch Dragoner entfernen ließ. — Am 28. werden im Kruge „Katharinenhof" die Krugspatente von einer bewaffneten Bande vernichtet. — Am 29. wird ein Ueberfall auf die Forstei rechtzeitig entdeckt und durch scharfes Schießen vereitelt. — Am 30. Okt. wird dem Krüger des Kirchenkruges vom sozialdemokratischen Komitee schriftlich anbefohlen, den Krug zu schließen, widrigenfalls er würde abgebrannt werden. — Am 31. werden die Patente im Neu-Bewershofschen Kruge vernichtet.

24. Okt. Selsau (SLivl.) Gleichzeitig werden 3 Heuschennen in Brand gesteckt; von einer vierten werden die Brandstifter von in S. stehendem Militär durch Schüsse verscheucht, welche von jenen erwidert werden. — Am folgenden Tage geht wieder eine Scheune und die Monopolbude in Flammen auf.

25. Oktober. Nitau (Livl.). Am 20. Okt. waren drei Leute im Namen der „Sozialdemokratischen Arbeiterpartei" in die Postabteilung eingedrungen, um Waffen und Geld zu fordern. Ein Postillion hatte zwei von ihnen niedergeschossen. Die Erschossenen wurden am 25. Okt beerdigt. Auf dem Kirchhofe hatte sich eine ungeheure Menschenmenge eingefunden, man sah schwarze und rote Fahnen, es wurden ergreifende Reden gehalten, der gemischte und der Männerchor sangen einige Lieder, während die Menge revolutionäre Lieder anstimmte. Nach der Beerdigungszeremonie begab sich die 2000—3000 Köpfe zählende Menge zum Gemeindehause, wo ein Volksmeeting abgehalten wurde. Auf diesem wurden u. a. folgende Beschlüsse gefaßt: „Die am 25. Oktober versammelte Gruppe lettischer Bauern erkennt den gegenwärtigen Moment für geeignet, die Bureaukratie zu stürzen. Wir werden alle unsere Kräfte daran setzen, um eine Volksrepublik auf föderativer Grundlage zu gründen. Da aber ein jedes Volk unter besonderen historischen Verhältnissen gelebt hat, werden wir, um die kulturelle Entwicklung eines jeden Volkes sicherzustellen, für die Gründung einer Selbstverwaltungsinstitution in Riga auf derselben demokratischen Basis eintreten, welche alle Fragen in Bezug auf die Baltischen Provinzen entscheiden soll." — Betreffend die Lösung einiger Fragen im lokalen Leben kam die Gruppe der Bauern zu folgender Erkenntnis: 1) sich von der Wegereparatur loszusagen, bis die Instandhaltung der

Wege auf Grundlage des Prinzips der gleichen Pflichten geordnet sein wird, wobei zum Wegebau außer den Großgrundbesitzern auch die Kaufleute heranzuziehen sind, 2) den örtlichen Gutsbesitzern keine Pachten zu zahlen, bis diese Frage auf schiedsrichterlichem Wege entschieden sein wird, 3) die Uebergabe der in den Händen der Gutsbesitzer befindlichen Wälder an die Gemeinden zu fordern. Von nun an den Waldverkauf ohne Einwilligung der Gemeinde nicht zuzulassen; 4) die Schließung aller Krüge und Monopolbuden in den Baltischen Provinzen vom 23. April 1906 an zu proklamieren, die Erteilung der Konzession zum Verkauf geistiger Getränke soll in die Hände der Gemeinden übergehen; 5) die bestehenden Gerichtsbehörden zu ignorieren und die Wahl der Richter von seiten der Gesellschaft zu fordern; 6) die russische Unterrichtssprache in den Schulen nicht zu dulden; diese soll künftighin nur als Lehrgegenstand betrieben werden, die lettische Unterrichtssprache in den örtlichen Elementar- und Hochschulen zu verlangen; 7) in den nächsten Tagen alle Landprediger zu boykottieren; 8) einen jeden, der den obigen Forderungen sich nicht fügen sollte, zum Volksverräter zu stempeln.

Auch an andern Orten im Rigaschen und Wendenschen Kreise fanden an diesen Tagen ähnliche Versammlungen statt.

25. Okt. Dubenalken (Kurl.). Nachts dringen 7 Bewaffnete gewaltsam in die Gesinde Desse und Pluddem und rauben Geld, über das sie namens des Libauschen sozialistischen Komitees quittieren als Strafzahlung für das Stellen von Fuhren bei der gerichtlichen Exmission Dubenalkenscher Hofesknechte.

25. Okt. Smilten (Livl.). Die Forstei Tannhof wird von einer bewaffneten Bande überfallen und um Geld und eine Flinte beraubt. Dieselbe Bande raubte auch 12 Buschwächtern ihre Flinten, sie hinterließ Quittungen mit dem Stempel des Rigaschen Sozialdemokratischen Zentralkomitees der Arbeiterpartei.

26. Okt. Grawendahl (SLivl.). Der langjährige alte Gemeindeschreiber Sachs wird, als er an seinem Schreibtisch sitzt, meuchlings erschossen.

26. Okt. Wirgen (Kurl.). Mehrere bewaffnete Leute rauben im Gutshause 300 Rbl. und 7 Flinten. Auch in dem in der Nähe belegenen Perkohn-Gesinde verlangten sie die Herausgabe des Geldes. Als der Wirt sich weigerte und sich zur Wehr setzen wollte, wurde er erschossen.

26. Okt. Berfohn (Livl.). Auf den Berfohnschen Verwalter wird in der Nähe des Gutes ein mißglückter Mordanschlag ausgeführt.

26. Oktober. Eſtland. Unruhen auf dem Lande.

In der Nacht vom 25. auf den 26. Oktober erſchien eine Bande von ca. 30 Mann, von Reval kommend, auf dem Gute Eſſemäggi, vom Beſitzer des Gutes Geld und Waffen, ſowie Pferde und Arbeitswagen zur Weiterfahrt fordernd. Da ihnen das Geld ohne Widerſtand ausgeliefert wurde, ſo ſetzte ſich der Zug bald wieder in Bewegung. Unterwegs erfolgte dann die Plünderung der Monapaldude in Arrodewahe, und morgens wurden die Bewohner des Gutes Ruil dadurch geweckt, daß die Tür zum Gutshauſe mit Steinen eingeſchlagen wurde. Als der Beſitzer notdürftig angekleidet erſchien, war der Hauſe ſchon ins Innere eingedrungen. Auch hier wurde mit vorgeſteckten Flinten und langen Dolchmeſſern Geld und Waffen erpreßt. Da nicht gebrungen dem Verlangen des wilden Haufens nachgegeben werden mußte, ſo verließ die Bande bald wieder das Haus. In der Brennerei wurde die ganze Maiſche zum Ausfließen gebracht.

Von Ruil begab ſich die Bande zunächſt nach Laitz. Da der dortige Verwalter den Räubern den Nachweis lieferte, daß in der Gutskaſſe ſich augenblicklich nicht mehr als 25 Rbl. befänden, ſo begnügte ſich der Hauſe mit dieſer kleinen Summe und einigen vorgefundenen Gewehren und beanſpruchten nur Pferde zur Weiterfahrt, wobei außerdem 9 Mana der Hafeknechte gezwungen wurden, mitzuziehen. — Das nächſte Ziel war das Poſtbureau in Litwa. In der Kaſſe fanden ſich nur wenige Kopeken vor, da das übrige Geld in Sicherheit gebracht worden war. Da die Bande erfuhr, daß bereits nach Militär telegraphiert worden ſei, ſo beeilte ſie ſich weiter zu ziehen und gelangte um 2 Uhr mittags nach Rieſenberg. Da die Hafeleute es nicht wagten, dem gut bewaffneten Haufen Widerſtand zu leiſten, ſo trat der Beſitzer des Gutes ihm allein entgegen, trotzdem von allen Seiten ſich Flintenläufe ihm entgegenſtreckten. Nachdem auch hier das Verlangen nach Geld und Waffen geſtellt worden war, erklärte der Beſitzer des Gutes, dieſe Forderung befriedigen zu wollen, wenn die Leute ſich verpflichteten, ſonſt nichts anzurühren. Obgleich die Führer das zuſagten, wurde das Verſprechen dennoch nicht ſehr prompt gehalten, indem verſchiedene Sachen geſtohlen wurden.

Aus Rieſenberg begab ſich die Bande zunächſt ins Paſtorat Riſſi, auch dort Geld erpreſſend und ſtehlend. Bezeichnend war der Umſtand, daß während die Führer noch mit dem Paſtor verhandelten, einer der Räuber ſich ungeniert ans Klavier ſetzte und bis zum Abzuge fortgeſetzt ſpielte. — Der Hauſe gelangte alsdann nach Limmat. Da das Gut nur von einer hochbetagten Dame bewohnt wird, ſo ließ die

Bande sich bewegen weiterzuziehen, ohne in das Haus einzubrechen. Sie scheint dann die Nachricht erhalten zu haben, daß beim Gute Rosental der Selbstschutz mit mehreren Flinten sich ihm entgegenzustellen beabsichtige, denn statt die Straße weiter zu verfolgen, erschien der Hause plötzlich in Schwarzen. Da der Gutsherr nicht anwesend war, benutzte die Bande die Gelegenheit, alles, was ihnen unter die Hände kam, zu demolieren und zu zerschlagen. Dasselbe ereignete sich in Harba, wo gleichfalls die Gutsherrschaft nicht anwesend war. Auch hier wurde alles zerschlagen und zerstört, selbst Mabelüberzüge mit dem Messer zerschnitten. Aus Harba in später Nacht abziehend, hat dann die Horde noch das Pastorat Haggars überfallen, dann aber sich zerstreut und in kleinen Trupps weiterziehend, sowohl die Bahnstation wie die Stadt unangefochten erreicht.

Von Kail aus wurde der Bande Militär entgegengeschickt; sie hatte sich jedoch bereits zerstreut, so daß nur wenige Nachzügler ergriffen wurden. Eine zweite Bande versuchte das Gut Pachet zu überfallen, flah aber, als die Alarmglocke geläutet und von den auf dem Hofe versammelten Gutsleuten Schüsse abgefeuert wurden.

Am 28. Oktober wurde auf das Gut Lechts (bei Taps) ein Ueberfall versucht, jedoch zurückgeschlagen: In der Nacht wurde eine Selbstschutzpatrouille, der Ortsgamer v. Brevern und eine andere Person, nicht weit vom Hause plötzlich aus dem Hinterhalt mit Gewehrfeuer beschossen. Mehrere Schüsse fehlten, eine großkalibrige Kugel blieb in der Scheunenwand stecken, und getroffen von drei kleineren, stürzte Brevern hin. Als nun aus dem Gebüsch Gestalten aufzutauchen begannen, feuerte sein Begleiter auf die nächste, die auch zusammenbrach, und entfernte sich dann, um Sukkurs zu holen. Als dieser zur Stelle war, flohen die Räuber. Brevern war nur leicht kontusioniert, denn zwei Kugeln waren in seinem silbernen Zigarrenetui stecken geblieben und eine im Pelzwerk seines Rentrocks. Sofort beteiligte er sich an dem Feuergefecht, das mit der auf das Feld geflüchteten Bande mit Minusergewehren geführt wurde und etwa eine halbe Stunde dauerte. Tote und Verwundete wurden bei Tagesanbruch auf dem Kampfplatz nicht vorgefunden, auch der auf den ersten Schuß gestürzte Mann war verschwunden. — Am 31. Oktober rückten abends 10 Uhr von Taps her die Räuber wieder an. Als die wenigen, die auf den Lechtschen und Totschen Feldern erschienen, mit Feuer empfangen wurden, verzagen sie sich.

27. Okt. Mitau. In der Realschule findet ein Schülermeeting statt, das vom Direktor durch die Mitteilung

eröffnet wird, daß der Generalgouverneur und die Schulobrigkeit es unter den jetzigen anormalen Verhältnissen billigen, worauf er sich zurückzog. Die Versammlung wählte zum Präses und Vizepräses 2 Juden und beschloß den Ausschluß „politischer Angelegenheiten" aus der Debatte. Von den trotz mannigfachen Widerspruchs von selten der deutschen Minorität angenommenen Punkten seien hervorgehoben: 1) Es sind einzuführen Schüler-Klassengerichte bei zu verhängenden Bestrafungen von Schülern, denen der jeweilige Klassenordinarius zur Berichterstattung an die Lehrerkonferenz beizuwohnen habe. 2) Aufzuheben ist der „unbedingte Ausschluß eines Schülers aus allen Lehranstalten des Reiches." 3) Aufzuheben ist die beschränkte Aufnahme von Schülern nach der Nationalität. 4) Aufzunehmen sind auf ihren Wunsch die im letzten Jahre wegen politischer Umtriebe Ausgeschlossenen, resp. inhaftiert gewesenen Schüler. 5) Abzuschaffen ist der obligatorische Religionsunterricht von der 5. Klasse an und zu ersetzen durch den Unterricht in der Muttersprache je nach der Nationalität. 6) Abzuschaffen ist der obligatorische Morgengebetsbesuch. 7) Einzuführen ist volle Freiheit des Schülers nach dem Unterricht; also abzuschaffen die Revision der Schülerquartiere, die Kontrolle der Lektüre, das Rauchverbot in der Oeffentlichkeit, der Pensionszwang. 8) Abzuschaffen ist die Uniform außerhalb der Schule. 9) Abzuschaffen ist die Führung geheimer Konduntenlisten, resp. solcher überhaupt. 10) Abzuschaffen ist das Nummersystem. 11) Zu gründen sind Lesevereine und Schülerbibliotheken auf Krons- und Schülerkosten, die unter freier Verwaltung der Schüler stehen. 12) Aufzunehmen sind die Abiturienten der Realschulen in die Universitäten ohne Nachexamina in den alten Sprachen, deren Kenntnis sich jeder nach Bedürfnis auf der Universität anzueignen habe.

Auf einem Meeting der Gymnasiasten wurden ähnliche Wünsche verlautbart und es wurde vom Inspektor versprochen, diese höheren Ortes zu übermitteln. Beide Anstalten werden vorläufig geschlossen.

27. Okt. Marienburg (Livl.). Nachdem bereits am 23. Okt. nachts im Pastorat viele Fensterscheiben eingeschlagen worden waren, wird es am 27. aufs neue überfallen und ein förmliches Bombardement mit Ziegelsteinen usw. durch die Fenster in Szene gesetzt.

27. Okt. Tuckum (Kurl.). Um diese Zeit finden auch hier zahlreiche Meetings statt. Ein Tuckumscher Jude verteilte, nach authentischem Zeugnis seiner Glaubensgenossen, in einem ad hoc etablierten Bureau die umliegenden Güter an besitzlose Knechte gegen Erhebung eines Entrees und obl. Extrazahlung

27. Okt. Riga. Mehrere Monopolverkäufer und Akzisebeamte suchen um Einstellung des Branntweinhandels nach, da sie vom sozialdemokratischen Komitee Schreiben erhalten hätten, in denen das Abholen des Geldes aus den Monopolbuden verboten wird, weil dieses Geld dem Volke gehöre und das Komitee über dieses Geld selbst zu verfügen gedenke. (Rishsk. Westn.)

— Wäscherinnen-Streik, der jedoch vielfach nicht freiwillig ist, da vielfach Terroristen in die Höfe dringen, die ausgehängte Wäsche herunterreißen und auf der Straße den Wäscherinnen die Körbe mit Wäsche aus den Händen reißen.

— Vormittags dringt ein Haufe von etwa 100 streikenden Schülern in die Mädchengewerbeschule des Jungfrauenvereins und fordert die sofortige Einstellung des Unterrichts. Die Vorsteherinnen können nichts ausrichten und werden gezwungen die Schülerinnen zu entlassen.

— In der Helenenstraße wird abends ein Schutzmann ermordet.

27. Okt. Windau. Meeting. Es wehen wieder verschiedene rote Flaggen, darunter eine mit Inschrift „Nost or patwaldibu! Nost ar muischneezibu!“ (Nieder mit der Selbstherrschaft! Nieder mit den Gutsbesitzern!) auf dem Kirchenplatz, es wird bis in den Abend hinein geredet, außerdem hatte sich daselbst ein Buchhandel mit sozialistischen Schriften aufgetan.

28. Okt. Riga. Eine Monopolbude in Schreienbusch und eine an der Petersburger Chaussee werden von bewaffneten Leuten beraubt.

28. Okt. Riga. Ein Zeuge des am Polizeirevieraufseher Pikkatus verübten Mordes wird in der Elisastraße überfallen und tötlich verwundet, ebenso am 31. Okt. in der Sprenkstraße ein zweiter Zeuge getötet.

28. Okt. Goldingen. Eine Monopolbude wird von Bewaffneten beraubt.

28. Okt. Pussen (Kurl.). Eine z. T. maskierte Bande überfällt nachts mehrere Bußschwächtereien und raubt unter Drohungen Gewehre.

28. Oktober. Adsel (Livl.) Abends wird die Forstei und das Doktorat überfallen. Der Oberförster Ostwald flüchtete mit Frau und Kind in Gesellschaft des Dr. Elias und unter Mitnahme der Waffen durch den Wald aufs Schloß, verfolgt von der Bande. Als es dunkel war, kehrten beide in ihre Wohnungen zurück. In der Forstei waren alle Möbel zertrümmert und die Forstkasse geraubt worden. Das Doktorat war dagegen unberührt geblieben. Dieselbe Bande zog dann zur Forstei Serdigol.

28. Okt. Altenwoga (Livl.). Die Monopolbude wird beraubt und in Brand gesteckt. Die Getränke werden vernichtet.

29. Okt. Serbigal (Livl.). Die Forstei wird nachts von einer Bande von etwa 50 Mann, zum Teil mit Soldatenflinten bewaffneter Leute überfallen. Der Oberförster M. setzt sich mit seinem Gehülfen, einem Eleven und 6 Buschwächtern, die noch rechtzeitig herbeigekommen waren, zur Wehr. Es entspinnt sich ein Feuergefecht, das etwa eine Stunde andauert. Alle Fenster werden zertrümmert, die Fensterläden von Kugeln durchlöchert. Schließlich zieht die Bande, nachdem sie einige Verwundete gehabt, wieder unverrichteter Dinge ab.

29. Okt. Bauske (Kurl.). Eine bewaffnete Bande überfällt und beraubt die Gesinde Kreewing-Ilsing und Mescha-Gudsche. In letzterem wird der sich zur Wehr setzende Wirt erwardet.

29. Okt. Eckhof (Livl.). Eine bewaffnete Bande überfällt die Wohnung des Verwalters im Gutshause und raubt verschiedene Sachen, sowie dem anwesenden Doktor ein Gewehr.

29. Okt. Alt-Schwaneburg (Livl.). Nachmittags erhielt der Bevollmächtigte für Alt-Schwaneburg, Baron Wolff, die Nachricht, daß ein Ueberfall auf ihn geplant sei, unmittelbar darauf auch die Nachricht, daß sich beim Gemeindehause eine große Volksmenge, darunter ca. 20 unbekannte Kerle, versammelt hätte. Bald darauf hatte Baron W. eine Unterredung mit einem Gemeinderichter, der ihn aufforderte, zum Gemeindehause zu kommen und den Käufern der Blumenhofschen Gesinde die Kaufkontrakte zu erläutern. Baron W. lehnte diese Aufforderung ab und erklärte, er sei gerne bereit die Blumenhofschen Wirte einzeln zu empfangen und mit ihm die Modalitäten der Gesindekäufe zu besprechen. — Bald darauf wälzte sich an den Fenstern des Gutshauses vorbei eine große Volksmenge. Baron W. stürzte zur Haustür, durch die sich bereits die Spitze der Volksmenge drängte, lauter fremde Personen. Baron W. rief: „Zurück, ich empfange nur einzelne Leute!" Daraufhin rief die Menge: „Wir wollen alle hinein, wir haben eine Sache, wir kommen alle." Baron W. stieß mit Hülfe seines herbeigeeilten Dieners die ersten zurück und schloß die innere Doppeltür, die aber sofort von außen eingetreten wurde. Darauf stürzte sich Baron W. mit erhobenem Revolver der Menge entgegen, stieß die Eindringenden zurück und drohte zu schießen. Ich diesem Moment erhielt er einen Schlag an die linke Schläfe und gleichzeitig von rechts einen Fußtritt, so daß er zu Boden stürzte. Sich schnell aufraffend, schoß Baron W. den linken Angreifer, der eben wieder zum Schlage ausholte, nieder und darauf auch den Angreifer rechts. Aus der Menge

fielen gleichfalls mehrere Schüsse. Eine Kugel schlug neben Baron W. in die aufgeschlagene Tür. Die Menge flutete darauf zurück. — Gleich darauf traf der Kreuzesgehüfe aus Stomersee ein, etwas später auch Kosaken. Von den zwei Verwundeten war der eine ein unbesitzlicher Ashofscher Bauer, der andere ein zweimal bestrafter Pferdedieb.

29. Okt. Riga. Eine Versammlung in der Gr. Gilde beschließt die Gründung einer Organisation „Nachbarhütfe", zum Schutz gegen Hausfriedensbruch und Vergewaltigung friedlicher Mitbürger durch Terroristen.

29. Okt. bis 2. Nov. Riga. Streik der Speicher- und Hafenarbeiter.

30. Oktober. Großbahn (Liat.). Beim Schulhause findet ein Meeting unter roter Fahne statt, auf dem ein eben aus dem Gefängnis entlassener Student die „Freiheit" predigt.

30. Oktober. Riga Der Lehrer Butnaa hält im Kaiserlichen Garten einen lettischen religiösen Vortrag über das Thema „Gibt es einen Gott." Er wurde jedoch durch die gotteslästerlichen Zwischenrufe gestört, die namentlich von jungen Leuten ausgingen.

30. Okt. Alt-Schwanenburg (Liat.). Eine große revolutionäre Bande stört den Gottesdienst und beschimpft den Pastor, der unter militärischem Schutz bis zum Schloß geleitet werden mußte.

30. Okt. Baltischport. Ein Bewohner schreibt dem „Rev. Beob." „Abends erscholl in den Straßen Baltischports ein lautes Hurrageschrei, welches mich wie auch andere Bewohner der Stadt auf die Straße lockte. Als ich mich nach der Ursache dieses Freudengehens erkundigte, wurde mir die Antwort, daß auf dem ca. 1 Werst von Baltischport entfernten Gute Pallas Feuer ausgebrochen sei." Dort war eine große Heuscheune in Brand gesteckt worden.

30. Okt. Lemsal (Livl.). Volksmeeting auf dem Ausstellungsplatz, auf dem von den Rednern der Rat erteilt wird, keine Pachten mehr zu zahlen und exekutarische Beitreibung durch Zusammenschluß zu verhindern. Es wird die Schließung der Schulen, Krüge und Monopolbuden gefordert, sowie die Entfernung des Militärs und der Polizei.

30. Okt. Krappenhof (Livl.). In der Kirche, nachdem das Allerhöchste Manifest verlesen war, wird das Gebet von einer Bande fremder Sozialisten, sobald der Name des Kaisers ausgesprochen wurde, durch wüstes Geschrei unterbrochen. Ein Teil der Gemeinde verließ darauf die Kirche, mit ihnen auch die Schreier. Als der zurückbleibende Teil der Gemeinde nun

ein Lied anstimmte, drang die Schreierbande wieder hinein, mit Revolvern in den Händen. Der Pastor verließ die Kanzel und begab sich in die Sakristei, vor deren Tür sich ein Revolvermann postierte, ein andrer Sozialistenagitator bestieg die Kanzel und nun wurde ein revolutionäres Lied nach der Melodie „Ein feste Burg" angestimmt. Von der Gemeinde waren nur wenige in der Kirche verblieben.

30. Okt. Lasdohn (SLivl.). Bei der Kirche findet ein großes Volksmeeting statt, an dem gegen 2000 Menschen teilnehmen. Die zu diesem Tage bestimmte Eröffnung der Lasdohnschen Kirche, die schon seit 5 Monaten geschlossen ist, konnte nicht stattfinden, weil die Mehrzahl der Teilnehmer des Meetings dieses nicht wünschte. Die auf dem Meeting gefaßten Resolutionen entsprachen ganz den auf den übrigen ländlichen Volksversammlungen gefaßten Beschlüssen, nur wurde auch beschlossen, an den Kreditverein und die sonstigen ritterschaftlichen Institutionen keine Zahlungen zu leisten, bevor nicht Vertreter des Bauernstandes an deren Verwaltung teilnehmen.

31. Okt. Riga. Der Gouverneur macht durch Anschlag bekannt, daß er künftig Straßendemonstrationen unter keinerlei Bedingung zulassen werde, und fordert die Bevölkerung auf Ruhe zu halten.

31. Okt. Riga. In einer Mädchenschule an der Dorpater Str. wird von Schülern der Versuch gemacht, die Einstellung des Unterrichts zu erzwingen. Als ein paar vorübergehende Herren versuchen, dem Treiben Einhalt zu tun, stoßen sie auf den Widerstand eines sich ansammelnden größeren Haufens, der mit den tumultuierenden Schülern gemeinsame Sache macht. Die Polizei stellt endlich die Ordnung wieder her.

31. Okt Livland. In Kokenhusen, Ritau, Uexküll und andern Orten werden in diesen Tagen auf Meetings Exekutivkomitees (Rižziba-Komitejas) gebildet. — In Ritau werden sehr radikale Resolutionen gefaßt. Einstellung der Wegebaulast, der Pachtzahlung, Uebergabe der Wälder an die Gemeinden, Boykott der Landpastoren usw. — In Uexküll beschließt eine Volksversammlung am 31., bis zum 13. Nov. die Schließung aller Krüge und Monopolbuden zu erzwingen. — Die Gemeinde von Friedrichswalde übersendet dem Gouverneur eine Deklaration, in der sie sofortige Aufhebung aller Ausnahmegesetze und der Todesstrafe, Freiheit des Wortes, der Vereine, des Gewissens usw, die Einrichtung einer Volksmiliz, sowie die Einberufung einer konstituierenden Versammlung fordert, welche die demokratische Republik im Lande begründen werde.

November.

1. November. Stockmannshof (SLivl.). Pastor Stoll aus Linden wird auf der Station überfallen. Er flüchtete sich in einen Wagon, seine Verfolger erreichten ihn jedoch, und schlugen auf ihn los, wobei er im Gesicht zerkratzt wurde. Als er dann gleich nach Riga fahren wollte, wurde er daran verhindert und, indem man ihn mit dem Tode bedrohte, genötigt auf der Station zurückzubleiben.

1. November. Loddiger (SLivl.). Große Volksversammlung, die eine Reihe ähnlicher Beschlüsse faßt, wie sie an andern Orten auch gefaßt werden. Die sozialdemokratische „Deenas Lapa" berichtet hierzu, daß „zu Beginn der Versammlung mit tiefem Gefühl, mit Tränen in den Augen das Andenken der im Kampfe Gefallenen geehrt wurde, mit deren Blut die gegenwärtige Freiheit erkauft worden ist. Insbesondere wurde des am 31. Juli d. J. auf dem Widdrischchen Kirchhofe von der Hand eines Barons getöteten Karl Eglit gedacht, dessen Tod vielen zum Fall und zur Erhebung gedient hat. Es wurde beschlossen, an der Stelle, wo er von Mörderhand gefallen, ein Denkmal zu errichten. Weiter verlangte die Versammlung, „daß die Ereignisse vom 31. Juli streng untersucht und die Schuldigen streng bestraft würden." Ebenso verlangte die Versammlung die strenge Untersuchung der Brandstiftungen mit der Motivierung: „die Gutsbesitzer und Verwalter hätten davon großen Gewinn gehabt und die Volksstimme habe sich schon lange dahin ausgesprochen, das seien die wahren Brandstifter." Ebenso sollen auch alle „Spione" und Angeber ans Licht gezogen werden

1. Nov. Libau. Der Polizei-Registrator Kluge wird auf der Stadtbrücke von einer Volksmenge umringt und beschuldigt, Mitglieder der „Schwarzen Sotnja" für eine Judenhetze gedungen zu haben. Man wollte ihn sofort in den Kanal werfen, auf Anraten der Führer jedoch wurde beschlossen, ihn zuvor vor ein Volksgericht zu stellen. Er wurde nach der Drahtfabrik geschleppt, dort vor eine Arbeiterversammlung gestellt und darauf außerhalb erschossen.

1. Nov. Dorpat. Ein Volksmeeting findet im estnischen Ausstellungsgebäude statt. Leiter ist der Redakteur des „Postimees", J. Tönisson, der seitens der estnischen Vereine folgende Punkte zur Diskussion aufstellt:

„Die gesetzmäßige Reichsverfassung, die durch das Manifest vom 17. Oktober zugesagt ist, soll helfen, die bisherigen Einschränkungen und Schwierigkeiten des gesetzlosen Zustandes zu beseitigen. Leider sieht das Volk, daß die Regierung zur

Einführung der Konstitution keine aufrichtigen Schritte unternimmt und daß die Beamtenwillkür noch wie vor weiter herrscht. Das läßt unter dem Volke Mißtrauen entstehen und erfüllt die Herzen mit wachsender Erregung. Ein derartiger Zustand raubt dem Lande die notwendige Ruhe, drängt das Volk zum Aufruhr und droht mit allgemeiner Anarchie.

Im Namen einer friedlichen Entwicklung von Land und Volk fordern wir, daß die oberste Reichsverwaltung mit allem Ernst sichere Mittel anwende, um die Konstitution in ihrem vollen Umfange einzuführen. Insbesondere fordern wir, daß die Gewissens-, Wort-, Preß-, Versammlungs- und Vereinsfreiheit, sowie die Unantastbarkeit der Person in ihrem vollen Umfange sogleich verwirklicht und daß alle politischen Gefangenen freigelassen werden. Unverzüglich soll eine konstituierende Versammlung auf Grund des allgemeinen, gleichen, direkten und geheimen Stimmrechts einberufen werden, damit die gesetzmäßige Reichsgrundordnung aufgestellt und die politischen Bürgerrechte befestigt werden. — Insbesondere fordern wir sowohl für unser eigenes Volk als auch für die übrigen Nationalitäten nach dem Prinzip des Selbstbestimmungsrechts eine örtliche innere Selbstverwaltung."

1. Nov. Alt-Salis (Livl.). In diesen Tagen finden auch hier verschiedene Meetings statt, auf deren einem beschlossen wird, die Kirche und den Propst Schlau zu „boykottieren". Der Berichterstatter der sozialdemokratischen „Deenas Lapa" schreibt über die Stimmung auf dem Meeting: „Die erhobene Fahne der Freiheit läßt die Finsterlinge erzittern. Das Telephon schnarrt die ganze Nacht hindurch, da klingeln und forschen die mutlos gewordenen Gewaltäter, was zu tun, was zu beginnen, da zittern die Seelen vor Furcht, daß das Volk seine Bürgerrechte erworben hat."

Anfang November. Kurland. Die Lage auf dem Lande schildert ein auf das Beste informierter Kurländer in der „Düna-Ztg." wie folgt:

„Im Windauschen Kreise finden überall Meetings statt, auf denen die Kaiserliche Regierung nicht nur kritisiert, sondern auch als abgesetzt bezeichnet wird, das Sozialistenkomitee geriert sich überall als alleiniger Herr der Situation und schreibt direkt der Masse vor, welche Regierungsinstitutionen als erloschen zu betrachten sind, welche Kommunallasten und Pflichten von nun ab nicht mehr zu tragen und zu erfüllen sind, und droht offen, für Nichterfüllung seiner Befehle allerstrengste Strafen zu verhängen. Mit einem Wort, es ist so, als ob in Stadt und Land keine Kaiserliche Regierung, wohl aber ein Revolutionskomitee Gesetze diktiert und die große, eingeängstigte Masse auch

diesem neuen, noch unsichtbar, aber fühlbaren Regime Folge leiste. Natürlich geht allen Landgemeinden im Windauschen voran Dondangen und Popen, wo die tollsten Verfügungen erlassen, die frechsten Forderungen gestellt werden, Regierung, Bürgerpflicht, Großgrunddesitz existieren ihrer Ansicht längst nicht mehr. — Goldingen bietet ein ähnliches, wenn auch milderes Bild, die Stadt ist ziemlich ruhig, viele konfuse Beschlüsse des Volkes werden auf den Meetings gefaßt, die roten Fahnen, die man anfangs in der Stadt sah, sind auf Befehl des kurländischen Generalgouverneurs verschwunden. — In Tuckum Streiks, Meetings usw. In Talsen fast dasselbe Bild.

In Libau sieht es am traurigsten aus. Der Pöbel herrscht in des Wortes vernegenster Bedeutung, die Polizei ist machtlos, bei Annäherung von Demonstranten zogen sich in den ersten Tagen nach dem 18. Oktober alle Schutzleute und auch die höheren Polizeichargen zurück, die Militärobrigkeit will aber kann dem Unfug der Sozialisten nicht mehr steuern. Man schreckt die einen mit Judenhetze durch die „Tschornaja Sotnja", die andern durch die Ankündigung allgemeiner Plünderung. . . . Daß wir Deutschen eine Judenhetze protegieren könnten, ist solch ein Unsinn, daß man ihn garnicht zu widerlegen braucht, erstens haben wir Kurländer immer gut mit den Juden gestanden, Handel und Wandel ruht seit Jahrhunderten in ihren Händen und politisch sind sie immer auch zur Zeit selbst partikularistischer Strömungen unsere Parteigänger gewesen. Bisher haben die Hebräer, falls sie die Wahl zwischen Letten und Deutschen hatten, stets sich für die Deutschen entschieden, zweitens sagt uns der gesunde Menschenverstand, daß aus der heutigen Judenhetze morgen eine Deutschenhetze entstehen muß.

Auf dem flachen Lande um Libau sieht es ganz entsetzlich aus, die meisten Gutsbesitzer sind ins Ausland oder doch in die Stadt gezogen, die wenigen, die noch da sind, führen das Leben amerikanischer Trapper in Blockhäusern, schlafen mit dem Revolver in der Hand, teilen sich mit ihren Freunden und Gutsbeamten in die Nachtwachen usw.

In den Gemeindeverwaltungen droht ein talentloses Versagen des noch spärlich funktionierenden Verwaltungsapparats, die meisten Gemeindeverwaltungen sind vom Volke abgesetzt und durch willkürlich Gewählte ersetzt. Die onera trägt niemand mehr, Zahlungen hören auf. Die Polizei gibt sich die größte Mühe, diesem anarchistischen Unwesen zu steuern, doch scheint sie nach „oben" keinen Rückhalt zu haben, so daß Verbrecher und Aufwiegler prompt nach ihrer Einlieferung bald

wieder auf freien Fuß gesetzt werden. — Ja, was will die Regierung, will sie die Militär-Diktatur? oder kann sie der Revolution nicht mehr Herr werden? Endlich wäre es doch an der Zeit, offen mit Taten und nicht endlosen Publikationen hervorzutreten . . ., denn niemand versteht diese Schlappheit der Regierung. Auf dem flachen Lande haben die Sozialisten offen erklärt, sie seien bereits die Herren der Situation, die kaiserliche Regierung existiere nicht mehr, alle Befehle der Gouverneure oder gar der Generalgouverneure seien zu ignorieren, da die Regierung nicht mehr die Kraft habe, ihre Befehle ausführen zu lassen. Die Sozialisten sagten auf den letzten Meetings: „Genug des Mordens und Brennens, wir haben viel erreicht und hoffen die Revolution jetzt ohne extreme Mittel zu Ende zu führen." Indirekt geben also diese Feinde der „Tschornaja Sotnja" doch zu, bis jetzt den Terror durch Gewalttaten verbreitet und ausnützt zu haben. . . Der Selbstschutz der staatserhaltenden Elemente kann die Hooligane temporär abhalten von Häuserraub und Morden, aber durchgreifende Maßregeln, die Wiederaufrichtung der Ordnung und Gesetzlichkeit können nur von der Regierung ausgehen, — darum genug der Konzessionen, genug der Pöbelherrschaft."

2. Nov. Libau. **Grabschändungen.** Auf nicht weniger als 43 Gräbern des Alten und des Katholischen Friedhofs in Neu-Libau werden die Glaskästen, in denen die Kränze untergebracht sind, zertrümmert vorgefunden.

3. Nov. Riga. Der alte General a. D. v Grenhagen wird in seiner in belebter Gegend liegenden Wohnung (Mühlenstraße 36) abends von 7 bewaffneten Leuten überfallen, die mehrere Jagdflinten, sowie etwas Geld rauben und darauf unbehelligt verschwinden.

3. Nov. Riga. Der **Börsenkomitee** wendet sich mit einem in zehntausenden von Exemplaren verbreiteten **Aufruf an die Arbeiter Rigas.** Er lautete

„Arbeiter! Es ist Tatsache, daß, infolge des revolutionären Zustands hier im Lande und der damit in Verbindung stehenden Streiks, die Reedereien ihre Schiffe nicht mehr nach Riga senden wollen und die englischen Kohlenexporteure ihre mit Riga geschlossenen Lieferungsverträge kündigen. Hieraus müssen in kürzester Zeit die Konsequenzen erwachsen, daß die bereits seit Beginn des Jahres stark behinderte Fabriktätigkeit, sowie auch der Rigaer Export vollständig aufhören werden. Auch den hiesigen Bahnen droht vollständiger Stillstand, wenn sie ihre in England gekauften Kohlen nicht bekommen. Wir stehen vor der nackten Tatsache, daß die Riga Oreler Bahn den gesamten Winterbedarf an Kohlen noch nicht erhalten hat,

ebenso ganz oder teilweise verschiedene Werke, z. B. die Waggonfabrik, das Walzwerk, „Prowodnik“, „Drahtindustrie“ und noch andere Fabriken. Die furchtbare Gefahr abzuwenden gibt es nur eine Möglichkeit, und zwar die, daß durch sofortige Beilegung aller Streiks und durch die Herstellung geordneter Verhältnisse das Vertrauen des Auslandes wieder gewonnen wird. Kann das geschehen in der kurzen Zeit, in der unsere Navigation noch offen ist? Vielleicht schon in 5 bis 6 Wochen wird Riga wegen Eis nicht mehr erreichbar sein; wenn es aber keine Schiffahrt gibt, so gibt es auch keine Kohlen, und darum auch keine Arbeit auf den Fabriken.

Wir wenden uns daher an Euch, Ihr Arbeiter-Delegierte, namentlich der Waggonfabrik „Phönix“ und unseres Hafens, mit denen so manches ernste Wort gesprochen worden ist und welche der Lage volles Verständnis entgegenbrachten. Wir bitten Euch, tragt es überall hinaus, daß jeder weitere Streik, welcher unsere Schiffahrt behindert, den Verlust aller Arbeit und somit auch des Brotes bedeutet! Derjenige, der jetzt noch streikt, ist Feind Eurer Heimat, Feind des Arbeiters. — Keine Kohlen, keine Schiffahrt — aller Untergang! Wir haben es Euch mehrfach gesagt, wir wiederholen es noch einmal: Denkt an Eure Frauen, an Eure Kinder! Und so soll heute jedermann denken! Es ist genug, gebietet Halt, bewerset durch die Tat dem Auslande, daß es im großen russischen Reiche einen Platz gibt, mit dem man vertrauensvoll arbeiten kann — Eure Heimatstadt Riga! Darin wollen wir alle zusammengehen!“

3. Nov. Riga. Mit Erlaubnis des Gouverneurs findet in den Räumen der Gouvernementsregierung im Schloß eine Versammlung von 117 Land-Gemeindebeamten statt, die nachstehende Forderungen des Volkes aufstellt:

1) Neue Wahlen der Gemeindebeamten (auch der Lehrer und Schreiber) müssen gleich vorgenommen werden. Zu den Wahlen sind alle volljährigen Gemeindeeinwohner, die das 21. Lebensjahr erreicht haben, zuzulassen. Die Gewählten bedürfen keiner Bestätigung, sie können nur durch die Gemeinde selbst oder durch das Gericht von ihren Aemtern entfernt werden.
2) Sämtliche Bücher der Gemeindeverwaltung und des Gemeindegerichts müssen ausschließlich in lettischer Sprache geführt werden. Dieser Beschluß soll sofort durchgeführt werden.
3) Die Tauf- und Totenregister sollen von der örtlichen Gemeindeverwaltung geführt werden.
4) Die Gutspolizei ist abzuschaffen.

5) Das Patronatsrecht muß aufgehoben werden.
6) Die Schulen sollen von der Gesellschaft verwaltet werden. Der Unterricht ist in der Muttersprache und nach einem neuen Programm zu erteilen.
7) Die Naturalleistungen müssen in Geld umgeschätzt werden. An Stelle der Naturalleistungen und der Kopfsteuer ist eine progressive Einkommensteuer einzuführen, zu der alle Gemeindeeinwohner heranzuziehen sind, die Gewerbetreibenden, Kaufleute und Gutsbesitzer nicht ausgenommen. Die Leistungen für die Kirchen sind abzuschaffen. (Die Post und die andern Ritterschaftsgebühren sind nur in dem Falle zu leisten, wenn das Landratskollegium Rechenschaft darüber ablegt, wo und in welcher Weise die früher einkassierten Abgaben verausgabt worden sind.)
8) Den Gutsbesitzern zur Pflicht zu machen, das ganze Gehorchs- und Quotenland, sowie die abgeteilten Landparzellen des Hofslandes, die in der Nutznießung einzelner Personen sich befinden, in kürzester Zeit zu verkaufen.
9) Das Paßsystem ist aufzuheben.
10) Alle Krüge und Monopolbuden sind sofort zu schließen.
11) Der Kriegszustand und der verstärkte Schutz sind aufzuheben und das Militär ist zurückzuziehen.
12) Den Letten soll eine weite Autonomie gewährt werden.
13) Zur Realisierung aller dringenden Reformen ist der Reichstag auf Grundlage des allgemeinen, gleichen, geheimen, direkten Wahlrechts in kürzester Zeit einzuberufen.

Nachdem die Gemeindebeamten ihre Beratungen zu Ende geführt hatten, erschien in ihrer Mitte der livl. Gouverneur. Zuerst wies er darauf hin, daß jetzt auf dem Lande viele Meetings abgehalten werden, die der Polizei garnicht angezeigt sind. Zu den Forderungen äußerte sich der Gouverneur, daß sie, falls sie die Wünsche der ganzen Bevölkerung ausdrücken, befriedigt werden sollen, doch könne das nicht sogleich geschehen, sondern erst später, nach der Einberufung des Reichstages. Die Wünsche sämtlicher Gemeinden sollen ihm eingereicht werden, die er dann in Petersburg vorstellen werde. Zum Schluß ermahnte der Gouverneur alle, die Gemeindeeinwohner zu beruhigen. Wenn die Ordnung nicht hergestellt werde, werde der Kriegszustand proklamiert werden.

Die Versammelten fanden, daß der Gouverneur bei der Einführung der Reformen nicht behülflich sein werde, und beschlossen, ihm keine Gesuche einzusenden

3. Nov. Grobin (Kurl.). Auf der Landstraße bei Illien wird ein Landgendorm überfallen, verwundet und beraubt.

3. Nov. Riga. Beginn eines neuen Eisenbahnstreiks auf der Baltischen Bahn, der bis zum 7. November andauert.
— Der Kurator des Lehrbezirks verbietet die Abhaltung von Schülermeetings in den Schulräumen.
— Die Unsicherheit in der Stadt wächst an; täglich finden Diebstähle, Raubüberfälle usw. statt.

4. Nov. Riga. Ueber das Verhalten der Sozialdemokraten zu Mord- und Raubtaten schreibt die „Rigas Awise".

„In diesen Tagen bemühte sich die „Deenas Lapa" in mehreren Artikeln zu beweisen, daß die Sozialdemokraten an den in letzter Zeit verübten Raub- und Mordtaten nicht beteiligt gewesen sind. Das ist eine freche Verdrehung der Wahrheit und ein Irreführen der Leute. Im ganzen verflossenen Jahre bis zu den letzten Tage ist ein Mord nach dem andern verübt worden, alles Morde, die lediglich politischen Motiven entsprungen sind, oder aber den Zweck hatten, ein früher begangenes politisches Verbrechen zu vertuschen (so sind z. B. in den letzten Tagen in Riga zwei Zeugen ermordet worden). Auf den Versammlungen der Sozialdemokraten spricht man beständig von schrecklichen Kampfmitteln, mit denen man den Gegner schrecken, ihn zum „Zittern" bringen soll. Man möge doch einen jeden ruhigen Arbeiter, ausgenommen die eigentlichen Sozialdemokraten (die nicht den zehnten Teil der Arbeiterschaft ausmachen), fragen, weshalb die Arbeiter sich an der sozialdemokratischen Bewegung und den Streiks beteiligen, die ihnen das Brot rauben und sie ins Elend stoßen, — und man wird die eine Antwort hören: die Anführer haben Waffen, sie verüben Mordtaten und bedrohen uns mit dem Tode, wir fürchten uns vor ihrer Rache. Niemals in der Welt hat eine Partei ihre Sache so mit Mordtaten verknüpft, wie unsere Sozialdemokratie. Wenn die „D. L." unter solchen Umständen jegliche Beteiligung der Sozialdemokratie an den verübten Mordtaten heuchlerisch in Abrede stellt, so fühlt man sich gezwungen zu fragen, ob sie ihre Leser für Narren hält?

Auch die Plünderungen und Gelderpressungen werden gleichfalls im Namen der sozialdemokratischen Partei ausgeführt, wobei sehr oft noch Quittungen im Namen dieser Partei ausgereicht werden. Es ist möglich, daß ein Teil der Sozialdemokraten solche Taten verabscheut, das sind aber Ausnahmen, der größte Teil der Sozialdemokraten hält das alles für ein erlaubtes Kampfmittel. Das geht aus den Sympathiebezeugungen hervor, welche die Sozialdemokraten den Parteigenossen erweisen, die beim Verüben von Raubtaten oder bei Geld erpressungen das Leben einbüßten oder verhaftet wurden.

Diese werden als Helden gepriesen und verehrt. Den Lesern wird nach die in Mitau für solche „Helden" veranstaltete Beerdigungsfeier in Erinnerung sein. Diese Beerdigungsfeier wurde in der „Deenas Lapa" mit Begeisterung und Anteilnahme beschrieben, kein Wort der Ermahnung aber Rüge wurde gegen sie gesprochen. Daraus geht zur Evidenz hervor, daß die theoretischen Behauptungen der „Deenas Lapa" über die Verurteilung der Gewalttaten von seiten der Sozialdemokraten ein plumper Versuch sind, den Leuten Sand in die Augen zu streuen. In jedem praktischen Falle kommt etwas ganz anderes zum Vorschein. Wir sind überzeugt, daß die „Deenas Lapa" in vollem Einklange mit der sozialdemokratischen Parteileitung schreibt, und nach ihrer Haltung in der Mitauschen Beerdigungsangelegenheit können wir getrost behaupten, daß gerade die sozialdemokratische Parteileitung selbst Plünderungen und Gelderpressungen ausübt oder zuläßt. Wenn das anders wäre, dann würde die Parteileitung offen gegen die Verherrlichung von Räubern auftreten, wie sie in Mitau stattgefunden hat."

4. Nov. Libau. Einige mit Revolvern bewaffnete Personen, die sich als Abgeordnete des sozialdemokratischen Komitees ausgeben, revidieren gewaltsam das Marien-Armenhaus und das Knabenhospiz, finden das in beiden Anstalten verabreichte Essen quotitativ und quantitativ für ungenügend und die Versorgung und Behandlung der Armen überhaupt für verbesserungsbedürftig, und verordnen unter Androhung der Todesstrafe, daß für die Aufbesserung der Lage der Armen und der Hospizzöglinge die Vorsteher dieser Anstalten, Pastor Freyberg und Lehrer Krause, aufzukommen hätten.

4. Nov. Libau. Drei aus Livland gebürtige und auf der Heimreise begriffene Müllergesellen werden als angebliche Mitglieder der „schwarzen Sotnja" von Arbeitern verhaftet und sollen „zur Aburteilung" in die Drahtfabrik (einem Hauptherd sozialdemokratischer Umtriebe in Libau) gebracht werden. Sie werden aber durch die Polizei befreit.

5. Nov. Selsau (Livl.). Das Kosul- und das Esup Gesinde werden nachts von mehreren Bewaffneten überfallen und ihre Besitzer erschossen.

5. Nov. Rigascher Kreis. Die Lage auf dem Lande wird von einem gut orientierten Bericht der „Rig. Rundschau" beleuchtet. In den Kirchspielen Lenneworden, Aschenaden, Sissegal, Sunzel und in den benachbarten Gebieten herrscht eine vollständige Anarchie. Ueberall werden ohne Genehmigung der Polizei Volksversammlungen abgehalten, auf denen sozialdemokratische Redner das Volk aufreizen und aufwieglerische Schriften verteilen. Die Gemeinde-

verwaltungen sind überall abgesetzt. An deren Stelle sind sog. „Selbstverwaltungs-Bureaus“ gewählt, die gewöhnlich aus 6 Männern und 4 Frauen bestehen. In einzelnen Gebieten sind diese Bureaus schon in Funktion getreten, in den meisten Gemeinden sollen aber die bisherigen Gemeindeverwaltungsorgane bis zum Neujahr beibehalten werden, um die rückständigen Kopfsteuerzahlungen beizutreiben. Nach dem neuen Jahre sollen überall die Bureaus die Gemeinden verwalten und überall die Kopfsteuer durch eine progressive Einkommensteuer ersetzt werden. Nach dem schon ausgearbeiteten und teilweise angenommenen Steuersystem wird ein Knecht im Ganzen 50—60 Kop. und ein Wirt etwa 7 Kop. pro Lofstelle jährlich zu zahlen haben. Die Gutsländereien sollen in gleicher Weise zum Besten der Gemeindekasse besteuert werden. Sämtliche Zahlungen an die Höfe, die Ritterschaft, den Kreditverein usw. sind schon jetzt eingestellt. Diejenigen Wirte, die im geheimen irgendwelche Zahlungen leisten sollten, sollen boykottiert werden. In den genannten Kirchspielen sind alle Krüge geschlossen und der Verkauf in den Kronsbranntweinniederlagen ist eingestellt worden. Die Monopolgebäude in Sissegal, Sunzel und Kroppenhof sind mit sämtlichen Branntweinvorräten von Volkshaufen verbrannt worden. — Zum Selbstschutz, angeblich gegen die „schwarze Rotte“, ist eine Volksmiliz nach der Art der Nachbarhilfe gebildet worden. In allen Gesinden sieht man moderne Revolver und andere Waffen. Die meisten Buschwächter und Gutsverwalter sind ihrer Waffen beraubt worden. — In Ringmundshof haben die Gesindewirte 500 Rbl. zum Ankauf von Waffen assigniert. Als vor etwa 10 Tagen die Mitglieder des neugewählten Bureaus in Ringmundshof durch die Polizei verhaftet wurden, trat die Volksmiliz zum ersten Mal in Aktion. Zirka 400—500 bewaffnete Leute hatten das Gut umstellt und forderten die Freilassung der Inhaftierten. In wenigen Stunden waren alle Wirte in einem Umkreise bis zu 25 Werst signalisiert, die mit ihren bewaffneten Knechten nach Ringmundshof eilten. Als die erwünschte Befreiung der Verhafteten erwirkt war, wurden die Herbeieilenden durch berittene Boten zurückbeordert. Um die Waffen nicht einrosten zu lassen, ziehen die jagdlustigen Bauern in die Gutswälder, wo sie tagelang Jagdfrevel verüben. — In fast allen Schulen wird der Unterricht schon nach dem neuen Programm erteilt, d. h. in der lettischen Unterrichtssprache und ohne den Religionsunterricht. Selbst die Morgen- und Abendandachten sind abgeschafft. Die Lehrer behaupten, daß „das Volk“ auf der sofortigen Einführung des neuen Schulprogramms bestanden habe. — Die

Agitatoren der Rigaschen sozialdemokratischen Partei, die auf den Volksversammlungen als Hauptredner fungieren, verlangen für die Landarbeiter den 8stündigen Arbeitstag und unerschwinglich hohe Löhne. Gegen die Durchführung dieser unsinnigen Forderungen sind alle Gesindewirte, weil sie den vollständigen Ruin unserer Landwirtschaft bedeuten.

6. Nov. Kokenhusen. Eine große Volksversammlung findet statt, wie sie hier seit dem 23. Oktober jeden Sonntag abgehalten wurden. Zur Unterhaltung der früher erschienenen Leute wurden verschiedene Betrachtungen über die französische Revolution vorgetragen. Als die Versammlung eröffnet und zum Leiter einstimmig der Gemeindeschreiber Krober gewählt worden war, passierte eine kleine Störung. Aus der rechtgläubigen Kirchenschule, wo auch ein Meeting stattgefunden hatte, kamen neue Teilnehmer an mit roten Fahnen und in Begleitung von 20 Soldaten unter der Führung eines Offiziers. Der Offizier verlangte die Auslieferung der Fahnen und ihrer Träger, im Weigerungsfalle drohte er zu schießen. Um einem unnützen Zeitverlust vorzubeugen, beschloß die Versammlung die Auslieferung der Fahnen, in Bezug auf die Träger wurde dem Offizier die kategorische Antwort zuteil: „Ein jeder Teilnehmer der Versammlung ist bereit, die rote Fahne zu tragen, und auch in der Zukunft wird es geschehen." Darnach konnten die Verhandlungen ungestört fortgesetzt werden. Zuerst wurde eine aus 8 Personen bestehende Schulkommission gewählt, welche für die Wohleinrichtung der Schule sorgen und diese gegen die Gewalttätigkeiten der Administration schützen soll. Den zweiten Punkt der Tagesordnung bildeten die Krüge, die alle im Laufe einer Woche geschlossen werden müssen, wenn das nicht geschieht, werde die Versammlung selbst für die Ausführung ihres Beschlusses Sorge tragen. — In Betreff der politischen Parteien und der lettischen Autonomie wurde beschlossen, vom Bureau ein progressivdemokratisches Programm ausarbeiten und das Projekt der lettischen Selbstverwaltung durch ein Steuersystem ergänzen zu lassen. Die Versammlung erachtete für notwendig, eine Delegiertenversammlung aller lettischen Gemeinden zu berufen. Da aber die Gemeindebeamten, die zum livländ. Gouverneur beschieden waren, ein besonderes Bureau gegründet haben, dessen Präses Krober ist, so wurde letzteres beauftragt, in nächster Zeit eine Delegiertenversammlung des ganzen Lettenlandes (Latwijas) nach Riga einzuberufen.

7. Nov. Pernigel (Livland). Volksversammlung bei der Kirche. Eine anschauliche Schilderung der Vorgänge entwirft folgender Privatbericht: „Gedruckte Anzeigen waren

schon Tags vorher vor der Kirchentür und auf dem Wege reichlich ausgestreut. Schon gegen 10 Uhr versammelten sich einige Menschen und wurden recht ungeduldig, als ihre Herren Redner sie warten ließen. Einige alte Weiber fragten ganz verwundert, ob denn der Pastor nicht bald kommen würde, um Gottesdienst zu halten. Dann sah man die Menge zum Kruge strömen, um von dort in geordnetem Zuge unter Absingung eines revolutionären Liedes nach der Melodie „Ein' feste Burg" wieder auf dem Platze zu erscheinen. Die Redner stellten sich auf die Kirchentreppe, der erste von ihnen suchte der Menge Zweck und Ziel der Sozialdemokratie zu erklären; er beteuerte immer wieder, daß ihr Gewalttat und Mord ganz fern lägen, daß sie nur das wahre Wohl des Volkes vor Augen hode; die Menge solle sich ihr anschließen und gemeinsam mit ihr vorgehen, dann werde sie alles erreichen. Unter anderem hieß es: „Nicht der Regierung verdankt ihr das Manifest vom 17. Oktober, wir durch unser mutiges Vorgehen haben es euch verschafft, wir haben euch die Freiheit unter der roten Decke, auf der der doppelköpfige Adler steht, herausgerissen. Jetzt will man unsere Freiheit wieder beschränken, aber von nun an werden wir nicht mehr bitten oder warten, nein, wir nehmen, was uns zukommt." Die Witte wurden aufgefordert, ihre Pachtzahlungen einzustellen, wobei der Ruf: Nost ar kungeeml (Fort mit den Herren!) erschallte. Weiter hieß es: „Alle Gemeindeältesten, Schreiber und Lehrer, die nicht mit uns gemeinsame Sache machen, werden boykottiert." Die Schulen müssen sofort geschlossen werden, damit die Lehrer Zeit finden, sich über die Auswahl gleicher Schulbücher zu beraten, um dann sofort den Unterricht in lettischer Sprache führen zu können. Bei dem Punkt „Kirche" wurde gesagt, die Lehre der Kirche decke sich nicht mit der Lehre der heiligen Schrift, denn was die äußere Form betrifft, müsse vor allem zuerst das Patronat abgeschafft und Neuwahlen vorgenommen werden. Da der Pernigelsche Pastor auch ein vom Patronat gewählter sei, müsse man ihn absetzen, und die Anwesenden wurden aufgefordert, die Hand zu erheben, wenn sie gegen den Pastor wären, worauf ungefähr ein Drittel der Versammlung die Hand erhob. Damit nicht zufrieden, wurde die Gesellschaft durch weitere aufreizende Worte veranlaßt „Nost, nost!" zu schreien. Auch dieses Geschrei, obgleich von einigen mit Energie ausgestoßen, fand doch nicht so allgemeine Nachahmung, als es gewünscht zu werden schien. Während weitere Redner ihren Hohn und Spott noch über den Pastor ergossen (der Hauptvorwurf, der ihm gemacht wurde, war, daß er 52 Mal im Jahr Komödie spiele und selbst nicht glaube, was er rede), sah

ich Weiber vor Entrüstung weinen, Männer vor Wut mit den Zähnen knirschen, doch hatte nur einer den Mut aufzutreten und zu sagen: „Als in unserem Gebiet über den Pastor abgestimmt wurde, hat kein einziger die Hand gegen ihn erhoben!“ — das war alles. Als ein dem Pastor zugetanes Weib den Mann fragte: Warum konntet Ihr nicht mehr sagen? sagte er: Ihr saht ja, wie sie mich von der Treppe drängten! Dem Leiter der Versammlung schien allerdings viel daran zu liegen, den Eindruck dieser kurzen Worte zu verwischen, denn es hieß gleich, das Gebiet, von dem der Redner spreche, sei weit von der Kirche, seine Bewohner kämen ja selten zur Kirche, daß sie über die Person des Pastors nicht orientiert seien. Einige Menschen aus der Versammlung stürzten ins Pastorat und boten den Pastor unter Tränen, doch zu kommen und die Redner Lügen zu strafen, was der Pastor aber natürlicherweise verweigerte. Wie viel Gutes ein gewandter Redner in dieser Versammlung hätte wirken können, liegt auf der Hand. Wenn auch viel Gemeinheit, Bosheit, Unwahrheit und vor allem eine unglaubliche Schwäche und Angst dabei zutage traten, so regte sich bei vielen doch ein gutes, gesundes Gefühl der Entrüstung, das leider keinen Führer fand. Die Ordnung während der Versammlung war musterhaft. Zum Schluß wurde wieder ein Lied gesungen nach der Melodie „Wachet auf! ruft uns die Stimme!“ — Das Herz bricht einem, wenn man sieht, wie das Weiß der Gesinnung unter schlichten, kaisertreuen, pietätvollen, friedliebenden Strandleute gewaltsam in Blutrot gewandelt wird.“

7. Nov. Forstei Oso (unter Woidoma, NWpl.). Überfall. Gegen 7 Uhr abends erschienen auf der Forstei 4 bewaffnete Männer, die 300 Rbl. verlangten und Einlaß begehrten. Als dieser ihnen an der Haustür verweigert wurde, versuchten sie die Küchentür zu forcieren. Hier aber trat ihnen der Förster Gottfried Poley entgegegen und gab mehrere Schüsse auf die Eindringlinge ab, durch die er einen von ihnen niederstreckte und einen zweiten verwundete. Hierauf entfernten sich die Expropriateure unter Drohungen. Der Förster Poley, der mit Recht annahm, daß sie sich Verstärkung holen würden, entbot in aller Eile einige Leute aus der Nachbarschaft zur Hülfe.

Die Räuber begaben sich von hier zunächst zur Forstei Woiseck, wo sie das Telephon demolierten und dem Förster Flantz die Flinten, Uhren und Geld erpreßten und ihn schließlich zwangen, sie mit seinen Pferden nach Peofer zu schicken. Hier trafen sie gegen 1 Uhr nachts ein, raubten die Flinten und Geld, worüber sie namens der „sozialdemokratischen Partei“ quittierten. Von hier aus ließ sich die inzwischen stark

angewachsene Bande zu Wagen wieder zur Forstei Ojs bringen, wo sie um 4 Uhr morgens eintraf. Ein ohrenbetäubendes Kriegsgeschrei verkündete ihre Ankunft. Nachdem sie den Türspiegel eingerannt, entwickelten sie durch die Oeffnung ein regelrechtes Feuer, das der entschlossene Förster nach Kräften erwiderte. Nachdem ihm seine zu Hülfe geeilten Genossen, der Munition entbehrend, einer nach dem andern durch den Küchenausgang verlassen hatten, sah sich der Förster einzig auf sich allein angewiesen. Er ließ sich dadurch nicht irre machen und verteidigte sich und seine ihm Munition reichende Frau durch unentwegtes Schießen. Und seine Entschlossenheit und Mannhaftigkeit führte den ungleichen Kampf soweit zu Ende, daß die Bande unter Zurücklassung zweier Toten sich nach Sangla davon machte. Ein dritter schwer Verwundeter starb bald darauf im Hospital in Fellin. Außerdem war noch ein anderer verwundet worden. Der Polizei gelang es bald darauf 4 Räuber bei der Verfolgung und 2 weitere in Dorpat und Oberpahlen festzunehmen. Alle übrigen entkamen. — „Item — schrieb dazu der „Fell. Anz." — das mannhafte Auftreten des Försters Paley verpflichtet die gesamte Einwohnerschaft des Kreises zu aufrichtigem Dank."

6. November. Tuckum (Kurland). Eine Versammlung von Gemeindebeamten des Tuckumschen Kreises im Geselligkeitsverein faßt folgende Beschlüsse (Text nach der „Balt. Wchstn.")

1) In Anbetracht dessen, daß die bisherigen Gemeindebeamten nach dem Klassenwahlsystem gewählt sind, das dem Manifest vom 17. Oktober widerspricht, verfügt die Versammlung in allernächster Zeit sämtliche volljährige Gemeindeeinwohner ohne Unterschied des Geschlechts zusammenzuberufen, welche ein Exekutivbureau zur Erfüllung der Gemeindeobliegenheiten wählen sollen. Die Mitglieder des Bureaus sind auf Grundlage des allgemeinen Stimmrechts zu wählen. 2) Die Bestimmungen über die Geschäftssprache in den Gemeindeinstitutionen sollen die betreffenden Gemeindeverwaltungen treffen. 3) Es soll die Aufhebung des Kriegszustandes und des verstärkten Schutzes, sowie die Abschaffung der Gutspolizei gefordert werden. 4) Es ist die Einberufung der konstituierenden Versammlung auf Grundlage des allgemeinen, direkten, gleichen und geheimen Wahlrechts zu verlangen.

6. Nov. Mariendurg (Livl.). In der Kirche wird der Gottesdienst gestört. Zu Beginn der Predigt wird auf dem Orgelchor eine rote Fahne entfaltet, dem Pastor Schweigen geboten und ein revolutionäres Lied angestimmt. Da es unmöglich war, die Ruhe herzustellen, verließen Pastor Waller und der gleich-

falls anwesende Oppekalnsche Pastor F. Treu unter dem Schutz des Kirchenvorstehers und mehrerer hinzugekommener Herren die Kirche. Es wird Polizei requiriert, die auch in Begleitung einiger Soldaten erscheint. Sie entfernt zwar die rote Fahne, jedoch werden revolutionäre Reden noch mehr als eine Stunde lang vor der Kirche von den aufwiegelnden Agitatoren, fremden jungen Leuten, fortgesetzt. Die Kirche wird vom Konsistorium geschlossen.

6. Nov. In Sessegen überfällt eine Bande von 40 Bewaffneten die Eisenbahnstation, wo die Telephanleitung zerschnitten wird, und demolierten sodann die Vorräte in der Monopolbude.

6. Nov. Riga. Auf den Nachtwächter beim Polytechnikum wird von einem jungen Menschen ein Attentat durch zwei Revolverschüsse ausgeübt. Der Attentäter entkommt.

7. Nov. Riga. Ein chiffriertes Telegramm des livl. Gouverneurs Sweginzow an den Minister des Innern vom 3. November schildert die Lage im Lande. Es wird, augenscheinlich durch die Indiskretion eines der zahlreichen lettischen Telegraphenbeamten, in den radikalen lettischen Zeitungen „Baltijas Weßtnesis“ und „Deenas Lapa“ veröffentlicht. Es lautete:

„In Riga herrscht augenblicklich Ruhe. Die revolutionäre Partei hat ihre Tätigkeit auf die ländlichen Kreise verlegt. Im Rigaschen Kreise sind in mehreren Gemeinden Meetings mit Beteiligung revolutionärer Agenten abgehalten worden, auf welchen beschlossen wurde, alle bestehenden Regierungsinstitutionen, sowohl die administrativen wie gerichtlichen, nicht anzuerkennen. Es wurde beschlossen, alle Männer, die Aemter der bäuerlichen Selbstverwaltung bekleiden, abzusetzen, was auch gewaltsam ausgeführt wurde. Es werden besondere Selbstverwaltungskomitees gegründet. Solche Dinge sind im Wendenschen Kreise geschehen, wo außerdem auch Mordtaten und Räubereien nach wie vor vollführt werden. In den Kreisen Walmar, Walk und Dorpat hat dieselbe Bewegung begonnen. Da das Ziel der revolutionären Partei die Begründung einer örtlichen selbständigen Verwaltung ist, so ist ein offener, bewaffneter Aufstand zu erwarten. Die lettischen und estnischen Zeitungen weisen auf die Erfolge hin, die Finnland und Polen erreicht haben. Ich finde, daß die Lage eine sehr gefährliche ist, besonders weil die Garnison, ungeachtet aller meiner Bitten, nicht verstärkt wird. Dringend nötig ist, daß unverzüglich die Garnison durch zwei Regimenter verstärkt, das Liviändische Gouvernement als im Kriegszustande befindlich erklärt werde und daß Generalleutnant Pappen, Kommandeur der 45. Division, ein kluger und energischer Mensch, zum inieremistischen General-

gouverneur ernannt werde. Außerdem ist es notwendig, im Rigaschen Hafen ein zuverlässiges Kriegsschiff zu haben, in welches das Geld der Reichs- und Privatbanken im Betrage von mehreren Millionen Rbl. überzuführen wäre. Die Militärmacht Livlands, welche zum Petersburgschen und Wilnaschen Militärbezirkt gehört, müßte einzig dem Generalgouverneur unterstellt werden. Ich tue alle möglichen Schritte mit Energie und die nötigen Erklärungen gebend, aber ich glaube nicht, daß es mir gelingen wird, die Bewohner zu richtigen Anschauungen zu bringen. Das einzige, was erübrigt, wäre, indem ein Ukas über den Kriegszustand erlassen wird, mir den Auftrag zu geben, ihn im kritischen Augenblick selbst bekannt zu machen."

7. November. Riga. Die Besitzer der Läden an der Kalkstraße richten einen besonderen Schutz ihrer Magazine durch bewaffnete Nachtwächter ein.

— Auf einen Gendarm, der zwei jüdische Taschendiebe zum Verlassen des Bahnhofs auffordert, werden von diesen und mehreren andren Juden 12 Revolverschüsse abgegeben; er wird verwundet.

— In der Marienstraße wird ein Polizeiagent durch 10 Revolverschüsse und einige Messerstiche getötet; Schutzleute, die ihn retten wollen, werden gleichfalls beschossen, einer von ihnen verwundet

— Zwei Dragoner werden auf dem Heimwege nach ihrem Standort in Thüringshof auf der Mitauer Chaussee beim Schagarkruge von einem Volkshaufen überfallen, verprügelt und verwundet.

7 u. 8. Nov. Reval. Ruhestörungen im Alexandergymnasium durch die Schüler.

7. Novembe. Walk. Eisenbahnstreik. Nachdem der am 16. Oktober begonnene Streik auf der Livländischen Zufuhrbahn am 25. sein Ende gefunden, bricht er am 7. Nov. wieder aus, obgleich die Direktion auf die Forderungen bis zum 15. Nov. hatte Bescheid geben wollen. In Stockmannshof bemächtigen sich verschiedene Leute eines Zuges und veranlassen die Beamten zum Mitfahren. Auf der Fahrt nach Walk wurden sämtliche Angestellte, teilweise unter Bedrohung mit Revolvern oder durch Prügel, von jeder Station und jedem Wächterhäuschen gezwungen, die Reise zur Stadt mitzumachen. Jeder entgegenkommende Zug wurde zur Umkehr veranlaßt. Gegen 12 Uhr nachts langte dieser Transport mit 3 Lokomotiven in Walk an. Auf jeder Station wurde als erstes die Telephonverbindung unterbrochen. In der Stadt hielten die Angestellten der Livländischen Zufahrbahn ihre Versammlungen im Mäßigkeitsverein ab unter dem Präsidium fremder Elemente, worauf sie der

Direktion eine abermalige Reihe von Forderungen stellten, die teils wirtschaftlicher Natur waren, teils andere Dinge betrafen, z. B. daß die Entlassung und Neuanstellung von Dienenden nur mit ihrer Genehmigung geschehen dürfe, daß fernerhin eine Reihe von Angestellten entlassen werden solle, da sie sich den Streikenden nicht angeschlossen hätten usw.

8. November. Pernau. Störung des Gottesdienstes in der Elisabethkirche. Bericht eines Augenzeugen (in der „Düna-Ztg."): Pastor Hahn aus Reval sollte im Laufe der ganzen Woche jeden Nachmittag in der Elisabethkirche eine estnische Bibelstunde halten. Nachdem schon in der ersten Stunde sowohl in der Kirche als auch draußen einige Störungsversuche gemacht worden waren, kam es am 8. November zu einer systematisch durchgeführten Gottesdienststörung. Gegen 7 Uhr abends brach von der Haupttüre aus ein Haufe von Halbwüchsigen in die Kirche ein, offenbar Fabrikarbeiter, und begannen Lärm zu machen. Es brach eine Panik aus: alles drängte sich zu den Ausgängen, woselbst ein furchtbares Gedränge entstand. Auch in die Kirchenschänder schien der Schrecken gefahren zu sein, denn nur ganz allmählich wagte sich der eine oder der andere vor. Inzwischen war zur Beruhigung der Gemüter das Lied „Ein feste Burg" angestimmt, während welches die Gemeinde sich beruhigte, aber auch die Fabrikarbeiter sich in der Mitte der Kirche unter der Kanzel sammelten, — eine verwegene Schar, die sich aufs deutlichste von der übrigen andächtigen Gemeinde unterschied. Die Polizei war sofort zur Stelle und eine längere Zeit hindurch verhielten sich die Fabrikarbeiter auch ganz ruhig, so daß Pastor Hahn, der in völliger Ruhe die ganze Zeit über auf der Kanzel geblieben war, nach einmal den Versuch machen konnte, seine Rede fortzusetzen. Für den Fall einer neuen Störung gab er die Nummer des dann zu singenden Liedes an. Kaum hatte er jedoch begonnen, als aufs neue der Lärm losging. Das angekündigte Lied wurde angestimmt und 10 Verse gesungen. Unterdessen hatte sich um den Ausgang der Kanzel eine Menge Getreuer, sowohl Männer als Frauen, zum Schutze vorgestellt, denn immer näher kam der allmählich ungeduldig gewordene Haufe und immer gefahrvoller wurde die Situation. Schon wurde der erste, allerdings nicht sehr energische Ansturm unternommen, der jedoch durch eine Anzahl sich vorschiebender tapferer Männer und Frauen glücklich abgehalten wurde. Als eine Fortsetzung des Gottesdienstes aussichtslos war, begann Pastor Hahn die recht hohe Kanzeltreppe hinabzusteigen. Auf halber Höhe stehen bleibend, suchte er sich Gehör zu einer Anfrage zu verschaffen, jedoch vergeblich, denn schon flog eine

leere Flasche dicht neben ihm an die Wand. Jetzt kam er endgültig von der Kanzel herab und, begleitet vom Ortspastor und einigen Getreuen, erreichte er unbehelligt die Sakristei. Darauf verließ er unverletzt das Gotteshaus. — Inzwischen wurden die Lichter in der Kirche ausgelöscht, die Gemeinde ging auseinander und auch die Arbeiter begaben sich auf die Straße. Offenbar führten sie gegen Pastor Hahn draußen noch weiteres im Schilde, was aus den vielfach vernommenen Rufen: „in den Sack, in den Sack!“ zu schließen war. Da sie das Weggehen Pastor Hahns nicht bemerkt hatten, sondern ihn noch in der Sakristei wähnten, stürmten sie aufs neue in die Kirche, speziell in die Sakristei, die sie jedoch leer fanden. Darauf gingen sie im geschlossenen Zuge mit Singen, Pfeifen und Gröhlen davon und zerstreuten sich bald.

8. November. Riga. Der Architekt Aschenkampff wird in seiner Wohnung in der Dünamündeschen Str. von mehreren Männern überfallen, die ihm 3 Gewehre rauben.

8. Nov. Peofer (Liol., Kip. Kt. St. Johannis). Eine Bande von 10 Bewaffneten überfällt das Gutshaus und raubt Geld und Waffen.

8. Nov. Pasak (Estl.) Die Monopolbude wird überfallen und um Geld (200 Rbl.) und Waren (für ca. 900 Rbl.) beraubt.

8. Nov. Backhusen (Kurland) Im Schulhause, wo sich die Telephonzentrale befindet, erscheinen abends etwa 10 Bewaffnete, die den Zentralapparat zerstören und die Leitungen durchschneiden. Sie begeben sich darauf nach dem benachbarten
— Amdothen, wo sie den Pastor Lundberg suchen, um, wie sie seinem Sohne, einem Gymnasiasten, erklären, dem „Gottesknecht“ mit dem Revolver das Lebenslicht auszulöschen. Der Pastor war jedoch zufällig abwesend. Darauf verbrannten sie die Kirchenbücher und das gesamte Kirchenarchiv.

8. Nov. Arrasch (Liol.). Das Pastorat wird von einer Bande überfallen und eine Flinte geraubt. Auch Geld wurde namens des sozialdemokratischen Komitees gefordert, was jedoch vom Pastor zurückgewiesen wurde. Als Text zur nächsten Predigt wird ihm Jakobi 5, 1—6 vorgeschrieben.

8. Nov. Tabaiken (Kurl.). Etwa 200 zur Gemeinde gehörige Personen erscheinen unter Anführung eines fremden jungen Mannes im Gemeindehause, zerstörten unter dem Gesang von Freiheitsliedern den Gerichtsspiegel, die ausgestellten Bekanntmachungen und ein Kaiserbild, verjagten die Wächter und befahlen den anwesenden Gemeindeältestengehülfen und dem Gemeindeschreiber, ihre Aemter niederzulegen. Durch diesen Vorfall wurde die Tätigkeit der Tabaikenschen Gemeindeverwaltung jedoch nicht unterbrochen

9. Nov. Riga. Die Kronsmonopolbuden an der Peripherie der Stadt sind zum großen Teil geschlossen.

10. Nov. Bellenhof (Livl.). Zwanzig Bewaffnete überfallen abends den Gutshof. Der Verwalter und der Förster werden gezwungen ihre Gewehre auszuliefern und die Bande zum Herrenhaus zu geleiten. Der Besitzer, E. v. Grünewald, war abwesend. Das Haus wurde nun nach Waffen durchsucht und mehrere Flinten usw. geraubt. Schließlich zwang die Bande den Kutscher, sie in 2 Gutsequipagen nach Riga zu bringen.

10. Nov. Riga. Der livl. Gouverneur erläßt eine Bekanntmachung an die Bauern, daß das Manifest vom 17. Oktober nicht so aufgefaßt werden dürfe, als ob jetzt jeder tun könne, was ihm beliebe, und warnt vor Eigenmächtigkeiten.

10. Nov. Kazdangen (Kurl.). Die Mühle wird abends von Bewaffneten überfallen, die mehrere hundert Rbl. erbeuteten.

10.—14. Nov Riga. Ein Kongreß der lettischen Volksschullehrer wird im Lokal des II. Lettischen Vereins (Romanowstr. 25) eröffnet. Ueber 1000 Personen, darunter etwa 600 Schullehrer, die nicht bloß aus der Nähe, sondern auch entfernteren Gegenden Livlands und Kurlands herbeigeeilt waren. Der Kongreß war von dem Bureau der sozialdemokratischen Gruppe der Elementarlehrer zusammenberufen worden, das auch das Programm dazu ausgearbeitet hatte. Zum Präses der Versammlung wurde der Rigasche Elementarlehrer an der Letton-Schule W. Selenko gewählt, zu seinem Assistenten der Lehrer an der Schule des Jonathanvereins H. Nihtin und der Lehrer Dahwis. Im Programm waren Diskussionen über die Mängel der gegenwärtigen Schule, über die Schule der Zukunft, die Stellung der Lehrer usw. vorgesehen. Am Schluß der Sitzung des ersten Tages beschlossen die Lehrer an den Grafen Witte ein Telegramm abzusenden des Inhalts, daß die Letten garnicht eine Autonomie der Ostseeprovinzen, sondern nur Reformen anstreben.

In der Frage des Religionsunterrichts in der Schule faßte der Kongreß folgende Resolution:

„In Anbetracht 1) dessen, daß der jetzige Glaube und die jetzige Wissenschaft zwei einander widersprechende Dinge sind, 2) daß der Glaube eine Gewissenssache und durch Lehre überhaupt nicht beizubringen ist, kommt der Kongreß zur Erkenntnis, daß die Kirche von der Schule, desgleichen vom Staat zu trennen und daher der Glaube in der Schule nicht zu lehren ist."

Aus den Debatten über diese Frage ist hervorzuheben, was nach dem Referat der „Deenas Lapa" (Nr. 252) der

Lehrer und gagierte Agitator Plachkis über die, wie er sich ausdrückte, „veraltete und für unsren Glauben ganz untaugliche Lehre Christi“ vorbrachte. Die Lehre Christi von der Teilung des Vermögens, meinte er, ist ein utopischer Sozialismus, denn der reiche Jüngling war mit ihr nicht einverstanden. Und wie ist es im Klassenkampfe möglich, seinen Nächsten zu lieben wie sich selbst? Die Moral des Kapitalisten kann, um in der Konkurrenz zu bestehen, keine andere sein, um möglichst viel zu verdienen, daher muß er das Proletariat aussaugen. Christus lehrt Passivität, dulden, keinen Widerstand leisten. Sollen nun die Proletarier leiden und sich den Kapitalisten nicht widersetzen?! Das Proletariat hat eine ganz andere Moral. Diese ist keine Schablone, sondern etwas Reales, was aus den wirtschaftlichen Verhältnissen erwächst. Daher ist diese verrottete christliche Lehre aus der Schule herauszuwerfen und den Kindern nicht aufzudrängen.

Mit Ausnahme nur weniger Redner, die es wagten, ein Wort zu gunsten der christlichen Liebe zu sprechen, vertraten alle anderen dieselben Anschauungen. Derrmann, ein Mitglied des revolutionären Exekutivkomitees, stellte die Forderung auf: „Die Wissenschaft muß die Kinder revolutionieren, so daß sie erleuchtet in das junge Leben treten.“ Der Schriftsteller Akuratets, der 1905 eine Sammlung revolutionärer Lieder herausgegeben hat, forderte, daß in der Schule soziale Moral gelehrt werde, und die lettische Schriftstellerin Aspasia, daß statt des Religionsunterrichts populäre Logik, Ethik und Aesthetik als Unterrichtsgegenstände eingeführt würden.

Eine zweite Resolution betraf die „Klärung der politischen Anschauungen der Volksschullehrer“ und lautete:

„In Anbetracht der großen Bedeutung des Arbeiterstandes für die Ideale der ganzen Menschheit spricht der Kongreß seine Solidarität mit den Bestrebungen und Idealen der sozialdemokratischen Arbeiterpartei aus, und faßt den Entschluß, mit allen Kräften ihren Kampf zu fördern.“

Aus den Debatten über diesen Punkt merkt die Chronik einen Ausspruch an, den ein von der sozialdemokratischen Lehrervereinigung Petersburgs zum Kongreß entsandter Lehrer getan hat, er sagte, „die Lehrer müßten zu einer bestimmten Partei gehören und sich am allgemeinen revolutionären Kampfe beteiligen. Allerlei liberale, bedeutungslose Vereinigungen schießen jeden Tag auf wie Pilze, aber die echte Volkspartei ist die sozialdemokratische Arbeiterpartei, die Lehrer werden wohl so weit erwachsen sein, daß sie zu erkennen vermögen, daß ohne ein Stützen auf diese Partei von irgend einer Reform der

Volksschule nicht die Rede sein kann. Deshalb ist zuerst unbedingt notwendig, daß man sich unter die Fahne dieser Partei stellt, bevor man ein bewußtes Glied dieser Partei wird."

Der Kongreß arbeitet ein besonderes Unterrichtsprogramm für die Volksschulen aus, in dem der Religionsunterricht ausgemerzt ist, und das künftig in allen Schulen zur Anwendung gelangen soll, was dann auch in der nächsten Zeit in sehr vielen Schulen auf Gemeindebeschluß geschehen ist. (Vgl. das Schulprogramm des Lehrerkongresses in deutscher Uebersetzung in „Balt. Monatsschr." 1906, Hft. 1, S. 63—78.)

Zum Schluß beschloß der Kongreß ein Zentralbureau der lettischen Volksschullehrer-Vereinigung zu konstituieren, in das folgende Personen gewählt wurden. die Lehrer W. Selenko, H. Rihtin, Dahwis, J. Zelm, Inhaber einer Privatschule in Riga, und Plahkis, der Lehrer am Alexandergymnasium und Präses des russischen literarischen Zirkels in Riga Solotarew, der Pastor und Militärprediger Jurris Rosen, das Glied des Föderativkomitees Derrmann, der rigasche Stadt-Elementarlehrer Mednis, der Lehrer und Redakteur des lettischen Blattes „Pret Saule" Skalde, die Lehrerin Frau Rihtin, der Leiter einer privaten Knaben-Handelsschule A. Kenin, das Glied des Föderativkomitees J. Assar und der Stadtelementarlehrer-Adjunkt Lejeneek. — Dieses Zentralbureau der lettischen Volksschullehrer-Vereinigung hielt am 16. November seine erste Sitzung ab, auf der zum Präses Selenko, zu seinem Gehilfen Zelm und zum Schriftführer Rihtin gewählt wurden. Ferner beschloß das Zentralbureau, aus den Vertretern der „Gesellschaft" den revolutionären Schriftsteller Rainis-Pleekschan zu kooptieren und das Föderativkomitee der lettischen sozialdemokratischen Arbeiterpartei aufzufordern, zu den Sitzungen des Zentralbureaus einen Delegierten zu entsenden. Das Zentralbureau beschloß auch ein eigenes Siegel zu führen und regelmäßige Sprechstunden im Lokal der Privatschule von Zelm abzuhalten.

Die Tätigkeit und der Einfluß dieses Zentralbureaus sind in der Folge in sehr bemerkenswerter Weise hervorgetreten. Von sämtlichen 604 Volksschullehrern und Lehrerinnen im lettischen Teile Livlands haben sich nachweislich 184, d. h. 30,5 % aktiv an der revolutionären Bewegung beteiligt. — (Vgl. Die lett. Revolution Bd. II (Brln. 1908) S. 370.)

11. Nov. Karkus (Livl.). Die letzte Heu- und Futterscheune des Gutes geht durch Brandstiftung in Flammen auf. Die gesamte Futterernte ist vernichtet.

11. Nov. Riga. Unter Führung von einigen jungen Leuten zieht eine Schar von Schülern zur Freischule der Martinskirche, wo sie im Hof eine rote Fahne aufzieht und revolutionäre Lieder singt. Eine Bande erzwingt auch den Schluß des Unterrichts in der Schule von Maddaus in Hagensberg.

11. Nov. Reval. Ausstand der Hafenarbeiter. — Die Fabrikleitungen haben den Arbeitern den Lohn auch für die Streiktage voll ausgezahlt; so die Fabrik „Dmigatel" 3000 Rbl., von denen die Arbeiter die Hälfte zum Ankauf von Waffen bestimmen.

11. Nov. Lasdohn (Livl.). Pastor Ehrmann, Lette von Geburt, verläßt die Pfarre, nachdem er bereits früher ein Schreiben erhalten hatte, in dem er unter Drohungen dazu aufgefordert wurde. Dieses Schreiben wurde später mit der Unterschrift des lokalen sozialistischen Komitees in hektographierten Flugblättern verbreitet.

12. Nov. Riga. An zwei Stellen werden Kondukteure der elektrischen Straßenbahn während der Fahrt um die Taschen mit dem eingenommenen Gelde beraubt.

13. Nov. Pernau Versammlung der Volksschullehrer des Pernauschen Kreises. Die Versammlung beriet über die Lage der Schullehrer und fand die gegenwärtig eingehaltene Methode des Religionsunterrichts für schädlich. Infolgedessen wurde proponiert, die Zahl der Religionsstunden zu verringern und die gegenwärtig in Gebrauch befindlichen Lehrbücher abzuschaffen. Ferner wurde beschlossen, die russische Sprache einzig als Lehrgegenstand zu behandeln und allen übrigen Unterricht im Estnischen zu erteilen, und hielt es für unbedingt nötig, in den Elementarschulen Unterricht in der Hygiene, Naturgeschichte, Weltgeschichte und Zeichnen einzuführen.

13. Nov. Riga. An den Straßenecken in den Vorstädten sind Proklamationen angeklebt, in denen die Bevölkerung aufgefordert wird, sich zu bewaffnen und eine sozialdemokratische Republik zu gründen.

13. Nov. Groß-Würzau (Kurl.). Seit Mitte April war die Kirche geschlossen. Der vom Konsistorium provisorisch angestellte Vikar Pastor G. sollte am 13. November zum ersten Mal wieder predigen. Da sich jedoch das Gerücht verbreitet hatte, daß man es nicht dazu kommen lassen würde, so hatte sich die wenig zahlreich erschienene Gemeinde vor der Kirche versammelt und wagte sich nicht hinein, ein Bombenattentat befürchtend. Als nun einige beherzte Leute doch hineingingen, folgten noch andere ihrem Beispiel, und der Gottesdienst begann. Als der

erste Vers eines Chorals gesungen war, drängte sich eine ganze Schar junger Leute, ein revolutionäres Lied brüllend, in die Kirche und zwangen die Orgel zu verstummen. Der Pastor bestieg die Kanzel und versuchte zu den Leuten zu sprechen, doch vergebens, das Gebrüll des revolutionären Liedes wurde um so lauter, so daß dem Pastor und der Gemeinde nichts anderes übrig blieb, als die Kirche zu verlassen. Bei dieser Gelegenheit wurden seitens der Kirchengänger Aeußerungen verlautbart, daß man sich zusammentun und solche Störer des Gottesdienstes mit Gewalt aus der Kirche entfernen müßte.

Anfang und Mitte November. Volksversammlungen auf dem Lande.* Fast überall in Kurland

---

*) Eine große Versammlung im II Lettischen Verein in Rigo (Romanowstr. 25) fand, wie hier nachzutragen ist, am 30. Oktober statt. Sie war von über 1000 lettischen Sozialdemokraten und Nationalisten besucht und wurde von den beiden Brüdern J. und H. Assar, dem Schriftsteller J. Rainis-Pleekschan, dem Journalisten J. Janson, dem Advokaten Aroch Berg, dem Journalisten A. Deglow, dem Pastor J. Rasen u. a. geleitet. Den Gegenstand der Tagesordnung bildeten Verhandlungen, wie man die bestehende Stadtverwaltung stürzen könnte. Die Versammlung hatte den Zweck, die anwesenden kleinen Hausbesitzer, Kaufleute ꝛc. gegen die Stadtverwaltung zu beeinflussen.

Die Hauptredner waren die beiden Assars und Deglow. Wie ein roter Faden zog sich durch alle Reden die Losung der demokratischen Partei. Was nicht gegeben wird, soll genommen werden, und die Behauptung daß die besitzenden Klassen, hauptsächlich die deutschen Kreise und die Polizei, angeblich die „schwarze Sotnja" unterstützen. Die jetzigen Stadtväter sollen angeblich schlafen, von ihnen sei nichts zu erwarten. Wenn sie auch der Stadt etwas Gutes gäben, so ließen sie sich das noch besser bezahlen. Ein Redner äußerte, die Stadtverwaltung sei „ein Satze mit faulem Kompfe, in dem ein Deutscher sitze." Eine lettische Stadtverordneten-Versammlung mit Weinberg oder Grohwald an der Spitze wäre jedoch noch schlimmer als die jetzige, denn das jetzige Stadthaupt habe sich der Arbeiterpartei gegenüber nicht so feindlich verhalten, wie z. B. Weinberg in seinem Organ, der „Rigas Awise", und im Verein lettischer Hausbesitzer. Eine demokratische Partei, bestehend aus Letten, Russen und Juden, müsse ans Ruder kommen. Ein Hausbesitzer protestierte gegen eine solche Vertretung unserer Stadt. Die Stadtbewohner kennen diese Partei mit ihrem Terror genügend. Er wurde ausgepfiffen. Ein Delegierter des Föderationskomitees ersuchte diese Beschuldigung terroristischer Handlungen von der Arbeiterpartei abzuwälzen. Das Föderationskomitee habe den Arbeitern den Befehl erteilt, Gewalttätigkeiten und Ausschreitungen zu verhindern und das Privateigentum zu schützen. Die Rigaschen Kleinbürger, die von den Arbeitern leben und gleichfalls unter dem Druck der jetzigen Stadtverwaltung zu leiden hätten, sollen sich der Arbeiterpartei zum gemeinsamen Kampfe gegen die herrschende Stadtvertretung anschließen. Zu diesem Zweck sollen die Kleinbürger und Arbeiter eine feste Organisation schaffen und der Stadtverwaltung gegenüber eine bestimmte Stellung einnehmen; keine Stadtabgaben zahlen, ein Projekt einer neuen Stadtvertretung ausarbeiten und gegen die jetzige Stadtvertretung agitieren. Die lettischen Stadtverordneten sind aufzufordern, an den Sitzungen der jetzigen Stadtverordnetenversammlung nicht teilzunehmen, wenn sie nicht zu Verrätern ihres Volkes gestempelt sein wollen. Sämtliche Stadtverordneten sind aufzufordern,

und Süd-Livland finden Massenmeetings statt, die unter sozialdemokratischer Leitung stehen und meist sich dem sozialdemokratischen Programm in ihren Resolutionen anschließen. Ueberall werden „Exekutivkomitees“ gewählt, von denen Mitte November in Kurland 190, in Livland wahrscheinlich ca. 170 funktionieren (vgl. Die Lettische Revolution, Brln. 1908, S. 225), die alle unter der Oberleitung der sozialdemokratischen Zentrale standen. An mehreren Orten werden die Meetings in den Kirchen abgehalten, so z. B. in Seßwegen, in Loesern. Die gefaßten Beschlüsse sind fast überall, mit einzelnen Variationen, die gleichen: Abbrechung aller Beziehung zu den Regierungsinstitutionen bis zur Einberufung einer „konstituierenden Versammlung“, Sistierung der Gemeindewahlen bis zur Einführung des allgemeinen, gleichen, geheimen, direkten Wahlrechts, Forderung der Freilassung aller politischen Verbrecher, Aufhebung der Armee und Polizei und Schaffung einer Volksmiliz, Verweigerung der Pacht- und anderer Zahlungen, Schließung der Krüge, Einführung der Muttersprache als Unterrichtssprache in den Schulen, wobei der Religionsunterricht nur fakultativ sein darf, Uebergabe der Gutswälder in die Verwaltung der Gemeinde, Aufhebung des Kriegs- und Belagerungszustandes, Einberufung einer „Baltischen Konferenz“ auf demokratischer Grundlage u. a. — An einigen Stellen wurde ein besonderes Augenmerk auf die Religionsfrage und die Abschaffung der Kirche gerichtet. So erklärte ein Redner in Werschu, wo der Leiter des Meetings der Student Delle war (vermutlich derselbe, der seinerzeit in Laudohn die Kanzel mit einer roten

---

auf der nächsten Sitzung der Kleinbürger und Arbeiter zu erscheinen, um ihnen die Meinung des Volkes mitgeteilt werden wird.

Die Versammlung faßte schließlich (nach der „Dernas Lapa“) folgende Resolution: „Da die gegenwärtige Stadtverwaltung nichts getan hat, um die Ordnung in der Stadt aufrecht zu erhalten und auch nicht fähig ist es zu tun, da sie nur einen kleinen Teil der Einwohner repräsentiert, dem gegenüber Teil aber, insbesondere den lettischen Interessen, entgegenarbeitet, wobei die Polizei, die von der Stadt bezahlt wird, geradezu die Urheberin und Erhalterin der Unordnungen ist, erachten die lettischen Kleinbürger, daß die Ordnung erst dann hergestellt werden wird, wenn die Stadtverordnetenversammlung auf Grund allgemeinen Wahlrechts erneuert sein, und wenn eine Volksmiliz eingeführt sein wird, die sich nicht bloß aus einer kleinen Zahl deutscher Mitbürger, sondern aus der gesamten Gesellschaft zusammensetzt. Um zur Wahl einer neuen Stadtverordnetenversammlung und zur Einführung einer Volksmiliz zu gelangen, beschließen die lettischen Kleinbürger, sich zu organisieren, ein Projekt für die Neuwahl der Stadtverordneten auszuarbeiten und mit der Arbeiterpartei Hand in Hand zu gehen, um dieses Projekt durchzuführen.“

Das sodann erwählte Exekutiv-Komitee aus 26 Personen sollte sofort ein Telegramm in diesem Sinne an den Minister Witte richten, was auch geschah. Das Telegramm war unterzeichnet: „Das Exekutivkomitee der Hausbesitzer und Kaufleute, Romanowstraße 25.“

Maske bestiegen hatte. Vgl. Balt Rev.-Chronik Bd. I S. 65), daß die Pastoren ja nichts verstünden: „Nichts als Schweine sind sie, sie mästen sich, fort mit ihnen!" Als dann hier ein andrer Mann auftrat und ruhig seine entgegengesetzte Meinung in der Religionsfrage vorbrachte, wurde er einfach niedergeschrien. An anderen Stellen wurde auch die Berechtigung des Privateigentums überhaupt erörtert, so (nach der sozialdemokratischen „Deenas Lapa") in Segewold. An einigen Orten wurde auch über die Verteilung des Landes an die Landlosen verhandelt, so in Schmarden (Kurl.), wo ein Redner die Frage ausführlich beleuchtete und zuletzt zu dem Schluß kam, daß eine Landverteilung an die landlosen Knechte durchaus inopportun sei. Auf seine Frage, ob alle verstanden hätten, erschallte ein vielstimmiges „Ja". — Registriert zu werden verdient, daß in Fockenhof die Versammlung beschloß, sich von allen Gewalttaten fernzuhalten. —

Meist konnten diese Meetings ungehindert vor sich gehen. Nur hie und da gelang es, sie zu hindern. So wurde z. B. ein Meeting in Neu-Pebalg vom Kreischef Iwanow mit Kosaken auseinandergetrieben. — In Luttringen und Neuenburg (Kurl.) kam es zu einem blutigen Zusammenstoß mit Militär (14. Nov.).

Am 13. November machte der temp. kurländische Generalgouverneur bekannt, daß alle Meetings fürs erste verboten sind, und stellte der Polizei und dem Militär anheim, alle Zusammenrottungen mit Waffengewalt auseinanderzutreiben. — Schon wenige Tage später kam es infolgedessen zu einem Zusammenstoß in Sehmen (Kurl., bei Tuckum), wo ein Meeting stattfand. Hier erschien der Kreischefgehülfe mit Dragonern. Als nun die Versammelten sich weigerten auseinanderzugehen und Anstalt machten sich zur Wehr zu setzen, endlich auch 2 Schüsse fielen, gaben die Dragoner 2 Salven ab, wonach alles auseinanderstob, 4 Verwundete auf dem Platze lassend.

13. Nov. Rodenpois (SLivl.). Zusammenstoß einer Volksversammlung mit Militär. Der in Schloß Rodenpois stationierte Kornett Medynski hatte von seinem Vorgesetzten telephonisch aus Riga den Befehl erhalten, das in der Nähe des Hofes Rodenpois belegene Gemeindehaus, bei Gelegenheit einer Sonntag auf genanntem Gute angesagten Volksversammlung, zu schützen. — Gegen 2 Uhr nachmittags erhielt er die Nachricht, daß die Versammlung auf dem Platze vor dem Gemeindehause zusammentreten wolle und daß auch 40—50 mit Flinten bewaffnete Männer dabei seien. Infolge dieser Meldung schickte er den Landgendarmen hin, um die Beteiligten zu bereden, von einer Versammlung beim Gemeinde-

hause Abstand zu nehmen. Als der Landgendarm nach geraumer Zeit nicht zurückkehrte, entschloß sich der Kornett, da ihm jede Nachricht von den Vorgängen beim Gemeindehause fehlte, mit 17 Dragonern zu Fuß zum Schutze des Gemeindehauses aufzubrechen. Bei seiner Ankunft bemerkte er, daß die das Gemeindehaus umgebenden Büsche und Tannendickichte von mit Flinten bewaffneten Männern besetzt seien. Er nahm nun eine fächerförmige Aufstellung dem Gemeindehause gegenüber ein, auf ca. 50—60 Schritt vor den in den Gebüschen verborgenen Bewoffneten, und forderte die Versammlung viermal zum Auseinandergehen und zur Auslieferung der Flinten auf. Obgleich er ruhig und lange sprach (die ganze Unterhaltung dauerte mehr wie eine halbe Stunde), wurde auf seine ersten beiden Aufforderungen mit Schweigen, auf die dritte mit wüsten Schimpfreden und auf die vierte mit Anbacken der Gewehre geantwortet. Da entschloß sich der Kornett den Befehl zum Feuern zu geben und es wurde das Schießen der Dragoner lebhaft von der anderen Seite erwiedert, wobei das ganze Feuergefecht 4—5 Minuten dauerte. Von seiten der Dragoner wurden 102 Schuß abgegeben. Als der Kornett sah, daß die Menge anfing auseinanderzulaufen, ließ er das Feuer einstellen, doch fielen noch nachdem Schüsse von seiten der Gegner. — Dann zog sich der Kornett auf den Hof Rodenpols zurück, da er einen Ueberfall befürchtete. Bei seinem Rückzuge wurde er nicht weiter attackiert. Die Zahl der Toten betrug 5, der Schwerverwundeten 8, im Ganzen wurden ca. 20 Personen verwundet, außerdem ein Dragoner leicht an der Hand. — Während derselben Zeit wurde die in der Hoflage Johannisfeld befindliche Wohnung des Landgendarmen total demoliert. — Bei der Versammlung handelte es sich um Absetzung des Gemeindeältesten und des Gemeindeschreibers, und die Wahl von der Versammlung eigenmächtig einzusetzender neuer Amtspersonen des „Exekutivkomitees".

13. November. **Dorpater Kreis.** Es machen sich hie und da Unruhen bemerkbar. In **Rüggen** wird die Monopolbude geplündert, in **Elwo** findet ein Meeting statt, das die Landgendarmen vergeblich zu verhindern suchen; auch in **Kamby** ist Unruhe zu spüren, in **Kaster** wird eine Strohmiete und eine Scheune in Brand gesteckt.

14. Nov. **Marzen. Überfall eines Kosakenpikettes durch Revolutionäre.** Ein Augenzeuge berichtet darüber.

Schon am 10. November war eine Sozialisten-Versammlung beim Alt-Kalzenauschen Gemeindehause zusammenberufen. Der in Alt-Kalzenau stationierte Ehrenkreisschefgehülfe A. von Brümmer hatte davon erfahren, ritt mit seinen Kosaken hin

und löste die Versammlung auf. Sie hatte zwar eine drohende Haltung angenommen, als sie aber sah, daß der Kreischefsgehülfe seiner vom Gouverneur empfangenen Instruktion gemäß von der Feuerwaffe Gebrauch machen lassen wollte, ging sie auseinander. Zu einer vom Pastor auf Wunsch der Lehrer zum 11. November in die Kalzenausche Gemeindeschule berufenen Versammlung erschien der Kreischefsgehülfe gleichfalls mit seiner Truppe, weil er befürchtete, daß die Tags zuvor gestörten Sozialistenführer, die aus der Umgegend und aus Riga gekommen waren, sich auch dort einfinden und Gehör erzwingen könnten. Daß die Befürchtung nicht ohne Grund war, zeigte sich deutlich darin, daß die Versammelten in Gegenwart der Polizei nicht dableiben wollten, sondern trotz der Aufforderung des Pastors zum Bleiben, auseinandergingen. Man erfuhr bald, daß zum 14. November in Martzen, welches schon den Sommer über der Herd der sozialistischen Bewegung in dieser Gegend gewesen war, wo sie sich am sichersten fühlten, eine Versammlung angesetzt sei. Der Polizei angezeigt war auch diese nicht, und der Ehrenkreischefsgehülfe v. Brümmer, zu dessen Bezirk Martzen gehört, hatte daher die Pflicht, auch diese wieder zu verhindern. Weil aber dort ein ernstlicher Widerstand zu erwarten war, hatte er sein Piket durch Kosaken aus Festen bis auf 20 Mann verstärkt und auch aus Riodohn Infanterie erbeten, die zur bestimmten Stunde ihm versprochen war. — Die Schar von Alt-Kalzenau her hatte unmittelbar vor Martzen einen Wald zu passieren, wo sich einige Granit- und Kartoffelgruben und längs der Straße dichtes Gebüsch befinden. Vorgerückt wurde mit der gewöhnlichen Vorsicht, indem 2 Kosaken in einer Entfernung von etwa 50 Schritt von der übrigen Schar die Vorhut bildeten und den Weg rekognoszierten. — Schon besanden sich diese an der letzten Waldecke, gegenüber der griechisch-orthodoxen Schule und nahe dem Gemeindehause, als plötzlich aus dem Walde Schüsse fielen. Der eine der Vorhutkosaken stürzte tot vom Pferde, der andere verwundet, verschwand mit seinem Pferde, hat aber, wie er nachher erzählt, schon einige Schritte weiter die im Hinterhalt liegenden Angreifer zu Gesicht bekommen und auf sie feuern können. Fast gleichzeitig erdröhnten auch Salven gegen die Hauptschar, an an deren Spitze ein Unteroffizier und hinter ihm der Kreischefgehülfe mit seinem Bruder ritt. Auch der Unteroffizier wurde verwundet und schied aus dem Gefecht, der Kreischefgehülfe erhielt einen Schuß an die Stiefelschächte, ein andrer riß ihm die Mütze vom Kopf, sein Bruder wurde von Schrotkörnern im Schenkel getroffen, beider Pferde wurden verwundet, in der Mitte der Truppe stürzte ein Kosak schwer verwundet vom

Pferde, andere wurden leichter verwundet, auch Pferde wurden getroffen und ein paar stürzten. Der Kreischefgehülfe ließ die Leute absitzen, da aber auch zu Fuß weder ein Angriff noch eine Verteidigung gegen den unsichtbaren, fortgesetzt aus dem Hinterhalt schießenden Feind möglich war, zog die Schar, stets das Feuer erwidernd, sich langsam auf eine einige hundert Schritt zurück liegende größere Lichtung im Walde, in deren Mitte sich ein Hügel befindet, zurück. Von dort aus war Nachricht in den Hof Alt-Kalzenau geschickt und waren Transportmittel requiriert worden. Auch der schwer verwundete Kosak war dorthin mitgenommen worden und starb dort. Der Feind folgte der Schar bis zum Waldrande und beschoß sie beständig. Als er aber nach etwa halbstündigem Gefecht Anstalt machte, von der anderen Seite heranzuschleichen und den Weg nach Alt-Kalzenau zu verlegen, trat der Kreischefgehülfe mit seiner dezimierten und blutriefenden Schar den traurigen Rückzug an und erreichte weiter unangefochten das Gut. Der verwundete Vorhutkosak fand sich, schwer verwundet, zu Fuß unterwegs auch wieder zu den andern. — Im ganzen sind 2 Kosaken gefallen und 2 schwer verwundet, von den Pferden war eines tot und 6 verwundet. Das Pferd des verwundeten Vorhutkosaken soll lebend in den Marzensschen Hofesstall gekommen sein, ist aber nachher auch beim Gemeindehause tot liegend gesehen worden. Die Zahl der Angreifer hat etwa 200 betragen. Man meint, daß auch sie Tote und Verwundete haben. Die Infanterie blieb aus. Wäre sie rechtzeitig dagewesen, so hätte sie die Sozialisten aus ihrem Hinterhalt schon vorher vertreiben oder während des Angriffs ihnen in den Rücken fallen können, da nach der Richtung, woher sie kam, der Hinterhalt offen lag. — Ob die geplante Versammlung noch stattgefunden, ist unbekannt, es ist aber wohl möglich, daß sie doch in besonders gehobener Stimmung noch getagt hat, da es noch früh am Nachmittag war.

Aus dem Vorfall ist ersichtlich, daß die sozialistischen Revolutionäre bewaffneten Widerstand zu leisten und sich ihr vermeintliches Recht, ohne Anzeige bei der Polizei Versammlungen halten zu dürfen, mit Waffen zu erkämpfen gesonnen sind. Und dem gegenüber erweist sich die jetzige Truppenzahl, die der Polizei zur Verfügung steht, als zu gering, wenn der Kampf nicht ein vergeblicher sein soll.

14. Nov. Riga. Fünf junge Leute beraubten in einem Tramwagen den Kassierer der Straßenbahnen um 1260 Rbl. Sie entkommen. In den letzten Tagen waren auf den Straßenbahnen nicht weniger als 6 Beraubungen ausgeführt worden. Kein Mal waren die Räuber ergriffen worden.

15. November. Riga. Morgens früh wird der Detektivbeamte Sondo am Thronfolgerboulevard überfallen und durch 6 Revolverschüsse lebensgefährlich verwundet. Die Mörder verschwanden. Nachtwächter und Schutzleute waren in der Nähe nicht zu sehen. Erst als ein von einem durch die Schüsse aufgeweckten Herrn herbeigeholter Dwornik auf seiner Pfeife pfiff, erfolgte, was das Schießen nicht hatte bewirken können. Nachtwächter, Schutzleute erschienen, um sich des Verwundeten anzunehmen. „Dieser Fall", sagte ein Tagesblatt, „ist typisch für die ganze Art und Weise, wie bei uns der Sicherheitsschutz ausgeübt wird."

15. November. Riga Beginn des Post- und Telegraphenstreiks (der bis zum 18. Dezember anhält, länger als irgendwo im Reiche) Der Leitungsdraht nach Petersburg ist unterbrochen; auch der nach Baldera wird gewaltsam gestört, indem ca. 20 streikende Beamte ins Telegraphenkontor des Börsenkomitees eindringen und unter Drohungen die Einstellung der Tätigkeit erzwingen.

15. Nov. Segewald. Eine Bande erzwingt die Schließung des „Hotel Segewold" und eines Kruges, nachdem tags zuvor bereits die Monopolbude gewaltsam geschlossen wor. Auch das Buffet auf der Eisenbahnstation sollte geschlossen werden, als jedoch der Stationschef von der Bande irgend ein Schriftstück irgend eines „Komitees" verlangte, zog diese schimpfend ab, da sie ein solches nicht hatte.

15. Nov. Mitau (Livl.). Die Monopolbude wird von 2 jungen Leuten beraubt, die eine Quittung der Lettischen sozialdemokratischen Vereinigung hinterlassen.

15. Nov Techelfer (bei Dorpat) Drei Wirtschaftsgebäude des Gutes brennen nieder. Die Feuerwehr wird durch einen Haufen von allerlei Leuten in ihrer Arbeit gestört, indem die Schläuche durchschnitten werden, die Wasserzufuhr gehindert und die Löschmannschaft mit Steinen beworfen wird. Schließlich gab die Feuerwehr einen Schreckschuß ab, der von der andern Seite durch Schüsse erwidert wurde. Nun stob die Menge auseinander. Das rechtzeitig requirierte Militär erschien erst nach mehreren Stunden.

16. November. Riga. Ein Menschenhaufe demonstriert bei den Kasernen in der Artilleriestraße, wobei er mit einer Patrouille Dragoner zusammenstößt. Als aus der Menge geschossen wird, gibt auch ein Dragoner 2 Schüsse in die Luft ab. Das genügte die Menge zu zerstreuen.

16. November. Römershof (Livl.). Abends erscheint auf der Eisenbahnstation ein Haufe von ca. 300, vielfach bewaffneten

Leuten. Der Führer bekreuzigte sich zunächst vor dem Heiligenbilde, nahm es von der Wand herunter, küßte es, zerschlug darauf das Glas und übergab es der Menge. Sodann wurde die Schließung des Buffets durchgesetzt und die Patente geraubt.

16. Nov. Kokenhusen. Als der aus Riga zurückkehrende Kreisschefgehülfe v. Petersenn sowie der Oberförster v. G. abends am Kokenhusenschen Vereinshause vorbeifahren, fallen vom Felde her 2 Schüsse, die Kugeln fliegen dicht über den Köpfen der beiden Herren weg, die das Feuer ihrerseit sofort erwidern, aber der Dunkelheit wegen ohne Erfolg. Am andern Tage war in der Gegend überall das Gerücht verbreitet, daß die beiden Herren auf harmlose Bauern geschossen hätten.

16. Nov. Praulen (Livl.). Ein Spiritustransport der Brennerei Praulen wird unterwegs bei Lasdohn von einer Bande überfallen, die Fässer demoliert und der Spiritus verbrannt.

16. November. Seßwegen (Livl.). Die Ermordung der beiden Brüder A. und E. von Aderkas wird von einem Augenzeugen, der sich in der Nacht vom 16. auf den 17. Nov. mit mehreren anderen Herren im Verwalterhause von Seßwegen bei dem Generalbevollmächtigten Adolbert v. Aderkas befand, geschildert. Dieser berichtet:

„Um 9 Uhr abends, als wir eben vom Teetisch aufgestanden, stürzte der Seßwegensche Post- und Telegraphenchef Loppekin totenbleich ins Speisezimmer und teilte uns mit, daß eine gewaltige Volksmenge, wie er sagte tausende, ihn aus seinem Komptoir gerissen und ihn beauftragt hätte, sie zur Verwalterwohnung zu begleiten und sich selbst Eingang zu verschaffen, um dem Herrn v. Aderkas zu sagen, er solle, nach 5 Minuten Bedenkzeit, alle vorhandenen Waffen ausliefern, sonst werde der Hof abgebrannt und kein Stein vom Schloß auf dem andern gelassen werden. Bei dem Bevollmächtigten A. v. Aderkas befanden sich an diesem Abend sein Bruder, der ehrenamtliche Kreischefgehülfe Eugen von Aderkas, ferner der Oberförster Werner Lalschewitz, der Oberbuchhalter Viktor Punschel, ein sehr jugendlicher Offizier Saatschi-Samatscha, Kammandeur der hier stehenden Soldaten, und ich. Ich selbst wohnte im Doktorat und war erst um 8 Uhr abends mit Verbandzeug und Instrumenten gekommen, weil Aderkas mich telephonisch benachrichtigt hatte, daß für diesen Abend wohl ein Angriff zu erwarten wäre. Außerdem befanden sich in der unteren Etage des Hauses der Schreiber Lappekin, ein Vetter des Telegraphisten und 18 Soldaten, die in 2 Zimmern einquartiert waren. Vor der vorderen Haustür, die offen war,

ſtanden zwei Soldaten auf Poſten, welche Befehl hatten, bei der erſten Gefahr Schüſſe abzugeben, damit wir oben ſofort benachrichtigt wären. Als aber der Telegraphiſt Lappekin mit der ganzen großen Bande an der Haustür vorbeiging, gaben die Soldaten keine Schüſſe ab, ſondern zogen es vor ihre Kameraden zu benachrichtigen; mit dieſen kamen ſie die Treppen hinaufgeſtürmt und ſtellten ſich im Saal auf. Damit war der vordere Aufgang, bei offener Haustür, der Bande freigegeben und ſofort war das ganze Haus unten und die Treppe von bewaffneten Revolutionären beſetzt. Die hintere Haustür hatte der Schreiber Lappekin auf inſtändiges Bitten ſeines Vetters, des Telegraphiſten, geöffnet, ſie aber ſofort wieder geſchloſſen und keinen Revolutionär hereingelaſſen, welche auch ruhig, alle bewaffnet, auf der Veranda warteten, bis ihr Abgeſandter mit einem Beſcheid von Herrn v. Aderkas zurückkehren würde.

Nachdem nun der Telegraphiſt ſeine Botſchaft überbracht hatte, griffen wir zu den bereit liegenden Flinten und wollten ſofort in Verteidigung treten, da aber der Telegraphiſt inſtändig bat, ihn zuerſt hinauszulaſſen, ſo beſchloſſen die beiden Brüder Aderkas und ich ihn nach unten bis zur hinteren Haustür zu begleiten. Im Korridor trafen wir den Schreiber Lappekin, der die Tür losſchloß und ſeinen Vetter hinausließ. Sogleich wälzte ſich uns nun die bewaffnete Bande von der Veranda entgegen. A. v. Aderkas forderte ſie auf nicht zu ſchreien, zurückzutreten und ihre Wünſche anſtändig vorzubringen. Als wir drei nun ſo vor der Bande ſtanden, jeden Augenblick gewärtig eine Salve zu erhalten, begannen die Auseinanderſetzungen mit A. v. Aderkas. Der Anführer der Bande erklärte, die „Tſchornaja Sſotnja“ ſei in Marzen geweſen und habe Kinder und Weiber gräßlich hingeſchlachtet und verſtümmelt, ſie würde bald auch hier auftreten und alle Letten abſchlachten. Auf meine Frage, wer denn eigentlich die berühmte „Tſchornaja Sſotnja“ bilde, ſagte der Führer: Die Deutſchen haben ſich mit den Ruſſen und Juden zur Ausrottung der Letten verbunden. Geben Sie alle Ihre Waffen ab und wir werden auch Sie ſelbſt ſchützen. — Auf meine weitere Frage, wann wir denn hoffen dürften, unſere Waffen wiederzuerhalten, antwortete der Führer: Vielleicht nach 14 Tagen, vielleicht auch nach 5—10 Jahren. — Wir gingen auf eine Auslieferung nicht ein und A. v. Aderkas ſagte ihnen, ſie ſollten ruhig nach Hauſe gehen, die „Tſchornaja Sſotnja“ ſei ein Hirngeſpinſt.

Doch immer drohender wurden die Forderungen. Draußen johlte und ſchrie eine wilde Menge und ab und zu knackten die Flintenhähne, Signale wurden geblaſen und von der Veranda der Befehl erteilt, mit dem Brennen anzufangen, weil wir die

Auslieferung der Flinten hartnäckig verweigern. Nun verlangte der Anführer noch 450 Flinten, die in Kisten verpackt im Schloß versteckt seien. A. v. Aderkas fragte ihn, wer denn eigentlich mit all diesen vielen Flinten schießen solle, da wir doch nur einige wenige Herren wären. Jener erwiderte, das sei ihm einerlei, aber die Flinten müßten sie haben. Nach langem vergeblichem Reden beschloß A. v. Aderkas 4 Flinten und 2 Revolver abzugeben und dazu sollten 5 Mann mit nach oben kommen. Diese verpflichteten sich dabei, nichts anzurühren und nach Empfang der Waffen abzuziehen. — Kaum jedoch waren wir auf der nach oben führenden Treppe, da stürzte die ganze Bande nach und drängte uns vorwärts Und nun ging ein Suchen im ganzen Hause los; auch nach den hierher geretteten Geisterschen und Liddienschen Flinten wurde geforscht, die auch verpackt auf einen Schranke gefunden wurden. Die Soldaten hielten unterdessen die übrigen von der Bande in den Vorzimmern zurück. Einige von dem „Fünfmänner"-Komitee fingen an ganz offen kleine Wertsachen zu stehlen, auf eine Bemerkung A. v. Aderkas' hin und auf Befehl des Anführers gaben sie die Sachen wieder zurück.

Unterdessen war das ganze Haus unten voll von Revolutionären Diese begannen am Geldschrank zu manipulieren und Herrn Punschels Kisten aufzubrechen. Ich verblieb mit Lakschewitz und den Soldaten oben, während beide Brüder Aderkas, Punschel, der Offizier und der Schreiber Lappekin nach unten gingen, um die Bande dort im Zaum zu halten. Im Soldatenzimmer waren bereits eine silberne Uhr und Patronen gestohlen worden. — Inzwischen war die Uhr bereits 11 geworden, da erschienen die Brüder Aderkas mit dem Offizier oben, zündeten eine Laterne an und sagten mir, daß sie ins Schloß gehen würden. Adalbert v. A. steckte seinen Browning zu sich; sein Bruder Eugen schnallte leider seinen Revolver und Säbel ab und ging ohne jegliche Waffe aus dem Hause; der Offizier war vollkommen bewaffnet, mit Säbel und Militärrevolver.

Ich habe in der Eile leider kein Wort mit A. v. Aderkas mehr sprechen können; nur soviel hörte ich, die Leute von der Bande hätten ihr Ehrenwort (?!) gegeben, daß wenn die Herren nicht schießen würden, auch von ihrer Seite kein Schuß fallen würde. — A. v. Aderkas hat niemals die Meinung ausgesprochen, daß ein bewaffneter Widerstand ganz ausgeschlossen sei, auch kein Wort davon gesagt, daß er die Verantwortung nicht auf sich nehmen könne, wenn das Gut in Flammen aufginge. Was er bei sich gedacht haben mag, hat kein Mensch vernommen. Ich glaube, daß er auch nach der

Auslieferung der Flinten dennoch fürchtete, das Gut möchte angezündet werden, wenn dem Wunsche der Bande, das Schloß auch noch zu durchsuchen, nicht nachgekommen würde. Auf seinen Schultern lag ja auch eine große Verantwortung für das ihm anvertraute Eigentum. Ich glaube, er hat bei sich gedacht: lieber liefere ich die Flinten aus und gehe ins Schloß, bevor vielleicht alles in Flammen aufgeht. Dennoch bleibt ein hoher Grad von Leichtgläubigkeit bestehen. Man muß aber berücksichtigen, daß wir in Sefwegen die ersten waren, welche überfallen wurden, daß noch nirgends so gemordet und noch kein Gut angezündet worden war, wir alle daher damals noch etwas harmloser dachten.

Die drei genannten Herren gingen also ins Schloß, der Offizier, ohne den Soldaten ein Wort zu sagen und ohne eine Order zu hinterlassen. Um 12 Uhr nachts schrieb mir A. von Aberkas, ich solle ihm einen Schlüsselbund aus seinem Schreibtisch schicken. Diese Nachricht überbrachte ein kleiner Knabe, der mitteilte, daß daher noch nichts vorgefallen sei, es werde bloß alles durchsucht. Am 1 Uhr kam der Diener vom Schloß, zitternd und bleich, und sagte, die Bande hätten bereits Schränke demoliert und sei gegen die beiden Aberkas sehr frech; Eugen v. A. hätte einem bereits eine Ohrfeige dafür gegeben. Der Diener war nach weiteren Schlüsseln abgeschickt worden. Der Offizier hatte nichts sagen lassen, so daß die Soldaten im Verwalterhause verblieben.

Etwa um $^3/_4$2 Uhr hörte ich draußen einen Revolverschuß fallen und bald darauf eine fürchterliche Salve abgeben, dann wurde es für etwa eine Minute still, — dann erfolgte wieder eine zweite starke Salve. Bei der ersten Salve eilte ich auf die Veranda und glaubte, die Bande zöge davon und gebe, wie gewöhnlich, eine sogen. Renommiersalve ab. Gleich darauf hörte ich im Dunkeln einen Menschen laufen und rufen: Laßt die Herren nicht herein! Nun glaubte ich wieder annehmen zu müssen, daß die beiden Brüder vom Schlosse zurückkommen, daß die Bande das gesuchte angebliche Waffenlager nicht gefunden und aus Aerger darüber die beiden Brüder durch Salven einschüchtern und so dazu bewegen wolle, nun doch auch die letzten Flinten in der Verwalterwohnung auszuliefern. In dieser Meinung wurde ich noch bestärkt, als gleich darauf zwei Leute auftraten und sagten: Geben Sie noch zwei Flinten ab, dann werden die beiden Aberkas gleich kommen. — Ich gab nun zwei Flinten her; die Kerle versicherten (!), daß den Brüdern A. nichts passiert wäre und sie sogleich herauskommen würden.

Die Brüder kamen aber nicht. Mir stiegen furchtbare

Ahnungen auf. Da erschienen wieder zwei von den Bandenhelden und sagten, der Offizier befehle, daß zwei Soldaten ins Schloß kommen sollten. Ich teilte ihnen jedoch mit, die Soldaten würden nicht eher kommen, als bis sie eine Karte des Offiziers brächten, auf der dieser den Befehl schriftlich gegeben hätte. Die beiden verschwanden darauf und kamen nicht wieder. Ihre Absicht war augenscheinlich gewesen, die zwei Soldaten draußen zu ermorden, um dadurch die übrigen Soldaten herauszulocken, dann sollte im Dunkeln eine Soldatenmetzelei beginnen und endlich mit uns übrigen allen aufgeräumt werden.

Um ½3 Uhr erschien der Offizier unversehrt und mit seinen Waffen. Ich frage ihn nach dem Verbleib der Brüder Aberkas. Sie müssen noch im Schloß sein, sagt er. Ich bestreite das bestimmt, da sie sich nach Beendigung der Visitation sicherlich nicht mehr im kalten Schloß aufhalten würden. Er bleibt aber bei seiner Ansicht und erzählt, daß sie alle drei zusammen über die Küchentreppe des Schlosses heruntergekommen seien, er jedoch draußen durch den Menschenhaufen abgedrängt und den Schloßberg hinunter in den Park bis zu dem v. Wulffschen Erbbegräbnis gedrängt worden sei. Hier habe in lettischer Sprache ein Gericht über ihn stattgefunden; er habe nichts verstehen können, nur soviel sei ihm klar geworden, daß ein Teil ihn habe töten wollen, während andere für seine Freigabe gewesen seien. Er habe zur Bande gesagt: „Wer mich anrührt, den schieße ich sofort nieder!“ Dann habe ein Mann auf russisch gesagt: „er ist ein guter Mensch“, die Leute wären zur Seite getreten, worauf er unbehindert mitten durch eine kolossale Volksmenge hindurch den Weg zum Verwalterhause eingeschlagen habe.

Jetzt wußte ich sicher, daß die beiden Aberkas getötet waren. Es konnte keine Hoffnung mehr geben. So begab ich mich denn mit dem Oberförster Lakschewitz, Herrn Punschel und dem Offizier zum Schloß; vier Soldaten folgten uns. Der Offizier glaubte so sicher zu sein, daß die Brüder sich noch im Schlosse befänden, daß er sogar das Absuchen der Büsche und Rasenplätze für überflüssig hielt und mit den Herren Punschel und Lakschewitz ins Schloß ging. Ich hatte eine kleine Laterne bei mir und suchte nun mit einem Soldaten den Rasenplatz vor dem Schlosse ab, wo einige hohe alte Linden stehen. Es war sehr dunkel und so neblig, daß man kaum weiter als drei Schritte sehen konnte. Da, plötzlich sehe ich eine dunkle Masse vor mir liegen, ich leuchte mit der Laterne hin und blicke in ein furchtbar entstelltes Totenantlitz — es ist Adalbert von Aberkas. Ich rief nun die andern

Herren herbei, und wie diese über den Rasenplatz schreiten, finden sie, ebenso furchtbar entstellt, unter einer Linde Eugen v. Aderkas liegen.

Grauen und Entsetzen befällt uns beim Anblick der so schrecklich entstellten, grausam hingemordeten Brüder. Und nicht nur ermordet sind sie, sondern auch beraubt: Die Uhren fehlen, die Portmonnais, die Taschenbücher fehlen, ja sogar die goldenen Hemdknöpfchen sind geraubt.

Adalbert v. A. hat 6 Kugeln im Gesicht, das rechte Auge ist total zerstört, mit einem Messer ist die Nase vollkommen aufgeschlitzt, ein Schuß ist durch den rechten, einer durch den linken Oberarm gegangen; ein großer Einschuß findet sich direkt unter dem Herzen, ein weiterer Einschuß (alles mit Rehposten) am rechten Rippenbogen, der die Leber und Därme verletzt hat. Außerdem finden sich am Körper blutig unterlaufene Stellen, welche davon herrühren, daß der Gemordete noch bei Lebzeiten mit Stöcken geschlagen wurde.

Eugen v. A. hat einen Schuß mit Rehposten links hinten in den Rücken erhalten; der Schuß ist vorn über dem Herzen herausgedrungen. Die ganze rechte Seite der Stirn ist durch einen gewaltigen, bis zum Gehirn gedrungenen Hieb durchgeschlagen; ein zweiter furchtbarer Hieb hat das Schädeldach getroffen, ein dritter die linke Schläfe und das linke Ohr durchhauen. Am Halse linkerseits ist eine Messerstichwunde sichtbar; eine kolossale Blutung hat stattgefunden, die Schlag aber muß getroffen sein. Der kleine Finger der linken Hand ist gebrochen.

Der Offizier befahl den Soldaten Zweige zu brechen und über die Leichen zu legen, damit sie besser erhalten blieben — bis zur Ankunft des Untersuchungsrichters! Dieser wohnt aber in Wenden, 80 Werst entfernt, und Post, Telegraph und Eisenbahn funktionieren nicht, wie soll man eine Nachricht an ihn gelangen lassen? Ich protestierte dagegen und schickte zur Knechtswohnung, um einige Knechte zu holen, die die Leichen ins Verwalterhaus bringen sollten. Die Knechte kamen auch und trugen die Toten hin. Keiner von ihnen sagt ein Wort des Mitleids, alle sind stumm, nur einer meint: „ja sie sind wohl sehr stark zerschossen.“ Dann gehen sie stumpf nach Hause. —

Ich erweise meinen beiden Freunden den letzten Dienst. Ich nehme die blutigen Kleider ab, wasche die Leichen und suche durch Pflaster und Klebemittel die schrecklichen Wunden zu verdecken, damit die Gemordeten wieder menschlich aussehen. Dann lege ich beide nebeneinander. Ich schicke einen Boten nach Neu-Schwaneburg und bestelle zwei Särge. Der Bote

wird aber schon in Buzkowsky aufgefangen und ihm bedeutet, daß für „zwei solche Hunde“ keine Särge nötig seien! Mehr kann ich dann nicht tun. Wir sind von allem Verkehr abgeschnitten und das Militär soll nach Modohn zurückgezogen werden. Da übernimmt der Oberförster Lalschewitz die schwere Mission, eine Nachricht vom Geschehenen nach Wenden und Riga zu bringen. —

Am 18. November früh brach ich mit Herrn Sadowsky (vom benachbarten Selsau), dessen Frau und 3 Herren vom Selbstschutz auf. Die Leichen haben dann noch etwa 14 Tage offen im Verwalterhause gelegen. Die aus Riga geschickten Särge blieben in Modohn stehen, weil große Banden sie nicht weiter durchließen. Schließlich kamen sie aber doch in Seßwegen an. Hierauf begleitete der Verwalter Aschin die Särge bis Pebalg, von wo sie weiter nach Wenden gebracht wurden. Hier hat der Kreisarzt Dr. Krwull die Leichenschau vorgenommen. Er hat mir bestätigt, daß andere Verletzungen, als die von mir angegebenen, nicht vorhanden waren. Es hatte nämlich geheißen, daß die Leichen noch nachträglich verstümmelt worden seien, als mehrfach nach Banden von Revolutionären die Verwalterwohnung visitierten. Von Wenden gingen die Särge auf das Aderkasche Erbgut Kürbis. Hier wurden sie von einem alten treuen Buschwächter empfangen. Kein Mensch hat dabei gewagt, ihm Hülfe zu leisten. Er soll allein das Grab gegraben haben Und ohne Pastor, ohne Verwandte, ohne Leidtragende hat er dann die beiden Särge versenkt und den Hügel aufgeworfen, der für immer eine furchtbare Sprache reden wird.“ — —

„Die Mordtat in Seßwegen, von der die Kunde sich mit Windeseile über das Land verbreitete, war das Signal zum allgemeinen bewaffneten Aufstand im südlichen Livland.“

17. November. Riga. Eine große Bande überfällt das Häschen Lapskain und raubt Waffen und Geld.

— Abends wird ein Kolonialwarenhändler in der Lubahnschen Straße von mehreren Leuten in seiner Bude erschossen, weil er sich weigerte sein Geld herauszugeben.

— In der Pernauer Straße wird der Sekretär der Kreditsozietät Adolbert v. Hirschheidt ermordet.

17. Nov. Kabillen (Kurl.). Der Arrendator von Stemhof und Verwalter von Kabillen Alexander Frhr. von Meerscheidt-Hüllesem wird von einer Bande Revolutionäre ermordet.

17. Nov. Stockmannshof (Livl.). Nachts beraubt eine bewaffnete Bande von etwa 8 Mann unter Bedrohung der Beamten die Kasse der Eisenbahnstation um gegen 1000 Rbl.

18. November. Alt-Schwaneburg (Livl.). Aufflammen der revolutionären Bewegung. Nachdem die Familie des Pastors Th. Neander während seiner Abwesenheit in Riga, wo er dem Konsistorium Bericht zu erstatten hatte, gezwungen worden war, das Pastorat zu verlassen und im Schlosse Schutz zu suchen, kehrte der Pastor selbst am 17. Nov. zurück. Sofort wurden von den Revolutionären reitende Boten nach allen Seiten ausgesandt, um die „Volksmiliz" zusammenzurufen und den Pastor, sei's auch mit Gewalt, zum Verlassen des Ortes zu zwingen. Schon in der Nacht mußte man im Schlosse, wo sich außer dem Pastor und dem Bevollmächtigten Herrn v. Kymmel nur noch einige Herren vom Selbstschutz, die den Pastor hinbegleitet hatten, und mehrere Damen und Kinder befanden, auf einen Ueberfall gefaßt sein.

Am 18. November zogen von verschiedenen Seiten her mehrere große Banden, es mögen im Ganzen wohl 500 Mann gewesen sein, auf Alt-Schwaneburg zu. Die eine von diesen wurde an einem Kruge 3 Werst von Alt-Schwaneburg von 24 Kosoken, die aus Tirsen requiriert worden waren, mit angelegten Gewehren hinter einem Zaun liegend, überrascht und in den Krug gedrängt. Nach einigen Schüssen streckte sie auf die Aufforderung der Kosoken die Waffen. Diese Waffen, darunter Flinten neuester Konstruktion und sogar ein Ehrensäbel, erwiesen sich durchweg als geraubt.

Während sich dies am Kruge abspielte, ohne daß man in Alt-Schwaneburg davon wußte, zog eine andere 200—300 Köpfe starke Bande zum Schloß. Beim Gemeindehause trat ihr der Kirchspielsarzt Dr. Th. Pacht entgegen und versuchte, natürlich vergebens, beruhigend einzuwirken. Um 2 Uhr mittags erschien er im Schloß, berichtete über die wilde Stimmung der Aufrührer und teilte mit, das Schloß werde noch diese Nacht gestürmt und das Leben vieler Menschen aufs schwerste bedroht werden, falls der Pastor Neander auf die Forderungen der Aufrührer, den Ort zu verlassen, nicht eingehen sollte.

Pastor Neander war bereit vor Delegierten der Masse zu erklären, daß er alsbald abreisen werde, verwahrte sich jedoch dagegen, daß man das als einen Verzicht auf sein Amt und eine Anerkennung des auf seine Absetzung lautenden revolutionären Meetingbeschlusses auffasse. Bald erschienen drei Delegierte, die im Portal des Schlosses empfangen wurden. Sie sagten zunächst nur, und zwar in ganz höflichem Tone, „das Volk (tauta) ist sehr aufgeregt." (Das war in der Tat in außerordentlichem Maße der Fall. In der Gegend war z. B. geflissentlich das Gerücht verbreitet worden, die Deutschen

würden allen Schulkindern Ohren und Beine abschneiden. Und um diesem Schicksal zu entgehen, wurden am 18. Nov. tatsächlich die Kinder in der Alt-Schwaneburgschen Schule — vom Lehrer nach Hause geschickt!!) Die Delegierten bestätigten darauf die Forderung, daß der Pastor fortfahre, weil es sonst zu einem großen Blutvergießen kommen werde. Daraufhin erklärte der Pastor, daß er, um dieses der anderen Menschen wegen zu vermeiden, bereit sei abzureisen. Als Termin wurde der folgende Morgen festgesetzt. Dagegen verweigerte der Pastor rundweg die geforderte Auslieferung der Kirchenbücher.

Die Tirsenschen Kosaken trafen in Alt-Schwaneburg erst ein, als diese Vereinbarung mit den Revolutionären schon getroffen worden war. Sie hätten mit der Bande leichtes Spiel gehabt, zumal im Schloß noch 15 Mann Infanterie unter dem Kommando eines Offiziers standen. Dieser Offizier aber, ein noch sehr junger Leutnant Baschanow vom Krasnojarskischen Regiment, schritt gegen die Bande nicht nur nicht ein, sondern lieferte ihr sogar auf Verlangen die Waffen aus, die die Kosaken den Revolutionären am Kruge abgenommen hatten. Auch gestattete er ihnen, die Wagen der Kosaken zu durchsuchen, damit sie den Beweis hätten, daß die Kosaken den deutschen Herren keine Waffen und Munition gebracht hätten. Die Verhandlungen zwischen dem Offizier und dem Bandenführer endeten mit einem freundschaftlichen Händedruck. Die Kosaken kamen diesem Befehl nur zähneknirschend und vor Wut fast weinend nach.

Am folgenden Morgen um 8 Uhr reiste der Pastor unter Zurücklassung seiner Habe, nur das allernotwendigste mitnehmend, samt den Seinigen ab, und erreichte, geleitet von den Herren vom Selbstschutz, über Sitta und Bolwa im Witebskischen Gouvernement die Petersburg-Warschauer Bahn.

Am 20. November umstellte wiederum eine größere Bande, zu der viele Auswärtige gehörten, das Doktorat in Schwaneburg und verlangten vom Doktor Pacht, er solle, um Blutvergießen zu vereiteln, ihnen zum Schloß Zutritt verschaffen, damit sie es auf Waffen untersuchen könnten. Doktor Pacht setzte sich mit dem aus Sinohlen hierher geflüchteten Baron Mengden und dem im Schloß stationierten Offizier in Verbindung, und man beschloß, vier Deputierten der Bande, unter der sich auch ein Student befand, die Durchsuchung des Schlosses zu gestatten. Es erschienen aber zehn Mann, die trotz eifrigen Suchens kein Waffenlager fanden und sich mit zwei Gewehren Baron Mengdens begnügen mußten. Darauf äußerten diese selben Deputierten die Absicht, einen im Schloß wohnenden Privatschreiber L. zu erhängen und den Verwalter Herrn von

Kymmel zu erschießen. Mit großer Mühe gelang es Doktor Pacht, unter Appell an den geschlossenen Vertrag, die Bandenführer von der Ausführung ihres Vorsatzes abzuhalten und beiden bedrohten Personen eine Frist von drei Tagen auszuwirken. —

Die revolutionäre Unruhe in der ganzen Umgegend von Alt Schwanenburg und Marienburg nimmt nun von Tag zu Tage zu. Nicht nur einzelne besonders bedrohte Persönlichkeiten, sondern sämtliche Besitzer der Güter, so auch die Verwalter und Arrendatoren lettischer Nationalität sind jetzt gezwungen die Gegend zu verlassen. Zu diesem Schritt wurden sie veranlaßt nicht nur durch die Nachrichten über heranziehende Räuberbanden, sondern auch durch das unbotmäßige Verhalten der Hofsleute, die gegen die Besitzenden und das Verwaltungspersonal eine drohende Stellung einnahmen. Die Hofsleute verweigerten jeden Gehorsam, so daß es kaum möglich war, die zur plötzlichen Abfahrt nötigen Equipagen in Gang zu bringen. Auf dem Gute Alswig wurde z. B der Bevollmächtigte v. B. verhindert abzufahren, indem die eigenen Hofsleute die bereits angeschirrten Pferde gewaltsam ausspannten und niemandem erlaubten, die Meldung über diesen Vorfall an den in Marienburg stationierten Kreisschefgehülfen zu übermitteln. Nachdem der Oberförster des Gutes, Herr F., die Meldung dem Kreisschefgehülfen übermittelt, erklärte letzterer, daß er nicht imstande sei, in irgend welcher Weise behülflich zu sein, obgleich ihm bei Marienburg 36 Infanteristen zur Verfügung standen.

18. November. Riga. Das Nikolai-Gymnasium wird bis auf weiteres geschlossen. Anlaß dazu war folgendes: Ein Schüler der oberen Klasse trifft im Korridor einen weinenden 9jährigen Schüler, der ihm erzählt, er habe von seinem Bruder, der Sozialist sei, am Morgen 40 rote und grüne Bücher erhalten, um sie unter die Schüler zu verteilen; soeben aber hätte ein Lehrer sie ihm abgenommen. Der Gymnasiast teilte dieses seinen Kameraden mit, die nun Lärm schlugen und die Bücher zurückverlangten. Als sie einen abschlägigen Bescheid erhielten, kam es zu weiteren Ausschreitungen, so daß die Lehrerkonferenz sich veranlaßt sah die Bücher, die revolutionären Inhalts waren, den Schülern wieder auszuliefern. Zugleich wurde ihnen aber mitgeteilt, daß das Gymnasium bis auf weiteres geschlossen werde.

— Zwei Monopolbuden werden beraubt, in einer der Verkäufer lebensgefährlich verwundet. Auch in einer privaten Getränkebude wird die Verkäuferin verwundet.

19. November. Riga. In der Realschule Peter I. beginnt ein Schülerstreik. Es werden Proklamationen verteilt, in denen die sofortige Einführung der lettischen Unterrichtssprache in den Mittelschulen verlangt wird. Solche Proklamationen wurden auch in andren Mittelschulen verteilt.

19. Nov. Riga. Ein großer Haufe halbwüchsiger Schüler und Schülerinnen, der eine rote Fahne mit der Inschrift: „Nieder mit der Selbstherrschaft, es lebe die Revolution!“ mit sich führt, zieht vor die Wohnung des Kurators und durch die Straßen. Vor der Börse wird das Publikum sogar mit einer Rede beglückt. Die Schulen werden wieder geschlossen.

19. Nov. Arensburg (Oesel). Die Stimmung der bäuerlichen Bevölkerung ist eine bedeutend erregtere geworden. Volksversammlungen werden in allen Gegenden gehalten, besonders im Peudeschen Kirchspiel, wobei wilde Reden gegen die Gutsbesitzer gehalten und allerlei Forderungen aufgestellt werden: die rückständige Pacht soll gestrichen, das Gutsland verteilt werden usw. — Als in diesen Tagen die Oeselschen Rekruten aus Arensburg nach Riga transportiert werden sollen und zwei Tage auf das Schiff warten müssen, begehen sie allerlei Exzesse, schlagen Fenster und Laternen ein u. dgl., ohne daß es zu ernsteren Zusammenstößen mit dem Militär gekommen wäre. Am 22. werden sie dann expediert.

19. Nov. Jürgensburg. Der ehrenamtliche Kreischefgehülfe Baith. Baron Campenhausen begab sich mit 20 Dragonern zum Jürgensburgschen Gemeindehause, um eine dort stattfindende verbotene Versammlung aufzuheben. Als er die Tür des Gebäudes öffnete, wurde er mit Schüssen empfangen und an Kopf und Schulter verwundet. Gleichzeitig wurde aus den Fenstern des Gemeindehauses ein Feuer auf die Soldaten eröffnet, durch welches 1 Unteroffizier und 2 Pferde verwundet und 1 Pferd getötet wurde.

19. Nov. Stubbensee (Livl. bei Riga) Eine Bande von ca 20 Mann überfällt das Gutshaus, demoliert die Fenster, dringt hinein und erbricht den Geldschrank, nachdem sie vergeblich nach dem abwesenden Besitzer F. Baron Mengden gesucht hatte. Während des Ueberfalls war das Haus außerdem von einer großen Menschenmenge umstellt.

19. November. Libau. Morde und Raubüberfälle sind an der Tagesordnung. Nachdem schon am 16. ein Virginahlenscher Krugspächter auf der Grodnschen Chaussee ermordet worden war (wobei eine der freiwilligen Patrouillen der „Besun“-Arbeiter den Mörder ergriff), wird am 19. abends ein junger

Mann mit zwei Begleiterinnen in der Algofschen Str. von etwa 7 Mann überfallen und durch Revolverschüsse schwer verwundet, während seine beiden Begleiterinnen auf der Stelle getötet werden. — Am selben Abend wird ein Mann in der Memelstraße aus dem Hinterhalt erschossen. In beiden Fällen entkommen die Mörder.

19. Nov. Riga. Kongreß der lettischen Gemeindebeamten aus Livland und Kurland. Es ist der politische Höhepunkt der lettischen revolutionären Bewegung und bedeutete eine offene Absage an die Staatsgewalt.

Der Kongreß war von den Sozialdemokraten inszeniert und vom Kokenhusenschen Gemeindeschreiber Kroder einberufen worden. Er sollte vormittags im II. Lettischen Verein (Romanowstr. 25) zusammentreten; etwa 1500 Gemeindebeamte hatten sich versammelt. Doch erklärte der Polizeimeister, daß die Versammlung nicht stattfinden könne, da sie den Charakter eines „Kongresses" trage und ein solcher vom Minister genehmigt werden müsse. Nun sandte man eine Deputation zum Gouverneur, der zwar den Livländern gestatten wollte, eine Versammlung im Schloß abzuhalten, jedoch die Erlaubnis zu einem Kongreß, an dem auch die kurländischen Gemeindebeamten teilnehmen, verweigerte.

Inzwischen hatten die Delegierten, nachdem sich die Polizei aus dem Lokal entfernt hatte, die Beratungen bereits begonnen und beschlossen, als „private Versammlung" zu tagen. Als die Deputation über das Verbot des Gouverneurs Bericht erstattet hatte, beschlossen die Versammelten nicht auseinanderzugehen und, falls die Polizei den Kongreß auflösen sollte, die Beratungen dennoch an einem andern vorher verabredeten Ort fortzusetzen. Und als am folgenden Tage der Gouverneur eine Deputation der Versammelten zu sich bestellte, um mit ihnen nochmals Rücksprache zu nehmen, beschloß der Kongreß einfach, dieser Aufforderung keine Folge zu leisten.

So tagte der Kongreß dennoch während einiger Tage. Der Gouverneur glaubte sich nicht imstande ihn zu sprengen. Zum Leiter des Kongresses wurde Kroder, zu seinem Substituten J. Assar gewählt. Auf der Tagesordnung standen Beratungen über die „baltische Autonomie", die jedoch J. Assar zu verhindern wußte, indem er ausführte, daß es momentan verfrüht sei, von einer baltischen Autonomie zu träumen, ehe nicht das alte Regime gestürzt sei. Dennoch nahm der Kongreß später eine von Pastor Rosen eingebrachte, schon vom Volksschullehrer-Kongreß akzeptierte Resolution über die baltische Autonomie an, vermutlich um die radikalen

Elemente zufrieden zu stellen. Im übrigen beschränkte er sich auf Verotungen über die Reform der lokalen Gemeindeinstitutionen.

Am 20. November nahm der Kongreß folgende Resolutionen an:

In allen Gemeinden sollen allgemeine Gemeindeversammlungen in nächster Zeit abgehalten werden, an denen alle volljährigen Einwohner der Gemeinde ohne Unterschied des Geschlechts teilnehmen. Die Versammlung beseitigt die alte Gemeindeverwaltung, wählt ein „Exekutiv-Komitee", das mindestens aus 5 Gliedern bestehen soll, reorganisiert das Gemeindegericht, das nach dem Gewissen und nicht nach den Befehlen der Administration Urteile fällen soll, erläßt obligatorische Bestimmungen für die Gemeindegesellschaft, das Gericht und das Exekutivkomitee und wählt Delegierte für eine allgemeine lettische Delegiertenversammlung.

Das Exekutiv-Komitee soll: 1) Weder mit der alten Gemeindeverwaltung und den Administrationsbehörden sich in Relation setzen, noch deren Befehle befolgen. 2) Es muß die Pässe ignorieren, das Gemeindegut von der alten Gemeindeverwaltung in Empfang nehmen, die der Gemeinde gehörigen Wertpapiere den Banken — besonders den deutschen — fortnehmen. 3) Es repartiert und empfägt die progressive Gemeindeeinkommensteuer; 4) gagiert die Lehrer und Gemeindeschreiber; 5) versorgt die Gemeindearmen, 6) verwaltet die Schulen, 7) sorgt dafür, daß die Gutswälder von den Gutsbesitzern nicht ausgehauen werden (!), 8) achtet darauf, daß die von der allgem. Versammlung beschlossene Schließung der Krüge, Monopolbuden, Brauereien und Brennereien durchgeführt wird. Anmerk.: Die genannten Anstalten müssen in allen Gemeinden geschlossen werden. Die Konzessionierung der Getränkeanstalten hängt von der allgem. Versammlung ab 9) Das Komitee beruft die allg. Versammlungen. 10) Es hat dafür zu sorgen, daß die Lage der Landarbeiter in den Gesinden und auf den Höfen aufgebessert wird. 11) Wo ein Gut alle Knechte entläßt, da sollen die Knechte nach den Weisungen und unter Aufsicht des Exekutivkomitees das Gutsland für ihre eigene Rechnung bearbeiten, wobei die Gemeinde das Saatkorn zu geben hat. 12) Es soll die Gemeindeeinwohner schützen und befreien, falls die Administration einige verhaften sollte. 13) Jegliche Zahlungen für die Güter, die Ritterschaft, die Post ꝛc verweigern, solange die Güter keine Gemeindeabgaben zahlen 14) Den Gutsbesitzern keine Vorzugsrechte — z. B. die Jagd- und Fischereiberechtigung — gewähren. 15) Das Verhältnis der Gemeindeeinwohner zu den

Gutsbesitzern regeln. 16) Den Kampf mit der „schwarzen Rotte“ führen.

Das (provisorische) Zentralbureau der Gemeinde Verwaltungen unterhält Beziehungen zu den örtlichen Gemeindeverwaltungen, sowie zu denen der inneren Gouvernements. Nach der Zusammenkunft der konstituierenden Versammlung soll es eine Volksversammlung einberufen, die neue Gesetze für die Selbstverwaltung ausarbeiten soll.

Die allgemeinen Gemeindeversammlungen, welche die neuen Gemeindeinstitutionen kreieren sollen, sollen spätestens bis zum 10. Dezember und womöglich überall an einem Tage stattfinden, damit die Administration der Möglichkeit beraubt sei, sie durch die Polizei auszuheben —

Das lettische „Lehrerbureau“ teilte dem Kongreß mit, daß der kurländische Generalgouverneur zwei Lehrern im Tuckumschen Kreise, Weitholb und Wihting, sowie der Lehrerin Swoigine, die das neue Schulprogramm eingeführt haben, vorgeschrieben habe, binnen drei Tagen die Schulgebäude zu räumen. Die Gemeindeverwaltungen hätten jedoch beschlossen, die Lehrer zu behalten, ihre eventuelle Verhaftung mit Waffengewalt zu verhindern. Sollte die Remotion erfolgen, so würden alle Lehrer des Tuckumschen Kreises in den Ausstand treten. Der Kongreß beschloß vorkommenden Falls überall in gleicher Weise zu verfahren und erklärt sich solidarisch mit den progressiven Volksschullehrern.

Zum 20. November hatte auch der kurländische Generalgouverneur die Gemeindebeamten des Dobleschen Kreises, die alle streikten, zu sich beschieden. Allein ihm wurde mitgeteilt, daß die Gemeindebeamten des Dobleschen Kreises sich den Beschlüssen des Rigaschen Kongresses fügen und bei ihm nicht erscheinen werden.

Als ferner dem Kongreß die Mitteilung gemacht wurde, daß auf der Generalversammlung des Rigaer Lettischer Vereins Fr. Weinberg präsidiert habe und der bisherige (antirevolutionär gesinnte!) Vorstand wiedergewählt sei, erhob sich ein unbeschreiblicher Lärm. Der Kongreß beschloß, einen Volksboykott gegen den Rig. Lett. Verein zu verhängen.

Das Schlußwort sprachen Pastor Rosen, der zum Kampf gegen die „Herren“ aufforderte, und J. Assor. Letzterer führte aus, daß die lettischen Gemeindebeamten bis jetzt immer von der Administration und vom Adel bevormundet seien. Die ersten selbständigen Schritte werden sie jetzt tun, um die historische Aufgabe eines Volkes zu erfüllen, die väterlichen Fluren nicht allein mit ihrem Schweiße, sondern auch mit ihrem Blute zu tränken.

20. Nov. Riga. Ein Meeting — das erste — der sozialrevolutionären Partei findet im Saale des Wöhrmannschen Parks statt. Es wurde hauptsächlich über den Unterschied der sozialrevolutionären von der sozialdemokratischen Partei geredet.

— Drei junge Leute halten abends die Wagen der elektrischen Straßenbahn auf der Strecke zur roten Düna an und erzwingen die Einstellung des Verkehrs.

20. Nov. Dorpat. Tumult in der Marien-Kirche. Am Sonntag, den 20. Nov., war die Kirche brechend voll. Nachdem die Eingangsliturgie ungestört vor sich gegangen war, bestieg Pastor P. Willigerabe die Kanzel. Da strömten auf ein Zeichen ihres im Mittelgange befindlichen Führers plötzlich von allen Seiten eine Anzahl Leute, des es auf einen Anschlag gegen den, übrigens schon früher davor gewarnten Pastor abgesehen hatten, mit großer Geschwindigkeit in den Raum zwischen Sakristei und Kanzeltreppe. Als die versammelte Gemeinde aufing zum Schutz des Pastors und Gottesdienstes nachzudrängen, war der schmale Zugang zu diesem Raum von den Unruhestiftern bereits besetzt. Die Sakristeitür wurde schnell abgeschlossen und vom Chor kletterten weitere Angreifer in die Kirche hinab. Einzelnen Männern und namentlich einer größeren Anzahl Frauen gelang es trotzdem, sich den Angreifern entgegenzuwerfen und sie in ein Handgemenge zu verwickeln.

Diese aufopfernde Schar, hauptsächlich Frauen, führten nun, während die übrige Gemeinde vom Tatort abgeschnitten war, mit Aufbietung aller Kräfte einen heißen Kampf gegen die Uebermacht, wobei es an Stößen, Anklammern und Schlägen nicht fehlte. Nachdem die ersten Angreifer durch die Frauen von der Kanzeltreppe zurückgeworfen waren, drang die Masse doch bald wieder vor: langsam, aber stetig drängten sich die Angreifer die Kanzeltreppe hinauf, den ominosen Sack in der Hand. Als die vordersten von ihnen nur durch ein paar Stufen und einige Frauen von dem Pastor getrennt waren, schwang sich dieser über die Kanzelbrüstung hinunter in die Mitte der Gemeinde und bat, ihm den Weg zur nächsten Kirchentür freizumachen, um einer Fortsetzung des Kampfes vorzubeugen. Der Weg wurde ihm gleich freigemacht, der Pastor erreichte die Kirchentür. Da drängten sich noch einmal zwei Angreifer an ihn heran und suchten ihn zu fassen, durch hilfreiche Frauenhände wurde er auch von ihnen befreit. Er konnte die Kirche unversehrt verlassen.

Vom Wutgeschrei der enttäuschten Angreifer verfolgt, eilte der Pastor zum Gebäude des Korpsstabes, wo er aufgenommen

wurde. Es dauerte längere Zeit, bis die Ruhe in der Kirche wiederhergestellt war.

Die Zwischenzeit wurde von den Unruhestiftern zu weiteren Demonstrationen, wie zum Absingen revolutionärer Lieder und unbefugtem Glockenläuten benutzt, diese Demonstrationen wurden zum Teil von der Gemeinde unterdrückt und nahmen keinen sehr großen Umfang an. In der Kirche wurde nichts demoliert.

20 November. Taurup (Livl.). Der Kulturingenieur Harry von Transehe, der älteste Sohn des Landrats E. von Transehe-Taurup, wird, als er in Begleitung eines Offiziers nach Jürgensburg fährt, durch Schüsse aus dem Hinterhalt ermordet. Zwei Kugeln waren ihm durch den Rücken in die Lunge gedrungen.

20. Nov. Talsen (Kurl.). Eine Versammlung von Hofsknechten soll durch Dragoner gesprengt werden. Als letztere heranreiten, werden sie mit Schüssen empfangen und erwidern sofort das Feuer. Es entspinnt sich ein mehrere Minuten dauernder Kampf, 3 Tote und 6 Verwundete bleiben auf dem Platz. Von den Dragonern wird keiner getroffen.

21. Nov. Riga. Ein Meeting der Zionisten, das sie im Gewerbeverein veranstalten wollen, wird durch Drohungen des jüdischen „Bundes“ und gewaltsames Eindringen in den Gewerbeverein verhindert.

21. Nov. Riga. Die Ladendiener und Laufburschen werden von halbwüchsigen Jungen gezwungen die Arbeit niederzulegen.

21. Nov. Kurland. Die Meldungen über die immer mehr umsichgreifende Anarchie mehren sich von Tag zu Tage. Im Windauschen Kreise sind die Zahlungen der Gemeindeabgaben gänzlich eingestellt worden, in Windau selbst wird die Sitzung eines Friedensrichters durch eine aufgeregte Weibermenge unterbrochen, die das Lettische als Verhandlungssprache fordern. — Im Friedrichstädtschen Kreise werden 8 Schulmeister abgesetzt und statt ihrer von den Sozialdemokraten empfohlene Kandidaten gewählt usw. Fast überall werden die alten Gemeindeverwaltungen abgesetzt.

21. Nov. Kaipen (Livl.). Überfall auf Draganer. Als sich die in Kaipen stationierten Dragoner zum Abendessen ins Gutsgebäude begeben hatten, überfiel eine hundertköpfige Bande das Gebäude, in dem die Dragoner einquartiert waren. Hier waren 2 Dragoner als Wache zurückgeblieben, die jedoch gegen die Bande nichts auszurichten vermochten. Auf das Gewehrfeuer eilte der Kornet mit den Dragonern aus dem Gutsgebäude zu Hilfe, wurde aber sofort erschossen, 1 Dragoner wurde tötlich verwundet und 2 andere leicht. Darauf wurden

die Dragoner zum Teil entwaffnet. Einem der Dragoner war es gelungen ein Pferd zu besteigen und nach Smilzel zu reiten, wo ebenfalls 20 Dragoner unter einem Kornet stationiert waren. Der Kornet begab sich sofort mit seiner Abteilung nach Kaipen, die Bande war jedoch inzwischen verschwunden.

22. November Der Kriegszustand wird über Livland durch Allerhöchsten Erlaß an den Dirigierenden Senat verhängt.

21. Nov. Seßwegen. Kämpfe bei Seßwegen. Nach der Ermordung der Brüder v. Aderkas (vgl. zum 16. Nov.) wurde der Kreischefgehülfe v. Renngarten mit 40 Kosaken und 2 Offizieren aus Wenden nach Seßwegen geschickt, um die revolutionären Banden womöglich zu zersprengen. Am 20. abends langten sie hier an und teilten sich dann in zwei Abteilungen, die eine zog nach Liddien, die andere führte v. Renngarten selbst nach Selsau. In Selsau war das Gutshaus nach dem Abzug des Arrendators total demoliert worden, selbst die Möbel in kleine Stücke zerhauen. Die zurückgebliebene treue Wirtin war von den Revolutionären mit den Worten „Wenn dieser Hund fort ist, so sollst Du wenigstens sterben!“ schwer verwundet worden. Da die Revolutionäre sich bereits zerstreut hatten, so trat Herr v. Renngarten mit seinen Kosaken am 21. Nov. um 4 Uhr nachm. den Rückzug nach Seßwegen an. Ungefähr nach 2 Werst wurde aus dem Hinterhalt auf ihn, als er etwas hinter den Kosaken zurückgeblieben war, eine Salve abgegeben, die aber ihr Ziel verfehlte. Nach mehrfachen Schüssen seinerseits und einigen Salven der zu Hülfe eilenden Kosaken hörte das Schießen aus dem Hinterhalt auf. Kurz vor Seßwegen, wo zur Rechten des Weges zwei Wäldchen und zur Linken ein Wäldchen und eine Tannenhecke lagen, wurde die Abteilung wiederum plötzlich unter ein heftiges Kreuzfeuer genommen, das von über 1000 Schützen unter regelrechten militärischen Kommandorufen unterhalten wurde. Die Kosaken und v. Renngarten erwiderten das Feuer, und es entwickelte sich ein förmliches Gefecht, das über eine Stunde dauerte, 2 Kosaken wurden verwundet, 3 Pferde getötet, mehrere verwundet, die Brettdroschke v. Renngartens und die Kleider vieler Kosaken waren von Kugeln durchlöchert. Auf gegnerischer Seite dürften die Verluste bei weitem größer gewesen sein, da man vielfach Stöhnen und Aufschreien hörte. Die Kosaken hielten sich tapfer, ja daß der Feind trotz seiner unverhältnismäßigen Uebermacht und der eintretenden Dunkelheit den offenen Angriff nicht wagte und es den Kosaken möglich wurde, langsam gegen Seßwegen vorzurücken, das endlich um ca. 8 Uhr abends erreicht wurde. Dort war kurz vorher auch die nach Liddien abkommandiert gewesene Abteilung der Kosaken

eingetroffen, die garnicht bis Liddien gelangt, sondern durch in drei Hinterhalten liegende große Haufen in heftige Kämpfe, bei denen der Feind sich sogar militärischer Hornsignale bedient hatte, verwickelt worden war und schließlich hatte umkehren müssen — mit mehreren Verwundeten und nach Verlust einiger Pferde. Da während der Nacht ein Ueberfall auf Seßwegen erwartet wurde, so verschanzte man sich in dem turmartigen Stall. Doch erfolgte kein Angriff und am andern Morgen mußte, nachdem der Kreisschefgehülfe vergeblich versucht hatte aus Madohn Infanterie heranzuziehen, wegen Munitionsmangels nach Wenden zurückgekehrt werden. Unterwegs hatte die Truppe wieder verschiedene Zusammenstöße mit bewaffneten Haufen, die aber ohne längere Kämpfe durch wohlgezielte Schüsse der Kosaken zerstiebt und vertrieben wurden. Am 24., abends, wurde Wenden erreicht —

Diese Affaire hatte den Beweis geliefert, daß es sich nicht mehr um Ueberfälle einzelner Haufen handelte, sondern um einen *organisierten bewaffneten Volksaufstand.*

22. November. *Ludahn* (SWpl.). *Ueberfall auf das Pastorat und gefahrvolle Flucht der Bewohner.* Ein Augenzeuge berichtet: Nachdem die erste Volksversammlung hier in der Ludahnschen Kirche stattgefunden hatte und da jeder Verkehr durch Post und Telegraph zerstört war, reiste Pastor *Kade* in Begleitung eines andern Herrn am 15. November nach Riga, wurde aber in Landahn an der Weiterfahrt verhindert und mußte umkehren. Zwischen Friedrichswalde und Meiran begegnete er seiner Familie, die in Begleitung und unter dem Schutz des Herrn v. R., eines Gastes und Freundes, in eiligster Flucht Ludahn verlassen, zwei Damen, drei Kinder und ein Dienstmädchen. Den Anlaß zur Flucht gaben zwei Ueberfälle auf das Pastorat mitten am Tage. Am 17. Nov. war eine Bande von ca. 60 Mann, mit Gewehren und Knütteln bewaffnet, direkt vom Meeting kommend, erschienen, hatten das ganze Haus durchsucht und die Repetierbüchse und den Hirschfänger des Herrn v. R. geraubt. Ein Widerstand wäre vielleicht möglich gewesen, doch wurde er aufgegeben, da auf Succurs von keiner Seite zu rechnen war und Verwundungen oder Tötungen von Angreifenden den Untergang der Bewohner des Pastorats nach sich gezogen hätte. — Am andern Tage morgens drang vom nahe gelegenen Walde aus eine Bande von ca. 40 Mann, zum Teil vermummt, mit falschen Bärten und geschwärzten Gesichtern, ins Pastorat und verlangte nach „den Kisten mit Waffen und Munition", von denen ihnen gemeldet sei. Wieder das Phantasiegespinst von der „schwarzen Sotnja"! Das Pastorat und alle Gebäude, auch Futter- und

Getreidevorräte, sogar Kohlfässer wurden auf das genaueste untersucht, das Archivgewölbe erbrochen. Man fand und raubte des Pastors alten Vorderlader, man nahm Geld vom Schreibtisch und Nagaika und Pettsche des Herrn v. R. Die Pastorin und Herr v. R. erhielten Schläge mit der Nagaika.

Nach Abzug der Bande verließen die Einwohner das Pastorat und flüchteten unter den Schutz der auf dem Gute Metran stationierten Kosaken. Auf der weiteren Flucht bot das Gut Friedrichswalde mit 9 Kosaken und mehreren Herren Schutz und Obdach. Nach 4tägigem Aufenthalt entschlossen wir uns zur Fahrt nach Stockmannshof auf Biegen oder Brechen, zumal wir erfuhren, daß die große Bahn noch gehe, wohl aber bald still stehen werde. Von einem Sozialistenführer wurde uns fest versichert, daß wir unbehindert würden passieren können. Am 22 November früh morgens brachen wir auf in 3 zweispännigen Equipagen, in jeder eine männliche und weibliche Person und ein Kind. Es folgten ein Zweispänner und Einspänner mit Gepäck. Nach 4 Werst passierten wir ein Wäldchen. Da ertönt ein Signalschuß tiefer im Walde; die erste Equipage, in ihr Herr v. R., die Pastorin und ein Kind, befindet sich noch in der Mitte des Wäldchens, plötzlich krachen Schüsse mit direkter Zielung auf die Insassen (es war offenbar auf das Leben des Herrn v. R. abgesehen), doch die Pferde, wild geworden, sprengen im schnellsten Lauf mit dem leichten Wagen davon, da erst ertönen Rufe aus dem Walde: „Haltet, haltet", mehrere Mann stürzen aus dem Walde und feuern den Fliehenden nach, ohne zu treffen. Die zweite Equipage, in der Pastor Kade saß, kommt nun in das Salvenfeuer. Rot blitzt es auf aus dem Walde, Schüsse krachen, Kugeln pfeifen um die Fahrenden, da bäumt sich ein Pferd, durch einen Kopfschuß getroffen, hoch auf, die Equipage wird durch das stürzende Pferd krachend in den tiefen Graben gezogen. Die nachfolgenden Equipagen halten. Das Schießen hat aufgehört, Pulverdampf zieht wie Nebel über die Straße und zerteilt sich im Walde. Niemand ist getroffen, dem Pastor sind die Füße durch den Wagen gequetscht, doch wer achtet darauf. Man ist froh, mit dem Leben davongekommen zu sein; die Kinder weinen. Allmählich kommen aus dem Hinterhalt, aus dem Walde bewaffnete Leute. Man unterhandelt mit ihnen, sie durchwühlen das Gepäck nach Waffen und verschwinden, da sie nichts gefunden, im Walde. Der zerbrochene Wagen und die Pferde werden entfernt, die der Equipage Beraubten verteilen sich auf die übrigen Fahrzeuge und fliehen weiter. — Die auseinandergesprengten Flüchtlinge langten dann auf verschiedenen Wegen und in drei Partien an ihrem Bestimmungsort an.

22. Nov. Riga. Pastor Treu von der Trinitatis-Kirche wird auf dem Heimwege auf dem 2. Weidendamm von einer Bande junger Leute überfallen und trotz energischer Gegenwehr aus dem Wagen gerissen, geschlagen, verwundet und beraubt. In zwei bereitstehenden Fuhrmannsdroschken suchten die Räuber alsdann das Weite.

22. Nov. Riga. Zwei Angestellte der Fabrik „Prowodnik" werden abends beim Pulverturm überfallen, wobei der eine von ihnen, Aug. Waldmann, durch einen Schuß in den Kopf sofort getötet, der andere, A. Petrow, verwundet wurde.

22. Nov. Kurlenhof (bei Riga). Die Monopolbude wird von 5 Bewaffneten überfallen und um 975 Rbl. Geld beraubt.

22. Nov. Alteuwoga (Livl.). Auf eine Dragonerpatrouille werden aus dem Walde etwa 30 Schüsse abgegeben. Der Weg war mit Telephondraht von der zerstörten Leitung gesperrt. Ein Pferd wurde leicht verletzt. Erwartet wurde der Kreisschefgehülfe v. Petersenn, welcher zufällig aber mit einer andern Patrouille in Taurup geblieben war.

22. Nov. Dorpat. Exzeß in der Realschule. Gegen 40 streikende Schüler der oberen Klassen drangen morgens gewaltsam in den Schulsaal und in die Garderobe, wobei sie mehrere Türen zertrümmerten. Unter Geschrei und Gesang revolutionärer Lieder schleuderten sie Stinkbomben, etwa 20 an der Zahl. Ein entsetzlicher Gestank erfüllte sofort die Räume, so daß die Schüler der unteren Klassen sich schleunigst davonmachen mußten. Nicht genug damit, zerschlug die tumultuierende Schülerbande auch Fensterscheiben und warf von der Straße aus Stinkbomben in die Wohnung des Direktors und in die Kanzlei.

22. Nov. Kukschen (Kr. Tuckum, Kurl.). Auf Herrn G. von Boetticher, Sohn des Besitzers von Kukschen, wird auf einer Fahrt viermal aus dem Hinterhalt geschossen.

22. November. Fellin. Auf einem Volksmeeting im „Pöllumeeste Selts" trugen die Verhandlungen einen ganz sachlichen Charakter. Die Chronik registriert daraus folgendes: Die „Sakala" hatte, gestützt auf Zitate aus der Apostelgeschichte, das Verlangen ausgesprochen, die Prediger mögen, was ihren Unterhalt anlange, einzig auf freiwillige Liebesspenden der Gemeinden gestellt werden. Dem trat der Leiter der Versammlung H. Hansson mit Entschiedenheit entgegen, indem er darauf hinweist, daß sich seit der Apostel Zeiten die Verhältnisse und Lebensbedingungen wesentlich verändert hätten. Eine Resolution in dieser Frage wird von der Versammlung nicht gefaßt. — Ferner behandelte die Versammlung den in

Fellin in der Bildung begriffenen „Selbstschutz“. Gegenüber den Bemängelungen, welche dieses Institut von seiten des „Sakala“-Redakteurs A. Peet erfährt, wird vom Präses mit Nachdruck auf den Nutzen des Selbstschutzes hingewiesen, indem zugleich dem einmütigen Zusammenschluß der Esten mit den Deutschen, welch letztere bei den Verhandlungen bereitwillig ihr Entgegengekommen gezeigt hätten, verständnisvoll das Wort geredet wird.

23. Nov. Riga. Der Verkäufer in einer Monopolbude in der Revaler Straße wird überfallen und durch Revolverschüsse ermordet.

— Das Kontor der Oehlrichschen Fabrik in Mühlgraben wird von etwa 12 Bewaffneten abends um 3000 Rbl. beraubt.

23. November. Dorpater Kreis. Das Phantom des „schwarzen Hundertes“. Ein Privatbrief (in der „Nordd. Ztg.“) schildert die Wirkung dieses Phantoms im Sagnitzschen Gebiet. In der Nacht vom 22. auf den 23. Nov. schickte die Karolensche Gemeinde an die Sagnitzsche einen Eilboten mit dem Hülferuf: „Das schwarze Hundert ist da, kommt uns zu Hülfe und gebt die Botschaft weiter!“ Um 1 Uhr jagten die Estafetten durch die Gesinde. Bei den aus dem Schlafe Geweckten wirkte der strenge Befehl: „Alle Mann in Waffen müssen zum Gemeindehause aufbrechen!“ geradezu furchtbar. Die Männer zogen sämtlich ab. Die Frauen sind vor Schreck vielfach erkrankt, manche ernstlich, sie blieben unter Tränen zurück. Die Nachricht von 3—4000 auf Karolen zielenden Bewaffneten, die alles rauben, Kinder schlachten, Frauen schänden, hat unser Kirchspiel in fieberhafte Aufregung versetzt. Durch unseren Hof zogen früh morgens die M.'schen Männer, bewaffnet und ernst. Graf Berg Sagnitz wurde um Hülfe gegen den Feind gebeten. — Jetzt erweist es sich, daß nichts davon wahr ist. Die Boten aus Karolen sind zurück, dort ist nichts. In Horsel ist der schwarze Teufel auch nicht, in Lettland, von wo Telegramme gekommen sind, ist er auch nicht. Die Sagnitzsche Gemeinde hat Boten zum Kreischef geschickt, um Soldaten zu bitten, ebenso die Heiligenseesche. Der Schrecken setzt sich weiter fort. Aber schon beginnt die Erkenntnis, daß es ein blinder Alarm und Schreck war, die Erregung zu beschwichtigen.“

23. Nov. Smilten. Der Besitzer von Schloß Smilten Fürst Lieven wird bei seiner Rückkehr vom Kriegsschauplatz aus dem fernen Osten von den Leuten mit einer Ehrenpforte mit der Inschrift: „Wer Liebe säet, wird Liebe ernten“ empfangen, nachdem das Schloß etwa eine Woche lang von revolutionären

Banden besetzt gehalten war, die auch dem Verwalter W. Gaehtgens nicht gestatteten, mit seiner Familie abzureisen.

24. Nov. Riga. In der Bickernschen Str. unweit der Fabrik „Phönix" wird nachts ein Polizeinachtwächter ermordet.

24 Nov. Römershof (Livl.). Ermordung des Kreisschefgehülfen v. Hennings. Um 1 Uhr nachts erschien eine Bande von 60—70 Mann vor dem Wohnhause v. Hennings', der seine kleinen Kinder nebst Kinderfrau und 2 Dragoner zu seinem Schutze bei sich hatte. Die Bande forderte, daß der Sekretär des Kreisschefgehülfen Maximowitsch herauskommen solle, worauf sie die Antwort erhielten, daß er nicht da sei. Nun verlangten sie die Auslieferung der Waffen. v. Hennings erklärte jedoch, solange er lebe, werde er die Waffen nicht herausgeben. Darauf begann die Bande das Haus mit Kugeln zu überschütten und setzten es in Brand. Einer der Dragoner wurde im Hause verwundet. Die Kinderfrau konnte, als das Haus schon in Flammen stand, die Kinder durch eine Hintertür retten. — v. Hennings und der zweite Dragoner machten nun einen verzweifelten Ausfall und wurden sofort beide niedergemacht. Der verwundete Dragoner kam im brennenden Hause um.

25. Nov Bad Baldohn (Kurl.). Die Forstei wird von ca. 80 Bewaffneten überfallen, die den Oberforster entwaffnen und das Haus nach Waffen durchsuchen.

25. Nov. Kukulin (NLivl.). Eine bewaffnete Bande von 26 meist fremden Leuten überfällt spät abends zuerst eine kleine Landbude, raubt einen Teil der Eß- und Rauchwaren und wirft alles übrige hinaus in den Schmutz. Dann wird die Verwalterwohnung umzingelt, Waffen geraubt und endlich auch das Gutshaus nach solchen durchsucht. Gefunden wird ein dem Diener gehöriger Revolver.

25. Nov. Tabbifer (NLivl.). Ein Haufe von über 200 Leuten, darunter ca. 40 Bewaffnete, schließt gewaltsam die Monopolbude und legt das Gemeindesiegel an die Tür. Auch im Kruge wird der Verkauf von Bier und Wein dem Krüger verboten, ebenso wie dem Krüger des Sadjerwschen Kruges Charlottenhof.

25. Nov. Lysohn (SLivl.). Nachdem schon einige Tage zuvor (19. Nov.) ein großer Haufe Bewaffneter nach Demolierung der Türen in die Forstei eingedrungen war und nach Waffen gesucht hatte, wird am 25. Nov. das Gutshaus überfallen, vieles demoliert, einige Waffen und andere Gegenstände geraubt, worauf im gewaltsam erbrochenen Spirituskeller 700 Wedro Spiritus durch Auslaufenlassen vernichtet werden.

25. November. Irmlau (Kurl.) Ermordung Dr. Adalf Katterfelds. Doktor Katterfeld, der erst vor kurzem vom Kriegsschauplatz zurückgekehrt war, saß am 25. Nov. gerade mit seiner Gemahlin und einigen hierher geflüchteten Nachbarn an der Mittagstafel, als ein Haufe bewaffneter Bauern ins Haus drang, die lärmend sofort die Auslieferung aller Waffen forderten. Da aber Dr. Katterfeld schon einige Tage vorher sämtliche Waffen fortgeschafft hatte, so nahm die Bande eine rücksichtslose, aber erfolglose Haussuchung vor und verließ darnach sehr verstimmt die Wohnung. Die Gesellschaft im Doktorat setzte sich wieder zur unterbrochenen Mahlzeit nieder, in der Meinung, daß damit ebenso wie an anderen Orten der Ueberfall beendet und alle Gefahr überstanden sei. Eine Dame aus der Nachbarschaft ging unterdessen auf die Veranda hinaus, um ihrem Hunde zu pfeifen. Im selben Augenblick erhob sich auf dem Hof ein wüstes Gebrüll. Dr. Katterfeld trat hinaus und wurde von einem Kugelregen empfangen, jedoch nicht getroffen. Nachdem er in die Stube zurückgetreten war, wurde das Haus so heftig beschossen, daß Kugeln durch alle Zimmer flogen. Erkennend, daß es jetzt zu Ende gehe, nahm Doktor Katterfeld von seiner Gattin Abschied. Gleich darauf drangen freche Kerle wieder in die Stube und stellten den Hausherrn dafür zur Rede, daß er geschossen habe. Als er dieses entschieden in Abrede stellte, da er ja, wie die Haussuchung soeben klar erwiesen habe, nicht eine einzige Schußwaffe bei sich habe, wurde ihm erklärt, er stehe bei Sozialdemokratie im Wege und er sei mit daran schuld, daß sie in dieser Gegend nicht raschere und größere Fortschritte gemacht habe, dafür müsse er jetzt büßen. Diesen Worten folgte die Tat auf dem Fuße: über den Kopf der an ihrem Gatten gelehnten Doktorin hinweg, so daß ihr Haar vom Schuß versengt wurde, feuerte einer der Mörder aus seinem Revolver den Schuß durch den Hals und die Schulter des Hausherrn. Der Tod erfolgte augenblicklich, so daß er niederstürzend seine Gattin mit zu Boden riß.

25.—29. November. Riga. Zweiter Generalstreik.

Am Vorabend des Streiks, am 24. Nov., war eine Versammlung der Eisenbahnbeamten und Arbeiter in die Werkstätten der Station einberufen worden. Der riesige Saal war überfüllt. Um 6½ Uhr nachmittags wurde die Versammlung von dem revolutionären Agitator „Maxim“ eröffnet, jenem „Maxim“, dessen Name in aller Munde war und von dem man doch bis heute nicht sicher weiß, wer er gewesen; jedenfalls war er ein sehr beredter Jude; nach einigen soll er eigentlich Moischke Sokolowsk geheißen haben. Die Versamm-

lung war nicht gestattet worden, was der Chef der Eisenbahn-Gendarmerie Rittmeister Tschember auch mitgeteilt hatte. Allein die Versammlung beschloß, nicht auseinanderzugehen, erregt namentlich unter dem Eindruck des Gerüchts, daß der Kriegszustand eingeführt sei. — „Da ertönte", — so schildert ein lebhafter Bericht der „Rjetsk. Wedom." die nun folgende Szene, — „von einem der Ausgänge eine Stimme, die zum Auseinandergehen aufforderte. Der Vorsitzende beruhigt die Menge und fragt, wer ums Wort bittet. Es erweist sich, daß der Gendarmen-Rittmeister ums Wort bittet. „Genossen, der Herr Rittmeister hat das Wort. Bitte, sich auf die Tribüne zu bemühen, von dort ist nichts zu hören." Es ertönen Rufe „nichts zu hören", „in die Mitte". Der Rittmeister weigert sich auf die Tribüne zu treten und erklärt laut „Ich spreche so, daß es alle hören können — gehen Sie auseinander, meine Herren, sonst werde ich genötigt sein . . ." Des Lärmes wegen war es unmöglich, die letzten Worte des Rittmeisters zu verstehen. Es entstand eine Panik, die Damen und auch viele Männer — zu ihrer Schande sei's gesagt — stürzten an die Ausgänge. Unglücklicherweise war die Pforte geschlossen, man drängte sich durch die kleinen Türen, es entstand ein fürchterliches Gedränge, viele strauchelten an den Türschwellen und fielen zu Boden. Trotz des Geschreis und Lärms gewann Maxim wieder Gewalt über die Menge und beruhigte die Versammlung. Maxim wendet sich an den Rittmeister mit der Bitte, sich nicht zu vergessen, und erinnert ihn daran, daß er sich nicht mehr unter dem Regime der alten Wirtschaft befinde, worauf der Rittmeister aufbrausend ausrief: „Ich werde diesem Subjekt zeigen!" und sich an den Offizier einer hinter ihm stehenden Kompagnie des Permschen Regiments mit dem Rufe wandte: „Schießt!" Aber der Offizier erwiderte in scharfer Weise dem Rittmeister, daß er ohne dreimalige Warnung durch die Signalhörner das Kommando zum Schießen nicht geben werde."

Nachdem sodann zwei Signale gegeben waren, stob die Versammlung auseinander, jedoch konnte sie noch rasch den Beschluß fassen, in den Ausstand zu treten. Man rief: „Laßt uns streiken, wir weichen der bewaffneten Gewalt und gehen auseinander!" — Aus einigen auf dem Bahnhof zur Abfahrt bereitstehenden Lokomotiven wurde sofort der Dampf ausgelassen und später erloschen auch die Lichter. Am andern Morgen wurde die Station mit Militär besetzt. Somit hatten sich auch die Eisenbahner dem Streik der Post und Telegraphenbeamten angeschlossen. — Die lettische — bisher mehr oder weniger lachiert — sozialdemokratische „Deenas Lapa" ver-

öffentlichte abends einen Artikel, der mit den offenen Worten schloß: „Es lebe die Revolution!“

Am 25. November morgens wurde der Generalstreik durch Maueranschläge bekannt gemacht. Auf allen Fabriken wurde nun die Einstellung der Arbeit beschlossen und sofort durchgeführt. Auch die Tramways und die städtischen und Augsburger Dampfer stellten ihre Fahrten ein. Die Fuhrleute wurden zum Streik gezwungen und sämtliche Lastfuhrleute feierten. Alle Magazine und Läden, Gasthäuser, Restaurationen und Bier- und Branntweinbuden, mit Ausnahme der Kolonialbranche, wurden geschlossen — Handel und Wandel stockte. — Die Theater waren geschlossen, auch die Zeitungen mußten, da die Setzer sich dem Generalstreik nicht entziehen konnten, ihr Erscheinen einstellen. Ein starkes Militäraufgebot war überall auf den Straßen verteilt, Kosakenpatrouillen ritten umher, auch Verbandwagen des „Roten Kreuzes“ waren aufgefahren. Bereits um 9 Uhr abends herrschte auf den Straßen vollständige Stille.

Die Ritterschaft wendet sich an den Kaiser und den Ministerpräsidenten Witte, die Stadtverwaltung von Riga an Witte mit dem Gesuch um Aufhebung des Kriegszustandes, der eine große Erregung unter der Bevölkerung hervorgerufen habe.

Die nächsten Streiktage zeigten dasselbe Bild. Ueberall lautlose Stille, man wußte nicht, was die nächsten Stunden bringen würden. Das beklommene Gefühl wuchs, als die Nachricht verbreitet wurde, daß starke Versammlungen in den Vorstädten beobachtet worden seien. Die Situation spitzte sich zu, als an verschiedenen Stellen Kanonen aufgeführt wurden. Doch auch diese Tage und Nächte verliefen, ohne daß es zu Massenausschreitungen gekommen wäre.

Jeden Augenblick erwartete man den Beginn von Straßenkämpfen. Man wußte, daß die organisierten Arbeiter bewaffnet waren, daß sie sogar fertige Säcke hatten, die sie nach Aufreißung des Pflasters mit Sand füllen sollten zum Bau von Barrikaden, daß sie Verbandplätze und Aerzte und Hülfspersonal zur Hülfeleistung bestimmt hatten.

Am 27. Nov. nachmittags telegraphierte der Gouverneur Sweginzew dem Minister des Innern: „Alle Besatzungen der Flußschiffe haben begonnen zu streiken; es ist keine Verbindung mehr mit den ankommenden Schiffen. Ein Kreuzer muß hergeschickt werden und zwei Torpedoboote. Das Land hat sich erhoben; heute ist der Verkehr auf der Baltischen Bahn unterbrochen worden. Militär kann zu Schiff geschickt werden. Eilig muß Militär geschickt werden. Ihre Kuriere sind in Walk

aufgehalten worden." — Diese Depesche wurde zweifellos durch eine Indiskretion im „Shyn Otetschestwa" veröffentlicht und dann in Riga von der revolutionären „Deenas Lapa" abgedruckt unter der höhnischen Ueberschrift: „Der Gouverneur Swegintzew weiß nicht, was er machen soll."

Außerhalb und innerhalb der Stadt, im „Ulej", im Gewerbeverein, auch im deutschen Stadttheater (27. Nov.) wurden Meetings abgehalten, auf denen wiederum der geheimnisvolle „Maxim" vielfach als Redner auftrat. Es wurde namentlich über die städtische Selbstverwaltung verhandelt, wobei ausgeführt wurde: Der jetzigen bourgeoisen Stadtverwaltung seien die Bedürfnisse der armen Klassen vollständig unbekannt, für die sie nichts getan habe. Sie müsse daher gestürzt werden. Das solle jedoch nicht auf gewalttätige Weise geschehen, sondern auf friedlichem Wege, so wie auf dem Lande die Gemeindeverwaltungen durch die Exekutivkomitees gestürzt würden. Die Stadt müsse in Wahlbezirke eingeteilt und dann unter Anwendung des vierghiedrigen Wahlrechts neue Stadtverordnete gewählt werden, dann werde die alte Ordnung von selbst stürzen. Auf solcher Basis werde es den Bewohnern ein leichtes sein, gegen die Regierung zu kämpfen, da die neue Stadtverordnetenversammlung die Aufgaben der revolutionären Zeit realisieren werde, nämlich die Organisation einer städtischen Miliz, Boykott der Administration, Bewaffnung des revolutionären Proletariats, Unterstützung der Arbeiter während der politischen Streike usw. Das sozialdemokratische Föderativkomitee werde der neuen Stadtverwaltung mit allen Mitteln hilfreich zur Seite stehen. —

Am 28. November wogten in der inneren Stadt große Menschenmassen hin und her. Auf den Meetings Tags zuvor war nämlich die Bevölkerung aufgefordert worden, ihre Einlagen aus den Krons- und städtischen Banken und Sparkassen herauszunehmen. Dieser Aufforderung wurde denn auch Folge geleistet und in Strömen zogen die Leute namentlich zu der in der Kalkstraße belegenen städtischen Sparkasse, auf die nun förmlich Sturm gelaufen wurde — Um 3 Uhr nachmittags dringt ein Haufe halbwüchsiger Jungen in das Gebäude des Friedensrichter-Plenums ein und fordert die Angestellten in den Kanzleien auf, ihre Solidarität mit dem streikenden Proletariat durch Arbeitseinstellung zu beweisen. Die eingeschüchterten Beamten verließen daraufhin die Arbeitsräume. —

Am selben 28. Nov. hält auch das aufgehetzte Dienstpersonal des Stadtkrankenhauses ein Meeting ab, auf dem beschlossen wird, daß verschiedene Oberinnen sich bis zum 10. Dezember zu entfernen hatten. — Vormittags wurde ein

Bahnzug abgefertigt, der jedoch 3 Werst von der Station durch einen großen Stein auf den Schienen angehalten wird. In der Nähe versammelte Arbeiter fangen darauf an die Soldaten, die als Schutzwache mitfuhren und den Stein desjenigen wollten, mit Revolverschüssen zu überschütten. Die Soldaten schossen ihrerseits. Ein Arbeiter wird getötet, drei verwundet, worauf die übrigen auseinanderliefen. — Um die Mittagszeit wird der Direktor der Glowerschen Fabrik O. Kinbermann auf der Petersburger Chaussee durch Arbeiter überfallen, durch einen Hieb über den Kopf wird er besinnungslos in den Graben geschleudert, während sein Kutscher durch einige Schüsse tödlich verwundet wird, so daß er abends verschied. —

Die Besorgnis auch für Leben und Eigentum der in Riga lebenden Ausländer veranlaßt Schweden in Begleitung des Torpedojägers „Oernen" ein Transportschiff nach Riga zu senden, mit dem eine Anzahl schwedischer Untertanen in Sicherheit gebracht werden. Auch die deutsche Regierung schickte mehrere große Transportschiffe, auf denen viele Reichsdeutsche Riga verließen. Diese Schiffe nahmen mit Erlaubnis des deutschen Konsuls Dr. Ohnesseit auch eine Anzahl baltischer Flüchtlinge mit. —

Da inzwischen die erwartete Unterstützung durch die russische Arbeiter-Zentralleitung ausblieb und die Geldmittel der Arbeiterschaft auf die Neige gingen, so gewann der Wunsch der arbeitswilligen Elemente, den Streik zu enden, an Boden. Dem trug auch das Föderativkomitee Rechnung, welches auf Meetings am 28. November für Aufhebung des Streiks redete ließ und seinerseits folgende drei Beschlüsse bekannt machte: 1) Da der Generalstreik im allgemeinen die ökonomische Lage des Arbeiters stark schädigt, werden die Arbeiten aufgenommen. Jeder Arbeiter soll aber bereit sein, auf den ersten Ruf den Kampf wieder zu beginnen. Im Falle der offiziellen Proklamierung des Kriegszustandes beginnt der Generalstreik von neuem. 2) Die Eisenbahner streiken fort, namentlich darauf kein Militär hergebracht werden kann. 3) Um den Streik der Eisenbahner aufrechtzuerhalten, müssen diese durch die übrigen Arbeiter pekuniär unterstützt werden. — Am 29 November wurde die Arbeit wieder aufgenommen. Der Eisenbahnstreik dagegen dauerte noch einige Tage an.

25 — 30. Nov. Mitau. Ein Generalstreik bricht aus und legt das gesamte öffentliche Leben mehrere Tage lang lahm. Alle Fabriken stehen, die Schulen und Magazine, mit Ausnahme der Lebensmittelbuden und Apotheken, sind geschlossen, die Fuhrleute fahren nicht, auch der Schiffsverkehr nach Riga stockt. Auf den Straßen herrscht ungehindert der revolutionäre Pöbel.

Große Massenmeetings werden veranstaltet, auf denen Polizei und Nachtwächter förmlich abgesetzt werden, die dann auch so gut wie garnicht mehr funktionieren, Waffen werden verteilt und ganz offen zur Anschaffung solcher Geld in den Geschäften gesammelt. Dem strengen Verbot des Generalgouverneurs zum Trotz ziehen große Haufen singend durch die Straßen, wo offen Brandreden an das Volk gehalten werden. Der Maschinist der Lankowskyschen Fabrik Osoling, der sich weigert ohne Befehl seines Chefs das Zeichen zum Schluß der Fabrik zu geben, wird auf offener Straße angehalten, in einen Hof geschleppt und hier förmlich hingerichtet.

Man befürchtet jeden Augenblick einen Sturm auf das Schloß und Gefängnis, und die Lage der Stadt gestaltet sich noch bedrohlicher dadurch, daß von allen Seiten vom Lande große Massen bewaffneter Bauern sich nach Mitau zusammenziehen, um hier die Herrschaft der Revolutionäre mit Gewalt durchzusetzen. Auch bei diesen Massen hatte wiederum das Gespenst der „schwarzen Sotnja", das von den Führern der Bewegung absichtlich ausgesprengte Gerücht, dieses „schwarze Hundert" werde von Mitau her über die Bauern herfallen und sie abschlachten, den Kindern Nasen und Ohren abschneiden usw, ungeheuer erregend gewirkt und vielfach eine förmliche Panik hervorgerufen.

Aus der Umgegend wurde nun herangezogen, was an Militär irgend erreichbar und verfügbar war, so daß am 28. Nov. hier 2 Infanterieregimenter, 100 Kosaken und 400 Dragoner standen (aus Riga wurden noch 2 Schwadronen Dragoner und 4 Kanonen zu Hilfe gesandt). Am 28. sammeln sich große Massen Aufständischer auf den Straßen, besonders auf dem Marktplatz, es gilt einen Angriff auf das Schloß zu unternehmen. Hier kommt es nun zu einem blutigen Zusammenstoß mit dem Militär. Als die Masse auf wiederholte Aufforderungen nicht auseinandergeht, erfolgt der Befehl zum Feuern. 16 Tote bleiben auf dem Platz und viele werden verwundet. Die erbitterten Soldaten stürzen sich dann mit blanker Waffe auf die Menge und jagen sie auseinander. Dies energische Eingreifen, sowie das Eintreffen der Truppenverstärkung aus Riga veranlaßt dann die sich zur Stadt, namentlich von Elley und von Lievenbersen her, konzentrierenden bewaffneten Bonden, ihr Vorhaben aufzugeben. — Das flache Land war allerdings durch den Abzug der Truppen den Revolutionären vielfach völlig preisgegeben, am 28. überfallen sie Grünhof und Hofzumberge (vgl. z. B. weiter unten 28. Nov. Grünhof). Zahlreiche Flüchtlinge treffen von allen Seiten in Mitau ein.

Am 30. November wird dann der Generalstreik in Mitau wieder eingestellt und das geschäftliche Leben wieder aufgenommen. Aber noch am 1. Dezember war die Polizei auf den Straßen nicht zu sehen; Militärpatrouillen halten die Ordnung aufrecht.

26 Nov. Gildenhof (bei Riga). Abends wird das Stadtgut Gildenhaf (in der Nähe von Olai) von Bewaffneten überfallen; die Tür wird gesprengt, der Hausfrau der Revolver auf die Brust gesetzt und die vorgefundenen Waffen gerandt — In derselben Nacht werden auch auf dem unweit gelegenen Stadtgut Gränhof — wohl von derselben Bande — die Waffen geraubt.

26. Nov. Kremon. Die Flucht des Pastors Skribanowitz ist von ihm selbst in der Tagespresse geschildert worden. Die Chronik entnimmt daraus folgendes: Als nach dem 17. Oktober, wie überall, auch in Kreman die Meetings begannen, verweigerte der Pächter der Pastoratsländereien plötzlich sämtliche kontraktmäßigen Leistungen, so daß die materielle Existenz des Pastors untergraben war und er sich anschicken mußte seinen Hausstand aufzulösen und das Kirchspiel zu verlassen. Dazu kam, daß er auf einem Meeting (in Poddoschi) für abgesetzt erklärt und ihm am 24 November dies Volksurteil überbracht wurde. „Am 26. Nov. — so schildert nun Pastor Skr. selbst das Weiteren — wurden wir am frühen Morgen geweckt. Aus Engelhardtshof war die Nachricht gekommen, ein Dampfer aus Riga würde die Familie von der Jegelbrücke aus sicher nach Riga führen, es müsse sofort aufgebrochen werden. Bald darauf verließen meine Frau und Kinder in Begleitung einiger Hausgenossen das Pastorat. Ich blieb allein mit unseren Dienstboten zurück, in der Vorbereitung auf den ersten Advent, an welchem Tage hier zum ersten Mal eine Anzahl Griechen in die lutherische Kirche aufgenommen werden sollte. Um $^1/_2$12 Uhr abends wurde heftig gegen die Haustür geklopft. Die Kutscherfrau meldete den Brand der Pastoratsscheune, in der der Pächter seine Dreschmaschine, Korn u. a. stehen hatte. Das Feuer war angelegt worden. Gern wäre ich zu der etwa 200 Schritt entfernten Brandstätte hingegangen, um meinem Pächter einige freundliche Worte zu sagen, wagte es aber nicht in Anbetracht der in letzter Zeit gegen mich gezeigten feindseligen Gesinnung. Auch müssen meine von der Brandstätte zurückkommenden Dienstboten bereits Böses geahnt haben, denn als ich doch schließlich die Absicht äußerte hinzugehen, baten sie mich dringend, das ja nicht zu tun, beim Feuer seien Leute mit Flinten erschienen und wer weiß, was da geschehen könne. Bei diesen Worten tauchte in meiner Seele der unheimliche

Gedanke auf in den Augen des Pächters dist du schließlich noch an diesem Brande schuld. Ich persönlich war der Meinung, daß irgend jemand mich an dem Pächter durch dieses Verbrechen habe rächen wollen. Erschüttert und betrübt ging ich um ½1 Uhr, als für das Pastorat sanft keine Gefahr mehr vorlag, in mein Schreibzimmer zurück und setzte mich schweren Herzens an meine Arbeit. Da plötzlich um 1 Uhr abermals ein heftiges Pochen gegen die Tür. Erschreckt eile ich hin und frage, wer da sei. Die Antwort lautete: „Der Kaufmann aus der Bude." Ich frage nach seinem Begehr in der Nacht. Er antwortete, er hätte dringend mit mir zu reden. Ich weise darauf hin, daß es so spät sei, ich bereits gestört worden und nach zu arbeiten hätte, ich bäte ihn morgen früh zu kommen. Darauf ruft mir die Stimme eines meiner nächsten Nachbarn unter den Bauernwirten, der unverkennbar bereits berauscht war, in drohendem Tone zu, schnell zu öffnen, da sie mit mir zu tun hätten. Dabei erinnerte ich mich an ein Gespräch, das ich am Morgen mit ihm über die „metna fatna" („schwarze Statuja") gehabt hatte. In diesem Gespräch hatte er auf das Gerücht hingewiesen, daß diese „metna fatna" mit ihren Untaten im Dienste der Herrschaften stände, worauf ich ihm das Unsinnige dieses mit teuflischer Bosheit erfundenen Gerüchtes vorgehalten hatte. Seiner Anspielung auf dieses unser Gespräch fügte er im selben drohenden Tone hinzu. „Heute Abend haben wir nun gesehen, was Sie uns angetan haben." Mich überlief es eiskalt, als ich diesen Verdacht aussprechen hörte. Ich wußte nun, weshalb man so spät in der Nacht noch zu mir wallte. Auf meinen erschreckten Ruf, doch zu bedenken, was er damit von mir ausgesagt habe, wurde mir eine weitere grobe Antwort zuteil, und man versuchte von außen den Schieber vor einer größeren, in der Tür befindlichen Oeffnung zu Seite zu schieben, um die Tür zu öffnen. Glücklicherweise hatte ich diesen Schieber vor einigen Wochen vernagelt. Auf erneutes Klopfen und Rumoren bat ich die Leute nach etwas zu warten, da ich sie so nicht empfangen könne, ich müsse mich erst ankleiden gehen. Darauf rief man mir zu, sie brauchten meine Kleider garnicht, sie würden auch so mit mir fertig werden. Nun sah ich nochmals nach den Riegeln, ob sie fest waren, ging ins Haus zurück, wo meine beiden treuen Dienstmädchen, die Zeugen dieser nächtlichen Zwiesprache gewesen, weinten und wehklagten. Darauf ergriff ich eine Handtasche mit Papieren, zog einen leichten, zur Flucht bequemen Mantel an, löschte die Lampe aus und meine Seele Gott befehlend und das Gelingen der Flucht ihm anheimstellend, versuchte ich im Dunkeln die für den Winter ver-

Digitized by Google

schlossene und verstopfte Verandatür zu finden und zu öffnen. Ich fand die Tür, aber der Schlüssel war nicht darin. Doch im Sommer hatte er stets an einem bestimmten Nagel gehangen. Ich tastete umher und fand den Nagel und den Schlüssel — Gott sei gelobt — es war der rechte. Ich konnte nun in den monddeschienenen Garten hinaus, und während das Klopfen und Rufen sich erneuerte, eilte ich waldwärts, längere Zeit noch im Gesichtsfelde der beiden Leute, die mich jedoch offenbar nicht bemerkt haben. Beim Eindringen ins Haus, was bei den nicht sonderlich festen Türen nicht schwer zu bewerkstelligen gewesen wäre, mußte meine Flucht durch die offengelassene Tür sofort bemerkt werden und auch die Richtung derselben nach Engelhardtshof zu. Die Richtung dorthin einhaltend, vermied ich jeden Weg, eilte über Felder und durch Gräben, über Wiesen und Morast, und gewann so — jedes unterwegs liegende Gesinde vermeidend, um nicht durch das Anschlagen der Hunde verraten zu werden — die Landstraße nach Engelhardtshof. Um sie zu vermeiden — denn folgte man mir fahrend, so mußte ich hier den Verfolgern in die Hände fallen —, eilte ich durch den Wald, verlor aber etwas die Richtung und kam um ca. 2 Uhr morgens statt in Engelhardtshof im Doktorat an, wo ich zu Tode erschöpft fast zusammenbrach. Nachdem ich etwas gestärkt und mit warmen Kleidungsstücken versehen worden war, ging die Flucht per Wagen weiter durch die Nacht unter Vermeidung der Chausseen und ihrer Krüge nach Hinzenberg, wo Mittag stand. Um 5 Uhr morgens war ich im gastfreundlichen Hause des Brannmeisters Leibuscher wohlaufgehoben im Kreise verschiedener aus der Nachbarschaft hierher bereits geflüchteter Personen. Um 9 Uhr traf auch unser Doktor mit Familie in Hinzenberg ein, was mich tief erschütterte; er hatte gleichfalls fliehen müssen, weil er um des nur erwiesenen Liebesdienstes willen nicht mehr vor der Rache meiner Widersacher sicher war. — Am Sonntag sollten im Kremonschen Kirchspiel zwei Meetings abgehalten werden. Da der Gedanke nahe lag, man werde meine Flucht als Beweis der gegen mich ausgesprochenen Anklage ansehen und auf den Meetings zu neuer Aufreizung ausnutzen, auch mich eventuell noch von der Eisenbahnstation Hinzenberg abfischen oder dort zu fangen und zu richten suchen, so mußte ich mich in Verkleidung zur Bahnstation begeben, von wo ich glücklich am Sonntag Abend um 9 Uhr auf der Rangierstation und von dort zu Fuß in Riga bei den Meinigen eintraf.

In der Kremonschen Gemeinde hat sich sofort am Sonntag Morgen eine Reaktion gegen das gegen mich geplante Verbrechen gezeigt. Die beiden Rebellitäter sind selbst mit dem

Tode bedroht worden, die Waffen sind ihnen gewaltsam weggenommen worden und auch sonst liegen mir auf Grund guter Nachrichten wieder viele Anzeichen dafür vor, daß weite Kreise der Gemeinde mit den gottlosen Bestrebungen und Handlungen der neuesten Zeit nichts gemein haben wollen." —

25. Nov. bis 1. Dez. Die Ereignisse in Römershof, Lennewarden und Kolenhusen.

Die Gefangennahme einer Anzahl Deutscher durch die Revolutionäre, ihre Erlebnisse und Befreiung schildert anschaulich ein ausführlicher Bericht eines Mitbeteiligten, der Frau von Scheinvogel, der in der „Balt. Tagesz." 1906 Nr 48—51 veröffentlicht wurde. Die Chronik ergänzt diesen (hie und da etwas gekürzten) Bericht teils in den Namen, teils in einigen Anmerkungen nach den Berichten andrer Augenzeugen. Die Aufzeichnung Frau v. Scheinoogels lautet:

An das Auftauchen kleinerer Räuberbanden, die Plünderung von Monopolbuden, Scheunen ꝛc. hatten wir uns allgemein so gewöhnt, daß wir uns darüber nicht weiter aufregten. Einen viel ernsteren Charakter aber erhielten die Unruhen durch den Ausbruch des Post- und Telegraphenstreiks, der die loyalen Elemente auf dem Lande vollständig von allen Nachrichten aus der Stadt abschnitt, so daß man absolut nicht wußte, was vor sich ging und wie ernst sich mittlerweile die Lage gestaltet hatte. Aus dem Rigaschen Kreise hatten sich bis Mitte November schon fast alle Deutschen entfernt, die wenigen übrig gebliebenen suchten sich, so gut es ging, in Verteidigungszustand zu setzen.

Auf dem Gute Altenwoga, einem, wie es sich später erwies, der Hauptherde der Revolution, standen ca. 25 Dragoner. In der 2 Werst vom Hofe entfernten Forstei wohnte der ehrenamtliche Kreisschefgehülfe v. Peterseun mit seiner Mutter und den Herren v. P., v. L. und M.

Als die authentische Nachricht eintraf, daß sich in einer Nacht mehrere hundert Bauern zu einer Prodemobilisation beim Gesinde Ogerkaln, ca. 5 Werst vom Hofe, versammelt hatten und ein Ueberfall auf die Forstei zu erwarten war, beschlossen die Herren das schwer zu verteidigende Gebäude aufzugeben und sich auf den Hof zurückzuziehen, wo man, vereint mit dem Militär, jeder Bande trotzen zu können hoffte. — Am 18. November wurde in aller Eile der Umzug bewerkstelligt, wobei die damals gerade erstlich erkrankte Mutter des Herrn v. P. trotz schneidenden Nordoststurms in ihrem Bett von den Dragonern auf den Hof getragen werden mußte. An Sachen nahm man nur das notwendigste mit, da ein

öfteres Hin- und Herfahren bei der Stimmung des Volkes bereits unmöglich geworden war. Es folgten dann einige Tage scheinbarer Ruhe, und man fing schon an, wieder hoffnungsvoller in die Zukunft zu schauen. Da, um die Mittagsstunde des 21. November, erschien der Verwalter von Fistehlen, Heer L, in Altenwoga mit der erschütternden Nachricht von der Ermordung des Herrn a. Transehe jun.-Taurup, der, als seine ganze Familie floh, gewissenhaft auf seinem Platze verharrte. Wie Herr L. in der Eile flüchtig mitteilte, war Herr v. T. fast ausschließlich von seinen eigenen Leuten auf einer Fahrt nach Jürgensburg überfallen und ermordet worden.

Am nächsten Tage passierten, aus dem 20 Werst entfernten Neu-Bewershof kommend, der jüngere Bruder des Herrn v. Transehe mit seiner Gemahlin und einigen Herren des Selbstschutzes Altenwoga, um dem Toten die letzte Ehre zu erweisen. Herr v. Petersenn und v. L. schlossen sich ihnen mit einigen Dragonern zum Schutze an, und so begab sich der traurige Zug nach Taurup.

Heer v. P. sagte bei seiner Abfahrt, daß er wahrscheinlich noch an demselben Abend mit dem ihn eskortierenden Militär zurückkehren würde. Um 9 Uhr abends, bei vollständiger Dunkelheit, vernahm man plötzlich vom nahen Walde, den die Heeren, aus Taurup kommend, passieren mußten, heftiges Schießen und Geschrei. Bald darauf erschien auch die Dragonereskorte aus Taurup und berichtete aufgeregt, daß sie heftig beschossen worden sei und das Feuer erwidert habe. Jedenfalls habe eine Bande dem Kreischefgehülfen aufgelauert, der sich jedoch unvermutet entschlossen hatte, mit Herrn v. L. erst am folgenden Tage heimzukehren und so dem Ueberfall entgangen war. Donnerstag, d. 24. November, fuhren die Herren abermals nach Taurup, wo die Leiche des jungen Herrn v. T. in aller Eile eingesargt und in einem Zimmer aufgebahrt wurde, worauf alle nach Altenwoga zurückkehrten.

Herr v. T.-Neu-Bewershof und seine Gattin, sowie die ihn begleitenden Herren entschlossen sich, in Altenwoga zu übernachten und erst am andern Morgen bei Tageslicht auf ihr Gut zurückzukehren. So saß man denn in recht gedrückter Stimmung, doch relativ ruhig den Abend beisammen; hofften doch alle, mit dem Militär, dessen Hülfe ja zugesichert worden war, auf ihren Posten ausharren zu können. Da wurde ein Bote aus Römershof mit einem Brief des dort stationierten Dragonerrittmeisters, Herrn v. Stern, an den Besitzer von Altenwoga, Hrn. a. Scheinvogel, hereingeführt. Der Rittmeister schrieb, daß der Kriegszustand von der Regierung proklamiert worden sei und er sein sämtliches Militär vom Lande, also auch

aus Altenwoga, zuerst nach Römershof und dann weiter nach Riga zu konzentrieren habe, und daß er, da der Aufbruch der Dragoner in wenigen Stunden stattfinden müsse, nur dringend raten könne, unverzüglich unter dem Schutze des Militärs nach Römershof zu ziehen. Zugleich brachte der Bote die Nachricht von der Ermordung des Römershofschen Kreisschefgehülfen von Hennings. Dieser hatte sich gegen eine hundertköpfige Bande, nachdem er zuvor seine kleinen Kinder durch eine Hintertür kaum bekleidet hinausgeschickt, die ganze Nacht in seinem Hause verteidigt und war gegen Morgen von den Bauern erschossen und erstochen worden, worauf die Leute sein Haus eingeäschert hatten. (Vgl. o.) Kaum war diese Hiobspost erfaßt worden, so erschien auf schaumbedecktem Pferde ein Dragoner, vom Kornet Palmiraut aus dem 30 Werst entfernten Gute Sunzel gesandt, mit der Nachricht vom Tode des Kornets Kostjantinow in Kaipen, der gleichfalls von den Bauern erschossen worden war. Zugleich brachte der Dragoner den Befehl an das Altenwogasche Militär, sich am nächsten Vormittag in Essenhof, auf halbem Wege nach Römershof, mit den Sunzetschen und Kaipenschen Dragonern zu vereinigen habe, um mit diesen zusammen in Römershof einzuziehen zu können. Nun galt es, selbst Hand anzulegen, und da man sich nicht auf die auf dem Hofe angestellten Leute verlassen konnte, vielmehr ein Verrat wahrscheinlich war, möglichst unbemerkt alles zu dem Aufbruch, der des Morgens um 6 Uhr stattfinden sollte, vorzubereiten. Die ganze Nacht hindurch wurden die notwendigsten Sachen und wichtigsten Dokumente verpackt und Wagen und Pferde zurechtgestellt. Einer der Herren übernahm es, nach dem ca. 15 Werst entfernten Pastorat Linden zu fahren und Pastor Stoll nebst Familie und die Herren vom Leibschutz vom Aufbruch zu benachrichtigen und sie aufzufordern, sich anzuschließen, da nach dem Abzuge jeglichen Militärs aus der Gegend die Position unhaltbar werden müßte. Besagter Herr kehrte gegen Morgen zurück und erklärte, daß es noch unbestimmt sei, ob und wohin Pastor Stoll mit den Seinen aufbrechen würde. Nach dieser Nachricht war ein weiteres Warten nicht mehr nötig. Hingegen hatten sich Herr v. Transehe Neu Bewershof und Gattin entschlossen, mit ihren Herren an dem Zuge nach Römershof teilzunehmen.

Am 25. November 8 Uhr morgens — es war ein trüber, regnerischer Tag — brachen dann die Altenwogaschen auf. Sie gehörten in jener Gegend zu den letzten Deutschen, die das Land verließen. Den Zug bildete eine lange Wagenreihe und die Equipagen wurden teilweise von den Herren selbst gelenkt, da es, drei russische Jungen ausgenommen, vollständig an zuverlässigen Leuten mangelte. — Die kranke Mutter des

Herrn v. P., die in den Wagen gehoben werden mußte, und die kleine zweijährige Tochter des Hauses führen, von Herrn v. L. gekutscht, voran, dann folgten in langer Reihe die andern Equipagen, eskortiert von den Dragonern. Da das Militär nur 4—6 Werst pro Stunde zu reiten pflegt, kam man äußerst langsam vorwärts; und da Romershof über Essenhof ca. 57 Werst entfernt liegt, konnte man kaum hoffen, vor Einbruch der Dunkelheit ans Ziel zu gelangen. Bis zum ca. 12 Werst von Altenwoga entfernten Weißenseefchen Walde verlief alles ohne nennenswerte Störung. Kaum hatte jedoch der Zug die Mitte des Waldes erreicht, als man ein heftiges Schießen aus dem Gebüsch zu beiden Seiten des Weges vernahm und die lange Wagenreihe ins Stocken geriet. Da sprengten plötzlich einige Dragoner heran, in ihrer Mitte zwei Gefangene. Die Soldaten, die stets das Gebüsch vor dem Zuge durchsuchten, hatten die beiden Leute mit ihren Gewehren im Anschlage ertappt und gefangen genommen. Nun verlangten die durch die Ermordung ihres Offiziers in Kaipen schon aufs äußerste erbitterten Dragoner die durch den Kriegszustand gestattete sofortige standrechtliche Erschießung der beim Mordanschlage ertappten Verbrecher. Der Kreischefgehülfe v. P. hielt dieses jedoch für nicht korrekt, da ihm die Proklamierung des Kriegszustandes noch nicht offiziell mitgeteilt worden wäre. So wurde denn beschlossen, die Schuldigen bis Römershof mitzunehmen und dem Rittmeister E. v. Stern behufs Aburteilung zu übergeben, was auch nachher geschah. — Gegen 11 Uhr vormittags näherte sich die Karawane dem Hakelwerk Sissegal, als ihr ein Gefährt in wilder Karriere entgegengejagt kam. Es war der Dr. Löwenberg, ein jüdischer Arzt, der es übernommen hatte, die Flüchtlinge vor der Fahrt durch das Hakelwerk zu warnen. Das Volk, das eben die Proklamierung des Kriegszustandes erfahren hatte, strömte dort in hellen Haufen zusammen, um Meetings abzuhalten, bei einem Passieren des Ortes war ein Zusammenstoß unvermeidlich. Nun übernahm Herr v. Scheinvogel als Ortskundiger die Führung und leitete den Zug auf Umwegen, durch Viehtriften ꝛc. um Sissegal herum, so daß den Flüchtenden das Hakelwerk bereits im Rücken lag, als das Manöver von der Menge bemerkt wurde. Wohl sah man die Bauern wie einen Schwarm Bienen aufgeregt umherlaufen, doch konnten sie den Zug nicht mehr einholen. In ca. zwei Stunden war Essenhof, der Platz, wo sich die drei Abteilungen voraussichtlich treffen sollten, erreicht. Doch was für ein grauenhafter Anblick bot sich dort den Blicken der Flüchtenden! Vom Herrenhause standen nur noch einige rauchende Trümmer, der Hof war verödet und verwüstet. Die Sunzelschen und

Kaipenschen Dragoner traf man nicht, und von dem sich äußerst feindselig gerierenden Hofspersonal war nicht einmal in Erfahrung zu bringen, ob sie nicht bereits Essenhof passiert und weiter gezogen wären, was möglich erschien, weil die Altenwogaschen verspätet eingetroffen waren. Ein weiteres Warten hier war unzulässig, da man jeden Augenblick gewärtig sein konnte, von Sissegalitern, die der Karawane auf dem Fuße folgten, erreicht zu werden, was bei der kleinen Militärkraft durchaus vermieden werden mußte. So ging es also auf der Landstraße nach Römershof, ohne Rücksicht auf die ermatteten Pferde, weiter. Ca. 10 Werst von der Station Römershof wurde der Zug von den nachkommenden andern beiden Dragonerabteilungen unter Kornet Palmraut eingeholt. Nun kam man noch langsamer vorwärts, da das Kaipensche Militär die Leiche seines Offiziers und zwei beim dortigen Ueberfall schwer verwundete Soldaten mit sich führte. Kurz vor Römershof trennte sich der Kreisschefgehülfe vom Zuge und fuhr rasch zur Station voraus, um für die Flüchtlinge bei Zeiten Billete nach Riga und ein warmes Frühstück zu bestellen. Gegen 4 Uhr, bei Anbruch der Dunkelheit, fuhr die Karawane an den noch rauchenden Trümmern des Henningschen Hauses vorüber der Station Römershof zu. Da kam ihnen Herr v. Petersenn, der seine Equipage auf der Station hatte stehen lassen müssen, mit dem Ruf entgegengelaufen: „Fort zum Schloß, die Bahn geht nicht mehr, die Station ist von Revolutionären besetzt, wir werden eingeschlossen.“ Man riß die ermatteten Pferde herum und weiter ging es in die Nacht hinaus. — In einer Stunde wurde endlich das Römershofsche Herrenhaus erreicht, wo die Flüchtlinge die Gastfreundschaft des Hauses in Anspruch nehmen mußten Vor allen Dingen war für die Pferde, deren Kräfte zu Ende gingen, die man aber jetzt zum weiteren Fortkommen nach Riga notwendig brauchte, zu sorgen. Und das war nicht ganz leicht, da alles, was an Ställen und Scheunen vorhanden war, von den Dragonern und ihren Tieren besetzt wurde. Endlich, nach stundenlanger Arbeit, gelang es den Herren, eine Scheune für die Tiere einzurichten, so daß sie versorgt waren. Hier hieß es überhaupt „Hilf dir selbst“, da der Besitzer, Herr v. Sivers, in Riga weilte und seine Familie, bestehend aus seiner Gattin, 2 Töchtern und 1 Sohne, ohnehin überbürdet war. In der Nacht trafen weitere Gäste ein, es waren dies ein Beamter der Kreispolizei, Herr Maximowitsch, einige junge Herren[1] und drei Tscherkessen, die ge-

[1]) Nach den Aufzeichnungen eines andren Augenzeugen waren das die Herren: Reservefähnrich A. Schmidt, M. Richter, A. Baron Maydell und H. Liebkowsky

kommen waren, um der Beerdigung des Herrn v. Hennings, mit dem M. befreundet gewesen war, beizuwohnen. Die Nacht verlief ruhig, die Herren, die sich auf Bitten des Rittmeisters am Patrouillendienst auf dem Hofe beteiligten, um so die Dragoner zu entlasten, beobachteten in der Dunkelheit das fortwährende Aufflammen größerer Brände am Horizont.

Sonnabend, den 26. Nov. vormittags, rückte das Militär zur Beerdigung des Herrn v. Hennings aus[1]. Unterdessen ging einer der Herren, Baron Maydell, mit den Tscherkessen zu der 7 Werst entfernten Bahnstation, um das am vorhergehenden Tage von Herrn v. P. zurückgelassene Pferd nebst Wagen, das sich in der Pferdepost befinden sollte, abzuholen. Erst spät in der Nacht[2], als man sich schon sehr seinetwegen beunruhigte, kam er mit den Tscherkessen zurück. Sie hatten die Equipage gefunden und waren mit ihr auch ein Stück Weges gefahren, dann aber hatten die Bauern sie bemerkt und so in die Enge getrieben, daß sie gezwungen worden waren, das Pferd, ein schönes Halbblut, auszuspannen und mit ihm auf Schleichwegen durch den Wald dem Hof zuzustreben. Bald hatten sie jedoch auch das Tier aufgeben müssen, da von den Bauern auf sie ein förmliches Kesseltreiben veranstaltet worden war. Nur mit großer Mühe war es ihnen gelungen, das Schloß zu erreichen, während das Pferd, das ihnen anfangs folgte, von den Revolutionären erschossen worden war.

In der Nacht vom 26. auf den 27. November, in der niemand ein Auge zutat, stieg die Spannung von Stunde zu Stunde, die Nachrichten, die der Rittmeister erhielt[3], lauteten immer bedrohlicher, es wurde zur Gewißheit, daß es sich nicht mehr um Ueberfälle kleinerer Banden handelte, sondern daß Tausende von bewaffneten Bauern sich bei der Station zu

---

[1]) Die Beerdigung v. Hennings und eines mit ihm ermordeten Dragoners fand, nach einem andren Bericht, unter dem Schutze von ca. 70 Dragonern auf dem Romershofschen Kirchhof statt. Sie mußte sehr beschleunigt werden, da unterdessen ein Ueberfall auf das Schloß erwartet werden konnte und der Rückzug bedroht war. Dem Pastor war das Erscheinen auf dem Kirchhof vom Volke untersagt worden. Das Grab konnte nicht einmal vollständig zugeschaufelt werden, was für später dem Totengräber überlassen werden mußte. Während der Beerdigung wurden von patrouillierenden und wachestehenden Dragonern zwei Revolutionäre erschossen, die die Flinten auf sie angelegt hatten.

[2]) Nach dem zit. andren Bericht erst um 9 Uhr morgens.

[3]) Abends war in Romershof auch ein Jäger aus Abfenau eingetroffen, der von einer großen Bande bei Ringmundshof aufgegriffen entwaffnet und zum Mitgehen gezwungen worden war. Aus Gesprächen der Bauern hatte er entnommen, daß sie Romershof belagern und nach Ankunft ihres erwarteten Kommandanten stürmen wollten, sie meinten dann etwa 2000 Mann stark zu sein. Beim Romershofschen Kruge, wo die Bande Halt machte, war es dem Jäger gelungen zu entwischen.

einem Sturm aufs Schloß versammelten. Sonntag früh fanden sich alle Herren zu einer Beratung zusammen. Vielfach wurde proponiert, es auf eine Belagerung des Schlosses ankommen zu lassen. Da erklärte Rittmeister v. Stern, daß er alles in allem pro Soldat nur noch ca. 20 Patronen[1] vorrätig habe, und seiner Meinung nach aus diesem Grunde ein ferneres Halten des Gutes unmöglich sei; er schlage deshalb vor, sich möglichst rasch zu einem Aufbruch nach Riga zu rüsten, außerdem erwarte er sowieso täglich den Befehl zum Abzuge. — Da der Kommandierende selbst die Situation für unhaltbar hielt, fand am Sonntag den 27. November der allgemeine Aufbruch aus Rämershof statt. Man wählte die Straße zwischen der Düna und der Bahnlinie der Riga-Oreler Eisenbahn. Dies war der einzig mögliche Weg, da nach Kurland hin der Uebergang über den Strom auf der kleinen Fähre ein äußerst langwieriger und gefahrvoller gewesen wäre, bestand doch jetzt der Zug mit allem Militär und allen Frachtfuhren aus ca. 30 Wagen und 100—130 Reitern[2].

Kurz vor dem Aufbruch wurde die Leiche des erschossenen Offiziers vom Militär in aller Eile in einem Tannendickicht beerdigt, da der weitere Transport mit großen Schwierigkeiten verknüpft gewesen wäre.

Dann wurden die beiden Gefangenen aus dem Weißenseeschen Walde, die bis dahin in einem Nebengebäude interniert waren, laut Kriegsgesetz erschossen. Es war dies auch ein Gebot der Selbsterhaltung, da die beiden Rebellen nach Abzug des Militärs von den Ihrigen befreit worden und als erbitterte Verfolger äußerst gefährlich gewesen wären. Herr Maximowitsch und ein Tscherkesse übernahmen die Exekution. Der Tscherkesse hatte jedoch den einen Gefangenen durch einen Streifschuß nur leicht verwundet, und so entging dieser, indem er sich tot stellte, dem Gericht. Später, als die Flucht der Deutschen ein so trauriges Ende nahm, tauchte der Mann wieder als einer der erfrigsten Hetzer auf. — Den andern hatte Maximowitsch erschossen.

Die ersten 20 Werst legten wir ruhig und ohne Unterbrechung zurück; friedlich lag die Landschaft vor uns; auffallend war nur, daß uns gar keine Bauern begegneten; die Gegend schien wie ausgestorben. Nur beim Passieren des Gutes

[1] Nach dem zit. Bericht — 30 Patronen. Der Rittmeister hatte schon vor längerer Zeit nach Riga Nachricht geschickt, daß er wenig Munition habe, aber bisher weder eine Antwort noch Munition erhalten.

[2] Im Zuge befanden sich (nach dem zit. Bericht): 10 Damen und Kinder, 21 waffenfähige Männer (darunter 3 Tscherkessen und 3 Jäger) und einige Dienstboten, außerdem mit ihrem Rittmeister und 2 Kornets ca. 190 Dragoner, von denen ca. 10 ohne Waffen waren.

Jungfernhof sah man aus der Entfernung größere Mengen Volks in Gruppen bei einander stehen, die jedoch bei unserem Nahen spurlos verschwanden. Einige Drähte, die über den Weg gespannt waren und den Zug zum Stocken brachten, wurden rasch hinweggeräumt. Dann ging es ungehindert, immer zwischen Bahnlinie und Dünaufer, weiter. Eine auffällige Erscheinung waren zwei rasch aufeinander folgende Züge in der Richtung nach Ringmundshof, die nur von Revolutionären besetzt und geführt sein konnten, da durch den Streik alle regulären Bahnen stockten.

So wurde **Lennewarden** fast erreicht, als die Vorreiter meldeten, daß sie (beim Abdol-Kruge) eine große Zahl bewaffneten Volkes bemerkt hätten, das die Flüchtlinge offenbar erwarte. Während sie noch ihren Rapport abstatteten, krachten auch schon die ersten Schüsse. Sofort ließ Rittmeister v. Stein einen Teil der Dragoner absteigen und in langer Schützenlinie vorangehen, während die andere Partie die Ordre hatte, auf dem Bahndamm das Gut zu umgehen und die Revolutionäre im Rücken anzugreifen. Als die Equipagen, die langsam folgten, bis an 500 Schritt an Lennewarden herangekommen waren, bot sich dem Beschauer folgender Anblick: Rechts der Bahndamm, vorn der massive, lange Krug, durch Schießscharten und Schutzvorrichtungen zu einer Festung umgewandelt, und der Gutshof, — links die Düna, von deren steilen Abhängen gleichfalls geschossen wurde, und hinter den Flüchtenden hart am Wege der Kirchhof, der nach Passieren der Karawane sofort von den Bauern besetzt wurde. So hatten die Letten mit strategischem Geschick den Ort gewählt, um dem Zuge einen Hinterhalt zu stellen. Mittlerweile war die Schützenkette unter scharfem Feuer der Bauern bis zum verbarrikadierten Kruge vorgedrungen, sie konnte jedoch nicht daran denken, den Eingang zu erzwingen, da die Türen und Fenster stark verrammelt waren und geeignete Werkzeuge zum Aufbrechen oder Sprengstoffe nicht zur Hand waren. So mußten die Soldaten zurück. Zu gleicher Zeit waren die auf dem Bahndamm zu Pferde vorgehenden Dragoner genötigt zu weichen und sich mit den Kameraden zu vereinigen, da sie von der Station Ringmundshof hinter Lennewarden ebenfalls beschossen wurden und ein Zug Bewaffneter die Station verließ, um sie über den Haufen zu fahren. Ein Abweichen vom Wege war des überaus sumpfigen Terrains wegen für Kavallerie und Equipagen unmöglich. Unter diesen Umständen blieb dem kommandierenden Offizier tatsächlich nichts anderes übrig, als alle seine Dragoner zu sammeln und mit ihnen durch den sie umkreisenden Ring der Rebellen durchzubrechen, was selbstverständlich

für die schweren Equipagen nicht möglich war, und so mußten diese ihrem Schicksal überlassen werden. In voller Karriere sprengte das Militär die Landstraße dahin, an dem förmlich feuerspeienden, in Rauch gehüllten Kruge vorüber. Dann entschwanden die Retter den Blicken der Zurückbleibenden. Nun wandte sich die Wut der Bauern gegen die Insassen der Equipagen; ein Kugelregen überschüttete die frei und ratlos auf der Landstraße Haltenden. Es war ein Glück, daß die Leute mit ihren modernen Gewehren (Mauser, Winchester ꝛc.) nicht umzugehen verstanden; so verfehlten die Geschosse ihr Ziel. Um einigermaßen Deckung zu suchen, wurde hinter einer leicht gebauten Strohscheune Halt gemacht. Die Frauen und Kinder begaben sich ins Innere, möglichst nahe am massiven Fundament vor dem Kugelregen Schutz suchend, die verwundeten Soldaten, die ihrem Rittmeister nicht hatten folgen können[1], wurden auch in die Scheune gebracht, alle Herren . . . verteilten sich dagegen in den Gräben in der Nähe der Scheune, um einem eventuellen Ueberfall zu begegnen. — Mittlerweile war es dunkel geworden. Durch das Pfeifen der Kugeln, die knatternd durch die Wände des Gebäudes schlugen, hörte man Kinderweinen und Gestöhn der Verwundeten. Bei alledem eine schneidende Kälte. Wohl keiner von uns gab sich der Illusion hin, noch lebend davon zu kommen, da ja vom Militär keine Hülfe zu erwarten war und die wenigen bewaffneten Herren sich gegen Tausende von Angreifern auf die Dauer nicht halten konnten. Allmählich verstummte das Schießen. Da erschien ein Mann, ein weißes Tuch schwenkend, und erklärte den ihm entgegenkommenden Herren, er sei ein vom dem Volke abgesandter Parlamentär und fordere die Flüchtlinge auf, sich zu ergeben, da an ein Halten des leicht in Brand zu steckenden und kaum Schutz gewährenden Gebäudes, noch dazu ohne Proviant, nicht zu denken sei. Nach langem Parlamentieren, während dessen noch zwei andere Delegierte erschienen, mußte, in Anbetracht der aussichtslosen Lage, auf folgender Basis kapituliert werden:

1. Die Zivilpersonen liefern ihre Flinten aus, behalten jedoch die Revolver.

2. Die Dragoner behalten die volle Waffenausrüstung, müssen jedoch ihre Munition einem der Ihrigen (dem Unteroffizier) in Aufbewahrung geben.

3. Dagegen garantieren die Bauern freie und unbehelligte Fahrt nach Riga.

---

[1]) Es waren im Ganzen ca. 20 Dragoner beim Train zurückgeblieben, darunter die unbewaffneten (zit. Bericht).

Nach dieser Verabredung brachen alle zum Gut Lennewarden auf, wo die Herren ihre Flinten übergeben sollten und laut Verabredung ihnen einige Begleiter (6) als Geiseln bis Riga mitgegeben werden mußten, um sie sicher durch die revoltierenden Bauernhaufen zu geleiten. So fuhr man, umgeben von Scharen schwer bewaffneter Letten, im Scheine des brennenden Schlosses Ringmundshof zum Gutshofe. Vor dem Kruge lag quer über die Landstraße die blutüberströmte Leiche eines Dragoners und neben ihm das Reitpferd des Rittmeisters a. Stern; er selbst sollte, wie die Bauern berichteten, mit den andern Dragonern bei Ringmundshof seinen Tod gefunden haben. Als das Schloß erreicht war, erfuhr man, daß der Besitzer, von Wulf, sich mit seiner Familie auf den Rat einiger Treugesinnten über die Düna ins Kurische geflüchtet habe. Auf dem Gute wurden die Gewehre übergeben — einer der schwersten Momente, den die Flüchtlinge durchzumachen hatten, überantwortete man sich doch so auf Treu und Glauben den Rebellen. Sehr wohltuend berührte das Entgegenkommen des dortigen Dienstpersonals, das für die Kräftigung der völlig Ermatteten und Durchnäßten sorgte. Die deprimierte Stimmung wurde dadurch etwas gehoben, daß man der festen Ueberzeugung war, am nächsten Tage sicher in Riga anlangen zu können. — Es sollte jedoch alles anders kommen, denn man hatte eben nicht mit der Treulosigkeit dieses Volkes gerechnet. Nach einigen Stunden tauchte eine Bande unter der Führung eines gewissen Brasowsky auf und erklärte, sie sei vom Kokenhusenschen reaktionären Komitee gesandt worden. Dieses, das über dem Lennewardenschen stehe, habe von der geschlossenen Abmachung gehört, erkläre sie für null und nichtig und bestehe darauf, daß auch die letzten Waffen ausgeliefert würden. Als nun auch dieses geschehen und man nun völlig wehrlos war, trat die Niederträchtigkeit erst recht klar zutage. Sie verlangten jetzt die Auslieferung des Kreisschefgehülfen v. P. und des Herrn Maximowitsch, sowie der drei Tscherkessen. Da half kein Parlamentieren noch Vorhalten des Wortbruchs, mit immer wilderem Ungestüm forderten sie die Herausgabe der Genannten. Da stellten sich die betreffenden Herren freiwillig, da sie einsahen, daß durch eine Weigerung — an Flucht war nicht zu denken — die Lage aller gefährdet würde. Mit der Versicherung, daß den Zurückbleibenden am nächsten Tage freies Geleit nach Riga gewährt werden würde, verließ die Brasowskysche Bande mit den Gefangenen um Mitternacht Lennewarden und zog nach Kokenhusen. (Auch Herr v. Transehe begab sich mit nach Kokenhusen.)

Für die Zurückbleibenden brach eine grauenhafte Nacht an.

Es erschienen immer neue, meistenteils völlig betrunkene Horden, die ihre Wut an den „Herren“ auslieſen. Eine Bande erbrach den Weinkeller, und nun ſtieg die Kurage ins Unermeßliche. Man erklärte alle Deutſchen für Gefangene und ſchleppte die Möbel zuſammen, um das Schloß leichter in Brand ſetzen zu können, den Flüchtlingen aber wurde unter Hohn und Schimpfreden bedeutet, daß ſie in dieſer Nacht mit dem Gebäude verbrennen müßten. Dazu kam noch, daß die Tſcherkeſſen kurz vor ihrer Abführung, wohl um ſich die Gunſt des Volkes zu erobern, in feuriger Anſprache erklärt hatten, ſie ſeien ebenſo von den „Herren“ geknechtet, fühlten mit den Aufſtändiſchen, und wollten als Beweis ihrer Geſinnung auf kaukaſiſche Art vermittelſt Petroleums lebende Fackeln aus den „Boronen“ herſtellen. Dieſes alles hatte das Volk bis zur Raſerei erregt, zu einer Kataſtrophe kam es jedoch in dieſer Nacht nicht, da ſich doch einige vernünftigere Elemente einfanden, die die Leute vor dem äußerſten zurückhielten. Am andern Morgen mußten ſich alle Gefangenen auf den Platz vor das Schloß begeben. Es hieß, ein Teil des Volkes fordere ihre ſofortige Erſchießung. Dieſer wurde jedoch von einem andern Volkshaufen überſtimmt, der erklärte, daß alle nach Kokenhuſen in die Volksfeſte — ſo nannten ſie das Schloß des Herrn von Löwenſtern — geſchafft werden müßten, um von dort aus behufs Aburteilung in ihre Gemeinden verteilt zu werden. Man gab den Gefangenen 5 Minuten Zeit, dann wurden alle, auch Frauen und Kinder, mit Ausnahme der kranken Frau v. P. und der kleinen Tochter v. Scheinvogels, die man hätte tragen müſſen, paarweiſe zum Kruge getrieben, geleitet von einer ſtarken Eskorte Bewaffneter. Hier wurden alle, etwa 18 an der Zahl, in einer kleinen Krugſtube eingeſperrt. Vorher waren alle Bänke und Tiſche ſorgſam aus dem Raume entfernt worden, ſo mußten ſich die Gefangenen auf dem Boden niederſtrecken. — Vor das Fenſter des Zimmers ſchlugen die Leute ſtarke Eiſenſtangen und vor die Tür wurden Wächter poſtiert. In dieſem Raum verbrachte man mehrere Stunden, während in der Krugſtube nebenan Meetings abgehalten wurden. Durch das wüſte Johlen der trunkenen Bande drangen nur wenig verſtändliche Worte, doch konnten die Gefangenen ſoviel verſtehen, daß eine von Augenblick zu Augenblick wachſende Partei für die ſofortige Hinrichtung aller plädierte. Einige, meiſt waren es Weiber, liefen zur Tür und ſuchten die Wächter zu überreden, daß ſie öffneten und die Inſaſſen der Volkswut preisgäben. Einer der Wächter erſchien und berichtete, daß man beabſichtige, die Gefangenen auf einer Präſine nach Kokenhuſen zu ſenden und unterwegs einfach abzuſchießen, die Mörder

könnten dann verschwinden, und bei einer eventuellen Untersuchung wäre kein Anhaltspunkt gegeben.

In diesem Moment äußerster Gefahr tauchten wiederum einige Delegierte aus Kakenhusen auf, die per Bahn ausgeschickt waren, die Gefangenen sicher zum Komitee, das von der beabsichtigten Ermordung der Deutschen erfahren hatte, zu geleiten. Die Leute im erwähnten Komitee waren doch gebildeter und weitsichtiger als die rohe Masse, und mochten einsehen, daß ein Massenmord ihrer Sache nur schaden könne. So wurde man denn hinausgeführt, das Volk schien sichtlichen Respekt vor den Abgesandten zu haben und verhielt sich relativ ruhig. Die Abgesandten erklärten, daß den Frauen und Kindern gestattet sei, sich bis auf weiteres im Lennewardenschen Schlosse aufzuhalten, während alle Männer zur Aburteilung nach Kakenhusen geschafft werden müßten. Frau v. Sivers-Römershof begab sich daher mit ihrer Familie zum Gutshofe, während es Frau v. Scheinvogel-Altenwago nach einigem Hin- und Herparlamentieren gelang, die Einwilligung zur Begleitung ihres Mannes zu erlangen. Dieser sollte eventuell der Altenwogaschen Gemeinde ausgeliefert werden, was bei der Stimmung in der durchfeuchten Gegend gleichbedeutend mit einem sicheren und qualvollen Tode gewesen wäre. Nachdem alle in einen Viehwaggon verladen worden waren, setzte sich der Zug in Bewegung; er hielt jedoch bald wieder, und zur allgemeinen Freude wurde der schon tot geglaubte Rittmeister v. Stern hereingeführt. Er berichtete, daß er, als sein Tier unter ihm zusammenbrach, auf ein anderes freies Pferd gesprungen wäre, da er jedoch beim Sturz eine Gehirnerschütterung davongetragen, ja könne er über das nun folgende nichts genaues angeben; er erinnere sich nur, in ein Moor eingebrochen zu sein, aus dem er sich mit Hülfe eines seiner Soldaten gerettet habe. Später, nach langem Umherirren, hatten ihn die Revalutionäre gefangen. Ueber den Verbleib seiner Mannschaft könne er nichts genaues angeben[1].

[1]) Nach dem zit. andren Bericht war Rittmeister v. Steen in dem Geschoßhagel selbst nur von einer Kugel getroffen worden, die aber an einem Uniformknopf abgeprallt war. Die vorwärtsjagenden Dragoner wurden bei dem Stationsgebäude von neuen Volksmassen erwartet. Um ihnen auszuweichen, ritten sie über den Schienenstrang, wobei sie wieder beschossen wurden und aus einem herbeifahrenden Zuge eine Bombe auf sie geworfen wurde. Von Bauern irregeleitet gerieten sie anfangs in einen Sumpf, in dem die Pferde oft bis an den Bauch einsanken. Nach einigen Stunden gelangten sie, wohl ohne es zu wissen, wieder in die Nähe des Kruges. Der Rittmeister konnte nicht mehr weiter reiten und begab sich zum russischen Priester, der in der Nähe des Kruges wohnte. Der Kornet (Polmroul) führte die Dragoner dann weiter quer durchs Land nach Segewold. Der Rittmeister wurde dann von den Revolutionären entdeckt und nach Kokenhusen gebracht.

Als die Station Römershof erreicht wor, verlangte das Volk die Besichtigung der Gefangenen, da es annahm, daß sich unter ihnen Herr v. Stvers-Römershof oder sein ältester Sohn, der z. Z. im Auslande weilte, befanden. Es war ein Glück, daß genannte Herren nicht anwesend waren, da die Bauern auf sie ganz besonders erbittert waren. So wurden wir denn gleich Raubtieren einzeln vor die Tür des Waggons geführt und im Laternenschein genau besichtigt. Endlich, als alle befriedigt waren, konnte weiter gefahren werden. In Kokenhusen erwartete eine tausendköpfige Menge den Zug. Die Gefangenen, die man mit dem Ruf „Ассинпосынъ", d. h. „Blutshunde", begrüßte, wurden in langer Reihe paarweise zum Schloß, das zwei Werst von der Station entfernt ist, geführt, begleitet von der meist mit guten neuen Gewehren bewaffneten Menge. Den Zug eröffnete ein lettischer Polytechniker Assar, in der einen Hand einen Revolver, in der andern einen gezückten Dolch. Im Souterrain des Schlosses wurden die Gefangenen in verschiedenen vergitterten Räumen zu drei bis sechs Mann, je nach Größe des Zimmers, untergebracht. Herr v. P. und Herr Maximowitsch, die die erste Nacht im Gemeindehause hatten zubringen müssen, wurden gleichfalls hierher übergeführt. Doch durften sich die Gefangenen untereinander nicht besuchen, vor den Türen, die ständig verschlossen gehalten wurden, waren Tag und Nacht Wächter, das Gewehr im Arm, postiert. Hier erfuhr man auch, daß noch mehr Gefangene in den Räumen eingeschlossen waren, darunter Pastor Stoll aus Linden mit seiner Familie und den Herren des Selbstschutzes, über deren Schicksal wir seit dem Tage des Aufbruchs aus Altenwoga völlig im Ungewissen geblieben waren. Nach langen Erörterungen gelang es Frau v. Scheinvogel durch Hinweis, daß sie sich ja gewissermoßen freiwillig in Gefangenschaft begeben, die Einwilligung zu einem Gespräch mit dem Pastor zu erlangen. Pastor Stoll berichtete, daß er mit den Seinigen gleichfalls am 25. November aufgebrochen war, doch in der Richtung nach Kokenhusen, um von dort aus Riga per Bahn zu erreichen. Auf der Station hatten auch sie erfahren, daß die Züge nicht

---

Der Reservefähnrich Schmidt, der mit den Dragonern am Kruge vorbeigeritten war, berichtet über den Ritt nach Segewold folgendes: Die äußerst erbitterten Dragoner erschossen unterwegs jeden ihnen begegnenden bewaffneten Bauern, so u. a. mehrere, die ihnen in einem, wohl aus Sunzel geraubten Landauer entgegenkamen. Einer der beiden Kornets schätzte die Zahl der Erschossenen auf etwa 60. Der Weg führte die Dragoner überall an rauchenden Trümmerhaufen niedergebrannter Gutsgebäude vorüber. Vielfach wurde aus dem Hinterhalt auf sie geschossen, so daß auch sie Verluste hatten. Etwa 1/4 von ihnen wurde getötet oder verwundet. Von den in Segewald schließlich angekommenen Dragonern hatte jeder mehrere erbeutete Gewehre bei sich.

mehr gingen, und sich dann zum Pastorat begeben, um dort zu übernachten. — Pastor Hillner hatte das Pastorat schon vor längerer Zeit verlassen. Hier im Pastorat waren sie nun regelrecht belagert und ca. zwei Tage heftig beschossen worden. Zwei der Herren wurden verwundet. Als die Bauern Anstalten getroffen hatten, vermittelst einer Feuerspritze Petroleum auf das Gebäude zu gießen, hatten auch sie kapitulieren und ihre Waffen gegen freien Abzug ausliefern müssen, worauf sie gefangen genommen worden waren[1]. Sowohl Pastor Stoll wie auch die aus Leanewarden eingebrachten Gefangenen wußten nicht, wie lange sie hier verbleiben würden, von einer Verteilung in die einzelnen Gemeinden war nicht mehr die Rede, vielmehr erklärten die Leute, daß sich die Gefangenschaft eventuell bis Weihnachten oder noch länger hinziehen könne, jedenfalls bis zur Eroberung des ganzen Landes. — Man richtete sich nun, so gut es eben gehen wollte, ein, an Sachen hatte ja keiner etwas mitnehmen können, und so war man genötigt, in derselben, auf der Flucht durchnäßten Kleidung zu bleiben. Da sich in den angewiesenen Räumen bis auf ein paar Stühle keine Möbel befanden, so baten sich die Herren Stroh zum Schlafen aus, was sie denn auch erhielten. Das Essen bestand meist aus Sauerkohl, Heringen und Speck, morgens aus Schwarzbrot und Milch. Da das Gebotene gut zubereitet wurde, waren alle damit vollauf zufrieden. Serviert wurde in einfacher Schüssel, zu der das Löwensternsche Silber mit Wappen, das von den Rebellen benutzt wurde, in recht drastischem Widerspruch stand. Alles in allem ersah man, daß das Komitee sich bemühte, human zu verfahren und das sich vor dem Schlosse drohend zusammenrottende Volk im Zaume zu halten. Doch konnte es den Leuten nicht wehren, in kleineren Trupps, auch nachts, hereinzukommen und die „wilden Tiere" anzustaunen, wobei sie ihrer Erbitterung meist freien Lauf ließen. So erschien z. B. um ca. 3 Uhr morgens eine Bande und spielte auf einem Leierkasten revolutionäre Stücke vor.

Allmählich entstand ein Zwiespalt zwischen dem Komitee und dem Volke, das ungeduldig wurde und die sofortige Aburteilung resp. Hinrichtung der Deutschen immer dringender verlangte, während die Führer die Gefangenen als Geiseln zu verwerten beabsichtigten. Hiebei hatten sie jedoch nicht mit der von ihnen selbst geschürten Leidenschaft des Volkes gerechnet. Tagtäglich wurden nun in dieser Angelegenheit Meetings abgehalten, in denen die Führer immer mehr und mehr die Gewalt über das Volk verloren. Den Gefangenen, die seit

[1]) Einen genaueren Bericht eines Augenzeugen, des Oberleutn. a. D. Hobenicht, vgl. in „Die lettische Revolution" Bd. II, S. 247 ff.

Wochen abgeschlossen von der Außenwelt gelebt hatten, wurden die haarsträubendsten Dinge erzählt, wie z. B., daß der Kaiser abgedankt habe, der Gouverneur von Livland ermordet sei und die Stadt Riga in Händen der Letten sich befände.

Am 30. November erschienen in Kokenhusen die Führer und berichteten äußerst aufgeregt, daß von Dünaburg Militär heranziehe und es wohl zu einem Bombardement des Schlosses kommen würde. In dem Falle würde sich das Volk wohl zerstreuen, aber zuvor, um seine Wut zu befriedigen, über die Deutschen herfallen, sie, die Führer, ständen momentan für nichts. Um einen Ausweg zu finden, hätten sie ein Schreiben an die Ritterschaft, das von allen Gefangenen unterschrieben werden müsse, aufgesetzt[1]. In diesem Dokument war die augenblickliche Lage klargelegt. Mit der Bitte um Befreiung war zugleich die andere verbunden, kein Militär zu schicken, da dann das Leben aller so gut wie verwirkt wäre. Mit diesem Schriftstück fuhr der schon früher erwähnte Brasowsky nach Riga. Außerdem wurde beschlossen, daß Rittmeister v. Stern und der Kreischefgehülfe v. P. dem von Dünaburg heranziehenden Militär entgegenfahren sollten, um ihm die verzweifelte Lage der Gefangenen zu schildern. — Nach Stunden äußerster Spannung kehrte Rittmeister v. Stern zurück und berichtete, daß es sich nur um einen Reservistenzug gehandelt habe. Die Bauern hatten die Schienen auf der Strecke entfernt, aus aneinandergereihten Telegstücken künstliche Geleise hergestellt, die den Schienen ähnelten, und so den Zug zum Entgleisen gebracht, wobei viele Menschen ihr Leben einbüßten[2]. Die die Reservisten begleitende Militäreskorte unter der Führung eines Offiziers hatte sich bei der Station in einem Hause verschanzt. Herr v. P. wäre mit einigen Leuten unterwegs zurückgeblieben. Die Bauern hatten ihn auf ihren Meetings solange umhergeschleppt, daß er am Ende seiner Kräfte angelangt war.

[1]) Nach dem zit. Bericht wurde das Schreiben vom Kreischefgehülfen v. Petersenn aufgesetzt. Zwei von den Gefangenen, der Rittmeister und Herr Richter, unterschrieben es nicht.

[2]) Ein Passagier vom entgleisten Zuge berichtete (Düna-Ztg.), daß sich im Zuge etwa 60 Reisende und 35 Mann Militär (entlassene Reservisten und ca. 100 Infanteristen) befanden. Zwei Werst hinter Stockmannshof erfolgte um 30 Uhr die Katastrophe, bei der 38 Soldaten und 2 Privatpersonen mehr oder weniger schwer verletzt wurden und 5 Soldaten tot auf dem Platze blieben. Der Zug wurde darauf noch Stockmannshof zurückgefordert und während der Fahrt unaufhörlich von den Aufständischen beschossen. Da die Situation äußerst gefährlich war, flüchteten 7 Herren und 5 Damen nach der Ankunft auf der Station in den Stockmannshofschen Krug. Hier traten bald bewaffnete Revolutionäre auf, die die Flüchtlinge als Angehörige der „Tschernaja Sotnja" ansprachen, noch Waffen durchsuchten und 4 Tage im Kruge eingeschlossen hielten. Dann erst wurde ihnen die Fahrt nach Riga gestattet.

Die Kunde von der Entgleisung des Zuges erregte unter den Bauern großen Jubel, die ganze folgende Nacht hörte man sie in den oberen Räumen umhertoben.

Den 1. Dezember, 9 Uhr morgens, erschienen wiederum die Komiteeglieder Malte und Kroder mit dem sogen. Schloßkommandanten Sennit, und erklärten, daß das Volk nun nicht mehr auf sie höre, ihnen gegenüber vielmehr eine drahende Haltung annehme und sich jetzt zur endgültigen Aburteilung aller im Gemeindehause versammele. Es würde wohl darauf herauskommen, daß man um die Mittagszeit die Gefangenen freiließe, um sie im nächsten Wäldchen einfach abzuschießen und so die Spur der Mörder zu verwischen. — Dann wurde Herr v. Petersenn, der die Seinen nur einmal auf einen kurzen Moment und zwar in lettischer Sprache hatte sprechen dürfen, hereingeführt, um Abschied zu nehmen, wie die Leute zu verstehen gaben. — Herr v. P., der dem, wie der Kokenhusenſche Arzt konstatierte, eine schwere Lungenentzündung im Anzuge war, täuschte sich über sein Schicksal nicht, da er den Meetings hatte beiwohnen müssen und die Stimmung des Volkes kannte. . . .

So vergingen die Stunden, es hatten wohl alle mit dem Leben abgeschlossen; nur eine schwache Hoffnung blieb noch, nämlich die, daß auf das Schreiben an die Ritterschaft vielleicht ein Abgesandter von dieser erscheinen würde. Doch war das schwer anzunehmen, da die Zeit dazu kaum reichte. Um 12 Uhr mittags mochte sich eine starke Bewegung auf allen Gängen bemerkbar, es wurde hin- und hergelaufen, dann erschien ein größerer Volkshaufe und erklärte, daß auf Volksbeschluß nun alle Gefangenen sich unverzüglich nach Römershof zu begeben hätten, um dort ihr Urteil zu erfahren. Aus allen Worten ging hervor, daß den Leuten viel daran lag, die Deutschen möglichst rasch zu entfernen. Was das zu bedeuten hatte, wußten ja alle, doch war man so apathisch, daß es Befriedigung gewährte, endlich Gewißheit zu haben. So brachen denn alle Lennewardenſchen Gefangenen zur Station auf, von wo sie bis Römershof per Bahn transportiert werden sollten, während Pastor Stoll mit den Seinen sich nach Linden zurückbegeben mußte. Auf der Station, vor der ein Zug vorgefahren war, empfingen einige hundert Bauern die Gefangenen mit Schimpfreden. Besonders die Wirte aus Altenwoga taten sich dadurch hervor, daß sie über Herrn v. Sch., dessen Familie Jahrzehnte im Frieden mit ihnen gelebt hatte, herfielen. Beim Einsteigen in den Viehwaggon — durch die Höhe des Wagens und wegen mangelnder Treppe war das nicht ganz leicht — versuchten die Herren den am meisten gefährdeten Herrn v. P. zuerst

hineinzuschieben, doch wurde er plötzlich von den sich andrängenden Letten zurückgerissen und von den Uebrigen getrennt, so daß man ihn aus den Augen verlor, dagegen ließ sich von den gänzlich unbewaffneten Herren absolut nichts tun. Maximowitsch war die ganze Zeit über nicht sichtbar. In den Waggon stiegen außerdem noch etwa zehn schwer bewaffnete, meist jüngere Letten, und unter dem Gesang revolutionärer Lieder setzte sich der Zug in Bewegung. Zum allgemeinen Befremden fuhr man bis zur 2 Werst entfernten Persebrücke so langsam, daß ein Fußgänger bequem hätte mitkommen können. Dann wurde scharf gepfiffen, und weiter ging es mit normaler Geschwindigkeit. — Wie es sich erst später herausstellte, hatten die Bauern, etwa 30 an der Zahl, Herrn v. P., Maximowitsch und die drei Tscherkessen vor dem Zuge bis zur Persebrücke hergetrieben, dort alle fünf ermordet und die Leichen über die Brücke in den Fluß geschleudert. Maximowitsch war dabei auf eine wahrhaft tierische Art zu Tode gemartert worden. Herr v. P., der sich nicht gequält haben soll, wurde hernach nach Altenwoga gebracht und dort unter dem Hurra der Bauern oberflächlich verscharrt, während die Leichen der andern vier Ermordeten in Kokenhusen verblieben.

Unterdessen fuhren die Gefangenen, über den Verbleib der beiden Herren im Ungewissen, nach Römershof. Hier begrüßte sie abermals eine große Volksmenge. Ein auf einer Mauer erhöht stehendes Individuum hielt eine Rede in lettisches Sprache ungefähr folgenden Inhalts: „Ihr Hooligane — hier folgte die Herzählung aller Namen — habt sofort dieses Land zu verlassen, geht in euer Vaterland, von wo ihr gekommen, und daß ihr euch nie wieder unterstehtt zurückzukehren, dann wird das Gericht über euch ein schreckliches sein." An den Rittmeister wandte sich der Redner noch in einer besonderen Ansprache, in der er ihm u. a. strengstens untersagte, je wieder in den Militärdienst zu treten. Alsdann wurde allen ein Dokument, der sogenannte Ausweisungsbefehl, übergeben, mit einem Kirchenstempel gesiegelt. Dabei wurde bemerkt, daß es allen Deutschen gestattet sei, sich im Postgebäude einige Stunden aufzuhalten, daß sie jedoch dann unverzüglich die Gegend zu verlassen hätten. Da es an Postequipagen mangelte, machte man einen Juden gegen viel Geld und gute Worte willig, einige Wagen zu stellen. Unterdessen erfuhren wir, daß Frau v. Petersenn, die mit der kleinen Scheinvogel in Lennewarden zurückgeblieben und dort von den Bauern in verschiedenen Gehöften umhergeschleppt worden war, vor wenigen Stunden Römershof passiert und sich mit dem Kinde, um den Ihrigen näher zu sein, auf dem Landwege

nach Kokenhusen begeben hatte. — Genau zur selben Zeit erreichten die Gefangenen per Bahn Romershof. Nun war guter Rat teuer. Da erbot sich einer der Herren, der deutsche Reichsangehörige Richter, per Post zurückzukehren und Frau v. P. abzuholen, zugleich wollte er sich auch über das Schicksal der Herren v. P. und M. erkundigen.

Die Uebrigen brachen um ca. 5 Uhr morgens, 2. Dezember, versehen mit einem Passierschein der Revolutionäre, auf. Man kam nur äußerst langsam vorwärts, da an jedem Kreuzwege oder Gebäude eine bewaffnete Bauernpatrouille stand, der der Passierschein behufs Durchsicht vorgewiesen werden mußte. Einer der Herren hatte sich dann jedesmal ins Gebäude zu begeben und wurde genau ausgefragt. Dann wurden alle bei Laternenschein gezählt, man prüfte, ob auch die Zahl mit der auf dem Papier angegebenen übereinstimmte, worauf es bis zum nächsten Gehöft weiter ging. Dort wurde dieselbe Prozedur vorgenommen. Im Morgengrauen begegneten den Reisenden auf halbem Wege nach Lennewarden zwei Postequipagen. Sie brachten einen Abgeordneten der Ritterschaft, den Kreisdeputierten Baron Rosen, Brasowsky und zwei Führer der lettisch-sozialdemokratischen Partei, den Redakteur der „Deenas Lapa", Janson (und Buschewitz). Baron Rosen, der auf das Schreiben aus Kokenhusen von der Ritterschaft entsandt worden war, die Gefangenen auf irgend eine Art zu befreien, kehrte nun mit Janson um und schloß sich den anderen an, während Brasowsky, der übrigens sehr ungehalten über die schon erfolgte Freilassung zu sein schien, mit seinen Kumpanen weiter nach Kokenhusen fuhr. —

So gelangte man glücklich bis Lennewarden, wo Frau a. Siars-Römershof sich mit ihren Kindern noch unverzehrt im Schloß befand. Die Absicht aller Herren war, nach Mitnahme ihres Gepäcks und der Equipagen sich unverzüglich weiter nach Riga zu begeben. Doch da Baron Rosen als Abgesandter der Ritterschaft die Führung übernommen hatte, so mußte man sich ihm fügen, als er beschloß, hier noch einige Stunden zu verweilen, um mit Janson zum Volke zu reden. Dann, so versicherte letzterer, würden alle per Bahn nach Riga befördert werden. Darauf sprachen denn auch beide zum Volke. Leider wurde es den übrigen Herren von Baron R. nicht gestattet, die Ansprache anzuhören, fest steht aber, daß Baron R., der 500 Rbl. zum Besten für die Hinterbliebenen der im Kampfe mit den Dragonern in Lennewarden Gefallenen gestiftet hatte, die Herzen aller Bauern im Sturme nahm. — Spät abends konnte die ganze Gesellschaft endlich per Bahn nach Riga aufbrechen, wo sie gegen Mitternacht eintraf. Am andern

Tage brachte Herr Richter Frau v. Petersenn mit dem Kinde gleichfalls nach Riga, und erst jetzt erhielt man die genauen Daten über den grauenhaften Tod der 5 Männer auf der Persebrücke. . . ."

*

In Ergänzung der obigen Schilderung ist hier noch Folgendes zu registrieren.

Die Hauptführer in der Kokenhusenschen Gegend waren der Gemeindeschreiber Johann Kroder, die Lehrer Peter Malta und Brasowski. Von großem Einfluß war auch der Arzneidoktor von Kokenhusen Karl Grobing, der vielfach auf die Menge in dermhzgendem Sinne einwirkte und sich auch der Gefangenen nach Möglichkeit annahm. Zur Zerstörung des Eisenbahngeleises bei Stockmannshof hatte namentlich auch Peter Malta die Menge aufgerufen (vgl. Verhandlung vor dem Kriegsgericht August 1907. „Düna-Ztg." 1907 Nr. 91).

Das Schreiben der Gefangenen aus Kokenhusen an die Ritterschaft wurde durch den Lehrer Brasowski in Riga dem sozialdemokratischen Zentralkomitee und von diesem an seine Adresse übermittelt. Der Kreisdeputierte Baron Rosen verhandelte hierauf mit dem Zentralkomitee. Er machte davon Mitteilung, daß der zurzeit tagende Adelskonvent erneute Schritte beim Grafen Witte machen werde, um eine sofortige Aufhebung des Kriegszustandes herbeizuführen; er erklärte ferner, daß der Konvent mit einer Zurückziehung des Militärs vom flachen Lande einverstanden sei. Andere programmatische Forderungen, die von dem Zentralkomitee zuerst vorgelegt wurden, wurden fallen gelassen, oder bis auf weitere Beratung vertagt. Man gelangte zum Schluß, daß Baron Rosen gemeinsam mit zwei Abgesandten des Zentralkomitees (Rechtsanwalt Buschewitz und Redakteur Janson) sofort nach Lennewarden abreisen sollte. Als sie hier nachts eintrafen, fanden sie die Situation, wie oben erzählt wurde.

Am folgenden Morgen fand im Lennewardenschen Gemeindehause eine Volksversammlung statt, auf der nach längerer Rede des Redakteurs Janson die vollständige Freigabe der Gefangenen mit ihrem gesamten Eigentum beschlossen wurde. Nach Ende des Meetings zog ein Teil der Versammlung vor das Schloß Lennewarden, wo Baron Rosen noch einmal die Beschlüsse des Adelskonvents mitteilte, ferner von sich aus privatim eine Zahlung von 500 Rbl. versprach und mit dem Ausdruck der Hoffnung schloß, daß die gemeinsame Arbeit wieder zu einer besseren Zukunft führen werde. Nach ihm

richtete auch Redakteur Janson eine Ansprache an das Volk, das nicht mehr mit entblößtem Haupt vor dem Schlosse zu erscheinen brauche, sondern mit den Großgrundbesitzern wie Männer zu Männern verhandle. Er endete mit einem Hoch auf das „freie Volk". Hierauf erfolgte die Abfahrt.

Die Erlebnisse Pastor Stolls-Linden und seiner Begleiter hat einer der letzteren ausführlich geschildert (Düna-Ztg. 1905 Nr. 283 vom 29. Dez.). Die Chronik entnimmt daraus folgendes.

Am 25. November war Pastor Stoll mit seiner Familie und einigen Herren des Selbstschutzes aufgebrochen, um über Kokenhusen nach Riga zu fahren. Da der Bahnverkehr eingestellt war, wollte man andren Tags langs der Düna weiterfahren und über Nacht im leerstehenden Pastorat bleiben. Abends um ½11 Uhr erschienen hier zwei Leute und forderten die Auslieferung der Waffen, hinzufügend, daß das Pastorat von 300 Mann umzingelt sei. Stoll jun., der Sohn des Pastors, der mit den Leuten sprach, schlug ihre Forderung ab, und kaum war die Tür hinter ihnen geschlossen, als eine Gewehrsalve auf die Fenster abgegeben wurde. Die Herren suchten die Fenster notdürftig mit Matratzen zu verbarrikadieren und erwiderten das Feuer. 15 Stunden dauerte nun das Schießen, wenn auch mit Unterbrechungen. Um 1 Uhr nachts zündete die Bande ein in nächster Nähe stehendes Gebäude an, um auf diese Weise das Wohnhaus in Brand zu setzen und die Insassen beim Herauskommen niederschießen zu können, doch fing das Pastorat nicht Feuer. Am Nachmittag schickten die Leute einen Brief zu den Belagerten mit der Aufforderung zur Uebergabe, für welchen Fall sie die persönliche Unantastbarkeit garantierten — im Weigerungsfalle würden sie das Haus bombardieren und in Brand setzen, sie hatten eine Tonne Petroleum, Benzin und eine Feuerspritze herbeigeschafft. Nach heftigem Protest der Herren, von denen zwei verwundet waren, setzte Pastor Stoll es durch, daß Verhandlungen begonnen wurden. Der junge Stoll trat auf den Hof hinaus und war im Augenblick von einer hundertköpfigen Menge umringt. Es wurde festgesetzt, daß die Waffen ausgeliefert, dafür aber den Reisenden sicheres Geleit nach Riga gegeben würde. Nach Uebergabe der Waffen setzte sich der Zug zum Kokenhusenschen Gemeindehause in Bewegung. Unterwegs schlossen sich dem Zuge immer neue Trupps, alle bewaffnet an, so daß es schließlich wohl an die 1000 Personen sein mochten. In welcher Weise die Leute ihren Gefühlen und ihrer Freude über ihren Triumph Ausdruck gaben, entzieht sich der Beschreibung; die Gefangenen mit Petroleum zu begießen und anzuzünden erschien als

kästliches Schauspiel, andere waren für sofortiges Erschießen. Im Gemeindehause wurden die angeblich Freien und unter Schutz Gestellten weiblich geschmäht, dann mußten sie sich „dem Volke“ vorstellen. Nach endloser Prozedur wurden die Gefangenen in das Schloß Kokenhusen geführt, wo sie in vergitterten Kellerwohnungen interniert wurden. . .

Nach einigen Tagen, am 1. Dez., erschien der Kreisschefgehülfe v. Petersenn in Begleitung einiger Führer der Revolutionäre und teilte mit, die Führer hätten die Herrschaft über die Masse verloren, das Volk schreie nach Blut — wenn er und Maximowitsch erschossen seien, werde es sich vielleicht beruhigen lassen. Der Anführer meinte dann noch, daß den Damen nichts geschehen werde, auch dem alten Pastor werde man nichts tun, welches Schicksal aber die jungen Leute, insbesondere den jungen Stoll treffen werde, wisse er nicht, um 10 Uhr werde ein Meeting über sie beschließen. Nun saßen Mutter und Sohn zusammen und warteten auf den Augenblick, da dieser dem Tode entgegengeführt werden würde. Um 2 Uhr trat der Anführer wieder ein und sagte: nun ist es Zeit. Mutter und Sohn gingen ins Nebenzimmer, um Abschied fürs Leben zu nehmen, beide ruhig und gefaßt, worauf der Anführer ihnen zurief, sie brauchten nicht Abschied zu nehmen, die Gefangenen würden alle nach Linden geschickt werden, da das Oselshafsche Gebiet (des Lindenschen Kirchspiels) verlange, daß die Gefangenen ihm ausgeliefert werden. Nun wurde eilig gepackt und dann brach die ganze Gesellschaft in Postequipagen auf. In jedem Wagen saß ein bewaffneter Wächter, voraus ritten 2 Mann mit roten Fahnen. In Linden angekommen, fanden sie das Haus in entsetzlicher Unordnung vor. Zweimal war es von Banden nach Waffen durchsucht, wobei die zweite scheußlich gewütet hatte: die meisten Schlösser waren erbrochen, der Inhalt von Kommoden und Schränken war herausgerissen, an einer Stelle die Diele aufgerissen, desgleichen eine mit Brettern beschlagene Wand, — sogar in der Kirche hatte sie den Altar aufgebrochen, in der Meinung, dort könnten Waffen versteckt sein. Die Kokenhusenschen Wächter blieben bis zum Morgen in Linden und nagelten dann eine rote Fahne an die Veranda des Hauses; nun waren die Gefangenen dem Oselshafschen Gebiet übergeben. Vor den ihnen nun zugewiesenen Wächtern wurde der Pastor von Wahlgesinnten gewarnt, gerade diese hätten die Gefangenen zu fürchten, weil es zum Teil übel berüchtigte Personen seien. Ihrem Ruf entsprach ihr Benehmen: rauchend und spuckend, die rot verzierte Mütze auf dem Kopfe, die Flinte auf dem Rücken stolzierten sie in den Zimmern umher. Als sie sahen, daß sie damit nicht impo-

merten, verlor sich allmählich ihr Großtun und sie vertrieben sich die Zeit mit Kartenspielen. Am Tage nach der Ankunft in Linden, 2. Dezember, wurden die jungen Leute ins Ostsche Gemeindehaus zitiert, und nachdem man ihnen ihre Taschenmesser abgenommen, setzte sich der Zug mit dem Ruf „paschol“ unter starker Bedeckung in Bewegung. Der Tag verging für die Zurückgebliebenen in schwerer Sorge. Endlich gegen 11 Uhr abends kamen sie wieder zurück. Die jungen Leute waren unverletzt, aber sie waren überzeugt gewesen, daß sie erschossen werden würden, da sie einzeln einem strengen Verhör unterworfen worden waren und die Menge immer ihren Tod gefordert hatte. — Am folgenden Tage wurde dem Pastor von den Delegierten der örtlichen Revolutionäre eröffnet, daß er binnen 10 Tagen das Pastorat zu verlassen habe. Am 8. Dezember erschien abends wieder ein Delegierter im Pastorat und verlangte, die jungen Leute sollten sogleich ins Soussensche Gemeindehaus fahren, wo eine Versammlung der Delegierten vieler Gebiete eben tage. Die Pastorin erklärte ihm, daß sie, trotzdem sie schwer leidend sei, die jungen Leute begleiten werde, wenn auch diese Fahrt ihr den sicheren Tod bringen werde. Der anwesende Arzt bestätigte dieses, auch übergab der Pastor dem Delegierten eine Petition, die Vorladung der jungen Leute zu verschieben, was denn auch erfolgte. An diesem Abend soll ein von Soussen zu passierender Wald voll von Personen gewesen sein, die die Absicht gehabt, die Herren zu erschießen. — Am nächsten Abend, 9. Dezember, wurden alle Gefangenen ins Soussensche Gemeindehaus gebracht. Dort wurden sie vom Schreiber empfangen, der sie gleich aufs gröbste schmähte und ihnen einen revolutionären Artikel vorlas. Endlich glaubten die Gefangenen von dieser schmachvollen Behandlung erlöst zu sein, doch da trat ein Lehrer auf, der den jungen Stoll aufs gemeinste herunterschimpfte, so daß es selbst dem Schreiber zu viel wurde und er es dem Lehrer verwies. Letzterer verlas auch einen Artikel der „Deenas Lopa“, in welchem der junge Stoll aufs gröbste verleumdet war. Den Herren vom berittenen Selbstschutz wurde zum Vorwurf gemacht, sie hätten den Leuten Geld und Uhren geraubt, mit den Kosaken Trinkgelage gefeiert usw. Endlich trat noch ein junger Mensch vor und verlas ein Schmähgedicht auf die Pastoren.

Am 15. Dezember sollten die Gefangenen abends weiter von der Eisenbahn nach Tolkenhof gebracht werden, und zwar sollten die Wächter vorne in den Schlitten stehen und letztere etwa 20 Schritt von einander gefahren werden, damit die Gefangenen unterwegs abgeschossen werden könnten. Dem widersetzten sich aber die Wächter, in der Befürchtung, mitge-

troffen zu werden. Am 16. Dezember wurden die Gefangenen unter starker Bedeckung nach Tolkenhof gebracht, wobei die Wächter den schriftlichen Befehl erhalten haben sollen, die Gefangenen bei etwaigem Eintreffen von Militär zu erschießen.

Inzwischen waren zwei Herren vom Selbstschutz in Sauffen eingetroffen, die mit den nötigen Papieren versehen waren, um vom Festenschen Komitee die Freilassung der Gefangenen zu erwirken. Am 18. Dezember, während der Verhandlung im Festenschen Gemeindehause, traf die Nachricht ein, daß in Sauffen Dragoner erschienen seien, und so wurden die Gefangenen freigegeben. In Tolkenhof veranlaßte die Nachricht vom Eintreffen der Dragoner den Führer der Wächter dazu, in Erfüllung des erhaltenen Befehls sein Gewehr auf den jüngeren Stoll anzulegen, um mit dem Erschießen der Gefangenen zu beginnen, er wurde aber von einem andern Wächter daran verhindert, worauf alle Wachter in den Wald flohen. Am Abend fuhren dann die Befreiten nach Sauffen zurück, und am folgenden Morgen nach Kokenhusen; da der Bahnverkehr noch behindert war, traf die Gesellschaft erst am 20. Dezember wohlbehalten in Riga ein.

27. Nov. Riga. Der Kreischefgehilfe N. Jrschik sieht sich genötigt mit seinem Kommando von 10 Dragonern das Gut Lindenberg bei Riga, wo er stationiert war, zu verlassen, weil dieser Schutz nicht mehr ausreichend ist.

— Die Forsterei Uexküll wird von einer großen Bande überfallen, beschossen und alle Nebengebäude mit totem und lebendem Inventar niedergebrannt.

28. November. Dorpat. Tagung eines estnischen Kongresses in der Bürgermusse.

Einberufen war der Kongreß von den Dorpater estnischen Vereinen. Es lag bei ihnen die Absicht vor, die Meinungen und Wünsche des Volkes in Anlaß des Freiheitsmanifestes durch seine Delegierten zu hören, und vice versa dem Volke einheitliche Instruktionen zur Verwirklichung der proklamierten Freiheiten zu erteilen. Es waren Delegierte von allen Berufsschichten aus Stadt und Land erschienen — über 800 an der Zahl. Die Wahl und Leitung des Kongresses begann und endete mit Tumultszenen. Die national-fortschrittliche Partei Tönissons, Redakteurs des „Postimees“, und die sozialrevolutionäre Partei Speek's, Redakteurs der „Uudised“, standen sich schroff gegenüber. Die Tönissonsche Partei rekrutierte sich hauptsächlich aus den gebildeteren und wohlhabenderen Elementen des estnischen Volkes, die Speekschen dagegen aus dem niedrigsten Proletariat. Bei so stark divergierender poli-

tischer Anschauung und sozialer Beschaffenheit der Parteien war eine einheitliche Beratung und Beschlußfassung total ausgeschlossen, und es kam sehr bald zu einer Scheidung. Tonissons behauptete das Feld in der Bürgermusse und wurde von seiner Partei zum Leiter der Verhandlungen gewählt. Die Speckische Sektion retirierte sich in die Aula der Universität und ernannte den Advokaten Temant, einen ultraradikalen Schreier aus Reval, zum Führer.

Die national-fortschrittliche Partei, 5—600 Mann stark, unter dem Präsidium Tönissons, lehnte eine gewaltsame revolutionäre Aktion ab. Sie beschäftigte sich vornehmlich mit dem künftigen Ausbau der Selbstverwaltung des Landes auf ökonomischem, pädagogischem und kirchlichem Gebiet und mit der Erhaltung der nationalen Eigentümlichkeiten des estnischen Volkes auf dem Grunde der im Manifest vom 17. Oktober gegebenen Freiheiten. Im Falle einer reaktionären Strömung in den Regierungssphären sollte das Volk jedoch einen passiven Widerstand leisten, die Zahlung der Steuern einstellen, die Administrationsbeamten boykottieren ꝛc. Das waren die Grundzüge der Beratungen und Beschlußfassungen in der Bürgermusse, die im „Postimees“ veröffentlicht wurden, der feuerteils dazu aufrief, „gegen die revolutionssüchtigen Krakehler Front zu machen“.

Ganz anders aber ging es in der Aula der Universität her! Hier tobten wilde Leidenschaften, erschallten revolutionäre Rufe des aufgehetzten Proletariats. Außer den 200 Delegierten hatten sich in der Aula viele mandatlose Individuen eingefunden. Es wurde ein revolutionäres Aktionsprogramm von den „roten“ Häuptern der kopflosen Menge vorgelegt und von ihr mit Hurra-Rufen approbiert. (Veröffentlicht im „Olewik“ und in den „Uudised“.) Hier hieß es u. a.: Pkt. 2 „Wir Delegierte rufen im augenblicklichen Revolutionsmoment alle Mitbürger in Stadt und Land auf, den Kampf gegen das gegenwärtig bestehende Gewaltregiment mit allen Mitteln zu beginnen“. Kampfmittel sind: Revolutionäre Selbstverwaltung, Boykott der Regierungsbehörden, der Gerichte und des Militärdienstes, Steuerverweigerung, Bewaffnung des Volkes und Bildung einer Volksmiliz. Pkt. 3. Der Kampf soll bis zur Einsetzung einer konstituierenden Versammlung dauern. „Die Versammlung hält es für notwendig zu verlangen, daß in Rußland eine Republik auf demokratischer Grundlage eingeführt werde“. Pkt. 4 betrat die Agrarfrage: der ganze Boden soll gemeinsames Eigentum der gesamten Gesellschaft werden. (Nordhot Ztg. 1905 vom 3. Dezember.)

Wer dagegenzureden wagte, wurde ganz einfach niedergebrüllt. Man gab diesen Revolutionsbeschlüssen den feierlichen

Namen „Aula-Manifest“ und verbreitete sie in zahllosen gedruckten Exemplaren unter dem Volk in Stadt und Land. Das Wort „Manifest“ wirkte wie eine Zauberformel auf das Landvolk und verwirrte total die kritiklose und leichtgläubige Masse. —

Seit der Verbreitung dieses „Aula-Manifestes“ durch die heimkehrenden Delegierten und sonstige engagierte Agitatoren steigerte sich die Unruhe auf dem Lande in hochgradiger Weise. Man ging bald daran, das Revolutionsprogramm durch Verwüstungen und Exzesse auf den Gutshöfen, Pastorate und in den Kirchen und Gemeindehäusern zu verwirklichen.

In den revolutionären Strudel wurden zunächst die Revaler Fabrikarbeiter hineingezogen. Diese waren schon lange vorher einer revolutionären Propaganda von seiten der lettischen Agitationsbanden und der Revaler einheimischen „roten“ Intelligenz ausgesetzt. — Dazu gehörten namentlich die Rechtsanwälte. Temayt, Strandmann, die Redakteure: Päts, Pung und Kansolten, die Aerzte Lüüs, Masing, Kähler. (S. „Balt. Monatsschr.“ 1906, Bd. 61, S. 156 ff.)

27. Nov. — 5. Dez. Die Lage bei Alt-Kalzenau und Abzug des Militärs quer durchs Land nach Wenden.

Nach dem Scharmützel der Kasaken, die, 30 an der Zahl, unter dem Kreischefgehülfen A. v. Brümmer in Alt-Katzenau stationiert waren, mit den Revolutionären auf dem Wege nach Martzen am 14. Nov. (vgl. oben), hatte eine regelrechte Umzingelung des Hofes Alt-Katzenau begonnen, die stetig immer enger gezogen wurde. Nachts sah man (nach dem unveröffentlichten Bericht eines Augenzeugen) ringsum die Lagerfeuer der Revolutionäre, die sich in immer größeren Massen zusammenscharten. Sogar Laufgräben wurden von ihnen angelegt. Ein Ueberfall auf die Forsten, der in diesen Tagen stattfand, wurde von den Bewohnern abgeschlagen. Die Situation wurde schwierig und so verließ am 19. November ein Teil der Bewohner Alt-Katzenau, Frauen und Kinder unter dem Geleit einiger Herren vom Selbstschutz, und wurde nach Riga gebracht. Gleich darauf (21. Nov.) wird das Wohnhaus des Gutes Festen niedergebrannt, dessen Verwalter Reitzberg sich nun auch nach Alt-Katzenau flüchtet, wohin sich in den nächsten Tagen auch noch der größte Teil der noch in der Umgegend vorhandenen Deutschen begibt. Alle diese Personen ziehen dann am 24. Nov. nach Stackmannshof ab, wo sie noch den letzten vor der Einstellung des Bahnverkehrs nach Riga abgehenden Zug erreichen, der unterwegs von den Revolutionären beschossen wird.

Am 27. November erscheinen in Alt-Kalzenau, von Fehteln her kommend, Parlamentäre der Aufständischen mit einer weißen Fahne, die den Kosaken freien Abzug zusichern, falls sie den Hof verlassen und preisgeben wollten. Die Kosaken weisen das Anerbieten jedoch zurück. Am folgenden Tage (28. Nov.) trafen die 56 Kosaken aus Friedrichswalde, wo die Lage unhaltbar geworden war, in Kalzenau ein, mit der Absicht sich nach Wenden durchzuschlagen. Am 29. November wird dann ein Versuch gemacht, sich mit den in Odsen stationierten Kosaken in Verbindung zu setzen. Allein vergebtich; die Kosaken können nicht durch, da sie in einem Scharmützel mit einer großen Uebermacht der Aufständischen zurückgedrängt werden. So beschließen die Kosaken am 1. Dezember abzuziehen; sie werden schon in nächster Nähe des Hofes aus den Laufgräben heftig beschossen.

Gleich nach ihrem Abzuge wird der Hof Alt-Kalzenau vollständig ausgeplündert und unter dem Geläute der Kirchenglocken total niedergebrannt: nicht weniger als 32 Gebäude werden eingeäschert.

Unter fortwährenden Kämpfen gelangten die 86 Kosaken nach Berfohn. „Im Walde, so berichtet ein Teilnehmer an diesem Zuge (Düna-Ztg.), waren die Wege durch Drahthindernisse versperrt, Fallgruben, mit Tannenreisig bedeckt, gegraben, an den Grabenrändern fand man Wälle aufgeworfen, von denen aus die Durchziehenden unter Salvenfeuer genommen wurden. Nicht wenig Revolutionäre sind teils gefallen, teils verwundet worden. Aus dem Walde führte der Weg an einem großen Gesinde vorbei, aus dessen steinernem Wohngebäude die Kosaken stark beschossen wurden. Der mitziehende Lubahnsche Landgendarm wurde schwer verwundet. Das Haus konnte nicht genommen werden und wurde umgangen. Von einem Berge aus sah man ganz Alt-Kalzenau brennen. Von Berzohn zog man nach Modohn, wo sich 60 Infanteristen (sowie der Modohnsche Kreisschesgehülfe M. nebst Familie) den Kosaken anschlossen. Weiter ging es nach Alt-Pebalg, wo sich einige Familien anschlossen. Die Kirchenglocke wurde, offenbar als Signal, geläutet, und es fand ein schwerer Kampf bei der zu einer Festung umgewandelten und mit einer Kanone versehenen steinernen Parochialschule statt, indem beim Ansturm 3 Soldaten getötet und einige verwundet wurden. Die Schule konnte nicht genommen werden, man machte den Versuch, sie mit Pulver zu sprengen, was mißlang. Kaum war man weiter gezogen, so brannte auch dieses Gut. Wir übernachteten in einem verlassenen Gesinde. Fast alle Gesinde sind verlassen und fast die gesamte männliche Bevölkerung steht unter Waffen. Wir mußten

einen Berg unter Salvenfeuer passieren, mehrere Revolutionäre wurden getötet, bei einem fand man ein grad geschmiedetes Schwert. In Serben wurden wir wieder mit Glockenläuten empfangen, entwaffneten am Kruge mehre Leute und wurden weiterziehend, beständig aus dem Hinterhalt beschossen. Wir mußten, um weiter zu kommen, auf dem Wege auch eine Brücke erneuern. Endlich am 5. Dezember zogen wir in Wenden ein. Erwähnt sei noch, daß wir auch Schloß Serben hinter uns brennen sahen. Da sich uns auf dem Wege immer mehr Infanterie anschloß, betrug deren Zahl beim Einzug in Wenden ca. 150 Mann. In Summa betrug unsere Streitmacht mit Einschluß der bewaffneten Herren ca. 250 Mann, eine kleine Schar gegenüber Tausenden. Wir haben es nur einzelnen glücklichen Zufällen zu verdanken, daß wir uns durchschlagen konnten."

28. Noa. Grünhof (Kurl., Kr. Dahlen). Bericht über die revolutionären Vorgange am 28. November.

Die Nachricht, daß das in Grünhof stationierte Militär am 27. November auf Befehl des Generalgouvernements nach Mitau zurückberufen sei, hatte sich blitzschnell verbreitet. Vor dem Gottesdienst (im Küsteral) erschien der Sozialistenführer Brigader und erklärte, daß den Versammelten bekannt gemacht werden würde, daß eine „Moditisation" gegen die „schwarze Sotnja" bevorstehe und alle Versammelten sich anschließen sollten. Am Nachmittag erschien ein Hause von Knechten vor der Wohnung des Oberwalters M. und ersuchte ihn Pferde zur Verfügung zu stellen, um nach Mitau zu fahren. Die Bitte wurde jedoch rundweg abgeschlagen, und mehrere Schreier, die mit Gewalt drohten, wurden von besonneneren Leuten beruhigt.

In der Nacht vom 27. auf den 28. brachen nun sämtliche Leute zu Fuß nach Mitau auf, kehrten jedoch nach etwa einer halben Stunde zurück, da ihnen ein rettender Bote entgegenkam mit der Meldung, daß Mitau bereits in den Händen der Aufständischen sei, das Militär gemeutert habe und infolgedessen der Sturm auf Mitau nicht mehr nötig sei. — Sofort fand auch eine große Versammlung im Saale des Grünhöfschen Konsumvereins statt, deren Resultat war, daß morgens früh eine Schar von ca. 100 Mann, revolutionäre Lieder singend, vor das Vermaltungsgebäude zog. Als Herr M. und mit ihm der Oberförster C. der Menge entgegentrat, wurde von den Führern dem ersteren mitgeteilt, daß er seines Amtes als Verwalter des Gutes entsetzt sei und Grünhof zu verlassen habe. Dem Förster dagegen wurde der Bescheid zuteil, daß er vorläufig noch in seinem Amt zu bleiben habe. Hierauf erging

nun die Aufforderung, sämtliche Schlüssel, das Inventar, die Bücher ꝛc der Meute unverzüglich auszuliefern, was jedoch von den Herren strikt abgelehnt wurde, indem sie erklärten, nur der rohen Gewalt weichen zu wollen. Darauf drang ein Teil der Menge mit ihrem Führern in das Kontor, konfiszierte die Schlüssel und verlangte drohend die Herausgabe der Waffen. Da ein Gemetzel mit der an Zahl und Bewaffnung überlegenen Menge unsinnig gewesen wäre, so wurden 3 Gewehre und 1 Revolver ausgeliefert. — Dann zog die Meute zum Schloß, erklärte den darin wohnenden wenigen Dienstleuten, daß sie jetzt Herren des Besitzes seien. Endlich zog der Haufe in die Behause ab, wo die Waggen abgesetzt und die bisherigen Vorknechte als solche eingesetzt wurden.

Unterdessen war ein zweiter revolutionärer Haufen von etwa 100 Mann vom Degge Walde her nach Grünhof gezogen, hatte sich mit dem ersten vereinigt und begab sich ins Pastorat, woselbst dem Pastor, G. Seesemann, verkündet wurde, daß er abgesetzt sei und bis 12 Uhr nachts das Pastorat zu verlassen habe, widrigenfalls man ihn mit Gewalt entfernen werde. Auch hier wurden einige Waffen mitgenommen. — Darauf zog der Haufe unter Vorantragen einer roten Fahne zum Gute Grünhof und drang sofort in das Haus des Oberverwalters ein. Zufällig war keiner im Augenblick anwesend, und kurzer Hand wurden etliche Kommoden, Tische, Schränke ꝛc. aufgebrochen und untersucht. Bald darauf kam Frau M. nach Hause und wurde sofort nach Waffen und dem Aufenthalt des Herrn M. befragt. Als sie erwiderte, daß er ausgegangen sei, mußte sie nach alles andere öffnen und zeigen.

Herr M. und mit ihm ein zum Besuch weilender Herr hatten sich durch die Stille täuschen lassen, und näherten sich allmählich der Rückseite des Hauses, als plötzlich ein kleines Mädchen ihnen entgegeneilte, einen Zettel übergab und ebenso schnell verschwand. Herr M. hatte kaum dem Papier entnommen, daß sein Leben bedroht sei, als er auch schon hinter sich 6 bis an die Zähne bewaffnete Kerle bemerkte, die das Gewehr im Anschlage, ihnen nacheilten. Als die beiden Herren sahen, daß an ein Fliehen nicht mehr zu denken war, kehrten sie um und gingen den Kerlen entgegen, von denen sie umringt wurden. Jedem wurde Revolver und Patronen abgenommen und dann wurden sie von die Front des Hauses eskortiert, wo man sie mit Gebrüll empfing. Sofort wurden Rufe laut: Nieder mit dem Hund! Totet ihn! Hängt ihn! usw. — die unflätigsten Worte fielen. Darauf sollte das Todesurteil gesprochen werden, zuvor jedoch wurde Herrn M. gestattet, sich von seiner Frau und Kindern zu verabschieden, dann wurde er

hinausgeführt. Es folgte ein kritischer Moment: die Gewehre wurden angesetzt, die Hähne knackten — Herr M. hatte seinen Mantel heruntergerissen und die Jacke geöffnet, ihnen zurufend „Nun, so schießt doch mal!“ Da, im letzten Moment, trat ein Wirt heran und rief: „Den Herrn dürft ihr nicht täten, ich kenne ihn und trete für ihn ein!“ Es erhoben sich Stimmen des Unwillens, aber der Wirt ließ nicht nach, und es gelang ihm schließlich auch, den Haufen zu beschwichtigen, dafür aber wurde Herrn M. das Ultimatum gestellt, noch am selben Tage sofort Grünhof zu verlassen.

Vorher aber wurde er noch zum Schloß geschleppt, wo er den Pulverkeller, die Waffenniederlage und (sic!) auch den Keller, wo die Leichen der in Grünhof zu Tode gemarterten Sozialisten lägen, zeigen sollte! Trotz der schlimmen Situation konnte sich Herr M. eines Lachens nicht enthalten, als er solchen Blödsinn vernahm. Natürlich wurde nichts gefunden. Nun wollte man das Gebäude, worin die Soldaten gewohnt hatten, in Brand stecken, was aber durch Dazwischentreten von besonneneren Elementen verhindert wurde. Im Schlosse selbst wurde nichts beschädigt.

Unterdessen war es dem Oberförster gelungen, sich durch den Wald nach Hofzumberge durchzuschlagen, um die dortige Verwaltung zu warnen. Er kam gerade an, als die aus Fockenhof und Behnen nach Mitau berufenen Draganer dortselbst eintrafen, und unter deren Schutz gelangten alle wohlbehalten nach Mitau. Unterwegs stießen sie auf den aus Grünhof ziehenden Haufen, der die Grünhöfschen Pferde hatte nehmen wollen, jedoch von einem braven Schmiedegesellen daran gehindert worden war, es kam zu einem Gefecht, wobei es auf seiten der Revolutionäre 7 Tote und etwa 8 Verwundete gab, worauf die übrigen sich schleunigst in den Wald flüchteten. Auf seiten der Dragoner wurde nur 1 Pferd verwundet.

28. November — 2. Dezember. Das Revolutionsdrama in Tuckum.[1]

Seit Mitte November hatte sich im Tuckumschen Kreise die revolutionäre Bewegung in verstärktem Maße bemerkbar gemacht. Ueberall zogen bewaffnete Banden umher, raubten Waffen und riefen auf Meetings die Bevölkerung zum Aufstande auf.

Die ganze Tuckumsche Garnison unter dem Kommando des Oberstleutnants Müller bestand aus 50 Mann Infanterie

[1]) Nach den Verhandlungsberichten des „Tuckumer Prozesses“. „Düna-Ztg.“ 1906 Nr 295 96 98, 1907 Nr 3 7 27 29 30 37. Ferner Berichte von Augenzeugen, die weiterhin angeführt sind

unter Kapitän Glindsitsch und ca. 40 Dragonern (roten) vom Pskowschen Regiment mit zwei Offizieren, dem Rittmeister Jaroschew und Kornet Ismailow. — Immer öfter kam es zu Zusammenstößen mit dem Militär.

Am 27. Nov. hatte in Schlampen ein Meeling stattgefunden und 5 Delegierte waren dann auf dem Rückwege in Tuckum arretiert worden, wobei einer von ihnen erschossen wurde. Infolgedessen kam es am folgenden Tage, 28. November, gegen Abend zu einer Ansammlung bewaffneter Revolutionäre, unter ihnen viele Juden, auf dem Marktplatz, die stürmisch die Freilassung der Arretierten verlangten und mit einem Sturm auf das Gefängnis drohten. Als die Menge sich anschickte die Gefangenen zu befreien und eine Salve auf die Wache vor dem Gefängnis abgab, kam es zu einem Zusammenstoß mit einer Dragonerpatrouille in der Altmackenschen Str., wobei ein Dragoner verwundet und einer erschossen wurde. Darauf eröffneten auch die Dragoner das Feuer, erschossen gegen 35 Tumultuanten und nahmen mehrere gefangen. — Indessen erfüllte der Kreischefgehülfe — der Kreischef Baron Rahden hatte sich in dem 1 Werst von der Stadt gelegenen Schloß Durben einquartiert — die Forderung und ließ, in der Hoffnung dadurch die Ruhe wiederherzustellen, die Arrestanten frei. — Diese Hoffnung war unbegründet. Während der ganzen Nacht rückten immer neue Mengen bewaffnetes Revolutionäre in die Stadt ein, und erhellten im Lettischen Vereinshause, wo das revolutionäre „Komitee" in Permanenz tagte, ihre Instruktionen.

Inzwischen war die Tätigkeit der Polizei der bedrohlichen Haltung der Einwohner wegen zeitweilig eingestellt worden. Am 29. November trat nun das Stadthaupt Martin Kremanns, ein Mann der sich bis dahin als loyaler Bürger gerierl hatte, mit einigen Stadtverordneten im Lettischen Vereinshause zu einer Beratung über „Maßnahmen zur Herstellung der Ruhe" zusammen. Man beschloß um Erlaubnis zur Begründung eines Bürger-Selbstschutzes nachzusuchen. Kremanns wandte sich daher telephonisch an den Kreischef Baron Rahden mit dem Gesuch die Drohung zu dementieren, daß die Häuser, aus denen auf das Militär geschossen werde, niedergebrannt werden sollen, und ferner, die der Bevölkerung konfiszierten Waffen zurückzugeben, damit städtische Bürgerpatrouillen eingerichtet werden könnten. Baron Rahden schlug alles rundweg ab. Nun wandte man sich aber an den Oberstleutnant Müller, und der gestattete die Organisation eines „Selbstschutzes", da Kremans für die Ruhe in der Stadt garantierte, wie es scheint veranlaßt durch einen der Führer, Adolf Jordan. — Die Ver-

treter der Stadt versammelten sich nun wieder im Vereinshause zu weiterer Beratung. Hier erschienen jetzt aber auch, geleitet von zwei Hauptführern des Aufstandes, Wilhelm Kringel und dem Juden Chaim Blumenthal, eine größere Anzahl bewaffneter Insurgenten und etwa 50 unbewaffnete Einwohner. Niemanns erklärte, worin die Aufgabe der Patrouillen zu bestehen habe und wollte die Organisation selbst der späten Stunde wegen auf den nächsten Tag verschieben. Er wurde jedoch von Blumenthal und Kringel unterbrochen, die ihm zu schweigen geboten, weil er kein Recht habe, Befehle zu erteilen, da er doch nicht auf Grund des allgemeinen Wahlrechts gewählt sei. Darauf vertrieb Kringel die unbewaffneten Einwohner aus dem Verein und erklärte, er werde selbst die Patrouillen organisieren. Am Eingang wurde ein bewaffneter Revolutionär postiert und die Aufständischen in kleine Abteilungen verteilt.

Um 9 Uhr abends erschienen die bewaffneten Patrouillen auf den Straßen. Aber keine Ruhe trat ein. Die ganze Nacht über fielen Schüsse und fortwährend trafen neue Trupps Bewaffneter ein. Mit Windeseile war die ganze Umgegend von der Lage in Tuckum benachrichtigt worden und überall wurden Bauern und Knechte zusammengetrommelt, um, freiwillig oder gezwungen, wobei auch das geschickt gehandhabte Gerücht von der „schwarzen Slotnja“ eine aufregende Rolle spielte, nach Tuckum zu ziehen, zu Fuß, zu Pferde, zu Wagen, auf der Eisenbahn. Selbst von Schlack, von Lesten, ja von Kandau her kamen sie an. In Kandau wurde das Volk vom Exekutivkomitee durch Hornsignale zusammengerufen, ausgerüstet und unter Anführung des Hilfslehrers Freimann eilig in kleinen Trupps auf Wagen zum Kampf nach Tuckum geschickt. Es waren hier schließlich mehrere Tausend bewaffneter Revolutionäre versammelt.

Am frühen Morgen des 30. Novembers war die ganze Stadt in der Macht der Aufständischen. Aller Verkehr stockte. Wo sich Soldaten blicken ließen, wurden sie beschossen. Sie mußten in ihren Standquartieren verbleiben, die Infanterie in ihrem Kasernement am Rande der Stadt, die Dragoner in der Eckmannschen Einfahrt an der Großen Straße, wo sie sich in dem großen steinernen Stall, so gut es ging, verschanzt hatten. Die Dragoner wollten auch ihrerseits die Häuser beschießen, das wurde ihnen jedoch nicht gestattet. Hier erschienen nun schon am Morgen mit weißer Flagge Parlamentäre der Rebellen, unter ihnen auch das Stadthaupt Kremanns, der dem Oberstleutnant Müller erklärte, er sei „irregeführt“ worden. Sie boten freien Abzug an gegen Kapitulation und Auslieferung

aller Waffen. Dies Ansinnen wurde mit Entschiedenheit zurückgewiesen. Die Dragoner selbst drohten jeden der Ihrigen niederzuschießen, der auch nur Miene machen würde, die Waffen auszuliefern.

Als die Aufständischen von dieser Ablehnung erfuhren, begannen sie das zur Einfahrt gehörige Hotel, in dem die Dragoneroffiziere und Oberstleutnant Müller wohnten, heftig zu beschießen, so daß diese sich in den festen Stall zu ihrer Mannschaft zurückziehen mußten. Unterdessen hatte man alle Vorbereitungen getroffen, das kleine, von der Außenwelt abgeschnittene Häuflein Dragoner zu überwältigen. Man hatte Telephon- und Telegraphendrähte abgeschnitten und damit an mehreren Stellen quer über die Große Str. Sperren gezogen, um einen plötzlichen Durchbruch der Dragoner zu verhindern. Alle Fenster und Bodenräume der um die Einfahrt gelegenen Häuser waren durch Bewaffnete besetzt worden, besonders die Stadtschule und Kronselementarschule, der lettische Verein, das Haus des Doktors Jordan und der Turm der lutherischen Kirche; auf allen nach Tuckum führenden Wegen waren Pikets aufgestellt. Und nun begann von allen Seiten ein mörderisches Feuer auf den Zufluchtsort der Dragoner, die es nach Möglichkeit erwiderten. Das Schießen dauerte über 24 Stunden an.

Von auswärts wurden jetzt mehrfach Versuche gemacht, den Belagerten zu Hülfe zu kommen. Zweimal suchte die Infanterie unter dem Feuer der Revolutionäre durchzudringen. Vergeblich. Der Kapitän Glindsitsch wurde selbst kontuschiert, 8 von seinen Soldaten verwundet. Er war schließlich genötigt, sich nach Durben zurückzuziehen, wo sich 10 deutsche Herren mit 4 Jägern, 8 Kosaken und 20 roten Dragonern, die am 28. Nov. dort eingetroffen waren, in Verteidigungszustand gesetzt hatten. Auch der Kreischef Baron Rahden hatte mit 12 Dragonern schon um 10 Uhr morgens versucht in die Stadt zu gelangen. Am Kreuzwege Durben-Eckenhof geriet er in heftiges Feuer, das aus einem Häuschen am Wege und von einem Holzstapel beim Stationsgebäude herkam. Sein Pferd wurde unter ihm erschossen, er stürzte und verletzte sich heftig am Knie. Einige Dragoner galoppierten nun weiter zur Stadt zu und kehrten mit Infanterie zurück, die dann das Häuschen und den Holzstapel beschossen und die dort eingenisteten Rebellen vertrieben. In die Stadt hineinzugelangen war unmöglich.

Bald nach 3 Uhr nachmittags kam von Neuenburg her der tags zuvor von Tuckum aus beorderte Leutnant Helentus mit 17 Dragonern und dem Kreischefgehülfen Baron Bagge auf der Irmlauschen Straße in die Stadt geritten. Auch er

versuchte vergeblich durchzudringen. In seiner Begleitung befanden sich mehrere Flüchtlinge vom Lande, die sich ihm in Neuenburg angeschlossen hatten [1]. Einer von ihnen, die Freifrau A. v. Drachenfels, berichtet [2] über diese Episode in den Aufzeichnungen über ihre Erlebnisse:

„Als wir uns Tuchum näherten, sahen wir auf den Bahndämmen und auch sonst größere dunkle Menschenhaufen stehen und alles sah sehr unruhig aus. Als wir dann an die ersten Häuser der Stadt kamen, bemerkten wir, daß alle Fensterläden geschlossen und die Straßen ganz öde waren. Als die Dragoner am Eingang des ersten Hofes vorübergeritten waren, stürzten aber mehrere Personen, Männer und Frauen, heraus und sahen ihnen gespannt nach, — in demselben Augenblick fielen von beiden Seiten aus den Dächern und Bodenfenstern Schüsse, — die Neugierigen an der Ecke verschwanden im Nu, und nun ging das Schießen aus allen Häusern auf die armen Dragoner los! Sie versuchten auch zu schießen, aber da die Schüsse der Revolutionäre fast nur zwischen den Dachpfannen und aus kleinen Schießscharten hervorkamen, so war es ihnen unmöglich, ein Ziel aufs Korn zu nehmen. Der Leutnant Helenius versuchte in Karriere die Stadt zu passieren und entschwand mit seinen Dragonern sehr schnell unsern Blicken. Wir waren auch schon zwischen die ersten Häuser geraten, und es knallte hinter und vor uns! Mein Mann und unser Jäger Nehlsen sprangen sofort von den Wagen und brachten durch wohlgezielte Schüsse die Besatzung im ersten Hause zum Schweigen; — die Kutscher kehrten schleunigst um und fuhren mit uns etwa 100 Schritt zur Stadt hinaus, — weiter gestattete ich nicht zu fahren, da mein Mann nicht nachkam. Ich rief und bat in größter Angst um ihn, er möge kommen, — anfangs vergebens, — erst als aus den ersten Häusern keine Schüsse mehr fielen, kam er mit dem Jäger nach. Gleich darauf sausten in voller Flucht die Dragoner zurück, bespritzt, manche blutend, der Leutnant ohne Mütze, anscheinend auch verwundet. Es waren schreckliche Augenblicke!

„Die Dragoner waren weiter in der Stadt auf starke Drahtgeflechte, durch die die ganze Straße versperrt war, gestoßen, mußten wenden und wollten durch eine Nebenstraße weiter, stießen hier aber auf dasselbe Hindernis und waren dabei beständig im dichtesten Kugelregen. Da hieß es schleunig

[1] Es waren Fürst Lieven-Bieden nebst Gemahlin, seine Schwägerin Frau v. Valgt mit zwei Töchtern, Baron Drachenfels mit Gemahlin und Tochter, eine Jungfer und ein Jäger.

[2] In Velhagen und Klasings Monatsheften. Juni 1906. Heft 10. S. 454. — Die Flüchtlinge wurden später von den Revolutionären gefangen genommen und nach vielem Umgemach erst am 4. Dez. wieder freigelassen.

umkehren. Nun erst fiel es uns ein, daß am ersten Hause auch mehrere starke Drähte quer über die Straße gelegen hatten, meine Tochter, die auch gleich aus dem Wagen gesprungen war, um an der Seite des Vaters die Feinde zu beschießen, was ich aber durch meine Bitten verhinderte, hatte darauf aufmerksam gemacht, daß die Drähte vom Dachfenster des ersten Hauses aus gezogen und gehaben wurden. Es war das offenbar ein Drahtgeflecht gewesen, bestimmt, hinter den Dragonern aufgezogen zu werden, damit sie in der Falle und alle verloren gewesen wären! Die Schüsse meines Mannes und unseres Jägers hatten die Biedermänner im ersten Hause lahm gelegt und so zum Glück diese Greueltat vereitelt! Uebrigens wären auch wir in der Falle gewesen. — Der Leutnant war, gottlob, nur leicht am Knie verwundet. Sein Mantel war auf der Brust vom Schrot wie ein Sieb durchlöchert, das aber nicht weiter eingedrungen war; eine Kugel hatte das Bandelier getroffen, war aber nicht durchgegangen; er hatte einen leichten Streifschuß am Rücken und auch die Stiefel waren durchlöchert, wie durch ein Wunder war er am Leben geblieben. Zwei Dragoner waren ernster verwundet, der eine am rechten Arm, der andere am Bein, zwei andere hatten leichte Streifschüsse. — Während wir nach auf offener Landstraße berieten, was zu tun sei, rief unser Jäger wiederholt, wir sollten uns beeilen, sonst würden wir umzingelt werden. Er sahe ganze Trupps Menschen einem nahen Waldchen zuströmen, das wir passieren mußten. Wir ordneten uns also schnell, nahmen den am schlimmsten verwundeten Dragoner auf unsern Wagen und kehrten überraschenderweise unangefochten zehn Werst auf unserem Wege zurück — bis zum Gutshofe Degahlen."

Am nächsten Tage gelangte Leutnant Helenius mit seinen Dragonern, in Begleitung von Baron Bagge und Baron Drachenfels, auf anderen Wegen nach Durben, wo etwa um dieselbe Zeit auch der aus Talsen hindeordete Kornet Jermolenko mit 20 Dragonern eintraf.

In Tuckum hörte inzwischen am Nachmittag des 30. Novembers das Schießen, wie ein Augenzeuge berichtet, plötzlich auf. Alles strömte ins lettische Vereinshaus, wo Kriegsrat abgehalten wurde. „Nach einer kurzen Pause ertönten die Kirchenglocken und riefen die Menge zum allgemeinen Sturm auf die verschanzten Dragoner, aber dieser scheiterte vollständig. Die meisten verstanden es wohl, aus gedeckter Stellung, aus Fenstern und Dächern und vom sicheren Kirchturm aus zu schießen, aber zum Sturm wagten nur wenige sich heran und diese wurden sehr bald weggeblasen." Man hatte zuerst beab-

sichtigt den Stall der Eckmannschen Einfahrt in Brand zu setzen, das Unternehmen jedoch wegen des windigen Wetters bis auf den nächsten Tag verschoben.

Am Morgen des 1. Dezembers wurde der Plan ausgeführt. Hornsignale ertönen. Eine Bude wird erbrochen und zwei Faß Petraleum an den Zaun beim Stall der Dragoner gewälzt. Eine daneben gelegene Scheune wird bespritzt und in Brand gesteckt. Wohl kostet es den Angreifern einige Opfer, aber das Werk gelingt. Die Flammen greifen auf den Stall hinüber. Es gelingt den Dragonern einmal den Brand zu löschen. Aber das Gebäude faßt zum zweiten Mal Feuer, das zu unterdrücken nicht mehr möglich ist. Den Eingeschlossenen bleibt nur übrig, einen verzweifelten Durchbruchsversuch zu wagen.

Und die Tapfern wagen ihn. Zuerst wird der größte Teil der Pferde, 34 an der Zahl, hinausgetrieben, auf die sofort ein heftiges Feuer eröffnet wird, 28 werden erschossen, die andern verwundet. Dann laufen die Dragoner hinaus auf den Hof und die Straße — „Schwarz wirbelte der Rauch", so schildert ein Augenzeuge diesen Moment[1], „über das Dach der kleinen Dragonerschar, gleich einer langen Trauerfahne, für die dem sicheren Tode Geweihten. . . . Rasch öffneten sich die Pforten der verschanzten Dragonerfestung, entschlossen stürmen die Tapfern, in der einen Hand das Pferd am Zügel, es als Deckung benutzend, in der andern Hand das Gewehr, vorwärts durch Dichte und alle möglichen Hindernisse. Das unbeschreibliche Gepraffel der von Kellerluken, Dächern, Fenstern der Häuser und Kirche entsandten Geschosse war entsetzlich. Es verschwammen die vielen Salven und Schüsse in einem furchtbaren Getöse, das weithin an dem gegenüberliegenden Walde ein schauerliches Echo fand. Ein gellendes Hurra durchtönte die Luft. Wunderbarerweise gelang es etwa der Hälfte der Dragoner sich durch dieses Höllenfeuer durchzuschlagen. Eine Dame sah vom Balkon ihrer Villa, wie 2 Dragoneroffiziere, den Revolver in der Hand, gefolgt von 4 Dragonersoldaten, durch den Garten der Villa flüchteten, den Eisenbahndamm an der Mühlenstauung erreichten und schießend und kämpfend in der Richtung nach Durben davonstürmten, verfolgt von einer ganzen Schar von bewaffneten Bauern und überschüttet von Geschossen aller Art. Die Bauern drangen darauf in den Pferdestall der Dragoner, wo nur noch der alte Oberstleutnant Müller zurückgeblieben war, die Hände hoch hob und seine Uebergabe anbot. Drei Leute traten jedoch

[1]) Düna-Ztg. 1905, Nr. 268 vom 7 Dez.

heran und schossen den greisen Mann nieder, der vierte versetzte ihm noch einen Bajonettstich."

Während dieses Kampfes wurden 19 Dragoner getötet, fast alle übrigen, unter ihnen auch der Kornett Ismailow, verwundet, nur 14 Mann und die beiden Offiziere gelangten nach Dünaburg, unverwundet davon bloß der Rittmeister Jaroschew und 2 Dragoner. Auf dem Kampfplatz wurde indessen die Leiche des Oberstleutnants, fast kahl ausgezogen, auf das Straßenpflaster geschleudert, wo sie den ganzen Tag über liegen blieb, ebenso wie die gefallenen Dragoner mit ihren Pferden. Einer von den „Freiheitskämpfern", ein junger Bauer namens Karl Bumeister (Baumann), der später (Febr. 1907) kriegsgerichtlich erschossen wurde, schnitt dem toten Oberstleutnant einen Finger ab, um sich seines Ringes zu bemächtigen. Hier muß allerdings registriert werden, daß einer der Hauptanführer, W. Kingel, diesen Mann daraufhin arretieren ließ und ihm bedeutete, daß das „Komitee" ihn zum Tode verurteilt habe und ihn den Soldaten zur Verfügung stellen werde. Aber die Führer vermochten oder verstanden es dennoch nicht, Bestialitäten ihrer „Milizen" zu verhindern. — Mehrere von den Dragonern, die nur schwer verwundet gefallen waren, wurden nachträglich erschossen, mit dem Bajonett erstochen, ja mit dem Beil erschlagen. „Ein unglücklicher Dragoner", erzählt ein andrer Augenzeuge (Düna-Ztg. Dez. 1905), der alles aus nächster Nähe beobachten konnte, „lag lange verwundet auf der Straße und schoß aus seinem Gewehr, die feindlichen Kugeln schlugen rechts und links auf. Immer wieder sah man ihn sich mühselig halb erheben und wehren, da plötzlich zuckte er, sank und rührte sich nicht mehr. Eine Kugel hatte ihm den Rest gegeben." — An einigen von den Leichen hat man später gegen 50 Schußwunden konstatieren können, sie waren auch sonst in entsetzlicher Weise verstümmelt und wiesen sehr zahlreiche tiefe Stich- und Hiebwunden auf. Diese entstellten Toten sind später photographiert worden, die Bilder wurden auch unter den Truppen verteilt. Zwei von den Helden, die Verwundete niederstachen, konnten nachmals dessen überführt werden, einer von den Anführern der Rebellen, der Bauer Jakob Leelkalnzahn und der Schmid Wilhs Swaigonekaln, auch sie büßten mit dem Tode.

Drei Dragoner und ein Infanterist, der wohl zum Dienst beim Oberstleutnant kommandiert war, fielen den Aufständischen lebend in die Hände. Zwei wurden am Bahndamm ergriffen, verprügelt und in den lettischen Verein geschleppt, die beiden andern waren in eine Querstraße gelaufen und hatten hier auf dem Boden eines Hauses Schutz gesucht, man fand sie auf

und brachte sie gleichfalls in das Vereinshaus. Hier wurden sie übrigens nicht schlecht behandelt, man gab ihnen sogar Wurst und Brot und versicherte, daß ihnen nichts geschehen werde.

Nach der „Schlacht“ mit den Dragonern trat eine Ruhepause ein. Im Vereinshause wurde wieder „Kriegsrat“ gehalten und bald darauf drangen bewaffnete Haufen in die Häuser und forderten alle Waffen ab. Der Friedensrichter und einige andere Personen werden gefangen gesetzt, der Polizeiaufseher für abgesetzt erklärt. In den Kanzleien der Kreispolizei und des Untersuchungsrichters wurden die Akten und Dokumente vernichtet und aus dem Gefängnis eine Anzahl politischer Gefangener befreit. Am Abend sollte eine neue Stadtverwaltung gewählt werden. Ein Haufe Aufständischer erschien auf der Station Duckum I, verhinderte den Abgang des Zuges nach Riga und wollte den Stationsgendarm töten, weil er den fliehenden Dragonern den nächsten Weg nach Durben gezeigt habe. Auf Bitten des Stationschefs ließ man ihn schließlich am Leben, doch wurde er entwaffnet. — Aus Gesprächen der Leute auf den Straßen hörte man indessen mehrfach, wie ein Augenzeuge berichtet, „daß nunmehr die Deutschen und die Juden vorgenommen werden würden.“

Am Abend hielten die „Führer“ im Vereinshause wiederum eine Beratung ab. Da erdröhnte plötzlich ein Kanonenschuß: eine Granate schlägt ins Vereinshaus und reißt einen Teil der Fassade ab. Unter den dort Versammelten entstand eine große Panik: neue Truppen waren angekommen.

Endlich — wenn auch zu spät — war Entsatz herbeigeeilt: General A. A. Chorunshenko mit 160 Mann Infanterie, 85 Draganern und 2 Geschützen. Er hatte zunächst die Zugänge zur Stadt nach einem von Ortskundigen ausgearbeiteten Plan besetzt und war mit einem Geschütz in die Stadt eingerückt, das er in der Großen Str. auffahren und dreimal feuern ließ: eine Granate traf ins Vereinshaus, eine zweite in ein Privathaus, ein Schrapnellschuß in eine Hofpforte. Die aufgeschreckten Revolutionäre eröffneten ein heftiges Gewehrfeuer. In der Dunkelheit konnten die Soldaten sie aber nirgends erblicken, sie wagten sich in der unbekannten Stadt nicht weiter vor. Der General zog die Truppen wieder vor die Stadt zurück. Schon jetzt suchten viele Revolutionäre eilig die Stadt zu verlassen; nicht wenige von ihnen wurden dabei von den Posten an den Ausgängen niedergeschossen. Während der ganzen Nacht vernahm man von der Umgebung der Stadt her unaufhörlich Gewehrfeuer. Unbegreiflicherweise zog der General aber bald auch die Zerstreuungsposten zurück, was sich viele der aufständischen Bauern sofort zu nutze machten.

Der Morgen des 2. Dezembers, berichtet ein Augenzeuge, zeigte ein ganz verändertes Bild. „Kein Hurra, kein Geschrei, kein Harnsignal, überhaupt kein lautes Gespräch auf den Straßen. Ueberall größere Gruppen von Bewaffneten mit offensichtlich besorgten Gesichtern. Viele hatten aus der Stadt einen Ausgang gesucht, aber keinen gefunden. Die ganze Nacht hatte das „Komitee“ die veränderte Lage beraten und nach einem Mausefach gesucht, um durchzuschlüpfen und sich aus der Klemme ziehen zu können — und wirklich, man fand tatsächlich ein ganz günstiges und sogar ehrenhaftes Ausgangstor!“

Inzwischen hatte der General eine aufgegriffene Privatperson mit dem Befehl in die Stadt geschickt, sich zu ergeben und die Waffen auszuliefern, widrigenfalls er die Stadt bombardieren werde. Und nun eröffneten die Revolutionäre lange Verhandlungen. Um 11 Uhr vormittags erschien beim General ein Parlamentär, Indrik Pangle, auf einem erbeuteten Draganerpferd mit einer weißen Fahne in der Hand. Er überbrachte ein Schreiben des „Komitees“, in dem dieses erklärte, die Kranswaffen nur unter der Bedingung ausliefern zu wollen, daß die Truppen zurückgezogen und nicht in die Stadt hineingeführt werden; sonst würde man wieder die „Pasitianen“ einnehmen. Der General antwortete schriftlich, daß er nicht bombardieren werde, wenn man die Waffen, die gefangenen Soldaten und die Pferde ausliefere und eine Deputation seitens der Stadt das feierlich versprechen werde. Nach kurzer Zeit kehrte der Parlamentär in Begleitung eines Unterhändlers, des Tischlers Behrsin zurück, denen der General nochmals seine Bedingungen mitteilte. Darauf kam noch eine dritte Deputation, welche die Bedingungen annahm.

Nun zog Charunshenka mit den Truppen in die Stadt ein, wo ihn eine Deputation mit Heiligenbildern empfing, ihm Salz und Brot überreichte und sich zur Niederlegung der Waffen und Aufrechterhaltung der Ruhe verpflichtete. Auf dem Marktplatz wurde Friede geschlossen. Die erbeuteten Draganerflinten, die Säbel und Säbel wurden ausgeliefert. „Ergreifend war die Szene“, berichtet ein Augenzeuge, „als den Draganern auf dem Markt die Flinten ihrer hingemordeten Kameraden ausgeliefert wurden, nach denen sie stürmisch verlangt hatten. Sie reichten sie von Mann zu Mann und jeder Soldat küßte sie. Auch die toten Pferde wurden gestreichelt und geliebkost.“ Die Abschlachtung der Kameraden hatte sie furchtbar erbittert. Als sie ja auf dem Marktplatz hielten, waren ihre Gesichter wutverzerrt. „Nur mit Mühe gelang es dem Offizier, seinem Kommando Gehör zu verschaffen. Er befahl schließlich die Flinten zu entladen und ließ die erbitterten

Reiter aus der Stadt führen“ — Schon vorher am Vormittag war eine Schar der roten Dragoner u Neu Tuckum eingedrungen und hatte hier jeden niedergeschossen, der sich ihnen nicht sofort ergab. Gegen 45 Personen — die Anzahl läßt sich nicht genau feststellen —, darunter einige Frauen, sollen hier das Leben eingebüßt haben, unter ihnen auch viele unschuldige Opfer.

So hatte Tuckum „kapituliert“. Das Resultat war aber, daß inzwischen während der Verhandlungen und im Laufe des Vormittags fast alle bewaffneten Revolutionäre die Stadt verlassen hatten, unbehindert und unbehelligt, zum Teil auf dicht besetzten langen Wirtschaftswagen, mit den Waffen in der Hand. Auch mit der Eisenbahn zogen viele ab, die Flinten unter ihren Röcken und Mänteln versteckt. Unbehindert fuhr auch das ganze revolutionäre Komitee mit dem 3 Uhr Zuge nach Riga ab*. Mit ihm brachte sich auch das Stadthaupt Kremanns in Sicherheit. Er teilte den Stadtvertretern mit, er fahre zum Generalgouverneur nach Mitau und dann zum Grafen Witte, um persönlich für die bedrohte Stadt einzutreten. Er nahm die Witwen- und Waisenkasse und andere Gelder im Betrage von 30—40 Tausend Rbl. an sich, löste in Riga einen Auslandpaß und verschwand auf Nimmerwiedersehen. — Was die Tuckumer Einwohner an Waffen ausgeliefert, war meist von geringem Wert.

Die Presse griff bald darauf den General Chorunshenko seines unverständlichen Verhaltens wegen heftig an. Er suchte sich in der „Now. Wremja“ zu rechtfertigen, aber der Versuch mußte gerade in den Hauptpunkten, auf die es ankam, als gänzlich mißlungen bezeichnet werden. (Vgl „Die Lettische Revolution“ Bd II, S. 266.)

Noch am Tage der Kapitulation zog der General weiter nach Talsen, um die dortigen Garnisonen zu entsetzen

29. Nov — 2. Dez Frauenburg (Kurl.) Auch hier hatten zahlreiche Meetings, die namentlich unter der Führung eines Malergesellen und eines Photographen abgehalten wurden, die Bevölkerung soweit aufgehetzt und aufgeregt, daß sich zum

*) Die Hauptführer des Aufstandes hatten sich in Sicherheit gebracht, einige, wie der Jude Chaim Blumenthal, für immer, andre wurden später hin gefangen. Zwei Brüder Anskalu waren Waldbrüder geworden, sie wurden ergriffen und erschossen. W. Kringel war ins Ausland geflüchtet, er kehrte aber zurück, wurde gefaßt und mit noch zwei Genossen in Mitau kriegsgerichtlich erschossen. Adolf Jürdan war auch ins Ausland geflohen, er kam wieder, wurde in Riga ergriffen und feldgerichtlich erschossen (8 Dez 1906). Von den übrigen Tuckumer Rebellen wurden später vom Rigaer Kriegsgericht 46 zur Zwangsarbeit bis zu 15 Jahren und 17 zum Tode verurteilt, sie wurden am 14. Febr. 1907 in den Sandbergen erschossen.

29. November alle bewaffneten, um gegen die „schwarze Sotnja“ zu ziehen. Von allen Gütern in der Umgegend trafen Boten ein mit den Meldungen, daß sie von hier oder von da heranziehe. Es entstand eine ungeheure Aufregung.

Als nun am 30. November der hier stehende Militärposten nach Hasenpoth abzog, erhielten die Revolutionäre vollständig freie Hand. Auf dem Gemeindegericht wurden die Richter abgesetzt und neue gewählt, der Pastor, Th. Becker, wurde abgesetzt und ihm ein Termin zum Verlassen des Pastorats gestellt.

Am 2. Dezember wurde dann die Verwaltung des Fleckens neugewählt, acht Personen, unter ihnen der Postmeister, der orth. Priester Stuprats, der Kaufmann Wllmtz und sogar drei weibliche Personen, eine 70jährige Frau Reder und zwei jüngere Feäuleln. Nach der Wahl begab sich der ganze Haufe zum Stadtältesten Wezmakn und nahm ihm fast mit Gewalt die Schlüssel ab. Dann wurde mit viel Geschrei die Monopolbude zerstört und die Polizei, ein Pristaw und 3 Schutzleute, entwaffnet, worauf die Entwaffnung der Bewohner des Fleckens folgte. Am folgenden Tage wurde sogar ein „Generalstreik“ angeordnet, der mehrere Tage dauerte.

29. Nov. — 2 Dez. Alt-Autz (Kurl.). Im Flecken Alt Autz stand eine Kompagnie Infanterie (vom Windauschen Regiment). Am 30. November wurde das Militär im Amtslokal des Friedensrichters, wo es stationiert war, von revolutionären Banden überfallen und heftig beschossen, wobei 4 Mann schwer verwundet wurden. Die Kompagnie war genötigt am folgenden Tage abzuziehen. Der Flecken geriet nun ganz in die Macht der Aufständischen. Am 2. Dezember griff ein bewaffneter Haufe die Kanzlei des jüng. Kreischefsgehülfen v. Brasche an, vernichtete Bücher, Protokolle und Mobiliar. Alle Regierungsinstitutionen wurden aufgehoben, die Beamten abgesetzt, von denen mehrere fliehen mußten, um ihr Leben zu retten — Schließlich wird eine neue revolutionäre Verwaltung eingesetzt, die zwanzig Tage lang funktioniert, bis zum 22. Dezember, wo endlich wieder Militär am Orte erschien. (Verhandlungsberichte des Alt-Autzschen Prozesses, Febr. 1907. „Rig. Tgbl.“ 1907 vom 8. u. 9. Febr.)

29. Nov. — 5. Dez. Die Beschießung von Talsen*

Der Flecken Talsen in Kurland gehörte zum Aktionsgebiet des Komitees der „Tuckum-Talsenschen lettischen sozialdemokra-

*) Nach den Verhandlungsberichten des „Talsenschen Prozesses“. „Düna-Zeitung“ 1906 August, Nr. 193 195 196 198 — Berichte von Augenzeugen „Düna-Ztg.“ 1905 vom 9 Dez — „Balt. Tageszig.“ 1907 Nr. 96

tischen Partei". Zahlreiche Meetings in der ganzen Umgegend halten für die Aufwiegelung der Bevölkerung gesorgt. Im November mehrten sich von Tag zu Tage die gelegentlichen Zusammenstöße bewoffneter Revolutionäre mit dem Militär — In Talsen stand eine Schwadron (ca. 85 Mann) der (roten) Pskowschen Dragoner unter den Kornetts Lugowoj und Jermolenko, der am 30. Nov. mit 20 Mann nach Tuckum abberufen wurde. Am 20. Nov. waren die Dragoner genöthigt, ein Meeting im sog. Einsiedlerwalde mit Schüssen auseinander zutreiben, wobei 3 Personen getötet und mehrere verwundet wurden. Bei der Beerdigung der Gefallenen am 26. Nov. kam es wohl zu großen Demonstrationen mit wilden sozialdemokratischen Reden, doch nicht zu blutigem Zusammenstoß.

Am 29. November aber brach plötzlich in der Stadt wie in der ganzen Umgegend eine wilde Panik aus. Rettende Boten, erzählten Augenzeugen (Düna Ztg. vom 9. Dez. 1905) „verbreiteten mit unglaublicher Schnelligkeit ringsum im Lande fürchterliche Schreckensnachrichten. die „schwarze Rotte" ziehe plündernd, brennend, entsetzlich mordend von Tuckum heran. In Talsen hatte dies Gerücht zunächst die überraschende Wirkung, daß alle, sowohl die ordnungsliebenden Bürger als auch die Sozialdemokraten, Deutsche, Letten und Juden sich zusammen taten und einen Selbstschutz organisierten. Die Aufregung war unbeschreiblich. Jeden Augenblick erwartete man den fürchtbaren Ueberfall — aber es blieb alles still. Das Gespenst erschien nicht."

Nun aber bemächtigten sich die Revolutionäre der Stadt. Die Stadtverwaltung wurde beseitigt, eine bewaffnete Bande drang ins Friedensgericht ein, der Friedensrichter Baron Heyking wurde „abgesetzt", ebenso der Notarius Baron Sacken. Der Postmeister mietete Pferde und brachte die Postkasse fort. — Einer der Hauptführer der Revolutionäre war hier der Talsensche Buchhändler Linde, neben ihm auch der Photograph Stelnberg, ein Jude. Die Dragoner waren „boykottiert", bei Todesstrafe hatten die Aufständischen verboten, ihnen etwas zu verkaufen, so daß sie schließlich genötigt waren, sich mit Gewalt Heu und Hafer zu verschaffen, wofür sie das Geld in der Kentei hinterlegten.

In der Nacht vom 2. auf den 3. Dezember erfuhren die Dragoner, daß die Gewehrniederlage beim Kreismilitärchef überfallen werden soll. Der Kornett Lugowoj eilte sogleich mit den Dragonern dorthin, fand aber alles in Ordnung. Während dessen hatte eine Bande von etwa 15 Revolutionären den Stall der Dragonerpferde in der Einfahrt des Hotels „St. Petersburg" anzuzünden versucht, war aber von der Wache

zurückgeschlagen worden, wobei zwei Revolutionäre erschossen und einer ergriffen wurde.

Am folgenden Tage, 3. Dezember, erfuhr man, daß ein größerer Haufe von 2—300 Mann, die sich ebenso wie in Tuckum von allen Seiten „zum Krieg nach Talsen" zusammenzogen, das Städtchen überfallen wolle. Die Eskadron eilte sofort der heranrückenden Menschenmenge entgegen. In der Laizenschen Straße wurden aus einem Hause auf sie einige Schüsse abgegeben, worauf sie von allen Seiten, sowohl von der Straße als von den benachbarten Häusern mit Schüssen überfallen wurden, 4 Dragoner und 5 Pferde wurden erschossen. Die Straßen waren von Glatteis bedeckt, so daß den Dragonern der Rückzug sehr erschwert wurde. Der Kornett Lugowoj kommandierte 15 Dragoner nach der Kaserne zurück, um sie vor einem Ueberfall zu schützen. Als diese auf einen Hof bei der Kaserne kamen, wurden sie plötzlich von den Revolutionären überfallen, welche auf sie zu schießen begannen. Nach drei von den Dragonern abgegebenen Salven stoben die Angreifer auseinander. In der Nacht versuchten die Revolutionäre noch mals einen Ueberfall auf die Kaserne, wurden aber zurückgeschlagen

Am 4. Dezember erschien der Schreiber der Stadtverwaltung August Klimpmann bei der Wache der Verwaltung des Kreismilitärchefs und erzählte, daß er vom „Komitee" delegiert worden sei, den Unteroffizier Behrsing und die Soldaten aufzufordern, sich den Revolutionären zu ergeben. In der Stadt sei eine Miliz von 1000 Mann, organisiert und bewaffnet, welche bei jedem Widerstand das Haus der Verwaltung des Kreismilitärchefs niederbrennen und die Soldaten niederschießen würden. Als Klimpmann fortgegangen war, umzingelte eine Menschenmenge das Haus der Verwaltung, sperrte das Kommando ein, brach das Zeughaus auf, raubte 116 Flinten mit Patronen und zerstreute sich. Der Kreismilitärchef, der später auch in Anklagezustand versetzt wurde (April 1907), hatte keine genügenden Maßregeln gegen einen solchen Ueberfall getroffen, ja er hatte dem Unteroffizier sogar befohlen, auf die Revolutionäre nicht zu schießen, wenn sie das Zeughaus in größerer Menge angreifen würden. — Während dieses Ueberfalls schickte Lugowoj 10 Dragoner zum Kreismilitärchef nach Patronen, die Menge aber überfiel auch sie, so daß sie zurückweichen mußten.

Als General Chorunshenko, der inzwischen von Tuckum her in Stenden angelangt war, von diesen Vorgängen erfuhr, schickte er dem Kornett Lugowoj den schriftlichen Befehl, sich zurückzuziehen und sich auf dem Wege nach Stenden etwa

um 5 Uhr nachmittags mit ihm zu vereinigen. Die Dragoner zogen nun ab. Die Revolutionäre triumphierten. Der Schreiber Krimpmann sagte siegesgewiß zum Apotheker, bei dem er sich Verbandzeug für seinen durchschossenen Arm holte: „Seien Sie ganz ruhig, die Dragoner werden nie mehr zurückkommen.“

Nachdem die Talsenschen Dragoner sich mit Generol Chornuschenkos Truppen vereinigt hatten, rückten sie zusammen vor die Stadt, auf die sechs Kanonenschüsse abgegeben wurden. In der Stadt erfuhr man, daß der General, falls die Aufständischen nicht morgens die geraubten Gewehre ausliefern und kapitulieren würden, den Ort in Grund und Boden schießen werde. Da es dunkel war, zog der General sich für die Nacht wieder nach Stenden zurück.

Am folgenden Morgen, 5. Dezember, erschien hier eine Deputation aus Talsen, die dem General meldete, daß „die Bevölkerung sich beruhigt habe.“ So rückten die Truppen wieder vor. Kornett Lugowoj wurde mit seinen Dragonern vorausgesandt. Als Avantgarde ließ er zuerst 20 Dragoner in die Stadt vorausreiten. Als diese nun in die Große Straße gelangt waren, wurden sie plötzlich aus einigen Häusern beschossen. Der Kornett Jermolenko wurde durch zwei Schüsse am Arm verwundet, von den Dragonern 3 getötet und 3 verwundet. Die erbitterten Dragoner erwiderten das Feuer und setzten die Häuser in Brand, während nun auch der Kornett Lugowoj mit seiner Schwadron herbeigeeilt war. Namentlich aus dem Hotel Dunckel (Grunsky), dem Sitz des revolutionären „Komitees“, war geschossen worden, es wurde umstellt, und nachdem der Wirt nebst Familie und einigen andern Frauen und Kindern herausgelassen war, beschossen, wobei mehrere Aufständische dorin umkamen, und dann in Brand gesteckt. Auch das Haus des Photographen Steinberg wurde niedergebrannt. Der so entstandene Brand griff aber auch auf andere Häuser über, so daß eine ganze Anzahl Gebäude in Asche gelegt wurden. In einigen von ihnen waren Sprengstoffe verwahrt, die nun mit gewaltigem Getöse in den Flammen explodierten. — Inzwischen war auch der General mit seinen Truppen herangekommen, die nun die Revolutionäre vollends durch einige Kanonenschüsse und Gewehrsalven auseinandersprengten. Erschossen wurden der Photograph Steinberg und der 17jährige jüdische Polytechniker Thalberg. Die meisten von ihnen hatten freilich auch hier die Verwirrung benutzt, um zu entkommen. Ganze Wagenreihen Bewaffneter, erzählt ein Augenzeuge, fuhren auf der Postendenschen und Nurmhusenschen Straße zur brennenden Stadt hinaus.

Das Militär rückte sofort wieder ab, nach Mitau, wo ein

großer organisierter Angriff der Revolutionäre auf die Stadt erwartet wurde. Der Einwohner Talsens hatte sich ein großer Schrecken bemächtigt. Was zurückblieb, erzählt der erwähnte Zeuge, „was nicht zu Fuß oder in Wagen nach Riga oder in die Wälder und Gesinde der Umgegend floh, blieb in Angst und Not und Elend. Die Polizei hat sich aufgelöst. Die Rentei ist fortgeführt. Das Militär ist abgezogen, nachdem es die Beamten aufgefordert hatte, die Stadt unter seinem Schutze zu verlassen, und Privatpersonen samt deren Familien gestattet hatte, sich diesem Zuge, der sich am 6. Dezember vormittags zur nächsten Eisenbahnstation, Stenden, bewegte, anzuschließen. Es war ein langer, trauriger Zug. Um 2 Uhr nachts fuhren die Flüchtlinge nach Riga ab*."

28. Nov. — 5. Dezember. **Windau in den Händen der Revolutionäre.**

Seit dem Oktobermanifest hatte auch in Windau die Gährung beständig zugenommen (vgl. oben S. 32 59. 70). Am 28. November wurde nun der Generalstreik proklamiert und in wenigen Stunden befand sich die ganze Stadt in den Händen der Revolutionäre unter der Leitung des lettischen sozialdemokratischen Komitees, dem alles zu gehorchen hatte. Berittene wohlbewaffnete Patrouillen durchzogen die Stadt und bemächtigten sich aller Institute, des Elevators, der Banken, des Hafens. Die Behörden blieben einstweilen in Funktion. Nur der Pastor der lettischen Gemeinde, H. Glaeser, wurde vom „Volk" für abgesetzt erklärt. Die Polizei hatte alle Macht verloren.

Das anwesende Militär, ca. 160 Mann Infanterie und 30 Dragoner, wurde durch die Schwäche des Platzkommandanten ebenfalls ganz außer Aktion gesetzt. Er empfing sogar täglich Deputationen der Sozialisten und verhandelte mit ihnen.

Am 29. November stand Windau unter sozialdemokratischer „Regierung". Hier waren einige Tage zuvor auf der Reise von Libau nach Riga zwei höhere Offiziere, ein General und ein Oberstleutnant, zu Schiff angelangt. Dreimal wurde ihnen die Erlaubnis zur Weiterreise gegeben, dann aber wieder entzogen. Auch auf Privatpersonen erstreckte sich die Fürsorge des sozialdemokratischen Komitees. Die im Hotel angelangten Gäste durften nur auf ihren Zimmern speisen, mußten ihre Zimmer selbst säubern und sich mit einem Kellner begnügen, da die übrigen Bediensteten entlassen waren.

*) Von den später verhafteten Talsenschen Revolutionären wurden später, im August 1906 kriegsgerichtlich 8 zum Tode und 14 zu Zwangsarbeiten verurteilt

Nun sollte, wie ein Augenzeuge berichtet, ein Teil des in Windau stehenden Militärs mit einem Militärzuge fortgeschickt werden. Die Genehmigung dazu wurde nur unter der Bedingung gegeben, daß mit dem Militärzuge sich Delegierte zum Generalgouverneur v. Böckmann begeben könnten, um ihm zu sagen, daß „in Windau alles ruhig", das Militär überflüssig und seine Entfernung ratsam sei. Unter den Delegierten befanden sich u. a. auch der Wirkliche Staatsrat Sch. und der Friedensrichter Sp. Als der Militärzug am 30. November abgehen sollte und mit ihm auch der General und der Oberstleutnant Windau verlassen wollten, wurde das gewaltsam verhindert und die Lokomotive abgekoppelt. Erst am 1. Dezember um 11 Uhr vormittags konnte der Zug, ohne jene hohen Militärs, abgelassen werden. Kurz vor Steuden erwies sich das Geleise als beschädigt und alle verließen den Zug. Unter dem Militär zeigte sich eine große Erbitterung, die sich gegen die Delegierten richtete, diese kannten mit knapper Not in den Wald flüchten und mußten die 48 Werst bis Windau zu Fuß und später mit einer Droschke zurücklegen.

In der Nacht auf den 2. Dezember wurden die Einwohner plötzlich durch den Ruf: „Die schwarze Sotnja kommt!" aufgeschreckt. Eine Abteilung von 40 Mann Infanterie aus Dondangen, wo sie sich nicht mehr hatte halten können und daher abberufen war, hatte zu Wagen Windau erreicht und beim Bahnhof Halt gemacht. Sofort hatten die Revaluttonäre Allarm geschlogen und waren ihr bewaffnet entgegengerückt. Sie begannen zu schießen, worauf die Soldaten auch Feuer gaben, einer von den Aufständischen, ein Jude, wurde getötet, mehrere verwundet. Die Soldaten zogen darauf wieder ab

Am 2. Dezember wurde dem in Windau zurückgebliebenen Militär vom sozialdemokratischen Komitee befohlen, sofort die Stadt zu verlassen, da ihnen nichts mehr verabfolgt werden würde, es sei denn, daß die Soldaten die Waffen ausliefern, was sie natürlich ablehnten. Das Militär rückte darauf ab. Es lagerte einstweilen außerhalb der Stadt beim Bahnhof. Die Stadt selbst blieb von Militär entblößt. Dem in Windau zurückgebliebenen General und dem Oberstleutnant gelang es mit Gefährnissen sich auf ein zufällig in Windau angelaufenes Militärtransportschiff zu retten. Das Schiff machte klar zum Auslaufen, am Lande blieb der General und der Oberstleutnant, umringt von einer Bande. Nachdem das Schiff auf die Reede hinausgelaufen, verzog sich die Bande, worauf beide Offiziere schnell von einer Schaluppe auf das Schiff gebracht wurden.

Am folgenden Tage, 3. Dezember, wurde ein Meeting abgehalten, worauf ein größerer Trupp, voran Bewaffnete,

über den Fluß zog, um dem Militär die Erlaubnis zu bringen, wieder in die Stadt zurückzuziehen, jedoch unter der Bedingung, die Waffen drüben zu lassen. Das Militär lehnte aber diese Gnade ab. — Als sich später im Laufe des Tages in der Stadt das Gerücht verbreitete, daß neues Militär auf Windau heranrücke, erklärte das sozialdemokratische Komitee sein Bureau durch Anschlag auf unbestimmte Zeit für geschlossen. Nur eine jüdische Versammlung beschloß, den bis dahin aufrechterhaltenen Selbstschutz weiter fortzuführen und erst beim Einrücken des Militärs aufzulösen.

Am 4. trafen dann in der Tat Truppen vor Windau ein, welche die Stadt zunächst von der Landseite einschlossen, während Kanonenböte sie von der Seeseite bewachten. (Berichte eines Augenzeugen, „Düna-Ztg." 1905 vom 6. und 7. Dez.) Zwei Tage später wird die Stadt wieder von den Truppen unter Oberst Gordejew besetzt, bei jede Versammlung und jede Ansammlung auf den Straßen streng verbietet.

27. Nov. — 13. Dez. **Goldingen unter der Herrschaft der Revolutionäre.**

Am 25. Nov abends wurde ein Schutzmann meuchlings erschossen. Die Folge davon war, daß am 27. Nov. sämtliche Schutzleute bei dem Kreischef erschienen und ihre Aemter niederlegten. Bald darauf wandten sich, wie der zusammenfassende Bericht eines wohlinformierten Goldingers („Düna-Ztg." 1905 vom 3. Dez.) erzählt, Delegierte der sozialdemokratischen Partei an den Kreischef mit dem Ersuchen, den Schutz der Stadt ihnen anzuvertrauen und ihnen die Waffen der entlassenen Polizeichargen zu übergeben. Der Kreischef hielt es für möglich, sich auf dies Experiment einzulassen, obgleich in dieser Zeit auch das Militär, ca. 35 Dragoner und 50 Infanteristen, aus Goldingen zurückgezogen worden war. Von Stund an standen Männer mit roten Binden auf den Posten und patrouillierten in der Stadt. Das Stadthaupt, Krause, der ihnen bis dahin den Rathaussaal zur Veranstaltung von Meetings verweigert hatte, ersuchten sie, ihnen das Lokal einzuräumen, um über Maßregeln zur Sicherung der Stadt zu beraten. Das Stadthaupt sah sich nicht in der Lage, seine Weigerung aufrecht erhalten zu können. Auf diesem Meeting am 28. Nov. wurden nun Reden höchst bedenklichen Charakters gehalten. Die Redner sprachen von den Fenstern des Saales aus, auf dem Marktplatz stand die lauschende Menge. Die heftigsten Angriffe richteten sich gegen die „Blutsauger", die „Tschinownik", die „Herren" überhaupt, und gegen den Kaiser, dessen in unqualifizierbaren Ausdrücken Erwähnung getan wurde.

Dann wurde die Menge aufgefordert, eine Kommission zu wählen, die eine Wählerliste für die Wahl einer neuen Stadtverordneten-Versammlung zusammenstellen sollte. Von den Rednern wurden verschiedene Personen in Vorschlag gebracht und nach der Stärke des Beifallsgeschreis oder des Murrens entschieden, wer gewählt sei. Ferner wurden alle Anwesenden dringend gewarnt, sich der baltisch-konstitutionellen Partei anzuschließen. In der Woche vorher hatte nämlich in Goldingen eine Versammlung von Vertretern aller Berufe stattgefunden, um über den Anschluß an diese oder die in Mitau gegründete monarchisch konstitutionelle Partei zu beraten, darnach waren unter dem Volk sofort die Gerüchte in Umlauf gesetzt worden, als handle es sich um einen Zusammenschluß der „Tschornaja Sotnja". Die Anhänger dieser Partei wurden jetzt als „Volksfeinde" gebrandmarkt. Die Letten, die sich an der Versammlung beteiligt hätten, seien von den „Herren" erkauft worden. Doch traten auch Redner auf, die sich maßvoller ausdrückten und vor nationaler Hetzerei warnten. Unter Hurrageschrei und revolutionären Liedern ging die Versammlung auseinander.

In den nächsten Tagen trat eine Kommission zusammen und stellte fest, daß alle Personen beiderlei Geschlechts, die über 20 Jahre alt wären, das Recht hätten, an den städtischen Wahlen teilzunehmen. Das Rathaus hatte sich die revolutionäre Partei völlig bemächtigt.

Am 30. November fand die letzte legitime Stadtverordnetenversammlung statt, doch waren nur 13 Stadtverordnete erschienen. Schon seit einem Monat waren keine städtischen Steuern eingeflossen — unter dem Druck von Drohungen der Revolutionäre. Trotzdem wurde es der bisherigen Stadtverwaltung aufs Schuldkonto geschrieben, daß sie leere Kasse hinterlassen habe! Die Neulei wurde von Leuten, die ihre Sparkasseneinlagen zurückforderten, unausgesetzt umlagert; sie hatte täglich ca. 20,000 Rbl. auszuzahlen. Endlich wurde die Parole ausgegeben, man solle kein Papiergeld mehr entgegennehmen. Handel und Wandel begann zu stocken.

Am 2. Dezember verlangte ein Teil der Schüler der Handelsschule, aufgehetzt durch Agitatoren, Aenderungen im Schulwesen, z. B. Aufhebung sämtlicher Strafen; der Inspektor weigerte sich jedoch mit den Schülern in Unterhandlung zu treten. Darauf zogen ca. 40 Schüler ab, der größere Teil blieb in der Schule. — Am nächsten Morgen erschienen die streikenden Schüler in Begleitung von roten Polizisten vor der Schule, erzwangen den Eintritt und unter dem Gesang von revolutionären Liedern die Entlassung der Schüler. Von da

zogen die tumultuierenden Schüler zur Stadttöchterschule und erzwangen auch hier die Schließung.

Am 3. Dezember verbreitete sich das Gerücht, Kyjaken seien aus Tuckum im Anmarsch. Die revolutionäre Stadtregierung, an deren Spitze ein seinerzeit aus dem Goldinger Seminar ausgeschlossener Kleinhändler Sch. stand, verfügte daraufhin eine Requisition aller in der Stadt vorhandenen Waffen. In der Stadt kursierte das Gerücht, der Kreischef habe ihnen zu diesem Zweck das Verzeichnis der im Laufe der letzten Monate gelösten Waffenscheine zur Verfügung gestellt. Jedenfalls waren sie genau orientiert, in welchen Häusern und wieviel Waffen sie zu finden erwarten durften. Auch auf den benachbarten Gütern Pelzen, Kurmahlen, Planezen wurde die Auslieferung sämtlicher Waffen erzwungen. Alle nach Goldingen führenden Wege wurden von Patrouillen bewacht.

Bereits am 2. Dezember war der jüngere Kreischefgehülfe Hugo Dettowsky von den Revolutionären verhaftet und ihm die Mitteilung gemacht worden, er werde nun dafür gerichtet werden, daß er seinerzeit in Mitau einen Sozialisten in Verteidigung seines eigenen Lebens erschossen hatte. Er erhielt zunächst Stubenarrest und rote Polizisten bewachten ihn. Am 4. Dezember wurde seiner Braut ein Abschiedsbesuch bei ihm gestattet. In der folgenden Nacht wurde er sodann aus Goldingen fortgebracht und schließlich in Libau ermordet, wo man einige Tage später auf einer Straße seine Leiche fand.

Am 5. Dezember zogen Volkshaufen mit roten Binden umher und leerte in den verschiedenen Handlungen die Sammelbuchsen des „Roten Kreuzes“. Die Versuche der neuen Stadtverwaltung, für sich Steuern zu erheben, scheiterten vielfach.

Am 6. Dezember trafen Gerüchte von dem Bombardement Talsens in Goldingen ein. Dem Bericht eines Augenzeugen entnimmt die Chronik Folgendes („Düna-Ztg.“ 1905 vom 20. Dez.): Die Führer des sozialistischen Komitees machten sich mit den „requirierten“ Gelbern in der Richtung auf Libau aus dem Staube, wurden aber von ihren Parteigenossen eingeholt und zur Rückkehr gezwungen. Die Hausbesitzer hielten Versammlungen ab, um zu beraten, was zur Abwendung des Bombardements zu tun sei. Die Revolutionäre hatten den Befehl erlassen, nach Eintritt der Dunkelheit im Falle des Eindringens des Militärs Hofpforten und Haustüren nicht zu verschließen. Das ehem. Stadthaupt, Armin Adolphi, trat energisch dafür ein, diesen Befehl unbeachtet zu lassen, da es offenbar darauf abgesehen sei, bei Beginn eines Straßenkampfes in die Häuser Unbeteiligter zu flüchten und von dort aus die Soldaten zu beschießen. — Auch die Frage der städ-

tischen Wahlen wurde besprochen. Ein lettischer Hausbesitzer stellte die Forderung, daß wenigstens nur solche Stadtbewohner das Wahlrecht ausüben dürften, die irgend eine Steuer zu gunsten der Stadt zahlten. Darauf erklärte ein anwesender Polytechniker, der Mann sei ein Verbrecher, wenn er nicht binnen 10 Minuten sein Wort zurücknehme, werde er „gerichtet“ werden. Der Antragsteller erklärte darauf, er habe geglaubt, er sei in einer Versammlung, in der „Freiheit des Worts“ herrsche; wenn er gewußt hätte, daß dem nicht so sei, hätte er überhaupt nicht geredet, und nehme seine Worte zurück. Das sozialistische Komitee bemerkte mit Schrecken, daß sich eine starke Reaktion zu regen begann. Die meisten Anwesenden verließen erbittert die Versammlung.

Von Tag zu Tage wurde nun das Eintreffen des Militärs mit nervöser Spannung erwartet. Eine Kommission, bestehend aus einem Deutschen, A. Adolphi, einem Juden, Herzenberg, und einem Letten, Taube, wurde gewählt, um dem Militär entgegenzuziehen und Abwendung eines Bombardements zu erwirken. Die kleinen Leute, besonders die Juden, flüchteten in Schoren aus der Stadt. Gerüchtweise verlautete, die Revolutionäre hätten sich bei Rönnen (auf dem Wege nach Stenden) und bei Wilgahlen (auf dem Wege nach Hasenpoth) verschanzt, um dem anrückenden Militär eine Schlacht zu liefern. Als nun in den nächsten Tagen keine bestimmteren Nachrichten eintrafen, wurde die Stimmung immer ratloser. Auf dem Markte wurde laut von einer bevorstehenden Deutschenhetze geredet. Die umliegenden Güter wurden von herumziehenden Revolutionären geplündert. — In Dexten gelang es der Energie einer Dame, das Silberzeug vor den Revolutionären zu retten. Graudnppen wurde binnen 24 Stunden von vier verschiedenen Haufen heimgesucht. Der Besitzer, Baron Rahden, wurde gezwungen, persönlich Eßvorräte herbeizuschleppen, Weine einzuschenken, seine Garderobe zur Verfügung zu stellen. Als er den Versuch machte, sich mit seiner Familie in die obere Etage zurückzuziehen und die Tür zu verschließen, wurde diese eingetreten und er und seine Gemahlin unter Insulten die Treppe hinuntergestoßen. Die Kinder wurden vor der rohen Menge nur dadurch gerettet, daß sich die Schwester des Besitzers den Leuten entgegenwarf und erklärte, man möge sie ermorden, aber ins Kinderzimmer werde sie niemand hereinlassen. Nach diesen Erfahrungen flüchtete Baron Rahden nach Goldingen.

Am 10. Dezember erschien eine Bande von ca. 10 Revolutionären, die von Grauduppen hergekommen war, morgens vor 8 Uhr beim Hause des ehem. Stadthaupts Arnim Adolphi. Als dieser, herausgeklingelt, in der Tür erschien, teilte der

Sprecher des Haufens mit. soeben seien Soldaten eingetroffen. Adolphi erwiderte, das sei ja schön, daß sie endlich gekommen seien. — Darauf ließen sie die Maske fallen und meinten hähnisch. er falle sich nicht zu früh freuen, die Sozialisten hätten sich auf allen Wegen verschanzt, um die Truppen gebührend zu empfangen. Jetzt werde er arretiert werden. Damit begannen sie ihn die Treppe herunterzuzerren, wobei sie ihn mit Flintenkolben stark auf den Rücken schlugen. Adolphi begann nun um Hilfe zu rufen. Seine Frau stürzte herbei, um ihn den Händen seiner Peiniger zu entreißen. Sie wurde zurückgestoßen, er zur Haustür hinausgezerrt und an den gegenüberliegenden Zaun des Stadtgartens gestellt. Darauf versetzten sie ihm 2 Bajonettstiche, in den Rücken und den Unterleib. Er setzte sich zur Wehr und ergriff das Bajonett. Darauf schoß ihm einer der Unmenschen eine Kugel in Hals und Lunge. Nun ließen sie ihn in seinem Blute auf der Straße liegen und zerstreuten sich.

Gleichzeitig, etwa 20 Min. vor 8 Uhr, zog ein andrer Teil zu der Wohnung des Prästaws Busch neben dem deutschen Pastorat und versuchte die Tür einzustoßen. Die untere Füllung der Tür zersprang. Sie feuerten 10—12 Flintenschüsse in der Richtung auf des Prästaws Schlafzimmer ab, durch welche Türen und Holzwände völlig durchlöchert wurden. Der Prästaw und 2 andere Personen, unter ihnen ein Revieraufseher, die zufälligerweise ebenfalls dort schliefen, erwiderten die Schüsse so energisch, daß die Revolutionäre betreten wurden. Auch begannen sich Menschen zu versammeln. In diesem Moment müssen die Leute eine Nachricht bekommen haben, die sie beunruhigte, denn sie zerstreuten sich schleunigst nach allen Richtungen.

Zwanzig Minuten darauf sprengten ca. 250 Dragoner unter der Führung des Rittmeisters A. aus Hasenpoth in voller Karriere durch die große Mühlenstraße in die Stadt. Um die Revolutionäre zu überraschen, hatte der Kreisschefgehülfe Braederich die Eskadron auf Umwegen von Hasenpath nach Galdingen geführt Bei Virginahlon hatte ein Haufe von einigen 100 Mann gelagert, der umgangen wurde. Offenbar war keine Nachricht vom Anmarsch der Truppen nach Galdingen gedrungen, denn das revolutionäre Komitee tagte ahnungslos auf dem Rathause. Auf dem großen Markt angelangt, ließ Herr Braederich augenblicklich absitzen und kommandierte zum Sturm aufs Rathaus. Mit gefälltem Bajonett drangen die Dragoner in die Tür. Die Seitenstraßen waren besetzt. Dach an der Hinterwand des Rathauses fließt der Alexbach hin und schlängelt sich zwischen hohen, dichtgereihten, meist fensterlosen

Häusern hin. In demselben Augenblick, wo die Dragoner ins Rathaus eindrangen, sprangen die überraschten Revolutionäre aus dem Fenster in den seichten Bach und flüchteten, von den Hausmauern geschützt, bis zur nächsten Brücke, wo sie das Weite suchten.

Die Stadt atmete erleichtert auf. Um Mittagszeit versammelten sich die Hausbesitzer. Doch wer beschreibt das Entsetzen der Bevölkerung, als der Kreischefsgehülfe ihnen eröffnete, der Generalgouverneur habe den Befehl ertheilt, um die Rentekasse in Sicherheit zu bringen und spätestens am nächsten Tage die Stadt zu verlassen. Damit war man wehrlos der Rache der Revolutionäre preisgegeben. Eine wilde Panik bemächtigte sich der Bevölkerung, es ertönte der Ruf: „Rette sich, wer kann!“ Jeder suchte sich für den nächsten Tag Fuhrwerk zu sichern, um unter dem Schutz der Dragoner die Stadt zu verlassen. Bald waren alle Equipagen völlig vergriffen. Man versuchte zu verhandeln. Herr Broederich erklärte aber, es sei ihm ganz unmöglich, ohne Gegenbefehl länger als bis zum nächsten Morgen 9 Uhr zu bleiben. Der Versuch, telegraphisch um Abänderung des Befehls zu bitten, scheiterte, da kein Telegraphist bei dieser ungewissen Lage es wagte, ein solches Telegramm zu befördern. Eine Estafette war nicht aufzutreiben. Wer nicht fortkonnte, mußte sich mit dem Gedanken vertraut machen, am nächsten Tage aller Willkür preisgegeben zu sein. Frau Adolphi glückte es für ihren im Sterben liegenden Mann einen Leiterwagen aufzutreiben. Es wurde erzählt, die Revolutionäre seien entschlossen ihn wieder aufzusuchen und ihn auf dem Sterbelager den Rest zu geben.

Die Nacht nahte in unruhiger Erwartung eines Angriffs der in den Wäldern lagernden oder in der Stadt versteckten Banden. Der Kreischefsgehülfe Br. erklärte, wenn ein Schuß aus einem Hause auf seine Dragoner abgefeuert werde, so werde er sich genöthigt sehen, es zum abschreckenden Beispiel in Brand zu stecken. Die Bevölkerung möge also für die Sicherheit seiner Leute Sorge tragen. Abends wurde daher ein freiwilliger Patrouillendienst organisiert, an dem sich alle, Deutsche, Letten und Juden, Studierte, Kaufleute, Handwerker und Arbeiter betheiligten. Einer dieser Patrouillen gelang es auch zwei Spione zu verhaften, die von einem in Wormen lagernden Haufen abgesandt waren, um die Stärke der Garnison zu erkunden und wegen eines Ueberfalls Verabredung zu treffen. Sie hatten die Patrouille für Gesinnungsgenossen gehalten und sich verplappert.

Endlich brach der 11. Dezember an. Um 9 Uhr morgens versammelten sich in langen Reihen die Equipagen

der Flüchtlinge, im ganzen etwa 50. Da kam die Nachricht, daß es jetzt möglich sei zu telegraphieren, in Hasenpoth werden Telegramme entgegengenommen. Nun baten die Zurückbleibenden Herrn Broederich, den Aufbruch um ein paar Stunden zu verzögern. Angesichts der verzweifelten Stimmung erklärte er sich dazu bereit. Nun wurden Telegramme abgeschickt, die in den dringendsten Ausdrücken abgefaßt waren. Wieder trat eine Verzögerung ein: der Telegraphist in Hasenpoth erklärte, die Telegramme nicht in die Stadt befördern zu können, da er allein im Gebäude sei. In atemloser Spannung wartete man. Um 12 Uhr erklärte der Kreischefgehülfe, nicht länger zögern zu können, und brach auf. Es war Sonntag, eine Menge Bauern waren in die Stadt gekommen und begleiteten den Zug mit drohenden Blicken. Unter der Menge war das Gerücht verbreitet worden, die „Deutschen" hätten die Renteikasse gestohlen und die armen Leute würden ihre Sparkasseneinlagen nie wiederbekommen. Jede Lüge fand Glauben.

Zu derselben Zeit, wo die Dragoner auf der Libauschen Straße hinauszogen, kamen durch die Windausche Straße die in die Wälder entflohenen Revolutionäre wieder herein. Der Markt füllte sich mit einer drohenden Menge. Schon äußerten sich einige Stimmen, jetzt müsse man alle Deutschen totschlagen. Eine Bande zog zum Kreischef und verlangte die sofortige Freilassung der verhafteten Spione. Die Forderung wurde erfüllt. Da traf ein Telegramm ein, die Dragoner möchten bis 3 Uhr auf Antwort warten. Sofort wurde ein reitender Bote abgesandt, um sie zurückzuholen. Er holte sie 7 Werst von Goldingen ein. Der Zug machte sofort Kehrt. Ein Teil der Flüchtlinge versuchte in Begleitung von ca. 15 Dragonern die Reise fortzusetzen. Doch schon 3 Werst weiter bemerkte ein Herr, der dem Zuge um einige hundert Schritte vorausritt, im Walde Bewaffnete, die Signale wechselten, sprengte zurück und befahl schleunigste Umkehr. Verfolgt wurden sie nicht weiter.

Als der Vortrab der Dragoner unter Gesang um 2 Uhr in die Stadt einrückte, hatte sich eben vor dem Rathause ein Meeting versammelt und wieder schickten die Revolutionäre sich an, vom Balkon aus Reden an das Volk zu halten. Wieder stoben sie jählings auseinander. Weißbärtige Männer, darunter viele Letten, weinten vor Freude, als sie die Dragoner zurückkehren sahen. Doch zunächst war nur ein kleiner Aufschub gewonnen. Offenbar wagte der Hasenpothsche Rayonchef nicht auf eigenen Kopf zu handeln und hatte bei dem Generalgouverneur anfragen wollen. Endlich um $^1/_2$3 Uhr traf aus Hasenpoth der telegraphische Bescheid ein, die Dragoner

möchten zunächst bis zum 14. in Goldingen bleiben. Nun erst wagte man erleichtert, wenn auch nicht ganz beruhigt, aufzuatmen. Es gingen Gerüchte von neuen Todesurteilen, die das revolutionäre Komitee gefällt habe, und wie sicher war man doch, daß sich die Situation vom 11. Dezember nicht wiederholen werde.

Diese Befürchtungen sollten Recht behalten. Schon die Stimmung des Pöbels war eine völlig andere geworden. Die Behauptung fand Glauben, daß die Dragoner nur aus Furcht vor den den Weg sperrenden Revolutionären umgekehrt seien. So sammelte sich noch am selben Tage abends vor dem Vereinshause eine Menschenmenge, die mit Dreistigkeit vom Rittmeister die Auslieferung des Reverauffehers forderte, der sich während des Ueberfalls auf den Pristaw Busch mit diesem zusammen gegen die Mordgesellen verteidigt hatte und nach seiner Befreiung durch das Militär in begreiflicher Erbitterung gegen ein bekanntes Mitglied des sozialistischen Komitees tätlich geworden war. Erst auf den Ruf: „Dragoner kommen" stob die Menge auseinander.

Inzwischen gingen die Güter in der Umgegend in Flammen auf: am 12. Dezember brannte Iwanden nieder, gleichzeitig versammelten sich die Bauern der ganzen Gegend zur Plünderung Schloß Edwahlens, das am 13. Dezember in Brand gesteckt wurde. — Jede Nacht patrouillierten wieder Freiwillige in der Stadt, fast jede Nacht kam verdächtiges Gesindel herein, das entwaffnet, aber nicht verhaftet wurde, da die Fortdauer einigermaßen gesicherter Zustände mehr als fraglich war. Der Rittmeister A. verhaftete in der Libauschen Straße persönlich zwei Mitglieder des revolutionären Komitees, der blutdürstigste unter den Rednern der Partei ging indeß völlig frei umher.

Inzwischen bot die Stadt alles auf, um ein abermaliges Abrücken des Militärs zu verhindern. Mit Gefahr ihres Lebens begaben sich freiwillige Deputierte nach Libau. Aber alle Vorstellungen an die militärischen Autoritäten blieben wirkungslos. Vergeblich hob man hervor, daß sogar vom rein finanziellen Standpunkt aus es ein Wahnsinn sei, ein paar Tausend Rubel, die noch in der Kasse vorhanden wären, höher einzuschätzen, als Leben und Eigentum von 10,000 Steuerzahlern. Vergeblich wies man darauf hin, daß die Regierung eine ungeheure Verantwortung auf sich lade, wenn sie die schuldlose loyale Bevölkerung nun der Rache des revolutionären Gesindels preisgebe. Der Kommandant von Libau blieb unerbittlich. Generalgouverneur Böckmann habe es einmal so befohlen, auch dürfe er die Dragoner nicht gefährden, ihre

Zahl sei zu gering, Galdingen und Hasenpoth müßten preisgegeben, doch würden sie später wieder erobert werden. Und wieder vergeblich suchte man ihn zu überzeugen, den Dragonern drohe keine Gefahr und die ca 200 Dragoner müßten genugen, die Stadt gegen die Banden vom Lande zu verteidigen. Ziehe man dagegen ab, so werde die Stadt natürlich sich mit Barrikaden bedecken und unter weit größeren Opfern „wiedererobert" werden müssen. Es blieb alles vergeblich. Am 14. Dezember traf das Telegramm ein, das den Abzug der Dragoner auf den folgenden Morgen festsetzte. Wieder begann der Kampf um die Wagen; für ein Fuhrwerk bis Hasenpoth wurden bis 30 Rbl. gezahlt. Die Zurückbleibenden sahen sich wieder der Macht der Revolutionäre preisgegeben, die noch durch die Verhaftung der zwei Komiteeglieder, welche nach Hasenpoth mitgenommen wurden, noch erbitterter geworden waren. Um die Mittagszeit zogen Dragoner und Flüchtlinge ab — mit der geretteten Rentei-kasse, in der noch 4000 Rbl. gewesen sein sollen. —

Gleich am folgenden Tage, 15. Dezember, wurde in der Stadt wieder ein revolutionäres Meeting von ca. 1000 Personen abgehalten, die dann eine große Menge Pferde requirierten und nach Hasenpoth abzogen. (Ueber die dortigen Ereignisse vgl. zum 16./17. Dez unter Hasenpoth.) Nach dem Bericht eines Augenzeugen, „Düna Ztg" 1905 Nr. 276 vom 20. Dez — Die Befürchtungen des Augenzeugen trafen nicht ein. Etwa eine Woche später war Golbingen wieder militärisch besetzt. Vgl. w. u.

Ende November. Riga. Der Ende November in Riga tagende Livländische Landtag sandte am 25. Nov. an Se. Maj. den Kaiser, sowie an den Ministerpräsidenten Grafen Witte Telegramme, in denen um Wiederaufhebung des Kriegszustandes „als einer ungeeigneten und die allgemeine Sicherheit nach mehr gefährdenden Maßregel" gebeten wurde. (Zu einer erfolgreichen Durchführung des Kriegszustandes fehlten damals in der ganzen Provinz wie in Riga selbst die notwendigsten Machtmittel.)

Zugleich beschloß der Landtag, am 24. November, der Staatsregierung in einer besonderen Denkschrift die Lage des Landes darzulegen.

Denkschrift der Livländischen Ritterschaft:

„Die revolutionäre Bewegung, die das Russische Reich dem Zustande voller Anarchie entgegentreibt, hat auch im Liv

ländischen Gouvernement ein Stadium erreicht, das in kurzer Frist zu allgemeinem Bürgerkrieg führen muß. Schon heute befindet sich ein großer Teil der Landbevölkerung in offenem Aufstande, täglich und allerorts werden Menschenleben und Eigentum ungestraft vernichtet, Handel und Wandel sind vollkommen ins Stocken geraten, unermeßliche Werte an Nationalvermögen fallen den Brandstiftungen und der Zerstörungswut der erregten Massen zum Opfer, Recht und Gesetz sind ein toter Buchstabe geworden, und die rohe Gewalt plündernder Banden beherrscht das Land und die schutzlos preisgegebene Bevölkerung.

Es ist viel, aber noch nicht Alles verloren, noch ist es möglich, dem selbstmörderischen Treiben Einhalt zu tun und die unersetzlichen Verluste an sittlichen und wirtschaftlichen Werten hintanzuhalten, — noch ist namentlich der Wohlstand des besitzlichen Bauernstandes ungebrochen, aber in kurzer Zeit wird das Zerstörungswerk auch hierin unaufhaltsam fortschreiten und damit das ganze Land auf Jahrzehnte hinaus ruiniert haben.

Unter solchen Umständen hält die Livländische Ritterschaft es für ihre Pflicht, die Staatsregierung in letzter Stunde noch einmal auf denjenigen Weg aufmerksam zu machen, welcher allein die Gewähr dafür bietet, das im Zustande schwerer und tödlicher Krankheit befindliche Land wieder der Genesung zuzuführen.

Die großen Reformen, die für das ganze Reich versprochen und angebahnt worden sind, enthalten segensreiche Keime und werden auch von der Livländischen Ritterschaft als Grundlage für eine gedeihliche Entwicklung hochgeschätzt. Was die oberste Staatsgewalt in großen und allgemeinen Zügen gewährt hat, bedarf aber eines ruhigen und sorgfältigen Ausbaus von unten auf, wenn nicht das Reformwerk wurzellos bleiben und in der Luft schweben soll.

Da die Livländische Ritterschaft seit vielen Jahrhunderten die Ehre hat, für die Entwicklung der Kultur des Landes arbeiten zu dürfen und hiermit eine eingehende Kenntnis der wirtschaftlichen, sozialen und politischen Verhältnisse der Provinz gewannen hat, so glaubt sie das Recht zu einem maßgebenden Urteil darüber zu besitzen, welches die Lebensbedingungen für diese Kultur, für den sittlichen und materiellen Wohlstand der Provinz sind.

Schon seit mehr als zwei Jahrzehnten hat die Ritterschaft die Unausbleiblichkeit einer immer mehr um sich greifenden Zerrüttung des Landes vorausgesehen und daher der Staatsregierung immer dringendere Vorstellungen gemacht. Hätte man diesen wiederholten Eingaben Gehör geschenkt und dem-

gemäß Einholt geton einer Politik, die das kulturelle und wirtschaftliche Leben in allen seinen Zweigen unterband und dem Lande fremdartige Formen aufzwängte, deren Last für die ganze Bevölkerung unerträglich werden mußte, so wäre der Eintritt von solchen Zuständen der Zersetzung, wie sie heute zutage treten, nicht möglich gewesen. Von der irrtümlichen Voraussetzung ausgehend, daß die auf Erhaltung der Landeseigenart in Konfession, Nationalität und Rechtsleben gerichteten Bestrebungen im Lande den Reichsinteressen feindlich seien, erachtete man es für zweckmäßig, den Einfluß der Ritterschaft, der Kommunalverwaltungen und der lutherischen Geistlichkeit herabzudrücken oder ganz zu beseitigen und alle gegen die historisch entwickelte Kultur und die Autorität der bisherigen Ordnung zutage tretenden Tendenzen zu unterstützen. Während dem nationalen Chauvinismus, der zersetzenden Propaganda und der Entkirchlichung keinerlei Hindernisse in den Weg gelegt wurden, sofern sie ihre Spitze gegen die lutherische Konfession und die deutsche Bevölkerung richteten, wurde gleichzeitig das natürliche und berechtigte Streben des Volkes nach kommunaler Selbstverwaltung und nationaler Volkserziehung niedergehalten. Bis in die Mitte der achtziger Jahre fand die Geschäftsführung der Justiz und Polizei in den Landessprachen statt, desgleichen in den Kommunalverwaltungen, war die Unterrichtssprache der Schulen, namentlich auch der Volksschule, estnisch, gab es eine Universität Dorpat, ein Polytechnikum zu Riga, die westeuropäische Kultur dem Lande und dem Reiche vermittelten. Durch die auf allen diesen Gebieten einsetzenden Umformungen sind dem Lande wie dem Reiche tiefe Schäden zugefügt worden. Die bisher der Ritterschaft obliegende Bewahrung der Justiz und Polizeiämter wurde dieser genommen, aber nicht etwa nunmehr auf einen durch Hinzuziehung der übrigen Bevölkerungselemente erweiterten Wahlkörper, sondern auf die bureaukratischen Zentralorgane übertragen, bei gleichzeitiger Einführung einer ausschließlich russischen Geschäftsführung. — Fand diese Maßregel auch den Beifall derjenigen Elemente, welche der Ritterschaft feindlich gesinnt waren, so mußte sie doch vom Volke, das der russischen Sprache nur zu einem kleinen Teil mächtig ist, schwer empfunden werden. Den Kommunalverwaltungen, die Gemeindeinstitutionen nicht ausgeschlossen, wurde die russische Geschäftssprache aufgezwungen und fast jede Selbständigkeit genommen; Universität und Polytechnikum wurden die bisherige deutsche Lehrsprache genommen, nicht aber um den zutage getretenen Wünschen nach einer Erweiterung durch lettische und estnische Lehrstühle, sondern um einer vollständigen Russifizierung Platz zu machen. Das ganze Mittel- und Volks

schulwesen verfiel dem gleichen Schicksal. Die Verwaltung der Volksschule, bisher Obliegenheit der kirchlichen Kommunen, der geistlichen Institutionen und der Ritterschaft, wurde der staatlichen Bureaukratie zugewiesen. Die bisherige bewährte, aus Vertretern der Landgemeinden, der Ritterschaft und der Geistlichkeit zusammengesetzte Leitung der Volksschule wurde dadurch beiseite geschoben und durch einen Apparat ersetzt, dessen einzige Aufgabe in der Russifizierung bestand.

Welche schweren Schäden alle diese Maßregeln dem Lande zugefügt haben, welche Verluste an Rechtsbewußtsein, Bildung und Gesittung entstanden sind, das tritt jetzt mit erschreckender Deutlichkeit hervor. Es wäre ein Irrtum, wenn man die von Außen ins Land getragene sozialdemokratische Bewegung als innerliche Ursache der Zerrüttung ansehen wollte. Die heute im Volke ausgebrochene Verwirrung aller Begriffe von Religion, Recht, Pflicht ist vielmehr eine natürliche Folge der bereits seit Jahrzehnten wirksamen Verwahrlosung. Auf solchem Boden mußte jede Agitation die Leidenschaften zum Aufflammen bringen, sobald der äußere Druck der Staatsordnung erlahmte.

Die livländische Ritterschaft ist sich dessen wohl bewußt, daß gegen sie von allen Seiten die Anschuldigung erhoben wird, als habe sie an überlebten Prinzipien festgehalten, deren Ausübung das Land schädigten. Daß solche Vorwürfe von böswilligen oder durch Unkenntnis verleiteten Volksagitatoren benutzt werden, kann niemand wunder nehmen. Daß man aber auch bei anderen Personen, wie namentlich bei vielen Staatsbeamten, einem derartigen Vorurteil begegnet, beweist, wie wenig man es der Mühe wert gehalten hat, die tatsächlichen Verhältnisse kennen zu lernen.

Die Vorrechte der Ritterschaft bestehen nur in dem Recht und der Pflicht der Provinzialvertretung gegenüber der Staatsregierung. Bereits im J. 1870 hat die Ritterschaft die Landbevölkerung zur Kommunalverwaltung der Kirchspiele herangezogen, den diesbezüglichen Vorschlägen der Ritterschaft wurde die Bestätigung seitens der Staatsregierung zuteil. 14 Jahre später beschloß die Ritterschaft eine solche Teilnahme auch für die Kreisverwaltung ins Leben zu rufen. Diese Vorschläge der Ritterschaft wurden jedoch einer Prüfung seitens der Regierung nicht gewürdigt. Die Ablehnung der Kenntnisnahme erfolgte aber nicht etwa deshalb, weil man von der Ritterschaft von vornherein unannehmbare konservative Projekte voraussetzte, sondern weil die Absicht einer vollkommenen Bureaukratisierung der Provinzialverwaltung vorlag, eine Maßnahme, die wie oben dargelegt, auf den meisten Gebieten des provinziellen Lebens tatsächlich zur Ausführung gelangte.

Nachdem im verflossenen Jahr die Möglichkeit für die Einbringung von Reformvorschlägen wieder gegeben war, hat die Ritterschaft auf Grund eingehender, meist schon längst vorbereiteter Beordeitung ein Projekt vorgestellt, nach welchem die Provinzialverwaltung aus den Händen des ritterschaftlichen Landtages einem durch den Grundbesitz und die übrigen Steuerzahler repräsentierten Kommunalkörper zu überweisen wäre. — Nennenswerte persönliche Vorrechte besitzt der Adel in Livland bereits seit vierzig Jahren nicht mehr. Die in Livland noch existierenden, von Personen, welche die provinziellen Gesetze nicht kennen, dem Adel und der Ritterschaft zugeschriebenen Privilegien sind Vorrechte der Rittergutsbesitzer, abgesehen von der Standeszugehörigkeit derselben. Aber an der Erhaltung auch dieser Privilegien hat die Ritterschaft als solche kein Interesse, sofern nur ihre Aufhebung ohne Schädigung der Landesproduktivität und ohne Verletzung von Privatverträgen erfolgte.

So sieht es denn die Ritterschaft nicht als ihre Aufgabe an, Standesrechte zu verteidigen, wohl aber hält sie es für ihre Pflicht, die Geltung von Recht und Ordnung im ganzen Lande nach Kräften zu unterstützen. Es unterliegt auch keinem Zweifel, daß der Grundstock der Landbevölkerung sich nur widerwillig und durch Terror gezwungen in den Strudel des wahnwitzigen Treibens fortreißen läßt. Die Nichtachtung und Zerstörung von Eigentum, die Mordanfälle auf diejenigen, welche Recht und Ordnung treu bleiben, die Schändung der Gotteshäuser erregen das Entsetzen der Mehrzahl.

Die Livländische Ritterschaft wird es sich nicht nehmen lassen auch das schwerste Schicksal des Landes zu teilen, sie wird ihrer historischen Kulturaufgabe bis zuletzt treu bleiben.

Um so dringender aber richtet die Ritterschaft noch in letzter Stunde an die Staatsregierung die Bitte, der Bevölkerung des Landes ohne Unterschied der Nationalität Raum für eine gesunde Entwicklung zu gewähren. Der aufständische Teil der Bevölkerung verfährt unbehindert, ja autonom, der staatstreue jedoch leidet nach wie vor unter dem Druck des fremden Beamtentums, der Russifizierung und einer jede Lebensentwicklung hemmenden Bevormundung. Unter den Forderungen der revolutionären Elemente gibt es eine nicht geringe Anzahl durchaus gerechtfertigter Wünsche, deren Nichtbefriedigung auch von den loyalsten Landeseinwohnern seit Jahrzehnten schwer getragen wird.

Es kann niemand Wunder nehmen, wenn eine Bevölkerung nicht in vollkommene Verwirrung geraten sollte, wo sie sieht, daß nicht nur das Schlechte, sondern auch das Gute nur von

den Revolutionären kommt. Besetzung der Polizei und Justizämter mit Landeseingesessenen, die der Landessprachen kundig sind, Aufhebung des Sprachenzwanges in Polizei, Justiz und Verwaltung, Einführung der Muttersprache als Unterrichtssprache in den Schulen, namentlich auch in den Volksschulen, Aufhebung der bureaukratischen Bevormundung der Kommunalverwaltungen, — alles dieses sind nicht nur berechtigte Wünsche, sondern geradezu Lebensbedingungen der Kultur.

Würde die Staatsregierung diese Lebensbedingungen herstellen, so würde der wohlgesinnte Teil der Landesbevölkerung wieder Kraft gewinnen, um der Anarchie einen Widerstand entgegenzusetzen. Ein solches Verhalten der Regierung könnte aber in dem gegenwärtigen Stadium, wo die Zersetzung des sozialen Gewissens mit jedem Tage weiter um sich greift, nur dann Erfolg haben, wenn es ungesäumt zur Tat würde, denn die Staatsautorität ist bereits so weit verloren gegangen, daß die Bevölkerung von ihr nicht nur nichts fürchtet, sondern auch nichts mehr erhofft. Wenn die Hoffnung der Bevölkerung sich von der Revolution abwenden und wieder der Regierung zuwenden soll, so müssen die Lebensbedingungen der Landeswohlfahrt eine sofortige Verwirklichung erfahren.

So groß das Interesse der baltischen Bevölkerung auch für die politische Verfassung des Reiches ist, so tritt dasselbe doch zurück gegenüber der Notwendigkeit einer sofortigen Abstellung der schreienden Notstände im Lande.

Ein durchaus konkretes und brennendes Interesse haben hier alle Fragen der provinziellen und kommunalen Verwaltung, des gesamten Schulwesens, der Justiz und Polizeiorganisation, der Verteilung der provinziellen und kommunalen Steuern, der Gemeindeverfassung u. a., alles Fragen, deren Regelung von der Reichsverfassung unabhängig ist und durch eingehendste Bearbeitung schon lange vorbereitet ist. Wenn die provinzielle Spitze der Staatsgewalt mit der Kompetenz ausgestattet würde, hierin das Notwendige sofort wahrzunehmen, so würde damit der einzige Weg beschritten werden, der zu einer Gesundung der provinziellen Verhältnisse führen kann. Es kommt dabei nicht darauf an, ob die in dieser Weise getroffenen Einrichtungen formell als unabänderlich bleibende oder als zeitweilige Verordnungen anzusehen sind, sondern vielmehr darauf, daß sie unverzüglich in Wirksamkeit treten und dem tatsächlichen lokalen Bedürfnis entsprechen.

Um in dieser Beziehung das Erforderliche wahrzunehmen, ist eine gemeinsame Wirksamkeit der provinziellen Regierungsgewalt mit den Vertretern der Bevölkerung notwendig. Daher wäre ein Provinzialrat zu errichten, der seine zur Rege-

lung der provinziellen Bedürfnisse gefaßten Beschlüsse dem Vertreter der Staatsautorität zur Bestätigung vorzustellen hätte.

Da es der Dringlichkeit wegen nicht möglich ist, besondere Wahlkörper für diesen Provinzialrat zu schaffen, so hätten die bisherigen Kommunalinstitutionen, d. h. die Versammlungen der Rittergutsbesitzer, die städtischen Kommunen und die Landgemeinden die Wahlen zu vollziehen.

Die näheren Bestimmungen hierüber müßten der Entscheidung der obersten provinziellen Regierungsinstanz überlassen werden, da andernfalls die Gefahr vorliegt, daß auch die besten Intentionen durch Verzögerung illusorisch werden.

Auf solchem Wege könnten alle Elemente, denen die Landeswohlfahrt am Herzen liegt, zu fruchtbringender Tätigkeit vereinigt werden.

Durch den soeben von der Staatsregierung beschlossenen Kriegszustand kann eine Heilung der inneren Schäden des Landes nicht erwartet werden.

Die Ritterschaft glaubt daher, daß von dieser Maßregel Abstand genommen werden müßte.

Die livländische Ritterschaft kann sehr wohl die schwierige Lage der Regierung verstehen. Um so dringender aber bittet sie um schleunige Ergreifung der eben gekennzeichneten Maßregeln, deren Anwendung auch ohne physische Machtmittel möglich ist und einer freilich langsamen, aber doch sicheren Genesung Raum geben würde.

Im Streben nach der Erhaltung und Entwicklung der kulturellen Eigenschaften, fühlt die Ritterschaft sich einig mit allen Bewohnern des Landes, denen an Achtung vor Religion und Recht, an Bildung und Gesittung gelegen ist.

Wenn jedoch die Staatsregierung die aufbauende Arbeit dieser Elemente unterbunden haben wollte, so würde sie den Untergang eines Landes fördern, das stets ein wertvolles Glied des großen Reiches gewesen ist."

Nov./Dez. **Die Revolution im Rujenschen.**

Ihre Erlebnisse während der Revolutionstage erzählt in anschaulicher Weise die Gattin des Verwalters von Rauksch (Krp. Süd Rujen) in der „Nordlivl. Ztg." (1906 Nr. 48—51). Die Chronik entnimmt daraus folgende Schilderungen:

Ende Oktober sahen sich die Gutsbesitzer der Umgegend genötigt, sich auf dem Gute Hänsetshof zu konzentrieren. Die Meetings fanden immer häufiger statt und die Aufregung stieg. Aus nächster Nähe, berichtet die Erzählerin, haben wir alle Vorgänge beobachten können, denn sowohl der Krug als auch das Gemeindehaus sind nur wenige Minuten vom Hof entfernt.

Der Gemeindeälteste wurde abgesetzt, eine neue Gemeindeverwaltung eingesetzt und mit fieberhafter Eile sollte die neue Ordnung der Dinge in Gang gebracht werden. Der Gemeindeschreiber Baltin und sein 19jähriger Bruder, tüchtige Schwaneburgische Kräfte, waren die hervorragendsten Vertreter der illegalen Verwaltung. In den Flecken Ruhen durften wir uns auch nicht mehr mogen, wollte man nicht Gefahr laufen, angehalten zu werden; beschimpft wurde man gewiß. Allenthalben hörte man revolutionäre Lieder singen; kleine Kinder, die vielleicht das Vaterunser nicht kannten, sangen es gewiß in entstellter Form, Kirche und Pastoren wurden in greulichen Bildern karikiert, die Herrschaften keines Grusses mehr gewürdigt. Eines Abends hatten sich verschiedene Korden, Stallungen 2c. in ihrem Speisezimmer am anderen Ende unseres Hauses versammelt und stimmten aus vollen Kehlen ein revolutionäres Lied an. Als mein Mann davon erfuhr, erhielten die Sänger den strengsten Verweis, haben es auch nachher nicht mehr gewagt, im Hause solche Lieder anzustimmen. Dann wurden die Krüge, Monopolbuden und die im vollsten Betriebe befindliche Brauerei vom Exekutivkomitee geschlossen.

Der Bahnstreik war inzwischen beendet, furchtbare Gerüchte aus der Welt gelangten zu uns. Den Meetings vom 13. und 20. Nov. nach zu urteilen schien ein Ueberfall auf Hänselshof auch nicht ausgeschlossen. Hier wurde daher erwogen, die Damen und Kinder ins Ausland zu schicken, wenige Tage darauf wurde es zur zwingenden Notwendigkeit. Am 22 Nov. brachte H. v. Grote-Carolen, der seinen kleinen Sohn aus Herrnshof abholen wollte, beunruhigende Nachrichten. Am nächsten Morgen rüstete man nun im Konzentrationslager von Hänselshof zur Abreise. Ich eilte sofort dahin, um mein Kind nach Hause zu holen. Daß es hier nicht ganz sicher war, stand fest, ebenso aber waren wir uns sofort darüber einig, daß mein Mann das ihm anvertraute Gut nur im Augenblick der höchsten Gefahr verlassen könnte. Mit den Hasseleuten standen wir uns so gut, daß wir persönlich von ihnen nichts zu fürchten hatten; ebenso wenig aber hatten wir in der Not von ihnen etwas zu erhoffen. Auch glaube ich nicht, daß wir sonst persönliche Feinde haben, denn während der ganzen Zeit sind wir oft spät in der Nacht, meist reitend, nach Hause gekommen.

Um 10 Uhr morgens des 24. November passierten die Flüchtlinge aus Hänselshof Rauschen auf dem Wege zur Haltestelle, wo sie wenigstens hoffen konnten, unbehelligt abzureisen. Nach kurzem Abschied setzte sich der Zug in Bewegung, begleitet von dem ominösen Abschiedsgeschrei einer von Baltin jun. an-

geführten Bande. Solange der Zug in Sicht war, brüllten sie „Hurra!“ Nieder mit den Baronen!“ „Fahrt ins Vaterland!“ — Nur zwei Gutsbesitzer waren mit drei jungen Herren vom Selbstschutz in Hänselshof zurückgeblieben. In der Furcht, die Horden könnten einen Ueberfall wagen, beschlossen wir, bis zu ihrer Rückkehr für 2—3 Nächte nach Hänselshof zu gehen. Die Gefahr war um so größer, als alle guten Gewehre und eine Menge Munition dort geblieben war.

Am folgenden Tage, 25. Nov. in aller Frühe, ritten wir wieder zurück nach Rauksichen. Nach einigen Stunden — es mochte gegen 1 Uhr sein — wurde ich ans Telephon gerufen, das bis dahin noch glücklicherweise in Ordnung war. Unser Hausgenosse, der in Hönselshof verblieben war, telephonierte: „Schloß Salisburg von einer großen Bande belagert, und da, wie man hört, die Absicht vorliegt, unsere Gegend auch aufzusuchen, so schlüge Baron Krüdener-Ohlershof vor, zu fliehen. Es ist keine Zeit zu verlieren; kommen Sie mit, wir erwarten Sie; wir wollen zur Nacht hinüber nach Abbia, dort ist es noch ruhig.“ — Ein kurzer, schwerer Kampf, mein Mann steckte die Gutskasse zu sich, ich einige unsrer persönlichen Wertsachen, die Pferde wurden wieder gesattelt, die Sattelkissen mit Verbandzeug gepackt, ein Wagen mit 3 Pferden für die Kleine bespannt — und eben sollte es fortgehen, als sich im Hause ein gräßlicher Tumult erhob. Es hieß: „Die schwarze Sotnja kommt!“ Die Hausleute verlangten ihr Gehalt, rannten nach Pferden und wollten mit Sack und Pack abziehen.

Unterdessen wurde aus Hänselshof zur Eile gemahnt. So gut es ging beruhigten wir die Leute und wollten eben auf unsre Pferde steigen, als wir zu unserm Schreck bemerkten, daß unser Weg versperrt war. Beim Gemeindemagazin, mitten im Hof belegen, war Versammlungstag, und gerade dieses Mal so vollzählig wie nie. Schon hörten wir wieder wüstes Gebrüll — also keine Zeit verlieren! Durch den Park, dann querfeldein ging es fort. Es war ein toller Ritt mit den Revolvern in der Hand, denn in einem Gehölz am Wege fielen einige Schüsse. Mein Mann hatte außerdem noch ein Pferd für unseren Eleven am Zügel und die Equipage für die Kleine mußte auf der Landstraße einen weiten Umweg machen. — Im übrigen gelangten wir unbehindert nach Hänselshof und kamen überein, bei eindrechender Dunkelheit zu fliehen. Aus Salisburg kamen die widersprechendsten, beunruhigendsten Nachrichten. Jetzt erst haben wir erfahren, daß die Lage noch viel ernster war, als sie uns damals erschien. Die Sozialisten hatten sich auf der Durchklingelstation Osthof des Telephons bemächtigt,

Herrn v. Mensenkampfs Diener eingesperrt und bemühten sich uns irrezuführen.

Ein wehmütiges Bild, wie wir alle, auf unsere Pferde wartend, im Vorzimmer saßen, müde, abgehetzt, nicht wissend, was schon die nächste Minute bringen werde, hatten wir uns auf dem kleinen Teil unserer Habe niedergelassen, von der wir auch auf der Flucht nicht lassen wollten. Endlich kamen die Pferde und in den zweispännigen Troß wurden die Sachen geladen. In letzter Stunde hatten wir beschlossen, nicht nach Adbia zu gehen: der weite Weg in der Dunkelheit wäre vielleicht gewagt gewesen. Dort konnten wir aber auf keinen Fall bleiben und so entschieden wir uns, bis zum nächsten Morgen in Königshof zu bleiben. Mein Mann ließ sich nicht davon abbringen, den Umweg über Raukschen zu machen, um dort nachzusehen. Fast waren wir schon zum Hause hinaus, da telephonierte der Schmied aus Raukschen im Namen aller Leute und bat, wir sollten zurückkehren. Nun war mein Mann in seinem Vorhaben noch mehr bestärkt. Ohne ein Wort zu reden, legten wir drei den Weg zurück. Mein Mann begab sich zur Küchentür unsres Hauses, in der Hoffnung, vielleicht einen Stallburschen zu finden, der uns die Pferde abnehme und frische satte. Ich ritt langsam zur Haustür weiter, gefolgt von unsrem Hausgenossen. Da bemerke ich in der Dunkelheit, wie sich eine Gestalt von der Hausmauer löst und im Kontor verschwindet. Als ich hinzureite, steht eine ganze große Bande, nicht gerade in bescheidener Haltung, vor mir. Auf meine Frage, was sie alle hier zu suchen hätten, antworteten sie nur mit einem drohenden „Nun". Da die Leute nur angetrunken, aber nicht bewaffnet waren, ließen wir uns weiter nicht einschüchtern, sondern forderten sie auf, unsre Pferde in Empfang zu nehmen. Ohne Widerstand leisteten sie Folge. Unterdessen kam auch mein Mann heran, der keinen Menschen gefunden hatte, und kaum hatten sie ihn erblickt, als der Sturm losbrach und sie ihn mit Vorwürfen überschütteten. Aus dem wüsten Geschrei war nur soviel zu entnehmen, daß die Leute ihre Forderungen stellen wollten. Die Bande war nicht fortzukriegen, aber zu Unterhandlungen auch nicht zurechnungsfähig, mein Mann ließ daher den Anführer Baltin ersuchen, sich ins Gutskontor zu bemühen, um im Namen der Leute ihre Wünsche vorzubringen. Baltin ließ antworten, er sei nur im Gemeindehause zu sprechen, und sofort war die Losung ausgegeben: „Auf, ins Gemeindehaus!" Mein Mann wollte die Unterhandlungen bis zum nächsten Tage verschieben; davon aber wollten die Leute nichts wissen, und seine entschiedene Weigerung, um 11 Uhr nachts noch ins Gemeindehaus zu

gehen, rief einen furchtbaren Tumult heraor. Daß ich mich ins Mittel legte, half auch nichts — ich wurde mit Bitten bestürmt und mit der Versicherung, meinem Manne werde kein Leids geschehen, beruhigt. Meine direkte Einwilligung gab ich nicht und mochte die Leute nur darauf aufmerksam, daß wenn sie ihn totschlagen, die Rache sie früher oder später erreichen würde. Sofort nahmen ihn die Kerle in ihre Mitte und mit Lärm und Geschrei zogen sie ab. Zur Ehre einiger Knechte sei es gesagt, daß sie sich an meines Mannes Seite begaben, denn der Ruf: „Schlagt ihn nieder!“ drang doch zu meinen Ohren.

In unsrer Abwesenheit hatte Baltin jun. in unsrer Wohnung geschaltet, er ordnete an, die Wohnung auszuräumen, weil am nächsten Tage dort ein Meeting stattfinden sollte. Baltin jun. war auch beim Magazin gewesen und hatte der Bande den Vorschlag gemacht, uns nachzusetzen und in den nahen Fluß zu werfen. Wir hatten aber gute Pferde — sie hätten uns kaum eingeholt.

Als mein Mann sich von dem Gange ins Gemeindehaus von mir verabschiedete, flüsterte er mir zu: „Wacht, daß Ihr fortkammt!“ Obwohl es bei uns ganz fest stand: Alle, aber keiner! begannen wir doch nach unsren Pferden zu sehen. Die Ställe waren verschlossen, kein Mensch auf dem Hofe zu sehen; alles war im Gemeindehause. Die treuherzige Wirtin versprach uns den Schlüssel vom Stallknecht zu holen, kam aber mit dem Bescheid zurück, wir wurden von ausgestellten Wachen genau beobachtet, die Stallknecht hätte vom Exekutivkomitee strenge Weisung, meines Mannes Pferde unter keiner Bedingung zu satteln, mein Mann dürfe Rauchen nicht verlassen, während es mir und dem Eleven freigestellt sei, zu gehen oder zu bleiben. — Wieder fand sich ein Retter in der Not da, wo wir ihn nicht vermuteten. Ein junger Rekrut, der sich trotz aller Bemühungen nicht zur festgesetzten Zeit zum Militärdienst stellen durfte, sattelte unsre Pferde, half sie uns im Gebusch zu verstecken und hielt auch ein Pferd für meinen Mann in einem andern Versteck in Bereitschaft. Im Hause schien es uns nicht sicher — Gerüchte von Brandstiftungen waren mir zu Ohren gekommen. Stundenlang irrten wir in kalter, regnerischer Nacht unter den Bäumen umher, bis die Bande meinen Mann wieder nach Hause geleitete. Es schien, als ob die Kerle sich selbst etwas darauf zugute taten, daß sie meinem Manne nichts angetan hatten. An diesem Abend hatten sie keine Forderungen gestellt. Zuerst hatten sie meinem Manne vorgehalten, daß er das Gut nicht hätte verlassen dürfen, er als Verwalter hätte an einen solchen Schritt nie denken sollen

Nachher hatten sie die Fehler aufgezählt, die er bisher in der Verwaltung gemacht hätte, und das, was sie in Bezug auf ihre Behandlung in Zukunft für sehr wünschenswert hielten. Schließlich wurde ihm mitgeteilt, er hätte am nächsten Tage um 10 Uhr zum Meeting im Gemeindehause zu erscheinen. Auf der Tagesordnung standen: Abstimmung über den Verwalter, ob er bleiben soll oder nicht, und Ueberreichung der Forderungen.

Nach wenigen Stunden der Ruhe sollte also der aufregende Spektakel von neuem losgehen. Von Personen, die die Meetings in Nuxen besucht hatten, hörten wir, daß dort bestimmt wurde, verlassen die Besitzer ihre Güter, so sollen sie Verwalter mit Vollmachten zurücklassen, die Güter, die ohne Verwalter bleiben oder wo der Verwalter keine Vollmacht hat, sollten gleich unter die Burger der neuen Republik geteilt werden. Um die kritische Situation nicht noch zu verschärfen, hielt mein Mann es für das Beste, mit unserem Hausgenossen der Aufforderung Folge zu leisten.

Also wieder mit einer ernsten Rüge über den Fluchtversuch begann die Versammlung, dann wurde zur Abstimmung geschritten. Mein Mann erzählt, es wäre was Beispielloses an wüstem Durcheinander, Für und Wider gewesen. Endlich hatte sich die Bande geeinigt: mein Mann sollte Verwalter bleiben, der Eleve sein Gehilfe sein, beide wurden auf Stühle gesetzt und unter Hurra aufgehoben. Die Kehlen waren ihnen wohl trocken geworden vom vielen Geschrei, und für ihre Heldentaten wollten sie nun Bier haben. Den ablehnenden Bescheid meines Mannes nahmen sie ganz still auf. Er berief sich darauf, daß sie selbst die Brauerei geschlossen hätten, sich in der Urkunde darauf berufend, wie furchtbar schädlich der Trunk sei. — Dann wurden die Forderungen der Hofs- und Landknechte überreicht, über deren Empfang quittiert werden mußte. Mit dem Plane meines Mannes, behufs näherer Besprechung zu Herrn v. Grote nach Riga zu fahren, waren die Leute sehr einverstanden, als ihnen jedoch erklärt wurde, daß ein unbedingter Erfolg dieser Reise nicht vorherzusehen wäre, erhob sich wieder ein Tumult. Mein Mann machte die Versammlung auch darauf aufmerksam, daß eine Lösung des Verhältnisses zwischen ihm und Herrn v. Grote, so gut von der einen wie von der andern Seite, möglich wäre. Auch für diesen Fall hatte die Versammlung eine Antwort bereit: Herr v. Grote kann zehn Verwalter oder Bevollmächtigte herschicken, wir brauchen sie nicht und werden uns ihrer zu entledigen wissen; wir haben Sie gewählt, kündigt Ihnen Herr v. Grote — wir führen Sie ins Herrenhaus über, von dort aus werden

Sie verwalten und der von uns soeben erwählte Gehilfe wird in Ihrer bisherigen Wohnung leben.

Die angenehme Situation versprach also täglich noch angenehmer zu werden! Nach Rujen wagten wir uns schon nicht mehr hin, Baltin jun. war immer im Hof zu sehen, oder kam gar ins Kontor, um seine Anordnungen zu treffen. Unterdessen vergingen mehrere Tage, irgendwelche Nachricht konnte nicht zu uns gelangen.

Am 1. Dezember wollte mein Mann mit der Schmalspurbahn nach Pernau und von dort nach Riga zu Schiff — da erhielten wir im letzten Augenblick die Nachricht, daß auch die Verbindung zwischen Walk und Riga hergestellt sei, und so wählte mein Mann diesen Weg.

Unterdessen brannte es in Südlivland lichterloh, denn durch die Winternacht dahineilenden Eisenbahnzuge, den mein Mann benutzte, leuchtete schauerlich die Brandfackel. — Am 2. Dezember abends, als der Elève gerade nach Hänselshof gefahren war, um die Herren zu sprechen, die endlich zurückgekehrt waren, traf inkognito Herrn v. Grotes Diener ein. Lemburg war abgebrannt mit sämtlichen Schätzen an Silber und Wäsche, ein kleiner Teil, der sich hier befand, sollte verpackt und nach Riga geschafft werden. In Abwesenheit meines Mannes öffnete ich den Brief Herrn v. Grotes, weil sich in diesem auch der Schlüssel zum Schreibtisch befand, in dem die Schlüssel zum Gewölbe aufbewahrt wurden. Außerdem schrieb Herr v. Grote noch: Wollen Sie Ihr Kind in Sicherheit bringen, dann schnell; schicken Sie es hierher, es wird wieder ein Generalstreik erwartet. Ein Schwanken war kaum möglich. Der Diener und die Bonne gelobten mir, die Kleine sicher nach Riga zu meiner Mutter zu bringen, denn ich selbst halte es für moralische Pflicht der Frauen, bis zum letzten Augenblick das Schicksal der Männer zu teilen.

Als am nächsten Tage, 3. Dezember früh die Pferde angespannt werden sollten, um die Sachen zur Station zu bringen, sollte sich unsere Befürchtung nur zu sehr bewahrheiten, anstatt die Pferde anzuspannen, erschienen die Stall- und Gartenjungen in der Küche und erklärten: Mit unserem Blute haben wir gelobt, für die Sicherheit Raukschens einzustehen, es gegen die Hooligans zu verteidigen, der Diener kann im Dienste der „schwarzen Sotnja" stehen, unter keiner Bedingung gestatten wir es, die Sachen fortzubringen; nachher wird man den Hofleuten zur Last legen, ihren Brotherrn bestohlen, sein Haus geplündert zu haben. Nun begannen heftige Verhandlungen. Da wir für Feuer oder einen bewaffneten Ueberfall nicht einstehen konnten, wollten wir die Sachen um jeden Preis fort-

schaffen. Wir schlugen den Leuten vor, den Transport unter Begleitung des Eleven, des von ihnen erwählten Gehilfen, gehen zu lassen, er könnte ihnen ja eine Bescheinigung vom Landrat mitbringen, aber sie sollten einen uns auch als zuverlässig bekannten Menschen aus ihrer Mitte, auf Kosten Herrn v. Grotes natürlich, wählen, der den Transport begleiten konnte. Aber kein Vorschlag fand Anklang; nur Baltin könnte endgültig entscheiden. Dann holt ihn also in Gottes Namen, entschieden wir. Als wir ins Zimmer traten, sahen wir aber die Gebrüder Baltin schon auf dem Hofe stehen, die Wirtin, die wir schon lange für unzweifelhaft rot hielten, hatte sie geholt. Nach weitläufigen Reden wurde endlich das Abschicken der Sachen gestattet, obgleich es für diesen Tag zu spät geworden und der Zug bereits abgegangen war, das Herrenhaus aber sollte durchaus auf Waffen untersucht werden. Zum Belege für ihr ehrenwertes Handeln hatten die Biederleute uns den Brief Herrn v. Grotes, in dem er schreibt, daß sein Diener die Sachen abholen soll, abgenommen; er sollte dem „Komitee" übergeben werden.

Nun ging es an die Haussuchung, voran die Wirtin und der Eleve mit den Schlüsseln, was ohne Schlüssel war, sollte aufgebrochen werden. Die Ausbeute war gering, ich glaube sie fanden nur eine alte Pistole und etwas Munition; jedoch den Schlüssel zu Herrn v. Grotes Privatschreibtisch nahmen sie unserem Hausgenossen ab und übergaben ihn der Wirtin. Dieses Verfahren motivierten sie damit, daß sie eben keine Zeit hätten, die Haussuchung müßte wiederholt werden, und zwar recht gründlich und alle Schlüssel zur Stelle sein.

Am 4. Dezember früh um 7 Uhr kam mein Mann ganz verstört aus Riga. Alle Herren aus Hänselshof, die eben dorthin zurückgekehrt waren und noch einige Familien, die sich ihnen angeschlossen hatten, traf mein Mann auf der Flucht nach Riga in Walk. Beunruhigende Nachrichten hatten sie zu diesem Schritt veranlaßt. Weit und breit waren also die Güter verödet — wir hatten das angenehme Gefühl, ganz auf uns allein angewiesen zu sein! Gegen 10 Uhr vollzog sich dann ganz unbehindert das Verladen der Sachen und die Abreise der Kleinen. Der kleine Bahnhof war aber steckend voll von Menschen — wir merkten wohl, daß wir beobachtet wurden, und als wir das Wartezimmer betraten und grüßten, erwiderte niemand unseren Gruß. Das Kind fort, die Nachbarn fort, selbst beobachtet auf Schritt und Tritt — es war wirklich grauenvoll!

Zunächst teilte also Baltin meinem Manne mit, daß wir eine Haussuchung auch bei uns nächtlicherweile zu erwarten

hätten. Nach wortreicher Auseinandersetzung erklärte er sich schließlich bereit, die Waffen am Tage abholen zu lassen, da er ja ganz genau wisse, wieviel Gewehre bei uns vorhanden wären. Auf dem weiter entfernten Gut Idwen sind die Banditen doch mehrere Mal, 2—3mal täglich, bis 75 Mann mit ihren roten Fahnen erschienen und haben immer wieder Gewehre gesucht.

Immer noch dauerte der Post- und Telegraphenstreik fort; keine Nachricht gelangte zu uns, wie unsere Kleine in Riga angekommen war. Der Generalstreik hatte am 6. Dezember noch nicht begonnen, von vielen wurde er überhaupt in Abrede gestellt; so wagte ich denn in Begleitung unseres Hausgenossen, der auch seine Eltern besuchen wollte, die Reise, um nach der Kleinen zu sehen. — Um keine Zeit zu verlieren, benutzten wir den Nachtzug, der leider keinen direkten Anschluß an den Rigaschen Zug hat. Bis Walk kamen wir ganz ungefährdet und begaben uns in den Wartesaal I. Klasse, um dort die Stunden bis zum Rigaschen Zuge zu verbringen. Bis auf einen Kosaken- und einen Dragoneroffizier, die an einem kleinen Tischchen speisten, war auf dem Bahnhof kein Militär zu sehen. Wir mochten ungefähr 10 Minuten gesessen haben, als es nebenan im Wartesaal III. Klasse anfing laut herzugehen und schon nach wenigen Augenblicken drang eine wüste, angetrunkene Bande in den Saal. Erst bedrängten sie einen Förster, ich glaube aus der Wolmarschen Gegend, ob sie ihn auf Waffen untersuchten oder es nur beabsichtigten, das kann ich nicht genau wissen; jedenfalls unter lautem Schreien. „Nieder mit den Baronen, nieder mit dem Zaren, überhaupt nieder mit Allem!“ — ihre bekannten Lieder singend, wandte die Bande schließlich ihre Aufmerksamkeit dem Buffett zu. Sehr empört, daß Bier in Flaschen nicht verabfolgt wurde, gaben sich die Schreier auch mit Bier in Gläsern zufrieden. „Können Barone Bier in Gläsern bezahlen, können wir es erst recht“, hieß es. Uns ließen die Kerle noch unangetastet, wir bemerkten aber, daß sie uns genau beobachteten. Lärmend, schreiend, trinkend, immer ihre Lieder singend, verbrachte die Bande, ungefähr 25 Mann stark, gegen $2^1/_2$ Stunden im Saal, unsren Nerven das äußerste zumutend. Der einzige Gendarm war natürlich machtlos.

Den Offizieren mochte die Situation auch gefährlich erscheinen, sie erhoben sich, wohl um Kosaken zu holen, während sie den Saal durchschritten, umringte sie die Bande und schrie: „Reißt ihnen die Säbel und blanken Knöpfe ab!“ Zu tun aber wagten sie es nicht. Nach einer Viertelstunde mußte unser Zug abgehen, doch wagten wir es nicht, auch nur den Versuch

zu machen, den Saal zu verlassen; zu unserem Glück verspürten die Helden des Tages wieder Durst, während sie am Buffett tätig waren, verständigten wir uns durch Blicke mit dem Gendarmen, und von ihm geleitet gelangten wir in den Zug, in ein kleines Coupe, dessen Tür wir schlossen, um uns etwas von der Aufregung zu erholen.

Noch hatten wir uns nicht gesetzt, da erscholl wieder Geschrei und Getrampel im Waggon. Von weitem schon hörten wir die Drohung „Oeffnet die Türen, wer es nicht tut, wird gleich erschlagen!" Wir gehorchten, und im selben Moment stand die Horde vor uns. Nie werde ich den furchtbaren Anblick vergessen! Alle bösen Leidenschaften standen in diesen vom Trunk erst recht entstellten Gesichtern, mit Schweiß bedeckt, die Mützen im Nacken, das wirre Haar in der Stirn, stürzten sie sich wie die Hyänen auf uns. Mich berührten sie nicht, auch meinen Begleiter nicht, aber mit erhobenen Fäusten standen sie vor uns: „Sie sind Robert Böttcher, Verwalter von Alawig, wir suchen Sie, geben Sie Ihre Waffen heraus" (vgl. S. 204). Wir hatten aber keine Waffen bei uns, außer zwei kleinen Revolvern, die wir schnell unter die Bank gesteckt hatten, und meine Bereitwilligkeit, unseren kleinen Handkoffer zu öffnen, mag sie ebenso verblüfft haben wie meines Begleiters Anerbieten, ihnen seinen Paß zu zeigen. Nach genauer Prüfung desselben gaben sie uns den Paß zurück, baten wegen der Störung um Entschuldigung, schrieben sich die Coupé-Nummer an und gelobten, uns weiter nicht zu belästigen. Noch lange hörten wir im Zuge das Lärmen, bis es plötzlich verstummte. Kosaken waren gekommen, hatten den Wartesaal gesäubert und den Haufen auf dem Perron zerstreut.

Mit 3 Stunden Verspätung kamen wir in Riga an und erfuhren, daß der Zug noch zum Entgleisen gebracht werden sollte, da er einen Transport von einigen Millionen Rubeln nach Riga bringe.

Als wir am 8. Dezember abends Riga verlassen wollten, ging das Gerücht, Wenden sei in den Händen der Revolutionäre, eine Reise durch die Nacht sei gefährlich, am nächsten Morgen aber wollten wir es wagen. Von verschiedenen Seiten wurde mir geraten, um ganz sicher zu gehen, mir einen „roten Paß" zu verschaffen. Nach Hause zurück wollte ich auf jeden Fall, daher begab ich mich in aller Frühe des nächsten Tages ins berühmte Ministerium in der Romanow-Straße, um womöglich solch einen Paß zu erlangen. Die Komiteemitglieder waren noch nicht erschienen, daher verhandelte ich mit einigen Unterbeamten. — Bei dem unzweifelhaft ausgezeichnet eingerichteten Nachrichtendienst der Sozialisten darf es nicht Wunder

nehmen, daß sie vom Herannahen einer größeren Militärmacht unterrichtet waren. Ich bekam den Bescheid, die Rückreise sei auf jeden Fall ungefährlich, fände aber das Militär einen „roten Paß", so könnte man eher Unannehmlichkeiten ausgesetzt sein. — Ohne Zwischenfall gelangten wir nach Roukschen, wo inzwischen meinem Manne die Gewehre abgenommen worden waren. Am hellen lichten Tage war der Gemeindeschreiber Baltin mit seinem Gehülfen gekommen und hatte meinem Mann sehr höflich um die Uebergabe der Flinten ersucht; mein Mann weigerte sich, ihnen die Gewehre zu überreichen, worauf sie sie eigenhändig von der Wand nahmen, im Namen des Föderativkomitees quittierten und tief befriedigt wieder gingen.

In Rujen war das erste Blut geflossen. die Revolutionäre hatten einen Zug mit Rekruten angehalten, beim Kugelwechsel mit den wenigen im Zuge befindlichen Soldaten war der Sohn eines Raukschen'schen Landknechts Grosin schwer verwundet worden. Ein regelmäßiger Patrouillendienst war eingerichtet und ohne Sträuben mußten die Güter nach Anordnung des Komitees Menschen und Pferde stellen. Reitende bewaffnete Patrouillen jagten geschäftig durchs Gut, Wachtposten zu Fuß schienen aufs eifrigste bemüht, für die allgemeine Sicherheit zu sorgen. Uns erschien diese Sicherheit aber sehr wenig zuverlässig, und von dem Standpunkt ausgehend, daß das Krankenpersonal unter dem Schutz aller Parteien stehen muß, hatte unser Kirchspielsarzt mich beim Komitee als Krankenpflegerin für Raukschen angemeldet. Mit der Binde vom roten Kreuz um den Arm konnte ich wenigstens unbehindert nach den damals recht zahlreichen Kranken sehen.

Als ich, um in dieser Angelegenheit noch mit dem Arzt Rücksprache zu nehmen, am 13. nach Rujen gefahren war, fand ich das ganze Städtchen in großer Bewegung. Bewaffnete zu Pferde und zu Fuß strömten durch die Straßen; sie warteten auf einen Extrazug aus Pernau — es war beschlossen, einen Piratenzug nach Schloß Tignitz zu unternehmen. Unsern Arzt traf ich ganz unzugänglich, in degreißlicher Aufregung; bewaffnete Abgesandte des Komitees hatten ihn gezwungen, den Piratenzug mit einem wohleingerichteten Feldlazarett zu begleiten. (Vgl. u. 13. Dez.)

Am 11. Dezember war in Rujen das denkwürdige Bild „Die Rujensche Volksmiliz" entstanden*. Die nächsten Tage drochten den Generalstreik; bei hoher Strafe durften jedoch Vieh und Pferde nicht vernachlässigt werden, aber auch meine Hausmägde feierten. Baltin jun. saß jetzt fast immer im

*) Reproduziert in „Livlands zerstörte Schlösser". Riga, Plates.

Kontor, beständig hatte er irgend eine Besprechung. Am ersten Streiktage machten sich schon unzufriedene Stimmen vernehmbar, denn die Landknechte arbeiten auf Tagelohn. Am zweiten Tage früh erschien Baltin jun. und erklärte, der Streik unterliege keinem Zwange: wer arbeiten will, kann arbeiten. So ging denn von Mittag an alles einmütig an die Arbeit, auch meine Mägde. Das Telephonnetz war überallhin zerstört, mit der Zentrale konnten wir auch nicht mehr reden, nur hörten wir während zweier Tage beständig das Telephonsignal der Bahnstationen und deutlich konnten wir manche Unterhaltung belauschen, die die Sozialisten in allen Sprachen miteinander führten. Sehr viel wurde estnisch gesprochen, — wer weiß von wo, und noch heute ist es unaufgeklärt, wie wir etwas hören konnten, da hier viele Pfosten umgesägt und die Drähte zerrissen waren. Baltin erklärte sich mit der Demolierung des Telephons durchaus nicht einverstanden und forderte meinen Mann auf, eine weitere Fahrt mit ihm zu unternehmen, um die Strecke zu besichtigen und um einig zu werden, wo Etappenstationen errichtet werden sollten, falls das Telephon nicht so schnell in Ordnung gebracht werden könne. Ohne besonderen Zwischenfall legten sie die Fahrt zurück, gegen Bezahlung wollte mein Mann die Pfosten aus dem Hofswalde liefern, doch das Geld war mit vollen Händen zu Agitationszwecken ausgestreut worden, fürs Telephon war kein Kopeken übrig und daher unterblieb die Instandsetzung.

Im Laufe der Woche waren auch betreffs der Wiedereröffnung der Brauerei im Gemeindehause mit meinem Mann rege Verhandlungen gepflogen worden. Das Resultat war denn schließlich die Eröffnung der Brauerei, nachdem mein Mann sich verpflichtet hatte, der Republik eine Steuer von 30 Kop. pro Tonne zu entrichten, statt der anfänglich fest geforderten $1^1/_2$ Rbl. Daß die Akzise unnötig sei, wurde immer betont, jedoch überließen sie in dieser Sache meinem Manne und dem Braumeister ein Handeln nach eigenem Ermessen. — Die Situation stand auf ihrer vollen Höhe. Am Freitag Abend jagten unablässig Patrouillen durch den Hof, in der Nacht wurde beim Hofskruge geschossen und getutet — vermutlich handelte es sich um irgend welche Uebungen. Am 17. Dezember morgens fuhr der Braumeister nach Walk in die Akziseverwaltung, begleitet von Baltin jun., den auch „wichtige Geschäfte“ nach Walk riefen. Diese Geschäfte bestanden wohl darin, daß er sondieren wollte, ob Militär schon im Anzuge sei. — Am 19. Dezember erschien er wieder im Kontor, um einzuschärfen, wie man sich dem Militär gegenüber verhalten solle, wenn welches käme. „Ganz abgesehen davon,

daß wir kein Militär brauchen, hat der Kaiser überhaupt keine Soldaten, die ihm treu sind; das Militär geht mit uns, und wenn es hoch kommt, so sind vielleicht 100 Mann für Livland übrig, weder Oddach noch Proviant darf verabfolgt werden."

Daß Militär kommen würde, hatte auch unser Baumeister erfahren, der in einem Laden einem Offizier begegnet war, ihm unser Leid geklagt und die Versicherung empfangen hatte: bis zum 20. müßten die Waffen ausgeliefert sein — „wir kommen bald, seien Sie ruhig." Wir ahnten ja nicht, daß das Militär in solcher Uebermacht erscheinen würde, und meinem Manne gelang es noch, Baltin schließlich davon zu überzeugen, daß es geraten sei, dem Militär willfährig zu sein, d. h. wenn Proviant gefordert wird, diesen zu verabfolgen, ganz unabhängig davon, welcher Empfang ihm von seiten der Sozialisten bereitet werden würde. — Dem Volk erzählte Baltin, in Walk sei nur wenig Militär und die Offiziere verübten die furchtbarsten Grausamkeiten. „Ist ein Offizier mit einem Fuhrmann gefahren und streckt dieser dann die Hand aus, um das Geld in Empfang zu nehmen, so zieht er den Säbel und haut ihm die Hand herunter." Und wie fest waren die Leute von der Wahrheit solcher Erzählungen überzeugt!

Ganz spät am Abend des 19. Dez. überreichte der Landgendarm die Bekanntmachungen von Generalmajor Orlow; im Hof wurden sie sofort verbreitet, während mein Mann am 20. ganz früh auf die benachbarte Hoflage fuhr, um sie dort einer Bande recht auffässiger Waldknechte zu publizieren. Als mein Mann eben damit fertig war und sich Stimmen erhoben, „der Bedrillte habe sich das alles selber erdacht", rückten 600 Mann Garde-Ulanen mit 2 Kanonen in Raulschen ein.

Wer so wie wir die ganze furchtbare Zeit an Ort und Stelle durchgemacht hat, wird uns nur nachfühlen können, daß es ein unvergeßlicher Augenblick war. In letzter Minute war die Rettung gekommen. Denn es war beschlossen, als Weihnachtsfackel die Güter Raulschen, Heringshof, Höuselshof, Ohlershof, Königshof und Puderkull brennen zu lassen.

Oberst Markow mit einigen Offizieren und Soldaten sprengte sofort zum Gemeindehause, um Baltin sen. zu arretieren, der Bruder war entflohen. Nach ganz kurzer Rast zogen die Ulanen weiter nach Rujen. Es war ein so furchtbar kalter Tag, ein eisiger Wind wehte und ohne Stärkung mußten sie fort.

Gegen 2 Uhr nachmittags verkündete uns Kanonendonner die Belagerung von Rujen. Das kleine dumme Mauseloch wollte die Waffen und Führer nicht gutwillig ausliefern — doch wirklich ein tolles Unterfangen! Als wir den Donner

der Geschütze hörten, wurden sofort unsere Pferde angespannt und wir eilten nach Rujen, um möglicherweise vom Militär die Auslieferung der Pastors- und Doktors-Kinder zu erbitten. Schon von weitem bot sich uns ein imposanter Anblick dar: ganz Rujen war vom Militär zerniert, oben auf dem Berge standen die Geschütze und schauten drohend hinunter auf das kleine Nest, das übrigens schnell an allen möglichen und unmöglichen Stellen die Parlamentärflagge gehißt hatte. Die Waffen wurden ausgeliefert, soweit sie nicht vergraben waren, die Führer hatten sich in Sicherheit gebracht. Um sich von den Strapazen auszuruhen, zog sich das Militär nach dem in nächster Nähe gelegenen Armibsteadschen Gute Heringshof zurück.

Rujen sollte nach 24 Stunden dem Erdboden gleich gemacht werden, wenn es die Führer nicht auslieferte, noch am späten Abend erschienen 3 ehrenwerte Stadtväter, um Gnade bittend; der Aufenthalt der entflohenen Führer war ihnen wirklich nicht bekannt, sie hatten ja auch voller Schrecken dem wüsten Treiben von ferne zugesehen. An sonstigen Ueberläteen war die Ausbeute recht ergibig. Auch ein Bild der Rujenschen Volksmiliz wurde den Offizieren von den erschrockenen, wohlgesinnten Bürgern überreicht; Generalmajor Orlow bekam sofort ein Exemplar, das andere ging nach Petersburg.

Als sich bis zum 23 Dez. die Führer auch selbst nicht gestellt hatten, zog eine Eskadron Ulonen unter Rittmeister Masslow wieder nach Rujen, um deren Habe in Flammen aufgehen zu lassen. Am Eingang des Städtchens lebte der Präsident der Republik, Herr Krause; seine Sachen wurden auf die Straße getragen — der Frau blieb nur, was sie auf dem Leibe hatte —, mit Petroleum begossen und angezündet, das umstehende Volk mußte die Nationalhymne singen. — Darauf kamen die Sachen des entflohenen Gerbermeisters Luxtin an die Reihe — auf offenem Markt wurden sie verbrannt. Vorher hatte Rittmeister Masslow im Vereinshause unter dem Bett des entflohenen Studenten Abdoltin ein Kruzifix gefunden, das Stadthaupt von Rujen mußte das Kruzifix zum Markt tragen, und angesichts der brennenden Habe Luxtins hielt der Rittmeister ein Gebet, daß kein Auge trocken blieb „Gott im Himmel wolltet Ihr stürzen, den Kaiser ebenso, aber Gott im Himmel lebt noch; ihn werdet Ihr nicht stürzen und den Kaiser in Petersburg auch nicht.“ Darauf wieder die Nationalhymne, und unter dem Vorantritt des Stadthaupts mit dem Kruzifix bewegte sich ein langer Zug zur lutherischen Kirche, deren Glocken der Rittmeister läuten ließ. In der Kirche angekommen, legte der Rittmeister das Kruzifix „zum Andenken an die Revolution“ auf dem Altar nieder, ergriff

das dort stehende Kruzifix, küßte es und sagte: „Sehr Ihr, obwohl ich ein Russe bin und anderen Glaubens als Ihr, kann ich dem Kreuz, das Ihr geschmäht habt, doch meine Ehrfurcht erweisen.“

Für dieses Mal hatten die Ulanen ihre Pflicht getan und zogen weiter, um ihrer schweren Aufgabe zu walten, von uns gewiß mit dem aufrichtigsten „Gott geleite sie“ begleitet. Für dieses Mal war uns in letzter Stunde der Retter erschienen. Daß es von nachhaltiger Wirkung sein wird, ist mehr denn zweifelhaft, denn man sieht noch viel böse Gesichter und hört viel geheimes Murren.“

29. Nov. Wenden. Ein Volksmeeting faßt folgende Beschlüsse 1) alle Getränkehandlungen in der Stadt sofort zu schließen (was auch am selben Tage zur Ausführung gebracht wird), und 2) die Schriften Pastor A. Needras, Redakteurs des „Austrums“ zu boykottieren und ihn zu zwingen, Wenden im Laufe einer Woche zu verlassen. —

29. Nov. Oesel. Ende November erfaßt die revolutionäre Bewegung weite Gebiete der Insel. Jeder Tag, jede Nacht, berichtete das „Arensb. Wochenbl.“, bringt neue Brandschäden, so daß es nicht möglich ist, alle zu registrieren. Wie eine ansteckende Krankheit greift die Manie zu brennen um sich. Es brennt nicht allein auf den Gütern, sondern auch bei den Bauern. Das Land ist eingehüllt in Rauch, der von brennenden Heuschobern stammt. Bis zum 1. Dez. wurden etwa 41 Brandschäden an Scheunen, Riegen und Heukuzen auf dem flachen Lande gezählt. — In den Gemeinden werden geheime Versammlungen abgehalten, im Mustelschen Kirchspiel ist die Gemeindevertretung abgesetzt worden. — Auf dem Gute Parrasmetz drang ein Volkshaufe, bestehend aus betrunkenen Wirten, Weibern und Kindern, ins Gutsgebäude. Unter Drohungen, alles zu vernichten, zwangen sie den Bevollmächtigten des Gutes ihre Forderungen zu unterschreiben.

Am 29. Nov. wurde H. Gottschalk v. Sengbusch auf dem Gute Karrishof von Bauern überfallen. Er war genötigt sich mit dem Revolver zur Wehr zu setzen, wobei zwei Bauern getötet und einer verwundet wurde. Als dann sein Browning versagte, wurde er niedergeschlagen und blieb, für tot gehalten, stundenlang besinnungslos liegen, bis er wieder zu sich kam und dann zur Stadt transportiert wurde.

29. Nov. Taurup (Livl.). Der Sarg des am 20. November ermordeten H. v. Transehe (vgl. a), der noch unbestattet im Gutsgebäude stand, wird von einer revolutionären Bande mit Petroleum übergossen und samt dem Hause verbrannt.

30. Nov. Reval. Etwa 50 Rekruten sollten in der Kathedrale auf dem Dom den Eid leisten. Auf dem Wege dahin wurden sie von einem Agitator angehalten, der eine Rede hielt, worauf der ganze Haufe Kehrt machte. Vom Polizeimeister beredet zogen sie dann doch wieder auf den Dom. Dort weigerten sie sich jedoch in die Kirche zu gehen und mußten von Dragonern mit Säbeln hineingetrieben werden, doch stoben alle auseinander, so daß eine Vereidigung nicht stattfinden konnte.

30. Nov. Bauenhof (Livl., Kip. Mitthia). Ein Haufe von einigen hundert aufgeregten Leuten erscheint beim Gutsgebäude, um es nach „der schwarzen Sotnja“ und nach Waffen zu durchsuchen. H. v. Günzel zeigte den Anführern das ganze Haus, auch seine Waffen, doch wurde die Auslieferung der letzteren nicht verlangt. Dann zog der Haufe wieder ab. — In diesem Gebiet bildete sich ein bäuerlicher Selbstschutz, um energisch gegen die überhandnehmenden Diebe und anderes Gesindel vorzugehen.

30. Nov. Prauten. Der Unterinspektor des Gutes, Schubbe, wird von den Aufständischen erschossen.

30. Nov. Brandenburg (Kurland). Die Revolutionäre verhaften 2 Bauern und lassen sie auf dem Wege nach Mitau im Schwethöfschen Walde ermorden.

30. Nov. Friedrichstadt (Kurl.). Die von den Bauern und Einwohnern der Stadt bei Einführung des Kriegszustandes eingelieferten Waffen werden von Revolutionären aus der Polizeiverwaltung geraubt.

1. Dez. Odsen (SLivl.). Bei dem Überfall und der Einäscherung des Gutshauses wird der Verwalter Ernst Daellen und der Kutscher von den Revolutionären erschossen. Die Leichen werden in das brennende Gutshaus geworfen.

1. Dez. Sunzel (SLivl.). Der Landgendarm Kranklis wird ermordet.

1. Dez. Wesselshof (SLivl.). Als die in Drostenhof und Sermus stationierten Kosaken, etwa 40 Mann, nach Wenden zurückberufen wurden, stießen sie 3 Werst hinter Wesselshof auf große bewaffnete Haufen und waren genötigt sich auf Wesselshof zurückzuziehen und nach Wenden um Hülfe zu schicken. Noch Eintreffen von 60 Mann konnte der Weitermarsch vorgenommen werden. — Am selben Morgen wurde der Kosakenoffizier A. und sein Bursche, die sich nach Drostenhof begeben wollten, auf der Wesselshöfschen Poststation von einer großen bewaffneten Menge eingeschlossen und unter der Drohung des Feuertodes gezwungen, sich zu ergeben und die Waffen auszuliefern. Die beiden Gefangenen wurden gebunden bis nach

Neu-Pebalg geführt, dort aber am andern Tage wieder in Freiheit gesetzt, nachdem der Offizier der inzwischen in Wessels hof eingetroffenen obenerwähnten Kosakentruppe durch einen von ihm gefangen gewesenen und nun als Boten ausgesandten Revolutionär mit den rücksichtslosesten Repressalien hatte drohen lassen.

1. Dezember. Ramkau. Bei dem am 20. Oktober verwundeten (vgl. S. 53), aber auf seinem Posten verbliebenen Oberförster Jungmeister erscheint ein Trupp Bewaffneter und fordert die Unterzeichnung eines Reverfals, daß er seine Stellung aufgeben und me dahin zurückkehren werde, widrigenfalls nicht nur ihm selbst, sondern auch seiner alten Mutter und seiner Schwester der Garaus gemacht werden würde. Unter diesen Umständen sah Oberförster Jungmeister sich gezwungen, das Reverfal zu unterzeichnen.

1. Dez. Virginahlen (Kurl.). Überfall auf das Gut. Abends erbricht ein Haufe Bewaffneter die Wohnung des Amtmanns Helmann, raubt ihm Waffen und verlangt, daß er an der Erstürmung des Herrenhauses teilnehme. Als er das ablehnt, wird er durch einen Schrotschuß verwundet. Dann machte sich die Bande an die Erstürmung des Herrenhauses, welches vom Oberverwalter, Baron Grotthuß, allein verteidigt wurde. Während eine Anzahl von Schützen auf die Fenster des Schlosses anlegte, gingen zwei Männer mit Beilen gegen die verbarrikadierte Haustür vor. Mit einigen wohlgezielten Schüssen schlug Baron Grotthuß diesen Angriff ab. Nun wurde gegen das Schloß em förmliches Feuergefecht eröffnet, wobei die Fenster zertrümmert, die Wände durchschossen und Baron Grotthuß durch einen Streifschuß an der Schläfe verletzt wurde. Nachdem jedoch auch ein zweiter Angriff gegen die Hintertür des Schlosses vom Verteidiger ebenso erfolgreich abgeschlagen worden war, zog der „Feind" unter Mitnahme seiner Verwundeten ab. Die Knechte und anderen Hofbedienstelen, die keine Waffen hatten, konnten sich nicht am Kampfe gegen den Ueberfall beteiligen. Auswärtige Hülfe war nicht zu erlangen, weil die telephonische Leitung wieder zerstört war. („Lib. Ztg.")

Am selben Tage legen die Knechte der meisten Güter in beiden Kreisen Grobin und Hasenpolh wieder, wie schon Mitte November, wo sie die Entfernung des Militärs verlangt hatten, die Arbeit nieder, und zwar als Protest gegen die administrative Ausweisung einiger Personen aus beiden Kreisen. Die Streikenden weigern sich sogar das Vieh zu pflegen und übernahmen die Fütterung der Kühe e st gegen Ueberlassung sämtlicher Milch.

2—4. Dez. Walk. Außerordentliche Sitzung der Stadtverordneten, welche die Schließung aller Getränkanstalten in der Stadt beschließt. Veranlassung dazu war (nach dem „Wolk. Anz.") eine vom Kaufmann Johann Blahst im Namen der „Delegierten des Volkes" der Stadt Walk eingereichte schriftliche „Forderung". Das „Walk" waren dies Mal höchstens 300 Personen, die am 27. Nov. auf einem Meeting diese Sache beschlossen hatten. Die Stadtverordneten stimmten nun dem unverweilt zu und zwar sollte der Kreischef ersucht werden, die Monopolbuden sofort zu schließen, während den Inhabern privater Getränke anstalten der „Wunsch des Volkes" aus Herz gelegt und ihnen fürs nächste Jahr keine Konzessionen mehr erteilt werden sollten. Hierzu wurden auch alle Vereine gerechnet. — Bald darauf durchzog eine Bande von ca. 50 Mann, an ihrer Spitze, betrunken, ein gewisser Wihtal, ein Herr, der bereits mit dem Gefängnis Bekanntschaft gemacht hatte, die Straßen und setzte die Schließung sämtlicher Getränkehandlungen durch. Auch in die Vereine drang sie hinein und stellte dieselbe Forderung. Die Bande bestand aus Leuten der untersten Klassen. Der Kreischef ließ daraufhin Kosakenpatrouillen durch die Straßen reiten, die jeden Exzeß schonungslos unterdrücken sollten. — Indessen dauerte die Unruhe fort. Am 4. Dez. versammelten sich auf dem Bahnhof einige hundert Bauern, meist Letten, um den Flüchtlingen vom Lande den Weg abzuschneiden. Herr v. Vietinghoff fiel in ihre Hände, man durchsuchte sein Gepäck und nahm ihm seine Waffensammlung, etwa 40 verschiedenartige Gewehre ab. Einem Herrn v. St. gelang es nur durch eine Hintertür des Damenzimmers zu entkommen. Als der Zug aus Dorpat ankam, wurde er nach Flüchtlingen und Waffen gründlich durchsucht. Polizei und Gendarmerie waren bei diesen Szenen nicht zu sehen (Vgl. o. S. 195.) — Seit dem 6. Dez. war dann der Bahnhof militärisch besetzt, was aber die Tumultuanten doch nicht hinderte, die Reisenden gelegentlich zu belästigen.

Ende Nov./Anfang Dez. In Südlivland mußten in diesen Tagen die letzten deutschen Gutsbesitzer und andere Personen, die noch auf den Gütern geblieben waren, manchmal unter großen Gefahren fliehen. Oft gelang es entschlossenen kleinen Abteilungen des Selbstschutzes solche Personen noch in letzter Stunde abzuholen und in Sicherheit zu bringen. So wurde am 30. November der Bevollmächtigte in Alswig v. Böttcher und mit ihm Pastor Plahmsch-Marienburg, der Akziseinspektor Adolphi aus Seltinghof sowie eine Dame mit ihren Kindern durch 10 Herren aus Riga, die aus Walk noch 10 Kosaken mitbekommen hatten, gerettet (v. Böttcher war bis

dahin gewaltsam zurückgehalten worden; vgl 18. Nov. Alt-Schwanenburg). Sie mußten ihren Weg über Werro nehmen, da es unmöglich war quer durchs Land vorzudringen. In Seltinghof kam es zu einer Schießerei mit den Aufständischen, doch wurde bloß ein Kosak durch ein Schrotkorn gestreift.

Aus Allasch mußten der Verwalter, der Oberförster und die Wirtschafterin bei Nacht zu Fuß nach Hinzenberg fliehen, von wo sie mit der Post Riga erreichten.

Auch der Bevollmächtigte von Moritzberg, Moldenhauer, konnte sich nur mit knapper Not retten. Nur mit vieler Mühe gelang es ihm, da man ihn nicht fortlassen wollte, ein Pferd anzuspannen, Sachen durfte er nicht mitnehmen. Auf der Fahrt nach Segewold, die er am 29. Nov. antrat, wurden er und seine Reisegefährten unterwegs auf der ganzen Strecke selbst von Gesinden aus beschossen. Als sie in Lemburg, wo sie das Schloß in Trümmerhaufen fanden, ankamen, wurden sie in dem dortigen Postgebäude versteckt gehalten. Von dort fuhren sie mit Postpferden nach Judasch, hier war am Tage vorher das Gutsgebäude demoliert und die Waffen geraubt worden. — In Judasch schlossen sich ihnen der Oberförster Hartwig und seine Familie an. Endlich trafen sie in Segewold ein. Hier hatten sich etwa 50 Flüchtlinge vom Lande eingefunden. Aber auch hier war die Lage durch die heranziehenden Revolutionäre eine kritische geworden. Es glückte einen Boten nach Riga zu senden, worauf ein Militärzug dorthin abging. Mit diesem Zuge, der unterwegs beschossen wurde, trafen die Flüchtlinge in der Nacht auf den 30. Nov. in Riga auf dem Rangierbohnhof ein. In 15 Wagen, die man ihnen entgegengeschickt hatte, sollten sie nun in die Stadt gebracht werden. Aber schon bei der Tramwaystation wurden einige 50 Schüsse auf sie abgegeben, und als sie die Ecke der Suworowstraße passierten, prasselte aus einem Hause ein förmliches Schnellfeuer auf sie nieder, durch das die Wagen durchlöchert, aber wunderbarerweise niemand verletzt wurde. Einem Teil der Wagen gelang es dennoch durchzukommen, der andere mußte umkehren und wurde dann durch Kosaken abgeholt.

In Sermus verteidigte sich der Besitzer Baron Krüdener mit seinen Neffen und einem Jäger, alles vortreffliche Schützen, eine ganze Nacht hindurch (1. Dez.), bis sie dadurch zur Flucht gezwungen wurden, daß der ganze Hof rund herum angesteckt wurde. Es gelang ihnen mitten im Kugelregen ein paar Pferde vor einen Schlitten zu spannen, durch die Flammen zu brechen und querfeldein in wilder Fahrt und beständig schießend zu entkommen. (Die lett. Revolution S. 256.)

25. Nov. — 6 Dez. **Verzeichnis der in Livland niedergebrannten Güter.**

In den letzten November- und ersten Dezembertagen wurden im südlichen Livland im ganzen 73 Güter eingeäschert, bald darauf im nördlichen noch 12, in ganz Livland demnach insgesamt 85 Güter. Im Verzeichnis wurde, wo es möglich war, das genaue Datum des Brandes hinzugefügt. (Vgl. das Verzeichnis in „Die lett. Revolution" Bd. II, 391 ff.)

Rigascher Kreis. Allnsch, Römershof (27. Nov.), Judasch (28. Nov.), Berjehof, Schlepenhof, Alt-Bewershof (2. Dez.), Kroppenhof, Klingenberg (30. Nov.), Schloß Lemburg (27. Nov.), Subden, Suddenbach, Ringmundshof, Annenhof, Fossenberg, Marienberg (29. Nov.), Nachtigall, Ritau, Schöneck, Neu-Kempenhof (4. Dez.), Altenwoga, Essenhof, Hohenheide, Felxen, Fistehlen, Alt-Kaipen, Neu-Kaipen, Laubern, Saadsen, Weißensee. Tanrup, Abjenau (1. Dez.), Kastran, Siggund, Sunzel, Wattram.

Wolmarscher Kreis: Sussikas, Gr. Roop (6. Dez.), Sutsburg (1. Dez.)

Wendenscher Kreis: Drodbusch (4. Dez.), Schloß Berschu, Karlsruhe (3. Dez.), Ramelshof (4. Dez.), Sparenhof (3 Dez.), Lauterusee, Schloß Erlaa (27. Nov.), Katharinenhof, Jummerdehn (27. Nov.), Ogershof, Zirsten, Fehteln (29. Nov.), Odensee (28. Nov.), Sauffen (28. Nov.), Dewen, Sawensee, Festen (27. Nov.), Alt-Katzenau (1. Dez.), Odsen (1. Dez.), Lüggen, Ohselshof (28. Nov.), Eckhof, Hohenbergen, Kayenhof, Alt Pebalg, Neu-Pebalg, Horstenhof, Schloß Serben, Selsau, Sermus (1. Dez.)

Walkscher Kreis: Anfang Dez.: Letkin, Stomersee, Alt-Schwanenburg und Kalnemorse.

Pernauscher Kreis. Am 15. Dez.: Könno, Kaisma und Pärrafer, 16. Dez.: Enge, Kuiles, Sollentack, Hollick, Arrohof und Lelle, am 17. Dez. Kerro und Neu-Fennern; 18. Dez. Alt Fennern.

2.—10 Dez. **Pernau.** Als eine Polizeiklage wegen irgendwelcher Gesetzwidrigkeiten gegen einen gewissen L. beim Friedensrichter verhandelt werden sollte, wurde in der Stadt das Gerücht verbreitet, daß falls er verurteilt würde, es „losgehen" sollte. Zur Verhandlung erschienen die Freunde des Angeklagten für alle Fälle mit den berüchtigten Säcken. So hielt der Friedensrichter es für praktisch, die Sache auf 6 Monate zu vertagen. Kam es nun auch in der Kammer zu keinen Exzessen, so fanden doch anderwertig Demonstrationen statt. Mit revolutionären Fahnen zog man zur Post und zu den

Schulen, wo überall Feierabend geboten wurde. Der Inspektrice der Mädchenschule, Frl. v. Böhtlingk, wurde einfach erklärt, daß in ihrer Schule eine „Sschodka" stattfinden werde. Es erschien ein Haufe Gymnasiasten und etwa 50 Mädchen, die unter Leitung einiger Rädelsführer eine Versammlung abhielten und ähnliche „Forderungen", wie es auch anderwärts geschehen war, aufstellten. Auf einer am 3. Dezember abgehaltenen Lehrerkonferenz unterlagen die deutschen Lehrer den vom stellv. Direktor Inspektor Popelschem geführten übrigen Kollegen, und so beschloß die Konferenz, tatsächlich mit den aufsässigen Schulmädchen in Verhandlung zu treten. — In der Druckerei von B. erschien eine Bande von etwa 10 Mann und erzwangen mit dem Revolver in der Hand den Druck einer revolutionären Proklamation. — Auf einem Meeting wurde die Schließung der Monopol- und Bierbuden sowie der Druckereien dekretiert. — Auch am 4. Dezember fand eine Straßendemonstration mit roten Fahnen, dem Gesang der Marseillaise und Reden statt. Die Polizei war machtlos. Die revolutionären Führer spielten sich, allerdings bloß einige Tage, als Herren der Situation auf.

Am 8. Dez. hielten eine Menge Weiber ein Meeting ab und zogen am folgenden Tage in großen Massen durch die Stadt vor die Wohnung des Kreischefs und vor das Rathaus, wo sie eindrangen, das Stadthaupt mit allerhand Forderungen bestürmten und durch alle Räume tobten, ohne jedoch irgend etwas zu beschädigen. Ihre Wut konzentrierte sich auf den Pristaw Hahn, der vor ihnen Schutz im Geldgewölbe suchte, von wo er indessen hervorgezerrt, in einen Sack gesteckt und verprügelt wurde. Darauf wurde er von einem Haufen, der zuletzt nur noch aus dem Straßenpöbel bestand, durch die ganze Stadt geschleppt. Auf dem großen Platz wurden schon Rufe laut: „in den Fluß mit ihm!" als eine Militärpatrouille eintraf, die die Menge zerstreute. Die Polizei versagte, sie zeigte sich nicht auf den Straßen.

Am 10. Dezember wurden drei Eisenbahnwaggons mit Branntwein und einer mit Bier ausgeplündert und der Inhalt vernichtet — Schließlich begann nach einigen Tagen auch die Polizei wieder zu funktionieren. Auch die besonnenen Esten machten gegen das wüste Treiben energisch Front

3. Dez. Stockmannshof (Livl.). Auf der Station St. trifft ein größerer Militärzug, mit Artillerie, aus Dünaburg ein. Die Flecken Stockmannshof und Trentelnberg werden besetzt.

3. Dez. Reval. Die Post- und Telegraphenbeamten nehmen die Arbeit zum großen Teil wieder auf. — Eine Monopolbude unweit der Lutherschen Fabrik wird von Arbeitern gewaltsam geschlossen.

3. Dez. Ampel (Estl.). In der Umgegend wird folgende Proklamation in estnischer Sprache an vielen Stellen angeheftet, die für die Hetze gegen die Gutsbesitzer und Pastoren charakteristisch ist:

„Warnung. Es geht das Gerücht, daß in der Ampelschen Kirchenkasse 2000 Rbl. fehlen. Wo ist das Geld geblieben? Man sagt, der Gutsbesitzer und der Pastor hätten es zusammen fortgenommen und Dynamit und Schießpulver gekauft, mit diesem den Fußboden der Kirche und die Mauern untermineirt, um dann, an einem Sonntage, die Kirche mit allem Volk gen Himmel zu sprengen. Das könnte ja wohl auch wahr sein. Die Gutsbesitzer, die Prediger und sonstigen höher gestellten Personen deutscher Abstammung sind nämlich ergrimmt über das Landvolk, weil es angefangen hat nach vollständigeren Menschenrechten zu streben usw. Daher wäre jederzeit Vorsicht zu empfehlen, damit der gläubigen Ampelschen Gemeinde, bei ihrem sorgfältigen Kirchenbesuch, kein Unglück zustoße oder sie gar den Tod finde. Mögen diese Worte den Kirchenbesuchern zur Warnung gereichen!" (Rev. Ztg.)

3. Dez. Marsekülk. Auf der Station der Schmalspurbahn anlangende Rekruten werden von einem Haufen Aufrührer unter Anführung des Lehrers Joh. Siewert durch revolutionäre Reden ja aufgehetzt, daß sie die Station und die Monopolbude zu demolieren beginnen und zuletzt wieder nach Walk zurückfahren.

4. Dez. Generalleutnant Sologub wird zum temporären Generalgouverneur der Ostseeprovinzen ernannt.

4. Dez. Lunia (Livl.). Meeting im Schulhause, an dem ca. 200 Personen teilnehmen. Zum Leiter wurde der Student Nuns gewählt, doch sofort wieder seines Amtes enthoben, als man entdeckte, daß er auf dem Standpunkt des Tönissonschen „Postmees" stehe. Als der Gesindebesitzer Jürrado, der seinerzeit Abgesandter des allestnischen Volksdelegierten-Kongresses gewesen war, über die Resolution dieses Kongresses nähere Erläuterungen geben wollte, wurde ihm das Wort entzogen, „weil er im Chorus der Bourgeois" mitgestimmt habe. Die Versammlung wurde mit dem Gesang der Marseillaise abgeschlossen. (Nordl. Ztg. nach dem „Uudisjed".)

Anfang Dezember. Libau. Die Stadt geriet dank der starken Garnison zwar nicht in die Hände der sozialdemokratischen Komitees. Aber diese waren tatsächlich von sehr großem Einfluß. Sie wurden tatsächlich auch von den besitzenden liberalen Klassen pekuniär unterstützt. Wie weit ihr Einfluß reichte, zeigt die Tatsache, daß sogar ein Zollkreuzer, also ein

Regierungsschiff, auf Verlangen des Komitees einen mit Getreide befrachteten Dampfer verfolgte, als das Komitee beschlossen hatte, die Ausfuhr von Nahrungsmitteln zu verbieten. (Vgl. Die Lettische Revolution, Bd. II, S. 273.)

Am 5. Dezember brach unter den Elementarschülern zum zweiten Mal ein Streik aus. Bei der Stiftsschule kam es zu einer lebhaften Kundgebung der streikenden Schulkinder, die schließlich durch Dragoner vertrieben werden mußten.

Am 5. Dezember erließ der Chef des Libauschen Rayons folgende Bekanntmachung: „Die Reden der Agitatoren nehmen in letzter Zeit die Form des offenen Aufrufs zum Aufstande an. Das Vorgehen der Hooligans dokumentiert sich in Raubüberfällen, Morden und Plünderungen. . . Ich fordere die friedlichen Bürger, Kinder, Jünglinge und Frauen einbringlich auf, sich bei Ausbruch auch nur der geringsten Unruhen nicht auf den Straßen aufzuhalten."

Anfang Dezember. Stomersee (Livl.). Das Gutshaus in Stomersee war stark befestigt worden und wohl mit Proviant versehen. Hier lag eine Besatzung von 30 Kosaken, zu der noch Ende November 24 Kosaken aus Dirsen gestoßen waren. Hierher hatten sich auch die Herren aus Alt Schwanenburg begeben (vgl. o. S. 105). Auf dieses befestigte Schloß hatten es die Revolutionäre besonders abgesehen. Es sollte erstürmt werden. Von ringsumher wurden die Volksmilizen aufgeboten. In der Nacht zum 2. Dezember langten nicht weniger als 7 Eisenbahnzüge mit Bewaffneten an, es sollen schließlich gegen 5000 Mann, davon etwa 2000 mit Gewehren, hier konzentriert gewesen sein. Die Belagerten wollten sich jedoch nicht ergeben. Da wurde am 2. Dezember nachts allmählich der ganze Hof in Brand gesteckt. Da beschloß der Kosakenoffizier abzuziehen, weil er Futtermangel befürchtete. Mit ihm zogen dann auch die deutschen Herren ab. „Hinter ihnen ging das schöne Schloß, das Heim der berühmten Sängerin Baronin Alice Wolff geb. Barbi, in Flammen auf mit all seinen herrlichen Kunstwerken." (Die lett. Revolution II, 237.) — Einer der Herren, Manfred Baron Wolff-Dickeln, geriet auf dem Rückzuge in die Hände der Aufständischen. Er berichtete darüber (im „Rig. Tagebl."): „Ich wurde in Bolwa von unserer Hauptmacht abgeschnitten, weil ich meiner Pferde wegen und mich selbst krank fichtend, im Wescherug blieb, da ich jenseits der livländischen Grenze alles ruhig glaubte. Am nächsten Morgen wetterfahrend, wurde ich im Walde überfallen und da mein Mauser wahrscheinlich zu meinem Glück versagte, entwaffnet und nach Schwanenburg zurückgeführt. Nach längeren Verhandlungen wurde mir gestattet nach Riga zu reisen, die

Gründe waren der Einfluß der Führer, die keine Gewalttaten wollten, auch über die Brandstiftungen sehr unglücklich waren, und ein Schreiben des Kommandierenden in Sitta, der, im Falle nur etwas zustoßen sollte, mit sofortigen Repressalien drohte. Ich wurde darauf nach Stockmannshof gebracht, von wo ich in Riga eintraf. Das Betragen der Führer gegen mich war ein rücksichtsvolles."

5 Dezember. Meiran (Livl.). Der Arrendator des Gutes E. Hirsch, ein Mann lettischer Herkunft, wird von vier Revolutionären erschossen.

6. Dez. Oberpahlen (Livl.). Unter den zum Markttage gekommenen Leuten macht sich eine gewisse Erregung bemerkbar. Man spricht vom drohenden Staatsbankrott und erwägt die Zurückziehung der Einlagen aus den Sparkassen, auch die Schließung der Monopolbuden. Jedoch war die allgemeine Stimmung gegen die Anwendung von Gewalt, die Gemeindeverwaltungen sollten vielmehr ersucht werden, die Schließung zu verfügen. Die Gemeindebeamten von Kurrista schlossen denn auch alle an der aus Oberpahlen nach Laishalm führenden Poststraße belegenen Krüge und zwei an derselben Landstraße belegene Monopolbuden und versah die Büffets mit dem Siegel der Gemeindeverwaltung.

6. Dez. Mitau. „Trostlos lauten die Nachrichten vom Lande" — so berichtet ein Korrespondent aus Mitau. Ueberall wird das Militär zurückgezogen, zum Teil in solcher Hast, daß die Bewohner der Güter, Pastorate, Doktorate und Forsteien kaum Zeit haben, mit dem Nötigsten unter dem Schutze der abziehenden Truppen nach Mitau zu flüchten. Unsere Hotels vermögen die Flüchtlinge, die oft nichts als das nackte Leben gerettet haben, nicht mehr zu beherbergen, so daß viele in Privathäusern Aufnahme suchen müssen. So trafen in der Nacht vom 4. zum 5. Dez. sämtliche Ekauer, 35 Fuhren von 56 Dragonern begleitet, nur mit dem Nötigsten versehen, hier ein, Schloß, Pastorat und Doktorat mit allem Zubehör den Revolutionären überlassend. Und gut, wenn eine solche Flucht nach ohne Störung verläuft und die Rettung Suchenden nicht, wie das mehrfach geschehen, unterwegs Tage lang von den Haufen gefangen gehalten werden. Und in all den herzzerbrechenden Jammer tönt immer und immer wieder der schrille Ruf von neuen Morden hinein. So haben die Aufrührer am 5. Dez. nachts das Gut Paulsgnade überfallen und den Verwalter Samse, trotzdem dieser kemerlei Widerstand leistete, so übel zugerichtet, daß er am folgenden Morgen seinen Wunden erlag. —

In Mitau selbst besserte sich in diesen Tagen die Situation durch das entschiedene Vorgehen des Gouverneurs Knjasew. Auf den Straßen werden keine Exzesse geduldet, Patrouillen durchziehen die Stadt, überall sind Piketts aufgestellt. Alle Fabriken arbeiten, die Post wird am 8. Dez. wieder eröffnet.

7. Dez. Wiezemhof (Lial.). Die Ritterschaftsforstei W. wird mit sämtlichem Inventar eingeäschert. Am folgenden Tage auch das Jagdhaus. — In der Trikotenschen Forstei Uhdrin werden die Möbel demoliert.

7. Dez. Libau. Alle Postbeamten nehmen die Arbeit wieder auf. — Die allgemeine Unsicherheit durch Ueberfälle und Diebstähle nimmt von Tag zu Tage zu.

7. Dez. Arensburg. Estnisches Meeting in der Bürgermusse. Die Eröffnungsrede hält Pastor Kerg, der einen Ueberblick über die Vergangenheit des estnischen Volkes gab, das bisher immer erst ganz, dann halb geknechtet gewesen sei, jetzt aber sei die Zeit der Freiheit gekommen usw. — Dann trat der Student Kann auf, der die Versammlung mit feurigem Pathos zum Kampfe gegen die Regierung und die Reichen aufrief, alle sollten sich auf die Revolution vereidigen lassen. Zum Vorsitzenden wurde schließlich ein Herr Michel Trull gewählt, der gegen Schluß der Versammlung ebenfalls zum Anschluß an die Revolution aufforderte. Da aber forderten die Besonneneren denn doch seinen Rücktritt, den sie endlich, als er nicht gutwillig wich, mit Gewalt durchsetzten. (Ein Augenzeuge H. v. S. im „Arensb. Wochenbl.")

7. Dez. Dorpat. Auf Anordnung des Gouverneurs wird die sozialdemokratische „Undsed" konfisziert. Daraufhin sammelten sich gegen Abend die Zeitungsverkäufer lärmend und johlend vor der Polizei am großen Markt und verlangten die Herausgabe der beschlagnahmten Exemplare, da sie in ihren Einnahmen geschädigt würden. Einige Fensterscheiben und eine Laterne am Marktplatz werden eingeschlagen und viel gesungen und geschrien. Erst gegen 9 Uhr tritt Ruhe ein.

7. Dez. Reval. Der estländische Landtag tritt zusammen, der eine Reihe Beschlüsse faßt, durch die eine Reihe Aenderungen in der Landesverfassung durch Hinzuziehung von Vertretern des Kleingrundbesitzes angebahnt werden sollen

— Der Revalsche Generalgouverneur Woronow entsetzt den Stadtrat Lender für die Dauer des Kriegszustandes seines Amtes, desgleichen das stellv. Stadthaupt Päts und den Stadtsekretär Pung, und betraut den Stadtrat Erde mit den Pflichten eines Stadthauptes.

8. Dez. Neuhof (SLivl.). Im Gutshause erschienen ca. 20 Männer, darunter auch einer in Polytechnikeruniform, und verlangten die Herausgabe von Waffen. Dem Bevollmächtigten, Oberförster Pohrt, setzte man einen Revolver auf die Brust. Es ertönten auch Rufe. „Nun, so schießt ihn nieder!“ Auch Geld wurde verlangt und eine Schublade des Schreibtisches erbrochen. Ueber die gefundenen Waffen wurde eine Quittung der „lett. sozialdemokrat. Arbeiterpartei“ ausgestellt. Nachdem die Bande sich hatte servieren lassen, verlangte sie Equipagen, aber mit einem Kutscher in Livree, und fuhr nach Engelhardtshof, wo sie ebenfalls mehrere Gewehre konfiszierte.

8. Dez. Puickeln (Livland). Ein Haufe von einigen hundert Mann überfällt das Gut. Nachdem die Leute zuerst im Verwalterhause nichts gefunden hatten, zogen sie vors Herrenhaus, wo sie unter Drohungen die Waffen verlangten und das Haus durchsuchten, wobei sie die Türen einfach einschlugen. Der Trupp wurde von einem nicht zu Puickeln gehörigen jungen Menschen angeführt. Am andern Tage wurde von diesem eine Versammlung einberufen zwecks Vornahme von Neuwahlen in der Gemeinde. Zum Vorsitzenden wurde aber ein Gemeindeglied von Puickeln gewählt, der konstatierte, daß er, sowie viele andere am Tage vorher nur gezwungen ins Herrenhaus mitgezogen seien und unter dem Beifall vieler Versammelten die schärfste Mißbilligung des revolutionären Treibens aussprach, worauf freilich die Sozialdemokraten, die größtenteils von anderen Gütern gekommen waren, energisch protestierten und die Versammlung sich infolgedessen auflöste.

8. Dez. Taps (Estl.). Bei der Station Taps wird ein Waggon überfallen, in dem Waffen für die Landwächter nach Reval gebracht werden. Die Begleitmannschaft weist jedoch die Angreifer zurück, von denen einer dabei getötet wird.

9. Dez. Schlock. Die Revolutionäre unternehmen einen Zug mit wehenden roten Fahnen nach Kaugern, wo sie im Gemeindehaus die alte Verwaltung absetzen, die Kaiserbilder, den Reichsadler und ein Heiligenbild abreißen, zertreten und ins Meer werfen.

9. Dez. Die livländische Zufuhrbahn zwischen Marienburg und Stockmannshof, die sich vollständig in den Händen der Aufständischen befindet, wird von diesen als „Lettische Nationalbahn“ eröffnet.

9. Dez. Hinzenberg (Livl.). Auf der Eisenbahnstation wird die Kasse und dann die Postabteilung in Hinzenberg beraubt.

9. Dez. Reval. Die Arbeiter sämtlicher Fabriken treten in den Ausstand. Auf einem Meeting beschließen die Eisenbahner den

Verkehr auf der Bahn zum Stillstand zu bringen. — Einige Gemeinden in den Landkreisen beginnen die Beschlüsse des Dorpater Kongresses (28. Nov. vgl. o. S. 150) zu realisieren. Sie wählten neue Gemeindeälteste, brechen die Beziehungen zur Polizei und den Bauerkommissaren ab, stellen die Pachtzahlungen ein.

10. Dez. Reval. In Stadt und im Kreise Harrien wird der Kriegszustand erklärt. (Er wird erst am 26. Dez. auch auf die drei andern Kreise ausgedehnt.) Der Präses des Eisenbahnstreik-Komitees Sfolowejtschik, der Revaler Stationschef Gridanow, zwei Ingenieure und eine Menge andrer politisch kompromittierter Personen und Agitatoren werden verhaftet.

11. Dez. Neu-Salis (Livl.). Zwischen Grenzwächtern aus Salismünde und Revolutionären findet ein Gefecht statt, wobei ein Soldat und ein Revolutionär fallen.

11. Dez. Rösthof (Livl.). Als H. Alfr. v. Rot-Röthof aus Theal, wo er auf einer Versammlung des landwirtschaftlichen Vereins den Vorsitz geführt hatte, nach Hause fährt, wird beim Kruge auf ihn geschossen. Ein Haufe von ca. 200 Aufrührern zog dann nach Rosthof und stellte verschiedene „Forderungen", die jedoch abgelehnt wurden.

11. Dez. Virginahlen (Kurl.). Der Zierausche Pastor Vogel war nicht zum Gottesdienst nach Virginahlen gekommen, weil da ein Volksmeeting angesagt war. Statt seiner verliest ein Sozialist von der Kanzel eine Predigt (!) und bietet ein junges Paar auf.

11. Dez. Niegranden (Kurl.). Während des Gottesdienstes in der Kirche, als Pastor Lundberg in der Predigt einen Hinweis auf die Nähe des jüngsten Tages macht, wird Einspruch dagegen erhoben, weil diese Lehre eine Volksverführung sei. Unter den Rufen „Nieder mit dem Pastor!" wird er zur Hofarriege gebracht, wo über ihn gerichtet werden soll. Er wird jedoch freigesprochen, da die mitgekommenen Gemeindeglieder nur Gutes von ihm aussagten.

Dezember. Polnisch Livland. Die lettische revolutionäre Bewegung greift auch auf die Kreise Rositten und Ludsen (Gouv. Witepsk) über, welche mit der „lettischen Republik" vereinigt werden sollen. Anfang Dezember brachen große Banden, mehrere tausend Mann, aus Südost-Livland auf, um dies Gebiet zu „erobern". Ueberall werden auch hier die Gemeindeverwaltungen aufgelöst und neue eingesetzt; mehrere Güter werden niedergebrannt, so Borchow am 4. Dez. Ueberall wird die rote Fahne gehißt. Eine kleine Kavallerieabteilung, die den Banden entgegengeht, wird bei Warklany

zur Rückkehr gezwungen, wo dann Monopolbude, Postkontor und Gemeindeverwaltung ausgeplündert und aus der katholischen Kirche die Heiligenbilder auf die Straße geworfen werden. Bis in die Gegend von Rositten rücken die Aufständischen vor.

Ein Balte, der in der Umgegend von Warklony ansässig ist, schilderte seine Erlebnisse in nachstehenden tagebuchartigen Aufzeichnungen (in der „Petersb. Ztg."):

„5. Dezember. Uns wird mitgeteilt, daß der Hof niedergebrannt und ich erschossen werden soll. Keine angenehme Perspektive, aber wir bleiben, es komme was da wolle. — 6. Dez. Jede Möglichkeit zur Flucht, wenn eine solche versucht werden sollte, ist abgeschnitten. Wir packen das Wertvollste und schicken es auf gut Glück nach Rositten und Ludsen. Das Silber wird im Garten vergraben. Wir sitzen gestiefelt und gespornt die ganze Nacht hindurch und warten — auf den Tod. Die braven Förster sind passiv wie immer. Zu Tausenden umlagern sie den Hof, sie warten, bis die Livländer uns niedergemacht haben, um dann zu plündern. . . . — 7. Dez. Wir warten noch immer. Nach Livland hin flammt der Himmel blutrot. Die Sägemühle wird niedergebrannt. — 8. Dez. Um 1 Uhr mittags erscheint johlend und brüllend eine bis an die Zähne bewaffnete Bande. Die Livländer sind da. Viele haben Militärkarabiner und Nagaiken. Sie fordern die Waffen und drohen im Weigerungsfalle mit dem Tode. Der scheint im Hinblick auf die Situation sicher, denn ich bin der einzige waffenfähige Mann. Ich tue den Leuten ihren Willen, zähneknirschend, aber ich tu's — hinter mir stehen Mutter, Weib und Kind. Ich rede mit den Leuten, nicht gerade sanft, weder hat man den Sitt dafür, — und wozu auch. Lieber läßt man sich brechen als biegen. Meine Frau stürzt sich löwenkühn in den mich umzingelnden Haufen. Die Leute weichen zurück, und als ein baumlanger Kerl einen „Lümmel" an den Kopf bekommt, da grinst er verlegen und sagt „pardong leelmahting", nur lachen und das wirkt befreiend. Dann rede ich. Ich mache den Kerlen klar, daß es ein Blödsinn ist, alles niederzubrennen, und schließe mit der sakramentalen Phrase: „nur Vieh kann so dumm sein." „Ta nu gan" (so ist es) tönt es zurück. Die Situation ist gerettet. Einige Eimer Branntwein und ein Batzen Bargeld tun das Uebrige. Man schwört Urfehde. Es kommt noch Branntwein. Revolutionäre Lieder werden gebrüllt. Dann zieht die Bande mit Hofespferden zur Monopolbude, die demoliert wird. Der Branntwein wird bis auf den letzten Tropfen ausgetrunken. — 9. Dez. Neue Gefahr im Anzuge. Die Altgläubigen sind von gewissen Autoritäten mobilisiert worden; auch hier kennt man

die „Tschornaja Sotnja". Die Livländer haben Warklan verlassen, die Altgläubigen rücken mit Heiligenbild und Fahne aor. Sie schlagen einen harmlosen und ordentlichen lettischen Arrendator tot, einem zweiten ebenso unschuldigen wird das Gehöft über dem Kopf angezündet. Die Wogen des Patriotismus werden von „zuständiger" Stelle kräftig angeblasen und sie gehen hoch. Eine Judenhetze soll von den Altgläubigen inszeniert werden. Eine Bande Livländer erscheint zum Schutze der Juden, beläuft plündern sie Hof Galehn, erschießen die betagte Wirtin, nehmen Geld und Silber sowie sechs Kutschpferde mit. — 10. Dez. Auszug der Juden aus Warklan. Am Abend sind in Warklan 1000 Livländer. — 11. Dez. Verhandlung der Livländer mit den Altgläubigen durch Vermittlung des Popen, des Ksendz und des Raddiners. Die Altgläubigen verlangen Anerkennung der Selbstherrschaft, die bewilligt wird. Dann ziehen sie ab und die Livländer zerstören die Telegraphenleitung, sie entwaffnen alle Landgendarmen und lynchen einen Pferdedieb. Die Gerechtsbarkeit geht in die Hände der Aufständischen über. Waldfrevel werden mit dem Abhauen der rechten Hand bestraft. Der liebe Gott wird feierlich abgesetzt, wogegen die katholischen Adorlgeuen und die Altgläubigen protestieren. Bei uns erscheint wieder eine Bande, doch löst sich der Schreck in Wohlgefallen auf: die Kerle wollen Branntwein und sie requirieren Pferde auf drei Tage. — 12. Dez. Militär soll anrücken. Die Livländer verschwinden von der Bildfläche, nur eine Bande von ca. 100 Mann treibt sich noch umher. Sie holen sich regelmäßig ihren Schnaps ab. — 13. Dez. An der Hofspforte prangt wieder einmal mein Todesurteil. Hängt's niedriger. — 14. Dez. Kriegsrat. Wir bleiben, wo wir sind. Niemand entgeht seinem Schicksal. Wir erwarten es lieber auf eigenem Boden, als irgendwo in Preußen. Das ist ja aber wohl Gewissenssache. — 15. Dez. Hilfe nirgends zu sehen. Was man so „Autoritäten" nennt, hat den Kopf verloren. Telegramme und Briefe nach Petersburg bleiben ohne Erfolg. Was ist das? Wo leben wir? Was soll daraus werden? Wir sind von der Welt abgeschnitten, wir wissen nicht, was dort vor sich geht. Besteht in Rußland noch eine Regierung, oder haben wir unsere Sache auf nichts gestellt?" —

Erst nachdem eine Deputation aus dieser Gegend am 17. Dez. vom Grafen Witte empfangen worden war, erschienen hier endlich Truppen und machten dem Treiben ein Ende. (Vgl. Lett. Revolution II, 279.)

29. Nov. — 11. Dez. Riga. In den letzten Novembertagen und Anfang Dezember herrschte in der Stadt allenthalben eine außerordentlich schwüle Stimmung. Die Situation hatte sich

bis aufs äußerste zugespitzt. „Die Bevölkerung der Stadt“, so faßt der Rigaer Börsenkomitee die Situation zusammen (Rig. Handelsarchiv 1906, I, 14), — „wurde durch an den Straßenecken angeschlagene obligatorische Verordnungen und Publikationen von den Verfügungen des Föderativ-Komitees (Romanowstr. 25) oder des Exekutiv-Komitees der sozialdemokratischen Arbeiterpartei in Kenntnis gesetzt. Diese Komitees hielten Gericht, fällten Urteile und vollstreckten dieselben. Meuchelmorde von Polizeibeamten, Soldaten und Privatpersonen erfolgten täglich. An den Versammlungen der sich konstituierenden politischen Parteien, meist demokratischer Richtung, nahmen gleichzeitig Regierungsbeamte und Revolutionäre teil, und das Präsidium in diesen Versammlungen lag zuweilen gleichfalls in den Händen von Staatsbeamten. Die Streikbewegung in den Schulen wurde von Lehrern warm unterstützt und die Erklärungen resp. Forderungen der „Deputierten“ aus der Zahl der Schüler mittlerer Lehranstalten in den russischen Zeitungen publiziert. Alles und alle waren in Bewegung, Alles forderte, protestierte, faßte Beschlüsse und Resolutionen, administrierte und regierte. Nur die Regierungsorgane ließen sich nicht sehen und nichts von sich hören.“ —

Das Leben stockte. Die Stadt war durch den Post- und Telegraphenstreik von der Außenwelt so gut wie abgeschnitten. Im Laufe des Dezembers wuchs die Zahl der Verbrechen ungeheuer an, fanden in diesem Monat doch nicht weniger als 44 Morde, 72 Mordversuche und 65 Raubüberfälle statt*) Das Gefühl der Unsicherheit stieg von Tag zu Tage in der Erwartung herein brechenden Unheils. Die Garnison war klein, der kommandierende General v. Poppen beschloß für den Fall eines offenen Kampfes die innere Stadt zu halten, den Umkreis bezeichneten zwei Demarkationslinien: bis zum Stadtkanal und eine weitere bis zur Elisabethstraße (Lett. Revolution II, 279) Die Banken, von denen manche Extraschutzvorrichtungen einrichteten, wurden durch den Selbstschutz Tag und Nacht bewacht, auf die Straße ging man nicht ohne den Revolver in Bereitschaft zu haben. —

Am 29. November beschloß eine Versammlung der Post- und Telegraphenbeamten im Gewerbeverein unter dem Vorsitz des berüchtigten Marim ihren Streik fortzusetzen und die Aufforderung des Chefs, daß einige Beamte zu wichtiger Besprechung zu ihm kommen möchten, zu ignorieren. — In der Mühlenstraße kommt es zwischen estnischen und lettischen

*) Vgl. Lett Revolution II, 384 — Die Chronik kann im Folgenden nicht alle diese Fälle aufzählen, sondern nur die wichtigsten hervorheben

Rekruten zu einer Schießerei, an der sich dann auch andere Personen beteiligen; 2 Menschen werden dabei erschossen und 7 schwer verwundet. — Der Kornett Unger wird in der Waagestraße von einem Haufen überfallen und seines Säbels beraubt. — Ein privater Dampfer, der das Eis zwischen der Stadt und Hasenholm aufbrechen will, wird von einer Volksmenge zweimal beschossen und muß sich zurückziehen.

Am 30. November wurde wieder eine Versammlung der Telegraphenbeamten abgehalten. Hier erschien im Auftrage des Chefs ein Beamter und eröffnete den Streikern, daß sämtliche Beamte entlassen seien, sie jedoch neue Gesuche um Wiederanstellung einreichen könnten. Auf das wiederum präsidierenden Maxim Vorschlag wurde beschlossen, daß keiner ein solches Gesuch einreichen dürfe. — Beim Hotel Warschau wird ein Herr von 3 Leuten überfallen, man alarmiert die „Nachbarhülfe", worauf einer der Banditen in der Johannisstraße verwundet und verhaftet wird. — In der Malerstraße wird ein Offizier von einem Haufen überfallen; es wird von beiden Seiten geschossen. Eine Soldatenpatrouille verfolgt schießend die Strolche, die jedoch entkommen. — Abends spät bricht unter der Bevölkerung Thorensbergs eine Panik aus durch das Gerücht, ein großer tausendköpfiger Haufe Bewaffneter ziehe von Mitau heran. Die Arbeiter der Nachtschicht in den Fabriken legen die Arbeit nieder, um dem Haufen, der nach einer Version die „schwarze Sfotnja" sein sollte, entgegenzutreten. Zur Beruhigung der aufgeregten Einwohner wurde Infanterie und Kosaken nach Olai gesandt, die jedoch nichts fanden. Nur waren abends zwei Forsteien von einer längs der Mitauer Chaussee ziehenden Bande überfallen worden.

Auch im Bezirk der Alexanderpforte kursierten damals Gerüchte, daß die „schwarze Sfotnja" in allernächster Zeit in Aktion treten werde. Eine Bestätigung des Gerüchts sahen die Leute darin, daß sich an einer Anzahl von Häusern Zeichen in roter, blauer und gelber Farbe angemalt fanden, man erklärte sich das so, daß rot dabei Inbrandsteckung bedeuten sollte, blau — Demolierung, und gelb — Verschonung des Hauses. Ihren reelen Grund mögen solche Gerüchte darin gehabt haben, daß die revolutionären Führer — Sicheres darüber kann die Chronik noch nicht registrieren — in der Tat die Absicht hatten, in diesen Tagen loszuschlagen. Sie rechneten auf etwa 20,000 organisierte Arbeiter in der Stadt und auf großen Zuzug aufständischer bewaffneter Banden vom flachen Lande. Freilich mußten sie selbst einräumen, daß sie die Massen kaum mehr in der Gewalt hatten, so daß es also beim Eintreten wirklicher Kämpfe, wie etwa in Tuckum, ohne Frage zu

Ausbrüchen wildester Gewalttätigkeit hätte kommen können. Drei Punkte waren es, deren sich die Revolutionäre hätten bemächtigen müssen, um die Stadt in ihre Gewalt zu bekommen: das Schloß, das Stadthaus und das Ritterhaus. Das Schloß wurde durch Militär bewacht, im Stadthaus waren 20—30 Soldaten postiert und außerdem wachte eine größere Anzahl mahlbewaffneter Herren vom Selbstschutz, der planmäßig im Gebäude verteilt war, — ebenso im Ritterhause.

1. Dezember. Streik des Lehrpersonals der städtischen Kinderasyle, es verlangte die Einführung eines neuen Lehrplans. — Auf der Katholischen-, der Peterholm- und der Duntenhofschen Str. werden 5 Schutzleute überfallen und ihrer Revolver beraubt, ein sechster wird auf der Jaroslawschen Str. überfallen und durch Revolverschüsse verwundet. Abends dringt eine bewaffnete Bande in die Wohnung eines Polizeiverauffehers in der Kalnezeemschen Str. und nehmen ihm ein Gewehr und seinen Säbel ab.

2. Dezember. Die Baltische konstitutionelle Partei hält abends im Gewerbeverein eine Versammlung ab, die, auf Antrag des Vorstandes, nicht nur beschließt, um Aufhebung des Kriegszustandes zu petitionieren, sondern sogar die Resolution faßt, — sich dem „vierschwänzigen" Wahlrecht und zwar „für die erste Reichstagswahl" anzuschließen! An der Versammlung nahmen gegen 1000 Personen teil, von denen kaum ein Dutzend gegen diese Resolution stimmte, ein Ergebnis, das viele sich durch den beliebten Modus der eilig inszenierten Abstimmung — wer dafür war, sollte sitzen bleiben, wer dagegen, aufstehen — zu erklären suchten. — In der Sprenkstr. werden nachts zwei Schutzleute erschossen, ein dritter schwer verwundet.

3. Dezember. An verschiedenen Stellen der Stadt werden 4 Personen überfallen und, z. T. schwer, verwundet. — Nachts werden größere Unruhen erwartet. Das Publikum wird vielfach von der Polizei gewarnt, in dieser Nacht auf der Hut zu sein. Jedoch die kritische Nacht vergeht und der erwartete Angriff erfolgt nicht.

4. Dezember. Eine Monopolbude wird um 700 Rbl. beraubt. — Nicht weniger als 7 Personen werden ermordet, 3 andre schwer verwundet.

5 Dezember. Der Minenkreuzer „Abrek", mit 6 Geschützen und 70 Mann Besatzung, trifft in Riga ein und geht beim Schloß vor Anker. — Zehn Bewaffnete überfallen eine Werkstatt in der kl. Schloßstr. mitten in der Stadt, sie rauben einen Revolver.

6. Dezember. Die „Krippe“ muß geschlossen werden, weil die Mägde streiken. — In der Gradenstr. wird ein Kosak entwaffnet und schwer verletzt. — Zu einer Konditorei in der Dorpater Str. rückte ein Haufe streikender Bäckerknechte, um den Inhaber zu zwingen seine Austräger zu entlassen. Dieser setzte sich zur Wehr, es kam zu einer Schießerei, bei der ein Bäckerknecht erschossen wurde.

7. Dezember. Im I. Lett. Theater werden während der Vorstellung 2 Stinkbomben geworfen. — Eine Versammlung der Post- und Telegraphenbeamten beschließt u. a., an die Bevölkerung die Bitte zu richten „auf die Dienste der Post zu verzichten“, und den Streik fortzusetzen. Doch geht am folgenden Tage ein Teil der Postbeamten unter militärischem Schutz an die Arbeit.

8 Dezember. Das Föderativ-Komitee der Rigaer sozialdemokratischen Arbeiterorganisation erläßt durch Anschläge obligatorische Verordnungen, u. a.: für die Tage des Generalstreiks keine Wohnungsmiete zu zahlen. Den Hausbesitzern wird verboten, die Pässe behufs Anmeldung in der Polizei zu verlangen. Hausknechten und Nachtwächtern wird verboten, nachts Schutzleute, Gendarmen oder andere bewaffnete Gruppen in Häuser und Höfe einzulassen. Schließlich wird auch verboten, auf den Straßen verhaftete Hooligans ins Gebäude des Neuen Lettischen Vereins abzuführen, welches durchaus nicht dafür bestimmt ist. — Die von Riga ausgehenden Telegraphenlinien werden größtenteils durch Abschneiden unterbrochen. Von den Telegraphenbeamten melden sich indessen 25 und etwa ebensoviele Postbeamte wieder zum Dienst.

9. Dezember. Das Föderativ-Komitee fordert, gleichsam als „temporäre Regierung“, von Handelsunternehmungen, Trakteuren und Getränkeanstalten unter Androhung von Boykott und Gewalt die Zahlung jener Steuern, die bisher der Krone und der Stadtkasse zuflossen.

Beginn eines neuen Eisenbahnstreiks. Eine Versammlung der Eisenbahner in einer Werkstätte der Orelerbahn wird durch die Beredsamkeit des auch hier wieder präsidierenden Maxim, obgleich im allgemeinen wenig Stimmung dafür vorhanden war, zu dem Beschlusse hingerissen, aufs neue und sofort in den Ausstand zu treten. Dieser Streik dauert bis zum 23. Dezember.

10. Dezember. In die Navigationsschule des Börsenkomitees dringt vormittags eine Anzahl bewaffneter Leute, darunter 2 Studenten und 2 Schüler, zerschneiden die Telephonverbindung und verlangen von den Schülern, daß sie

gewisse ihnen vorgelegte „Forderungen“ durch ihre Unterschrift billigen sollten. Etwa zwei Stunden lang währten die Unterhandlungen, bis es dem Lehrer gelang die Polizei in der Stadt zu benachrichtigen. Als diese mit Kosaken eintraf, entflohen die Aufwiegler. Die Schule wurde jedoch vorläufig geschlossen, da man den Schülern gedroht hatte, jeden, der am Unterricht weiter teilnehmen werde, zu erschießen.

Ueberfall und Mord. Gegen 5 Uhr abends saßen einige Herren, unter ihnen der Kaufmann Hugo Engelhardt und der Glasermeister Joh. Krüger, im Restaurant „Twoh“, das mitten in der Stadt in der Herrenstr. gelegen ist. Unweit von ihnen saßen zwei unbekannte gutgekleidete Herren, die zufällig mit den Obengenannten in einen politischen Streit gerieten. Von beiden Seiten fielen scharfe Ausdrücke, worauf sich die beiden Fremden entfernten. Gleich darauf kam Herr Heinr. Miram ins Lokal und setzte sich zu Engelhardt und Krüger. Es verging über eine Stunde. Da betraten 15 mit Revolvern bewaffnete Fremde das Lokal und wollten Engelhardt an Ort und Stelle niederschießen, wurden aber daran durch das Restaurationspersonal gehindert. Es gelang ihnen jedoch Engelhardt auf die Straße zu zerren, worauf sie ihm die Augen verbanden, ihn in eine Droschke setzten und zu den Sanddergen hinausführten, um ihn zu erschießen. Sie gaben dort auf ihn unzählige Schüsse ab, von denen 4 trafen, worauf er sich tot stellend zur Erde stürzte und Todeskrämpfe simulierte. Darauf verließen die Attentäter den Tatort, um nach einer kurzen Zeit wiederzukehren und sich von seinem Tode zu überzeugen. Engelhardt simulierte eingetretenen Tod und hörte eine Frauenstimme in lettischer Sprache sagen „Es sind 5 Minuten vergangen, der ist bereits ein Aas.“ — Nachdem Engelhardt mit der Droschke abgeführt worden war, verließen auch Krüger und Miram die Restauration. Auch diese wurden in derselben Weise ergriffen und nach den Sanddergen entführt. Krüger wurde, durch vier Schüsse getötet, am nächsten Morgen dort aufgefunden; Miram, der von 10 Schüssen am Kopf, Arm, Rücken, Unterleib verwundet worden war, wurde um 9 Uhr morgens ins Stadtkrankenhaus eingeliefert. Er verschied auch am folgenden Tage. Engelhardt gelang es, sich am Morgen früh bis zur Stadt zu schleppen und dort eine Droschke zu gewinnen, die ihn ins Krankenhaus brachte.

11. Dezember. Um ½7 Uhr abends geht der Polizei die (wie sich erwies falsche) Meldung zu, daß in der Gregorstr. in der Mitauer Vorstadt ein Oberst soeben überfallen worden sei. Sofort wurden nun der Pristawgehülfe Porschitzki und der Revieraufseher Bariffowitsch mit 8 Schutzleuten dorthin

gesandt. Die Polizeioffiziere und die Schutzleute wurden beim Eintreffen in der Gregaistraße von einer etwa 200köpfigen Menge umringt, ihrer Säbel und Revolver beraubt. Die beiden Polizeioffiziere und ein Schutzmann wurden hierauf in Fuhrmannswagen zum Schienengeleise der Boldergaer Bahn gebracht und hier, trotzdem der Schutzmann bat, ihn seiner zahlreichen Familie wegen leben zu lassen, aufgestellt und niedergeschossen. Den übrigen entwaffneten Schutzleuten gelang es zu entfliehen, wobei einer verwundet wurde, zwei andere Schüsse durch den Mantel erhielten und einem die Mütze durchbohrt wurde.

12. Dez. Dorpat. Ein sozialdemokratisches Meeting in der Universitätsaula hatte tags zuvor (11. Dez.) die Inszenierung eines Generalstreiks beschlossen. Der erste Versuch damit wurde auf dem Fleischmarkt gemacht, doch scheiterte er völlig, die Fleischer traten den Streikführern mit geschwungenen Beilen und Messern entgegen und zwangen sie zum Abziehen. Dann erhielt der Trupp Nachschub und bewegte sich bald nach 10 Uhr vormittags zum Faureschen Etablissement, um dort die Arbeit zum Stillstand zu bringen. Aber auch hier stießen sie auf die energische Unlust seitens der Arbeiter, und sehr zur rechten Zeit sprengte eine kleine Kosakenpatrouille heran, bei deren Erscheinen zerstreute sich die fast ausschließlich aus Halbwüchslingen und kleinen Burschen bestehende Menge. Die Bürgerwehr, die am 10. Dez. in Funktion getreten war, war seit 12 Uhr mittags konsigniert. Um ½1 Uhr trat ein beträchtlicher Teil der Bürgerwehr aus dem Rathause vor und wurde von den dort angesammelten Hooligans, einer großen Menge, bespöttelt. Als darauf die Masse auf die Bürgerwehr noch weiter eindrang und sie mit Steinen bewarf, wurden einige Dutzend Schüsse in die Luft gefeuert, worauf die Menge zurückwich und die Bürgerwehr in mehreren Patrouillen auf die Straßen rückte. Nach ihrem Abzug sammelte sich rasch wieder eine Menge von Hooligans vor dem Rathause an. Da ritt eine Kosakenpatrouille heran, die anfangs in die Luft feuerte, als dies aber nicht die gewünschte Wirkung hatte, feuerte sie in der Richtung der Kühnstraße, wobei 2 Pferde getroffen und mehrere von den Tumultuanten verwundet wurden. Damit war der Generalstreik beendet.

Einige Tage später wird ein Protest gegen die Bürgerwehr in Form eines Anschlages am schwarzen Brett der Universität von der Ortsgruppe des „Akademischen Bundes", unterzeichnet vom Professor Jarotzki als Präses und einem gewissen N. W Sacharow, veröffentlicht. Hier wird die Bürgerwehr beschuldigt, „friedliche Bürger" durch ihr Schießen

der Todesgefahr ausgesetzt und „das grausem blutige Vorgehen“ der Kosaken und der Polizei gegen den „friedlichen Haufen“ veranlaßt zu haben.

12. Dez. Libau. Der Telegraphenchef Beckmann wird von Unterbeamten durch Revolverschüsse ermordet.

12. Dezember. Walk. Eintreffen von Truppen unter Generalmajor Alex. A. Orlow.

Seit dem 4. Dezember war die „Volksherrschaft“ in Walk immer übermächtiger geworden. Am 10. Dez. werden wieder die Getränkehandlungen gewaltsam geschlossen, die Polizei sieht dem Treiben ohnmächtig zu. Nun werden auch Stadtverwaltung wie Polizei für abgesetzt erklärt und neue Stadtvertreter ernannt. Am folgenden Tage sind alle Geschäfte geschlossen und den Fuhrleuten das Fahren verboten. Und als sich die Kunde verbreitet, Militär käme aus Petersburg heran, da wird von den revolutionären Machthabern der Befehl erlassen, daß niemand sich unterstehen solle dem Militär Lebensmittel zu verkaufen.

In diesem Augenblick, am 12. Dezember, trafen endlich mehrere Züge mit Gardetruppen ein: 6 Eskadronen der Leibgarde Ulanen J. M. der Kaiserin, 2 Eskadronen der Kürassiere J. M. der Kaiserin-Mutter, 1 Schützenbataillon Sr. Maj. des Kaisers, die reitende Gardeartillerie-Brigade, 1 Maschinengewehr-Kompagnie und eine Abteilung des 1. Eisenbahnbataillons. Sie standen unter dem Kommando des Generalmajors Ortow. Das Militär trat nun sofort in Aktion, um die Ordnung wiederherzustellen, in Walk sowie auch weiter im Lande, ein Zug mit Militär wurde schleunig auf der Zufuhrbahn nach Hoppenhof geschickt.

In Walk wurde durch Maueranschläge eine Kundgebung des temp. Generalgouverneurs Sologub vom 12. Dezember publiziert, durch welche die Einwohner aufgefordert wurden, die Personen, die sich die Funktionen von Verwaltungsorganen angeeignet hatten, namhaft zu machen, und alle Waffen auszuliefern. Widersetzlichkeit wird nach dem Militärstrafgesetz bestraft. Die schuldigen Gemeinden werden mit hohen Geldstrafen belegt, die allerschuldigsten aber in den nördlichen Gouvernements angesiedelt werden. — Dann begannen die Verhaftungen. Die Schmiedestraße und die nächsten Höfe werden besetzt und in der Karlsonschen Buchdruckerei eine Haussuchung vorgenommen, worauf der Besitzer J. Karlson und 3 seiner Angestellten verhaftet werden. — In den nächsten Tagen wurden dann noch verhaftet und nach Pleskau geschickt: der Hausbesitzer G. Orgusar, der Weinhändler und Chef des städtischen „Seidschutzes“ J. Alwer,

der Lehrer der Gemeindeschule Akmentin, der Hilfslehrer der Ermesschen Parochialschule Seltin und eine Anzahl Agitatoren.

13. Dez. Tignitz (Livl.). Das Gutshaus wird von einer großen Bande Aufständischer (vgl. a. S. 197) überfallen. Abends langte ein Eisenbahnzug, der mit mehreren hundert Mann besetzt war, die sogar 3 Aerzte und barmherzige Schwestern mit sich führten, bei der Sägemühle in der Nähe des Gutes an. Die Bewohner der Sägemühle werden überrumpelt, das Telephon zerstört, so daß das Gut nicht gewarnt werden konnte. Dann wurde das Gut besetzt. Der Verwalter Walf und der Kreischefgehülfe Petkewitsch, der zufällig gerade hinkam, fielen den Angreifern in die Hände. Im Hause wurden die Dielen aufgerissen, die Wände eingerannt, alles zerschlagen, um geheime Verstecke von Waffen zu finden. Aber die Beute war gering, nur 6 Flinten. Dem Kreischefgehülfen wurde sein Revolver abgenommen. Auch eine kleine Böllerkanone wurde mitgeschleppt, aber sie platzte andren Tages beim Probeschießen, wobei mehrere verwundet wurden. Endlich wurde auch den Dienstboten Geld und eine Uhr geraubt. Gegen Mitternacht dampfte die Bande mit ihren Zuge weiter, nach Quellenstein, wo Rat gehalten wurde, was nun weiter zu tun sei. Ein Teil wollte weiter fahren, um Pernau zu überfallen; die Mehrzahl aber wollte eine Lokomotive mit einigen Leuten vorausschicken, um zu erfahren, was ein zweiter Haufe Revolutionäre, der aus Salisburg nach Pernau gezogen sein sollte, unternommen habe. Die Kundschafter kehrten aber zurück mit der Nachricht, daß von den andern nichts zu hören sei. Darauf kehrte der ganze Haufe mit dem Zuge nach Maiseküll und Rujen zurück. (Nordlivl. Ztg.)

13.—15. Dez. Riga. Dritter Generalstreik.

Während das lettische Föderativ-Komitee sich einem neuen Generalstreik gegenüber ablehnend verhielt, waren der jüdische „Bund" und die Rigasche Gruppe der „allrussischen sozialdemokratischen Arbeiterpartei" dafür und forderten durch Maueranschläge zur Niederlegung der Arbeit auf. Infolgedessen traten schon am 12. Dezember einige Fabriken, in denen vorzugsweise Russen beschäftigt werden, der „Prowodnik" und die Kusnezowsche Fabrik, in den Ausstand, ebenso der größte Teil der Fabriken in Mühlgraben und an der Roten Düna. Um die Mittagszeit desselben Tages veranlaßte ein Haufe von Leuten auch die Händler auf dem ganzen Markt den Handel einzustellen, während schon morgens Bauern, die Fleisch zum Markt bringen wollten, vom Schlachthause von dort angesammelten Leuten vertrieben wurden. Abends trat dann das Föderativ-

Komitee in der Romanowstr. 25 zu einer Beratung zusammen und beschloß um der Solidarität willen sich dem Wunsche der beiden andern Organisationen zu fügen und zum folgenden Tage den Streik zu proklamieren.

Am 13. Dezember stockte infolgedessen wieder alle Arbeit, aller Handel, aller Verkehr. Nur in den Lebensmittelhandlungen durfte verkauft werden. Durch die Straßen zogen unablässig Militärpatrouillen — im Laufe der letzten Woche war endlich von Dünaburg her Militär mit Geschützen und Maschinengewehren in Riga angelangt. Der Tag verlief im übrigen ziemlich ruhig. An einer Stelle kam es abends zu einem Zusammenstoß. In der Marienstraße schoß ein junger Mensch aus einem Hause auf eine vorüberziehende Patrouille. Die Soldaten schossen auch ihrerseits und der Attentäter wurde schwer verwundet. Durch die Schüsse allarmiert, strömte ein Haufe Volks zusammen, und nahm den Soldaten gegenüber eine so drohende Haltung ein, daß diese genötigt waren auf die immer näher auf sie eindringende Menge zu feuern, wobei eine Person getötet und eine verwundet wurde. Ebenfalls abends sammelte sich ein Haufe Menschen in der Elisabethstraße und gab einige 50 Schüsse ab, zerstreute sich aber beim Herannahen einer Patrouille.

Am 14. Dezember versuchten Arbeitergruppen im Kaiserwalde und in einigen Fabriken Meetings abzuhalten, die jedoch vom Militär aufgehoben wurden, wobei den Teilnehmern Waffen abgenommen und einige Agitatoren verhaftet wurden. Auf Befehl des Gouverneurs wurde aus der Pontonbrücke ein Element entfernt, um einen Andrang der jenseits der Düna wohnenden Arbeiter zu erschweren. Unterdessen fand im Hause des II. lettischen Vereins, Romanowstr. 25, eine Versammlung statt, an der einige der besonders hervortretenden revolutionären Führer, der Jude Maxim und Ingenieur Paulsch, der Leiter der Organisation der Eisenbahnbeamten, teilnahmen. Das Komitee sollte nun hier ausgehoben werden. Um die Mittagszeit wurde der Bezirk des Vereinshauses von Truppen umstellt und 2 Kanonen aufgefahren. Indessen die Sache mißlang. Die Belagerten begannen mit dem Militär lange Unterhandlungen und unterdeß trachten alle Hauptpersonen sich verkleidet, maskiert, über Dächer und Zäune kletternd, in Sicherheit. Doch wurde das Haus militärisch besetzt und das vorgefundene Aktenmaterial konfisziert.

Am 15. Dezember fand beim Bazar Berg eine Zusammenrottung streikender Eisenbahner statt, die aber bald von Dragonern auseinandergejagt wurde. Eine Bande streikender Postbeamten drang ins Postbureau in der Moskauer Vorstadt

und zwang zwei dort arbeitende Beamte zum Mitgehen. Ins Hauptpostgebäude wird nachmittags eine Stinkbombe geworfen. In verschiedenen Stadtteilen werden Volkshaufen von Dragonern auseinandergetrieben, wobei vielfach Einzelschüsse und Salven in die Luft abgegeben werden. Mit diesem Tage aber war die Kraft des Generalstreiks erschöpft. Er wurde aufgegeben und am folgenden Tage konnte die Arbeit wieder aufgenommen werden.

14. Dez. Libau. Ein Arbeiter-Rat wird durch gewählte Deputierte von allen Fabriken (je einer auf 200 Mann) gebildet. Er faßt auf seiner ersten Sitzung drei Resolutionen: 1) dem Stadtamt zu erklären: „In Anbetracht des Versuches der hiesigen Fabrikanten, uns durch Schließung der Fabriken zu einem Blutbad herauszufordern und auf unsere Schultern die ganze Last der augenblicklichen Krisis abzuwälzen, in Anbetracht der Flucht der Kapitalisten ins Ausland und des Wunsches der Bourgeoisie, hier einen Bürgerkrieg hervorzurufen, verlangen wir vom Börsenkomitee und der Stadtduma, daß sie eine Summe für den Unterhalt der arbeitslosen und hungernden Arbeiter bewilligen. Wenn diese Forderung nicht bewilligt werden sollte, fällt die ganze Schuld für all das Elend, für die Demolierung der Fabriken usw. auf diese selbe Bourgeoisie, welche sich feige vom Kampfe der Allgemeinheit zurückzieht." 2) die Fortsetzung des Post- und Telegraphenstreiks zu unterstützen und 3) den Kaufleuten zu verbieten, die Preise auf Lebensmittel und die wichtigsten Gebrauchsgegenstände zu erhöhen.

12.—20. Dezember. Die Schreckenstage in Estland.

Nach den Verhaftungen in Reval am 10. Dez. veröffentlichten estnische sozialdemokratische Blätter tags darauf die Erklärung, daß nunmehr die Würfel gefallen seien und jeder sich entscheiden müsse, ob er für die Regierung oder das Volk sei. Am 12. Dez. fand dann in Koil im Kirchspiel Haggers in der Nähe von Reval ein riesiges Volksmeeting statt, das den Kampf gegen die Regierung proklamierte. (Lett. Revolution II, 405.) Die Agitatoren, unter denen der Rechtsanwalt Temant aus Reval, ein hinreißender Volksredner, eine hervorragende Rolle spielte, redeten dem Volke ein, daß der „unerträgliche Kriegszustand" auf Betreiben der deutschen Gutsbesitzer eingeführt sei, die dafür nicht hart genug gestraft werden könnten. Und nun flammte der Aufstand auf, zuerst im Kreise Harrien, dann in der Wiek und in Jerwen. Von Reval aus zogen bewaffnete Scharen durchs Land, ein Teil nach Osten, andere südlich nach Weißenstein zu auf der einen und bis vor

Leal auf der andern Seite. Meist waren es wohl Arbeiter aus Revaler Fabriken, doch befanden sich wohl auch andere Elemente unter ihnen, wie der Fall in Jegelecht zeigt, wo einer von den eingedrungenen Bande sich ans Klavier setzte und einige Stunden vortrefflich seinen Kumpanen zum Tanze aufspielte. Vielfach waren auch Letten unter diesen Estland durchtobenden Banden. Die Hofsarbeiter wurden gezwungen mitzumachen, was manche auch bereitwillig taten, während sehr viele sich freilich dem durch Verstecken entzogen. Auch die Bauerwirte beteiligten sich vielfach nur gezwungenermaßen, in mehreren Fällen waren sie es, die größeres Unheil verhinderten, so z. B. in Neu Meijama, in Kautel, in Padenorm. Allerorts wurden die Gutshäuser überfallen und in wenigen Tagen ihrer 54 niedergebrannt (vgl. w. u. das Verzeichnis) und 40 andre wenigstens demoliert. So schnell fegte dieser Sturm über das Land, daß schon am 15. Dez. eine von diesen Banden über die livländische Grenze ins Jakobysche Kirchspiel drang (vgl. u. S. 232).

Schon am 13. Dezember morgens traten die Leute vom Kotlschen Meetung in Aktion. Die benachbarten Gutsbesitzer v. Lueber Koil und E. v. Ramm-Sallentack wurden gefangen genommen und mehrere Tage lang auf abgelegenen Wegen hin und her geschleppt, mit knapper Not entgingen sie dem Schicksal erschossen zu werden (vgl. die Schilderung eines von ihnen, v. Ramms „Aus Estlands roten Tagen." Helsingfors 1906. S. 20 ff.). Gleichzeitig waren auch noch zwei andre von ihren Nachbarn in die Hände der Aufrührer gefallen. Ein Privatbrief des Doktors K. in Haggers („Nordlivl. Ztg") berichtet darüber:

„Am 13. um 9 Uhr morgens war Haggers mit Banden schon überfüllt, die mit Geheul ins Haus stürmten und alles nach Waffen durchsuchten. Die Familie v. Kotzebue-Parkhof wurde, auf der Flucht begriffen, überfallen und Herr v. K. arretiert, die Familie suchte im Doktorat Zuflucht. Einige Mal wurden wir noch heimgesucht und es wurde nach dem alten Baron Nikolai Stackelberg Suttem geforscht, der sich bei uns versteckt hielt. Die Nacht verlief ruhig. Am 14. Dez. früh kamen wieder Banden, die nach Waffen und Baron Stackelberg suchten. Als etwas Ruhe eintrat, fuhr ich zu einem Kranken. Unterdessen war Baron Stackelberg arretiert worden; er hatte sich selbst gestellt, da die Aufrührer das Haus anzünden wollten. Unter Schimpfen und Stoßen wurde er fortgeschleppt und hohnlachend zeigten sie mir ihren Gefangenen. Auch mir wollte man auf den Leib rücken, doch sprangen Bessergesinnte mir bei. In diesem Augenblick stürmten Die-

goner heron (die etwo 40 Mann ſtark von Reval ousgerückt waren und bei der Haggerſchen Kirche auf die etwa 200 Mann ſtarke Bande ſtießen). Es gob ein furchtbores Blutgericht. Die Drogoner goben keinen Pardon und ſchlugen dorouf los. (Von den Revolutionören wurden 12 getötet, 2 gefongen und mehrere ſowie ouch 2 Drogoner verwundet.) Borvn Stockelberg wurde befreit und fuhr noch Revol. . .

Mit Herrn v. Kotzebue zugleich woren ouch die Herren v. Lueder und Ramm gefongen genommen worden. . . Nach dem Blutgericht blieben die 3 gefongenen Herren verſchwunden — wir fürchteten fehr für ihr Leben. Mir moß man die Schuld on dem Gemetzel bei, während ich doch für die Verwundeten geſorgt hotte. Ich bol die Dragoner, unbedingt die drei Gefongenen oufzuſuchen. Eine quolvolle Zeit des Horrens brach on; es wurde dunkel: rings bronnten die Güter, kein Drogoner erſchien. Ich erhielt die Nochricht, doß es nun gegen mich, der ich den Drogonern den Weg gezeigt hoben ſollte, losgehen würde, doch konnte ich ohne Herrn v. Kotzebue nicht fort. Da, um Mitternocht, erſchien wie ein Geſpenſt Herr v. Kotzebue — er war entflohen (unmittelbar vor Vollſtreckung des gegen ihn gefällten Todesurteils und noch quolvollen Morlern — man hotte ihm die Sehnen on den Fingern ouseinondergezerrt). Nun fuhren wir ſofort olle in wilder Fohrt noch Revol. Fost olles iſt geflohen und foſt olle hoben olles verloren" —

Gefongen genommen wurden ouch noch on ondren Orten einige Perſonen, ſo v. Hippius-Neuhorm, der noch ein tägiger Gefongenſchoft freigelossen wurde. In Koulel (ſüd-öſtl. von Revol) wurde der dort wohnende 83jöhrige Herr Differt gefongen und ſollte getötet werden. Als dann die Bande erfuhr, doß er nicht der von ihnen geſuchte Kreisscheigehülfe Brzezinski ous Merjomo ſei, verprügelten ſie den olten Herrn und ließen ihn frei. In Wonnomois fielen stud. O Boron Budberg und der Houslehrer einer Bonde in die Hände und wurden ins Fölkſche Gemeindehous geſchleppt, von wo der Houslehrer bold entkom, Boron Budberg oder noch weiter in ein Gefönde gebrocht wurde. Erſt ols ſich die Nochricht von der Ankunft von Truppen verbreitete, zerſtreuten ſich die Aufſtändiſchen om 19 Dez. und überließen ihren Gefongenen ſich ſelbſt. Im Allaferſchen Gemeindehouſe wurde Herrn Boron Ungern Sternberg interniert, er wurde zum Tode verurteilt, nach einigen Togen oder dennoch freigelaſſen.

Ueber die Vorgönge im Kſp. Merjama in der Wiek berichtet ein Augenzeuge in einem Privotbrief („Duna Ztg."): „Geſtern, den 15. Dezember — den Tog werde ich ſobold

nicht vergessen — verbreitete sich schnell am Morgen die Nachricht, von der Station Hermet kommt eine Bande in der Richtung auf Merjama los, und richtig, eine Stunde später war das Gut Walk (das von den Aufständischen zum „Nationaleigentum“ erklärt wurde) vernichtet, ebenso die Brennerei total zerstört. — Gegen 2 Uhr nachmittags sahen wir überm Walde eine schwarze Rauchsäule aufsteigen. Leute, die vorbeikamen, erzählten, Schloß Heimar sei demoliert und angezündet. Gleich darauf kamen die Plünderer nach Merjama, zerstörten die Polizei und das Haus des Kreisschefgehülfen Brzezinski, schleppten alle Möbel sowie die ganze Kanzlei hinaus und zündeten den Haufen an. Dann wollten sie das Hospital, die Apotheke und das Doktorat vornehmen, die Bauern ließen es aber nicht zu; hierauf wurde das Forsthaus total demoliert. Nun sollten wir an die Reihe kommen, doch wieder waren es unsere Bauern, die uns retteten, sie redeten den Plünderern vor, die Arbeiter würden drobloss, und da ließen sie von uns ab und zogen nach dem Pastorat. Der Pastor war geflüchtet, so ließen sie das Pastorat sein und fuhren nach Alt-Merjamo.

In Alt-Merjama wurde das Mobiliar zertrümmert, dann das Gutsgebäude angezündet, die Brennerei vernichtet. Von dort gingen sie weiter nach Pedua, zertrümmerten die Brennerei und zündeten sie an, von da nach Rosenthal, demolierten die Gutsgebäude und das Herrenhaus und brannten es an. — Du kannst Dir ungefähr dieses furchtbare Drama in unserer nächsten Nähe vorstellen, denn diese 3 Güter liegen 2—2½ Werst von uns ab nach verschiedenen Richtungen und alle brannten zu gleicher Zeit, keine zwei Stunden haben sie gebraucht, um dieses zu vollführen. Nicht genug daran: ich und unser Maschinist standen auf der Landstraße vor der Fabrik, da kam die Horde wieder vorbei und sie riefen: Jetzt gehen wir nach Sottküll! Und richtig, gegen 10 Uhr flammte Sottküll hinterm Walde auf und ist total verbrannt. Damit beschlossen die Banden ihr Tagewerk. — Am 16. Dezember brannten sie Paeskülll nieder, nachmittags Porgenthal, weiter Steenhusen und nachher Schloß Fickel. Heute ereilte dasselbe Schicksal das Gut Sipp, Tockumbeck und Luist — kurz, ich kann Dir sagen, der Verstand steht einem still ob solcher bestialischen Brutalität, dazu erzählen sie und soll es bei ihnen beschlossene Sache sein, noch im alten Jahre in ganz Estland alle Güter zu vernichten und dem Erdboden gleich zu machen — möglich ist heute alles, denn in unserem Kirchspiel (Merjama) haben sie in nicht 3 Tagen 11 Güter demoliert und verbrannt — und von Militär keine Spur!“ —

Kleinere Banden tauchten in den nächsten Tagen auch weiter im Südwesten Estlands auf. Hier drangen, wie ein Augenzeuge berichtet („Rev. Ztg."), 10 Bewaffnete am 18. Dez. nachts ins Wohnhaus von Metzeboe (Kp. Hanehl), das nur von Damen bewohnt war. Sie rissen diese aus den Betten, mißhandelten sie in rohester Weise, wobei sie mit Messern und Knütteln erheblich verletzt wurden. Dann schlugen sie sämtliches Mobiliar buchstäblich in Splitter. Dem in der Herberge wohnenden Landgendarmen gelang es einige bewaffnete Leute zu alarmieren und auch aus dem benachbarten Padenorm kam Hilfe. Es gelang 3 von der Bande zu ergreifen. Die Bauerschaft der vereinigten Gemeinden Padenorm und Metzebve war empört über den Vorfall und versammelte sich im Gemeindehause, wo das Verhör der Gauner begann. Sie waren geständig und gaben ihre sämtlichen Komplicen an. Die Gemeinde beschloß außerdem, sofort die sechs Padenormschen Mitglieder der Bande sowie das Frauenzimmer, bei der sie ihre Zusammenkünfte gehabt haben, für immer aus den Grenzen des Gebiets auszuweisen. Durch dieses schneidige und absolut einmütige Vorgehen der Padenormschen Gemeinde ist großes Unheil verhütet worden. Wie die Gauner später gestanden, haben sie die Absicht gehabt, alle Gemeindehäuser und Güter der Umgegend auszuplündern und niederzubrennen.

Auch an andern Orten machte sich schon jetzt eine gewisse Reaktion gegen die Revolutionäre unter dem Landvolk bemerkbar. So beschloß der landwirtschaftliche Verein in Goldendeck am 18. Dez., ein Telegramm an die Regierung abzuschicken mit dem Ausdruck der treuuntertänigen Gefühle und dem Ausdruck des Abscheus vor den Taten der Aufrührer und Plünderer.

An Mordtaten während dieser Tage seien folgende registriert. Am 16. Dez. sollte in Jewe das Haus des Landgendarmen Brinkmann in Brand gesteckt werden. Als er hinausstürzte, um sich zu verteidigen, wurde er mit Revolverschüssen schwer verwundet niedergestreckt. — Am 20. Dezember wurde in Penningby der Gutsherr A. v. Baranoff ermordet. Bereits am 16. war hier eine Bande erschienen, die sich aber, nachdem sie Geld und Waffen erhalten, wieder entfernt hatte. Dadurch sicher gemacht, hatte v. Baranoff sich entschlossen, trotz der Bitten seiner Gattin nicht nach Reval zu fliehen, sondern auf seinem Gute auszuharren. Am 20. kam nun eine Bande von etwa 30 Mann vors Haus gefahren und begann sofort in die Fenster zu schießen. Herr v. B. wollte nun mit den Seinen das Haus durch den hinteren Ausgang verlassen. Aber kaum hatte er einen Schritt zur Tür hinaus gemacht, als er von einem Schuß in die Schläfe getroffen

wurde. Er hatte noch die Kraft ins Zimmer zurückzugehen, wo er sich auf den Divan legte. Aber die Bande war mit ihm eingedrungen und nun „spielte sich eine entsetzliche Szene ab. Die kleinen Kinder des Todwunden umklammern die Knie der Unmenschen und flehen um Erbarmen, aber mit Kolbenstößen werden sie zur Seite geschleudert, der Sterbende wird aus den Armen der unglücklichen Gattin gerissen und noch vier Schüsse erhält er in den Kopf, bis er vor den Augen der Seinen tot zusammenbricht“ (v. Ramm, Aus Estlands roten Tagen, S. 48). Zwei seiner Mörder, zwei Brüder Redane, wurden bald darauf ergriffen und standrechtlich erschossen. — Am 21. Dez. nachts dringen fünf fremde Leute ins Haus von Sallentack, um es niederzubrennen. Der treue Gärtner, der seinem Herrn versprochen hatte das Haus nach Kräften zu schützen, tritt ihnen entgegen und bittet und fleht das Haus zu schonen, — aber fluchend schießt einer der Kerle ihn nieder, und das Gebäude geht in Flammen auf (v. Ramm, l. c. S. 49). — Am 21. Dez. trat in Wesenberg in die Handlung des Stadthaupts Kansberg ein Schuster Neudorf und versuchte diesen zu erschießen. Dreimal versagte jedoch sein Revolver und zwei Kugeln gingen fehl. Wenige Tage später wurde der Attentäter in Taps verhaftet und standrechtlich erschossen.

In diesen ersten Schreckenstagen war das Land schutzlos den Ueberfällen preisgegeben. Militär war nicht vorhanden und die kleinen Detachements, die von Reval ausgeschickt werden konnten, genügten bei weitem nicht. Nur in Jermen (Weißensteln) stand eine kleine Abteilung Dragoner. Am 15. Dezember wurden diese nach Koil gegen die dort hausenden Revolutionäre geschickt. Unterwegs hatten sie zwischen Piamets und Wahhast einen Zusammenstoß mit einer Bande, die dabei 2 Mann an Toten verlor. Bei einem von diesen fand man einen Brief, aus dem hervorging, daß am 16. Dezember ein Angriff auf das Waffendepot in Weißenstein geplant war. Sofort kehrten die 64 Dragoner in forciertem Ritt nach Weißenstein zurück und trafen noch rechtzeitig ein, um den Angriff einer tausendköpfigen, meist bewaffneten Menge mit der kalten Waffe abzuschlagen und sie zu zerstreuen; 20 Schwerverwundete blieben auf dem Platz.

Erst am 17. Dezember — in eilster Stunde, es hätte keinen Tag später sein dürfen — trafen Truppen aus Petersburg in Reval ein, die Gardegrenadiere zu Pferde, dann auch andre, und am 20. Dez. der Kommandeur der Pazifikationstruppen für Estland Generalmajor Besobrasow. Nun gingen stärkere Abteilungen ins Land. Nach Weißenstein, Taps usw. wurden Marinetruppen gesandt. Hapsal wurde von Kosaken

und einer Kompagnie Infanterie besetzt. Die Kosaken jagten beim Mortenschen Kruge eine kleine Bande auseinander, wobei 4 von diesen Leuten fielen. Auch bei Fickel kam es zu einem Rekontre zwischen Kosaken und einer größeren Bande, die starke Verluste an Toten und Verwundeten erlitt. Mit welchem Fanatismus einzelne der Aufständischen sich dem Militär entgegenstellten, zeigt folgendes Beispiel. Eine am 19. Dezember nach Cournal zur Rekognoszierung abgesandte Abteilung Militär von über 100 Mann traf unterwegs einen Schlitten mit nur 3 Insassen, von denen trotzdem einer, als er der ebenfalls im Schlitten fahrenden Militärpersonen ansichtig wurde, die Frechheit hatte, sich mit dem Revolver in der Hand auf den ersten Schlitten zu stürzen. Doch konnte er keinen Gebrauch von seiner Waffe machen, da der im Schlitten sitzende Kreisschefgehülfe ihm einen Stoß mit dem Fuß vor die Brust versetzte, so daß er kopfüber in den Graben stürzte. Die Soldaten machten darauf ihn und seine beiden Genossen nieder.

Nach dem Eintreffen hinreichender Truppenmengen wurde dann mit der Säuberung des Landes energisch begonnen. Es erfolgten zahlreiche Verhaftungen. — In Reval ordnet der Generalgouverneur Woronow an, daß nirgendwo mehr als 4 Personen in Gruppen beieinanderstehen dürfen und niemand von 7 Uhr abends bis 5 Uhr früh die Häuser ohne Passierschein verlassen darf.

*

Verzeichnis der in Estland niedergebrannten Güter.

In Harrien: Ilgas, Kostifer, Saage, Penninghof, Pastk, Hallinap, Rastk, Fegfeuer, Wait, Ariowal, Jerlepp, Sellie, Kuimetz, Kai, Attel, Meeks, Paunkül, Toal, Tammik, Allofer, Orrenhof, Jerwakant, Woldau, Kedenpäh, Sallentack, Kechtel, Pachel, Tois, Addila, Koil. — Zusammen 30 Güter.

In Jerwen: Mehhekül, Laupa, Tecknal, Kollo. — Zusammen 4 Güter.

In der Wiek: Rosenthal, Paenkül, Söttkül, Kasty, Fersenau, Mossama, Heimoi, Walk, Merjama, Soimtz, Luist, Pargenthal, Sipp, Schloß Lahde, Stenhusen, Schloß Fickel, Felcks, Jeddefer, Kounofer, Wannamais. — Zusammen 20 Güter. (Vgl. Die lett. Revolution II, 395.)

15 Dez. Pernau. Die Stadtverordnetenwahlen fallen, trotz der heftigsten Agitation, vieler Drohungen und ausgesprengter Gerüchte von Gewaltmaßregeln der Revolutionäre, im Sinne des ordnungliebenden Teils der Bevölkerung aus. Das Stadthaupt Brackmann hatte darauf bestanden, die Wahlen

trotz allem nicht zu verschieben. Und in der Tat wären sie schon am andern Tage kaum mehr möglich gewesen. Schreckensnachrichten vom Lande trafen ein und viele Flüchtlinge. Es hieß selbst Pernau sei bedroht und so entstand in der Stadt eine nicht geringe Panik. — Indessen hielt das Gefühl der Unsicherheit noch eine ganze Woche an; erst am 24. Dezember rückte Militär in die Stadt, Infanterie und 200 Mann Kavallerie mit 2 Geschützen. Eine Anzahl der Hauptaufrührer wird verhaftet.

16. Dez. Kaima (Livl.). Gefecht mit Revolutionären. Nach dem Eintreffen der Unglücksbotschaften aus Estland und dem Jakobischen Kirchspiel im Norden des Pernauschen Kreises, wo am 15. Dezember die Güter Könno, Kaisma und Pörrafer niedergebrannt waren, fuhr Landrat A. Baron Pilar-Andern mit seinem 17jährigen Sohn und zwei zuverlässigen Leuten am 16. Dezember nachmittags nach Kaima (Kirchspiel S. Michaelis), um hier den, wie signalisiert war, aus Estland her eindringenden Brandstiftern den Weg zu verlegen. Bald kamen diese auch auf Schlitten angefahren. Es kam zu einem kurzen Feuergefecht, worauf die Bande, von der mehrere verwundet waren, Kehrt machte, 3 Gefangene und eine Anzahl geraubter Sachen zurücklassend. Anscheinend war das bloß der Vortrab einer größeren Bande gewesen. So blieb Baron Pilar auf dem Platz, um das Gros zu erwarten. Um 2 Uhr nachts rückte die Bande auf einer Reihe von Schlitten wieder an. Inzwischen war aus Pernau ein Sukkurs von 8 Herren eingetroffen. Wieder kam es zu einem kurzen Feuergefecht, durch das die Mordbrenner in die Flucht geschlagen wurden. Ein schwerverwundeter Gefangener, Waffen, drei gestohlene Pferde und eine Schlittenladung geraubter Sachen fielen den Siegern in die Hände. — Darnach schlossen sich 20 Torgelsche Bauern den Herren an, um die Mordbrennerbanden energisch zurückzuschlagen. (Die lett. Revolution II, 408. „Nordl. Ztg.“) Vgl. w. u. zum 19. Dez. Kabbal Ollepä.

16. Dezember ff. Die „roten Tage“ im Fennernschen Kirchspiel (NLivl.).

Am 16. Dezember brannte die aus Estland herüberkommene Bande 6 Güter nieder (s. o. S. 206), denen am folgenden Tage Kerro und Neu Fennern und am 18. Dezember Alt-Fennern folgten.

Der Brief eines Augenzeugen (veröffentlicht in der „Düna-Zeitung“) erzählt von den Vorgängen wie folgt:

„Am 16. Dezember mußten wir aus Fennern fliehen. Schon tags zuvor hörten wir, daß Haufen heranziehen, glaubten

es aber nicht, dachten auch, daß sie Doktorate nicht anrühren würden, nur ordneten wir zum Glück alle Papiere und steckten sie nebst unseren Schmucksachen zu uns. Am 16. um 3 Uhr nachmittags kam plötzlich ein alter Bauer zu uns gelaufen mit der Nachricht, daß ein Haufe von 70 Mann schon in Neu-Fennern sei und brennen und demolieren solle. Bald darauf sahen wir auch Rauch und Flammen aufsteigen. Wir wollten eigentlich im Hause bleiben, doch baten uns unsere Leute flehentlichst fortzugehen und so flohen wir denn in den Wald in ein Bauergesinde. Kaum waren wir fort, so kam der Haufe auch schon zu uns, umzingelte das ganze Haus und suchte nach uns. Auch das Haus hatten sie anzünden wollen, doch hatten unsere Leute so gebeten es stehen zu lassen, daß sie das Brennen bleiben ließen, nur entsetzlich durchwühlten und nach Waffen durchsuchten, aber sonst nicht allzuviel stahlen. Darauf zogen sie weiter und zum Unglück gerade auf das Gesinde zu, in dem wir waren, wir hörten sie kommen und flohen weiter in den Wald. Hier suchten uns unsere Leute auf, hatten uns schon die Pferde angespannt und so fuhren wir durch die Nacht in leichten Kleidern, wie wir waren, die 56 Werst bis Pernau, nur auf Waldwegen. Sie sollen uns nachher noch auf zwei Schlitten nachgejagt sein, haben uns aber nicht eingeholt. Sonst sind alle Güter in unserer Gegend abgebrannt, das schöne Gutshaus in Kerro ist ein Schutthaufen. Herr und Frau v. Renteln sind verwundet und geflohen, Kartshof ist abgebrannt, die alten Damen Frl. v. D. und Baronin F. sind zu Fuß fortgegangen, Frl. v. D. soll geschlagen worden sein, das Haus des Verwalters und Oberförsters von Neu-Fennern ist niedergebrannt, er selbst geflohen, Neu-Fennern ist abgebrannt, das Pastorat demoliert, der Pastor P. nebst Familie geflohen, die Taubstummenanstalt steht noch, der Direktor nebst Familie sind fort. Hätten wir nicht so treue Leute gehabt, wären wir dieses Mal wohl verloren gewesen." —

Die Vorgänge in Alt-Fennern schildert in überaus lebendiger Weise, ein helles Schlaglicht auf den faszinierenden Einfluß werfend, den Agitation und Terror auf die Landbevölkerung ausübte, ein die Tatsachen durchaus wahrheitsgemäß wiedergebender Artikel in der estnischen Zeitung „Kodumaa" (reproduziert in der „Nordlivl. Ztg." 1906, Nr. 16 u. 17). Er lautet:

„Rot! — Ein roter Feuerschein am Horizont. Rot scheint es jeden Abend und jede Nacht vom 14. Dezember an. Diese Röte, dieses Feuer erregt Entsetzen den nervenzarten Kindern und Frauen, so manches Haus birgt Kranke — Kranke infolge von Schreck. Eine Nacht röter als die andere, von 5 Stellen

her leuchtete es am 16 Dezember — Feuerschäden. Güter brannten in der Umgegend von Fennern, überall rings herum. Schon rötete sich der Norden des Fennernschen Kirchspiels, die Kerrosche und Lellesche Gegend. Nur die beiden Fennernschen Gebiete waren noch unberührt. Um so größer die Erregung. Das Leben ist heraus aus den Alltagsgeleisen, es erzittert angstvoll. Die Deutschen fliehen, weltliche und geistliche, alle. Das Volk steht nachts Wache.

Am 15. Dezember, abends, erschienen die ersten Terroristen, welche das Volk Streiker nennt, und zwar in der Fabrik Pärnsöl beim Besitzer Tamson, von wo sie, ohne irgend einen Schaden anzustiften, am andern Morgen nach Lelle weiter geschickt wurden. Dort hatte soeben ein einziger „Roter" das stolze Schloß in Flammen gesetzt.

Auf das Gut Alt Fennern ward ein Schreiben gesandt, daß die Brandstifter im Anzuge seien, aber die Erregung legt sich, denn aus Lelle kommt die Nachricht, daß dort nur einzelne Brenner mit schlechten Flinten vorhanden seien. Diese lohnt sich nicht zu fürchten. Tapfer schritten zwei Männer, mit Flinten bewaffnet, am 16. Dezember abends nach Alt Fennern auf die Wache. Die übrigen hatten keine Angst, denn nur die Güter standen in Gefahr. Andere, hieß es, sollen die Mordbrenner nicht anrühren. Friedlich vollendet sich die Nacht, aber der Himmel im Umkreise ist rot, rot, rot.

Rot wird's am folgenden Tage, am Sonnabend, den 17. Dezember, in Fennern selbst. Eine Schar von 70 bewaffneten Männern umzingelt das Gut Neu Fennern (Karlshof) und bald steht es in Flammen; so auch das Verwalterhaus. Die Bande kam aus der Weißensteinschen Gegend, vom Gute Laupa her. Im Neu Fennernschen Gemeindehause vernichteten die Mordbrenner die Kaiserbilder und den Gerichtsspiegel, hielten Reden.

Alt Fennern zittert. Nichts vermag es zu denken, nichts zu tun. Wer fürchten zu müssen glaubt, flieht, wer einen Brandschaden erwartet, bemüht sich in der Finsternis der Nacht zu bergen, was zu bergen ist. Die Brandstifter nähern sich; um das Haus des Doktors Jürgens, der erst vor wenigen Tagen bestattet worden war, hört man Salven schmettern. Es wird hineingegangen und nach Raub gesucht, man eilt weiter ins Karewere Gesinde zum Wirten Riepulk. Dort ist das Nachtquartier, wo, wie wir hören, auch einige Deutsche Zuflucht gesucht.

Sie, die Terroristen, waren Sonntag Fennerns und der Fennernschen Herrscher. Zu Beginn der Kirchenzeit sind sie bereits im Flecken und der Telephonapparat in der Jaanson-

schen Bude ist zerstört. Vor der Kirche begann eine Predigt. In der Kirche gab es keinen Gottesdienst. Nicht ein Geistlicher ist zur Hand, obgleich es ihrer in Fennern so viele gibt, daß man sie zählen muß. (Der Ortspastor hatte zum Glück den Gottesdienst abgesagt und so die Fennernsche Kirche vor schmachvoller Schändung glücklich bewahrt. D. Ueb.) Der Redner der Brandstifter hätt eine Brandrede, ein anderer liest dazwischen etwas vor — Volk eine Masse umsteht sie, ist doch infolge der ersten Schlittenbahn eine große Menge zur Kirche gekommen — und die Männer sind doch durchaus vertrauenswürdig, ob auch bewaffnet. Ihre Reden darf ich nicht wiederholen — gedruckt könnten sie doch nicht werden. Ich sage bloß so viel, daß sie nach ihren Reden Revalsche Fabrikarbeiter sind, welche in mehreren Haufen ausgezogen sind, die Worte des Liedes wahrzumachen. „Deutsche sterben, Güter brennen.“ Harrien ist aller Güter bar, ebenso auch einige andere Gegenden. Sie, die Bringer der Freiheit, hätten sich die leeren Taschen füllen können. Da es dem Sprecher an Redegewandtheit nicht fehlt, so ist nach mancher markanten Phrase einiges Händeklatschen und Bravo zu hören. Und als den Weibern ihre Frauenrechte vordemonstriert werden, so rufen die Weiber im Chor „Hurra, hurra!“ so wie es kaum ein Hahnspätling vermag.

Der größere Teil der „Flintenmänner“ umsteht den Redner, mancher richtet ein Fernrohr hierhin und dahin, andere unterhalten sich mit unseren Leuten. Disziplin ist nicht vorhanden, wie das namentlich später zutage trat.

„Zwei Mann auf einen — unterhatten wir uns mit ihnen — mehrere um einen herum — dann, auf gemeinsames Zeichen, anfassen, die Flinte fort — und aus ist's mit ihnen“ — so wird hier und da unter vier Augen geflüstert. „Aber können wir uns auch auf alle unsere Leute verlassen?“

Auf dem Vorplatz der Kirche geht die Rede weiter, die Rede, von der manche Weiber später sagten, daß eine so schöne Rede der Pastor nie gehalten habe, als der „Bringer der Freiheit“. Das Publikum verrugert sich und eilt zur Mapopolbude, Kirche, Monopolbude, Krug — alles ist nahe bei einander; schon reißen einige von der Bande das Schild der Monopolbude herunter. Es wird in Stücke geschlagen, Flaschen werden zertrümmert, die Kasse revidiert, das Soldo im Betrage von 40 Rbl. wird, als der Krone gehörig, in Empfang genommen. Auch die Wohnräume des Monopolbudenverkäufers sind durchstöbert, ein Revolver abgenommen. Auch mit dem Krüger wird Rechnung gehalten, der Ueberschuß von 70 Rbl. wird geraubt. Es ist auch von der Inbrandsetzung des Kruges die Rede, aber er bleibt heil.

Rauch steigt auf. Das Gut Alt-Fennern brennt bereits. Der Mann im roten Rock hat sein Werk schon getan. Er und ein junger Mann in Obersten-Uniform reiten um das Gut herum und geben Trompetensignale; das Volk birgt den Hausrat. Schränke, Kommoden, Tische und Sofas trägt man aus dem Hause. Man birgt sie für sich. Man will alles heraustragen. Viele scheinen nur zu diesem Zweck hierher geeilt zu sein. Alles geht so rasend schnell. Ganze Fuder von Sachen schwanken auf Frucht- und Fahrschlitten.

Dem Gute folgt das Haus des Arrendators (A. v. Grewingk). Bald steht auch dieses in Flammen. Die Bierniederlage wird geleert. Die Männer saufen, der eine aus der Mütze, der andere auf Knien, gefüllte Fässer wälzt, wer da nur kann, auf seinen Schlitten, andere werden zerschlagen.

Ein neuer Wortwechsel erhebt sich beim Stall. Die Mordbrenner wählen sich Pferde aus. Man sattelt sie, spannt sie vor Fahr- und Lastschlitten. Die da übrig bleiben, kann nehmen, wer will. Und wer wollte nicht ein Pferd! Auch die Pferdegeschirre alle haben Liebhaber gefunden. Alles das geschah infolge lebhaften Zuredens. Nichts half das Verbat Vernünftiger. Die Fennernschen erkannten sich selbst nicht, das hätte man von ihnen nicht erwartet, — durchaus nicht. Vernünftige Männer, Jungfrauen aus ehrbaren Familien, selbst gewesene Gemeindebeamte — aber es fehlt die Urteilskraft, sie tun, was die Freiheitsapostel erlauben.

„Denke doch, was du machst! Wirf den Kram weg!“ so wird dem einen zugerufen. Nein. Er eilt vorwärts, er eilt jenen nach, welche bereits mit Fudern abgefahren sind, ohne daß jemand Vernünftiges es hätte zu verbieten vermocht.

„Sofort stellt den Schrank hin!“ ruft ein Jüngling zweien Männern zu, welche einen Schrank auf den Frachtschlitten schieben. Er wird nicht gehört. Der Junge glüht vor Zorn. Er springt auf den Schrank und zertrümmert die eine Tür. „Ihr werdet ihn hier lassen.“ Nein, die Männer lassen nicht nach. Der Junge zerschmettert auch die andere Tür, er stößt den Schlitten um, aber er kann's nicht verhindern.

„Fort von hier, fort!“ ruft ein anderer junger Mann und drängt sich vor den Stall, wo Pferdegeschirre verteilt werden. Er reißt sie denen aus der Hand, die sie austeilen, er bringt sie zurück in den Stall. In seiner Erregung hat er Kraft für zehn. Er stößt die Menschen zurück wie Spreu, aber — es hilft nichts: sein Leben hängt an einem Faden.

Verbate hört kein Mensch. Fuder werden umgeworfen, man schimpft sich gegenseitig. Um das Klavier erhebt sich der allergrößte Streit. Zwei Pseudofrauen sind mit ihm beschäftigt

und ſtreiten um dasſelbe wie um ihr Leben. Erſt als ihnen von der Gutsbienerſchaft 2 Rbl. geboten wurden, ließen ſie ſchmähend davon ab.

In der Hand einen Keſſel voll halbgekochtem Brei läuft ein Junge in der Richtung nach Telle zu. Ein Weib kramt ihren Raub auf einen fremden Schütten und eilt, noch mehr zu holen. Der Beſitzer des Schüttens ſchiebt einen Teil der Sachen ab, Beſſeres behält er und fährt davon. Das Weib ſieht das und droht, den Mann wegen Diebſtahls gerichtlich zu belangen. Ein altes Weib läuft mit einer geplatzten Milchſchale nach Hauſe. Ein ihr bekanntes junges Mädchen ſchlägt ihr die Schale in Stücke, damit ſie nicht Räuberin ſei.

Der reichſte Geſindewirt Fennerns fährt vor die Klete und verlangt Korn. Dank der Mannhaftigkeit des Kutſchers bleibt die Klete geſchloſſen. Rot, rot loht Alt-Fennern.

Weit in die Ferne leuchten die Flammen. Aufwärts windet ſich der Rauch. Geraſſel, Gepraſſel. Aber niemand ſcheint es zu ſehen oder zu hören. Die einen haben mit ihrem Raube, die andern mit den Räubern zu tun. Vernunft und Sinnloſigkeit ſind hier zuſammengeprallt.

Die Menge beginnt ſich zu verziehen.

Die Mordbrenner fahren im Zuge. 6 Mann voran zu Pferde, die andern auf Fuhr- und Laſtſchlitten, alles vom Gute geraubt. Im letzten Schlitten unter roter Fahne fährt auch die Fennernſche Jungfrau M. T., als wären jene Männer ihre allernächſten Bekannten. Sie fuhr nur eine kurze Strecke mit, während von den Fennernſchen Männern ſo mancher mit ihnen ſich vereinigte, vereinigte, um „dem Volke die Freiheit zu bringen.“

Unter der Volksfreiheit verſtanden wohl alle die, welche es anging, einzig und allein ihren Gelddeutel. Der größte Teil der Mordbrenner waren unterwegs geſammelte Männer — die einen von hier, die andern von dort. Derer, die aus Reval aus Rache für die Geſangennahme der Gebietsbetegierten ausgezogen waren, gab es nur 12. Die andern waren unterwegs geſammelt. Möglicherweiſe hatten die aus Reval Kommenden ein politiſches Ziel, die andern traten der Bande nur wegen Wohllebens und zu ihrer Bereicherung bei. Der größere Teil derjenigen, die aus Fennern ſtammten, waren ſchon von früher her berüchtigte Diebe.

Das Gutsfeld iſt ſchwarz von Menſchen, es brauſt und rauſcht der Menſchenſtrom. Nach allen Seiten gehen die Fußgänger auseinander.

Auf der Landſtraße herrſcht reges Leben. Den Banditen folgen immer noch Fuhren voll Hausrat. Die meiſten dieſer

Fuhren wälzen sich durch den Flecken in der Richtung nach Neu Fennern zu.

Eine Gesindewirtin hatte ein so schweres Fuder zugleich mit einem Bierfaß aufgeladen, daß sie, an der Fehmerstange aufgefangen, dem Wallach helfen mußte das Fuder zu schleppen. Den Saum ihres Kleidrocks zwischen den Zähnen, um fußfrei zu sein, führt sie den Reichtum in ihr an sich schon reiches Gesinde. — Gedeugt unter der Last eines Sofas schleppt sich ein anderes Weib dahin, ihrem Heim zu, — wieder ein anderes läuft mit einem Stuhl auf dem Rücken nach Hause, um mit Pferd und Schlitten zurückzukehren.

Diejenigen, welche nicht auf dem Kirchenplatz gewesen, aber zu Hause gehört hatten, wie die Dinge auf dem Gute standen, stürmten sofort hin um ihres Anteils willen. Leer aber kehrten sie zurück. Der Hausrat war bereits verteilt; was noch übrig war, behütete die Gutsdienerschaft.

Aller Gedanken und Sinne beschäftigten sich mit den Ereignissen dieses Tages. Nichts anderes existiert für heute. Alles, was zur Tagesordnung der örtlichen Gesellschaft gehört, wird umgestoßen. Unterdessen hatten einige Brandstifter auch die Kaiserbilder und Gerichtsspiegel im Alt-Fennernschen Gemeindehause zertrümmert, einige waren im Pastorat gewesen. Nun scheiden sie — in der Richtung nach Kaddal zu — nicht ohne zuvor das Geld unter sich zu verteilen, welches sie in Fennern erhalten hatten, und zwar die größten Summen aus der Alt Fennernschen Fabrik (200 Mk.) und aus Neu-Fennern (aus dem eisernen Geldschrank des Neu-Fennernschen Oberförsters über 2000 Mk.).

Rot ist der Himmel Fennerns auch während der Nacht. Erregung herrscht in vielen Häusern, Wut läßt viele nicht schlafen. Wir sind empört über unsere Mitbrüder und Mitschwestern wegen ihrer unsinnigen Tat, das Gut auszurauben. Andere können nicht schlafen, weil in ihren Häusern geborgenes Hab und Gut von Deutschen ist! Wieder andere sitzen zusammen und löschen das Feuer ihrer Kehle mit geraubtem Bier.

Tags darauf, als die Nachricht sich verbreitete, daß die „Streiker" sich entfernt, hoffte man, daß die Schreckenstage vorüber seien.

In Lelle glaubte man, die Freiheit tatsächlich errungen zu haben, denn es war den dortigen Männern befohlen worden, in den Gutswald zu gehen und zum eigenen Besten sich dort Holz zu holen.

Wo zwei oder drei zusammen sind, da ist am 19. Dez. nur die Rede vom gestrigen Tage, den gestrigen Männern, der gestrigen ruchlosen Tat.

Auf den stillen Tag folgt aber eine desto schrecklichere Nacht schwarze Nacht. Die Erregung erreicht den allerhöchsten Grad, Entsetzen waltet in jedem Hause. In jedem Hause erscheinen Boten, sowohl in Alt als in Neu-Fennern; alle, die auch nur irgend ein Gewehr besitzen, werden ins Alt-Fennernsche Gemeindehaus gerufen, denn — das „schwarze Hundert" sei im Anzuge: es komme mordend und sengend daher aus Felks (Kirchspiel Fickel).

Die Weiber weinen, beten — man bereitet sich zum Tode. Der Hausrat wird zusammengetragen — in den Wald wird er gebracht, die Häuser werden verlassen, man eilt in Gesinde, die weiter ab im Walde liegen. Aus den Schulen holt man die Kinder; die Mütter wollen mit den Kindern vereint sterben. Die Schulen werden geschlossen. Alles Leben geht aus dem Leim. Wer dernhigen will, dem wird nicht geglaubt.

Bewaffnete Männer versammeln sich, in wenigen Stunden sind gegen 200 Männer mit Flinten zur Stelle.

Aber das Unheil erschien nicht. Wenigstens nicht von Felks her, noch auch seitens des „schwarzen Hunderts", sondern den Männern, bei deren Ankunft gestern „Hurra und Bravo" gerufen wurde, tä te jetzt der Schrei entgegen: „Nieder, nieder!"

Die Männer nämlich, welche Sonntag fortgefahren waren, flohen am Dienstag einzeln zurück. Sie waren mit Kaddalschen Männern in eine Schlacht geraten (mit Selbstschutz-Herren; vgl. u. 19. Dez.) und, teilweise zerstreut, hatten sie Gefallene und Gefangene zurückgelassen. Weil in Fennern keinerlei Feindlichkeit ihnen entgegengetragen worden war, erschienen sie wieder hier. Einzelne waren gesehen worden, die bewaffneten Männer gingen sie einfangen, 4 Mann werden gegriffen, einer von ihnen ist ein angeschossener Fennernscher Junge.

Es wird verlangt, daß sie sofort erschossen werden — dieselben, denen vor zwei Tagen das Hurra erlönte. „Nieder, nieder!" schreit man jetzt den „Boten der Freiheit" entgegen. Dabei wird eine Erinnerung wach „Hosiannah dem Sohne Davids!" rief man vor 1872 Jahren und einige Tage später schrie man in Bezug auf denselben Mann: „Kreuzige ihn, kreuzige ihn!" — Die Volksstimmung ist eben noch gerade so schwankend wie damals vor tausend Jahren!

Von Felks her kommen Nachrichten, eine so eigenlümlich wie die andere. Sämtliche bewaffnete Männer werden in Schutztruppen geteilt. Es werden Anführer gewählt und der größere Teil zerstreut sich. Gegen 30 Mann bleiben dem Gemeindehause, um jeden Augenblick jeder Eventualität gegenüber bereit zu sein. Auf einer Versammlung, an welcher außer den bewaffneten Männern auch viele andere teilnahmen, wurde

beschlossen, daß jeder, welcher Sonntag irgend etwas von Gutssachen geraubt, auch das letzte Stück im Laufe von zwei Tagen zurückzubringen gehalten sei — sonst, sonst — —

Vielleicht stellt dieser Beschluß die Ehre der Fennernschen wieder her und präveniert dem Schaden, der sonst zu erwarten stand. Es stand viel auf dem Spiele, auch für die Ehrlichen. Es ist ja Kriegszustand.

Am 21. Dezember kommen wieder Fuder mit Hausrat daher. Jetzt nehmen sie die Richtung auf das Gut zu. Die Gesichter, welche Sonntag vor Glück strahlten, sind niedergeschlagen, schamrot. Jemand hat in der Nacht sein Raubgut auf den Kirchhof gebracht, ein anderer hat Bücher in die Klete des Küsters getragen, ein leeres Bierfaß ist in der Nähe der Wallschen Schule, ein anderes bei Stkana in den Gruben gewälzt worden. Ein volles Faß zurückzubringen war ja wohl unmöglich — unmöglich. Wie schämten sich die Reichen, ihr Fuder zurückzubringen, welch eine Schande!

Die am 20. Dezember Eingefangenen wurden sofort nach Pernau abgeführt.

Die Gefängnislokale des Gemeindehauses aber blieben auch nicht leer. Nachts brachte man 5 Männer zur Stelle, welche Neu-Fennernsche Leute hier und da aufgegriffen, immer dieselben „Sonntagsjäger". Und Laapasche Leute brachten noch einen sechsten hinzu. Von diesen allen waren 4 aus Fennern, manche hatten nichts mehr getan, als daß sie mit der Bande Sonntag zusammen gefahren waren.

Weil von deren Genossen noch mehrere herumstreifen, auf welche Jagd gemacht wird, und da wohl wieder Raum nötig sein durfte, werden alle Gefangenen am 22. Dezember nach Pernau geschickt.

Die Erregung des Volkes ist ein wenig gesanken. Die fürchtenden Flüchtlinge wagen es, wieder heimzukehren. Von Felks aus droht keine Gefahr. Auch dort ist ein Haufe Mordbrenner erschienen, welche ringsherum Güter einäschern und in Felks Meetings halten. Die Gutsherren sollen Kosaken akquiriert und die Meetingsleute überfallen haben. Tote gäbe es eine Masse, ebenso Gefangene und Verwundete (vgl. u. 19. Dez.).

Einen neuen Schrecken, welcher das Volk in Erregung hält, verursacht die Nachricht, daß Soldaten nach Fennern kommen sollen. Was werden sie tun? Was werden sie bringen? Die einen freuen sich über diese Nachricht — sie erhoffen Schutz, andere sind entsetzt und fürchten das Schlimmste, kein Erbarmen sollen ja die Soldaten kennen und nicht den Gerechten von dem Ungerechten unterscheiden. Man erinnert sich der schrecklichen Geschehnisse in Lettland und — man fürchtet."

16. Dez. Riga. In der Säulenstraße wird ein Schutzmann erschossen und einer verwundet. Ein Arbeiter wird ermordet, ein Telegraphenbote von einem Haufen Juden überfallen, die ihn mit dem Tode bedrohen, falls er nach Depeschen austragen würde. — Nachts werden aus dem Pulverkeller bei Lievenhof (7 Werst von Riga) von 30 Bewaffneten mehrere Pud Pulver geraubt.

16. Dez. Libau. Der mit Mehl und Zucker beladene Dampfer „Baltic" wird beim Auslaufen von einer großen Menge Arbeiter beschossen, die sofortige Löschung der geladenen Lebensmittel verlangt hatten.

16. Dez. Smilten. Die neue Gemeindeverwaltung verurteilt wegen Raub und Diebstahl einen Mann und ein Weib zum Tode. Sie werden erschossen. Zwei andre Diebe werden zu Rutenhieben verurteilt. Die Ruten werden aus Telephondraht verfertigt und bei der Exekution werden die beiden schon beim sechsten Hiebe besinnungslos.

17. Dez. Die „Schlacht" bei Hasenpoth (Kurl.).

Am 15. Dez. hatten die Dragoner Goldingen verlassen, um die Renteikasse über Hasenpoth nach Libau zu bringen (vgl. o. S. 181). Teils um dieser Kasse habhaft zu werden, deren Inhalt das Gerücht mit außerordentlicher Uebertreibung auf 1 Million anzugeben wußte, teils um sich Hasenpoths selbst zu bemächtigen, wo noch ca. 350 M. Militär standen, wurden von den revolutionären Komitees mit großer Schnelligkeit tausende von Aufständischen aufgeboten. Von allen Seiten zogen bewaffnete Scharen heran zum Kampf um Hasenpoth. Die von Süden heranziehenden Trupps aus den Gemeinden Gawesen, Tadaiken, Preekuln u. a. hatten den Auftrag, gegen die Hasenpoth-Libauer Bahnlinie und die Station Leegen zu operieren. Bei der Brücke über den tiefen Abfluß des Durbenschen Sees in der Nähe von Rawen wurden zu beiden Seiten die Schienen aufgerissen und die Bahnschwellen auf der Brücke zusammen mit deren Holzteilen verbrannt. Auch eine andere Brücke wurde verbrannt. Zur Aktion bei Hasenpoth selbst kamen sie zu spät und kehrten daher wieder nach Hause zurück. Eine andre Abteilung rückte von Westen her, die Aufgebote von Zierau, Dserwen, Dubenalken, Altenburg, Virginahten, Aprucken, Felixberg u. a. Diese Haufen richteten an geeigneten Stellen Positionen ein, um die Dragoner abzufangen, so bei Paddern (4 Werst von Hasenpoth) unter Anführung des Aprückenschen Gemeindeschreibers Busse, wo sich auch einer der Hauptteiler der Revolution in der ganzen Umgegend, der Hasenpothsche Veterinärarzt Ab. Hertel befand. Vor allem aber

besetzten sie ein kleines Wäldchen 3 Werst vor der Stadt beim Schloß-Hasenpothschen Schulhause. Endlich waren auch die Aufgebote aus der Umgegend von Goldingen, die sich unmittelbar nach dem Abzug der Dragoner wieder zu einem grandiosen Meeting von mehreren tausend Mann in Goldingen versammelt hatten, vom revolutionären Zentralkamitee in Eilmärschen nach Hasenpoth beordert worden. Sie zogen auf zwei Wegen dahin: auf der großen Landstraße und auf dem südlich abzweigenden Wege über Schnepeln und Katzdangen.

Während die Goldinger heranmarschierten, wurden am 16. Dez. 2 Kompagnien Infonterie und voraus 1 Eskadron Dragoner von Hasenpoth gegen jene Banden im Wäldchen beim Schulhause geschickt. Als die Dragoner heranritten, wurden sie aus dem Hinterhalt beschossen; ein Dragoner fiel. Do erwiederten diese das Feuer, und zwei Salven genügten, die Bande zu zersprengen, sie floh in wilder Eile. Ihre Verluste betrugen 97 Tote (mit den ihren Wunden Erlegenen; unter ihnen auch der Hasenpothsche Gemeindeschreiber, der Schulmeister und sein Gehülfe) und etwa 60 Verwundete; die Dragoner hatten 2 Tote und 5 Verwundete.

Mittlerweile hatten sich am Nachmittag und in der folgenden Nacht die Goldinger Banden bei Katzdangen gesammelt und sich mit den von Osten heranziehenden Trupps aus Laiden, Neuhausen, Seraten usw. vereinigt. Im Schulhause beim Lehrer Pumpur war das Hauptquartier. Die kleinen Güter in der nächsten Umgegend von Hasenpoth wurden besetzt, die Hauptposition aber im sogen. Zirkalnwalde, etwa 5 Werst von Haenpoth eingenommen. Früh morgens am 17. Dez. wurde Katzdangen demoliert und beraubt, Betten, Bettzeug und alter Wem wurde ins Schulhaus geschleppt, wo ein Feldlazarett eingerichtet wurde. Daß am Tage vorher die Aufständischen bereits eine Niederlage erlitten hatten, wurde von den Führern möglichst geheimgehalten, es wurde im Gegenteil verbreitet, daß bloß 3 Revolutionäre, aber 50 Dragoner gefallen seien. Gegen diese Position im Zirkalnwalde wurden um 9 Uhr morgens Dragoner und Infanterie gesandt. Als sie auf die Banden stieß, gaben sie einige Salven ab, wobei einige von den Aufständischen fielen. Die übrigen stoben in heller Panik auseinander, sammelten sich aber wieder in Katzdangen, während das Militär aus übergroßer Vorsicht vom Rayonchef Paschenko wieder zurückgezogen wurde. In Katzdangen, so erzählt ein Gewährsmann aus Hasenpoth, „wurde für alle Fälle sofort das Siegesfest gefeiert. Der Inhalt des Weinkellers wurde an die tapferen Krieger verteilt, ein wüste allgemeine Betrunkenheit griff Platz, und um 5 Uhr nachmittags wurde das herrliche

Schloß mit allen seinen Kunstschätzen angezündet und brannte nieder. Währenddessen wurde im Schulhause vom „Komitee" der neue Angriffsplan beraten, aber die völlige Trunkenheit machte die Leute aktionsunfähig und die eingetretene schneidende Kälte veranlaßte die noch nüchternen umzukehren. Am 18. Dez. waren nur noch kleine Haufen da, und als am 19. Dragoner und Polizei nach Katzdangen abrückten und unvermutet das Schulhaus umstellten, fand man im „Lazarett" einige Verwundete, ca. 15 Bewaffnete und die Glieder des Katzdangenschen Lokalkomitees, das mit dem Haupträdelsführer Pumpur gefangen genommen wurde." Letztere wurden erschossen. — („Lib. Ztg.", „Rig. Rundsch.", Bericht eines Augenzeugen in „Balt. Tagesz." 1906 Nr. 233, „Die lett. Revolution" II, 275, Berichte über den Hasenpothschen und Schnepelschen Prozeß.)

Diese „Schlacht" war der letzte größere Zusammenstoß zwischen Truppen und Aufrührern. Die Pazifizierung des Landes wurde nun in den nächsten Tagen mit Energie begonnen, und dann allmählich, nicht ohne viele Mühe und Arbeit durchgeführt. Während dieser Dezembertage waren in den Kreisen Grodin-Hasenpoth nicht weniger als 28 Güter niedergebrannt und eine ganze Reihe andrer geplündert und demoliert worden. Eine Ausnahme war es, wenn sich die Hofsknechte dem widersetzten, wie in Preekuln, wo sie zusammen mit den Wirten eine Woche zum Schutz des Hofes gegen auswärtige Ueberfälle organisierten. — In welcher Weise die sozialdemokratische Presse über die Vorgänge bei Hasenpoth berichtete, zeigt der lettische „Peterb. Lotm.", der erzählte, das Militär habe „friedliche Bauern", die in die Wälder geflüchtet und von denen einige in ihrer Angst sogar auf Bäume geklettert waren, umzingelt und niedergeschossen. —

Im Zusammenhang mit den Ereignissen im Hasenpothschen registriert die Chronik noch Folgendes. Mitte November wurde der Hauptleiter der revolutionären Bewegung in dieser Gegend, der Veterinärarzt Ad. Hertel und 3 seiner Gehülfen, Volksschullehrer, ausgewiesen. Dagegen protestierte das revolutionäre Kreiskomitee zu Hasenpoth, hielt ein Volksmeeting ab, an dem viele tausend Personen teilnahmen, und beschloß vom 1. Dez. ab einen Generalstreik auf sämtlichen Gütern zu beginnen und ihn so lange fortzusetzen, bis der Ausweisungsbefehl zurückgenommen sei. Als der Besitzer von Reggen, Karl Baron Stempel davon erfuhr, wandte er sich an das Revolutionskomitee in Allschwangen und bat, den beschlossenen Streik zu widerrufen, da er eine große Milchwirtschaft betreibe und während eines Streiks das Vieh ungefüttert bleibe. Das

Komitee gab zur Antwort, das werde nur geschehen, wenn die Ausweisung aufgehoben werde. Baron Stempel wandte sich nun dieserhalb an den Kreischef, dann an den Gouverneur, der resolvierte, daß davon höchstens die Rede sein könne, wenn zuerst der Streik eingestellt werde. Baron Stempel bat nunmehr die Frau des Präses des revolutionären Komitees, Hertel, die Einstellung des Streiks zu erlangen, was ihr aber nicht möglich war. Zum zweiten Mal wandte sich Baron Stempel an den Kreischef und erhielt von ihm einen Bericht an den Gouverneur, in welchem die ganze Angelegenheit erklärt wurde. Als er sich damit nach Mitau begeben wollte, war der Streik der Eisenbahner bereits ausgebrochen. Er gelangte daher nur bis Libau, wo ihm der Kammandant der Garnison ein Schreiben mitgab, durch das er den Ausweisungsbefehl als aufgehoben erklärte. Dieses Schreiben übergab Baron Stempel Frau Hertel und empfing durch sie von dem revolutionären Komitee eine Bescheinigung, daß der Streik sofort eingestellt werden müsse, und daß, da Baron Stempel die Aufhebung des Ausweisungsbefehls erlangt habe, er und sein Vermögen geschützt werden müsse. Dieses Schriftstück ist später der Baron Stempel gefunden worden. Er wurde infolgedessen 1908 verhaftet und sodann ausgewiesen. Er gehörte zu dieser Zeit nicht mehr der kurländischen Adelsmatrikel an.

Dezember. Verzeichnis der in Kurland niedergebrannten Güter.

In den Kreisen Grobin-Hafenpoth: Almahlen, Binsen (13. Dez.), Ladraggen, Todalschen, Katzdangen (17.), Gr. Dserwen, Bachhof-Sackenhausen, Paddern (13.), Kalwen, Berghaf (8.), Perdahnen, Puhnen (9.), Rubbahren (15.), Seralen (8.), Altdorff (17.), Bahlen (15.), Niekragen (17.), Welden (16.), Wormsahten (17.), Dahmen, Wainaden (15.), Nodangen, Gaweesen, Ordangen, Usseden, Altenburg, Strocken, Gr. Lahnen. — Im Ganzen 28 Güter.

Kr. Galdingen: Jahtein, Gr. Iwanden, Marren.

Kr. Windau: Edwahlen (13. Dez.), Doudangen (2.), Sernaten

Kr. Tuckum: Neuenburg (23.), Alt Autz, Behnen.

Kr. Talsen: Samiten, Wahnen.

Kr. Doblen: Endenhof, Adgunst, Fockenhof (10., 12., 15. Dez.).

Kr. Friedrichstadt: Weessen.

Im Ganzen 43 Güter (wozu dann im Juli 1906 noch zwei kammen: Remten und Zennhof). Vgl. das Verzeichnis in „Die lett. Revolution" II, 394.

17. Dez. Fockenhof (Kurl.). Der Landgendarm wird in seiner Wohnung von drei Mördern erschossen.

17. Dezember. Dobleu (Kurl.). Nach dem Abzug der kleinen Saldotenabteilung, die Anfang Dezember nach Tuckum beordert wurde, geriet der Flecken Dobleu vollständig in die Hände der Aufständischen. Die Polizei wurde verjagt, Steuern für das neue Gericht und die neue Gemeindeverwaltung erhoben, die zurückgelassenen Futtervorräte des Militärs durch Petroleum unbrauchbar gemacht. Das Läuten der Kirchenglocken wurde verboten, da sie nur zum Sturmläuten dienen sollten. Erst am 17. Dez. wurde diesem Treiben ein Ende gemacht. Aus Mitau wurden Dragoner und Artillerie hergeschickt. Unterwegs trifft dieses Detachement einen der Führer der Aufständischen, bei dem belastende Schriftstücke und Siegel gefunden werden; es war der Hofzumbergesche Gesindewirt J. Brigader, der auf dem Kongreß der Gemeindebeamten (19. Nov.) auch eine führende Rolle gespielt hatte. Er wurde on Ort und Stelle erschossen. Bezeichnend für die Stimmung der Truppen war dabei folgendes. Auf die Aufforderung des Offiziers, daß sich Freiwillige zur Exekution melden sollten, meldeten sich anfangs alle, worauf ein Dragoner um die besondere Vergünstigung bat, den Befehl ausführen zu dürfen, um den Tod seiner in Tuckum gefallenen Kameraden zu rächen. — Als die Dragoner vor Dobleu anlangten, wurde dem Flecken der gemessene Befehl eröffnet, daß sich die neue Stadtverwaltung sofort zu stellen habe.

Beim Muldon Gesinde waren die Geschütze aufgefahren und auf den Flecken gerichtet. Da erschien mit einem Begleiter das neue „Stadthaupt", der frühere Küster Feldmann, der mit der Hauptführer der Aufstandsbewegung in Dobleu gewesen war. Er wurde verhaftet; einige Kanonenschüsse prasselten in den Flecken. Da entschloß sich Dr. v. N. auf Bitten der Einwohner mit einer weißen Fahne zum Truppenkommandeur hinauszufahren. Nachdem er hatte versprechen müssen bis zum andern Tage 385 Rbl. als Schadenersatz für die verdorbenen Futtervorräte aufzubringen, zog das Militär in den Flecken ein, um die Entwaffnung der Aufrührer vorzunehmen. Zunächst aber wurde über Feldmann Gericht gehalten. Er wurde standrechtlich verurteilt und sogleich auf dem Marktplatz erschossen. Im letzten Moment noch rief er: „Rächt mich!" Und das Wort fiel auf fruchtbaren Boden. Kaum waren am folgenden Tage, 18. Dez., die Dragoner wieder abgezogen, da kehrten die übrigen Führer, die geflohen waren, wieder zurück. Am 19. Dez. abends zog dann eine große Bande zum deutschen Postorat, drang hinein und demolierte die innere Einrichtung

so daß wenig heil blieb. Auch die Bibliothek des Pastors, des greisen Gelehrten Dr. A. Bielenstein, der ein Menschenleben lang lettische Kultur- und Bildungsinteressen mit Wort und Tat und Feder vertreten hatte, wurde zu einem großen Teil vernichtet. Auch ein Teil seiner wertvollen Sammlungen, der andre Teil war rechtzeitig in Sicherheit gebracht worden. Alles wurde hinaus vors Haus geschleppt und dort verbrannt. Wohl machten einige treue Doblener den Versuch, des alten Pastors Eigentum zu retten. Er mißlang; sie wurden durch Schüsse vertrieben. Einer von ihnen, ein Jude, wurde dabei am Fuße verwundet.

17. Dez. Sepkull. Die Monopolbude wird von zwei aus Riga gekommenen Revolutionären bemohert und beraubt, angesichts einer großen Volksmenge, die ihren Beifall kundgibt.

18. Dez. Marienburg (Livl.). Es war ein großes Meeting zusammenberufen worden, das in der lutherischen Kirche abgehalten werden sollte. Die Menge wartete vor der Kirche. Da sprengte unerwartet eine Eskadron Gardeulanen heran. Der kommandierende Offizier forderte die Auslieferung der revolutionären Führer. Diese hatten sich aber schleunig aus dem Staube gemacht und waren zum Bahnhof geflüchtet und mit einer Lokomotive, die immer geheizt für die Aufrührer bereit stand, abgedampft. Nur der Präses der neuen Marienburgschen Gemeindeverwaltung Ballod, der auch die Belagerung von Stomersee geleitet hatte, kam zu spät, er wurde von den Ulanen ergriffen und, als er frech wurde und sogar seinen Revolver zog, erschossen. Das Militär brannte 4 Häuser der übrigen revolutionären Anführer nieder und verhaftete eine Anzahl kompromittierter Personen. Die legale Gemeindeverwaltung wird wieder eingesetzt. Aber kaum waren die Ulanen abgezogen, so kehrten die geflüchteten Rädelsführer wieder zurück und setzten ihre Tätigkeit fort, die Einwohner durch ihren Terror beherrschend.

18. Dez. Riga. Ende des Post- und Telegraphenstreiks. — Ein Kosak wird von 3 Leuten in der Alexanderstraße überfallen und verwundet. — In der Moskauer Str. in einer Teedude wird ein Revieraufseher von einer Bande schwer verwundet und ein Händler erschossen.

18. Dez. Riga. Durch Maueranschläge machen das Hauptkomitee der lettischen sozialdemokratischen Vereinigung („Soweemda") und das Rigaer Komitee der sozial-revolutionären Partei bekannt, daß beide Parteien sich vereinigt haben, um erfolgreicher den Revolutionskampf zu führen und ein „Zentral-Komitee" zu bilden.

18. Dez. Stackmannshof (Livl.). Eine Abteilung Militär wird nach Fehteln Obensee dirigiert, um das dortige „Exekutiv Komitee" aufzuheben. Dessen Glieder entkommen jedoch. Die Gemeinde wird entwaffnet (23. Dez.).

19. Dez. Kabbal-Ollepä (NLivl.). Gefecht mit Aufrührern.

Auf die Nachricht von den Bränden und Plünderungen in den Kreisen Harrien und Jerwen versammelten sich in Kabbal 9 Herren vom Selbstschutz des Fellinschen Kreises. Man wußte vom weiteren Vordringen der Banden auf Fennern und von ihrer Absicht anschließend heran in den Fellinschen Kreis vorzugehen. Am 19. Dez. morgens erhielt man die sichere Nachricht, daß eine starke Bande, von Fennern herkommend (vgl. o. 16. Dez.), die Kabbal Forstei geplündert habe und im Begriff stehe sie niederzubrennen. Der Selbstschutz fuhr ihr sofort entgegen. Bald sah man eine dicke Rauchwolke in der Richtung der Forstei aufsteigen. Darauf wurde in einem Gesinde die Nachricht eingezogen, daß kurz vorher eine stark bewaffnete Bande in langer Schlittenreihe mit Vorreitern und roter Fahne nach der Hoflage Ollepä durchgezogen sei. Darauf hin fuhren die Herren auf einem Parallelwege nach dieser Hoflage zurück. Beim Passieren des Eisenbahndammes sahen sie die Banditen in gleicher Höhe auf Ollepa zu fahren. Es waren genau zu erkennen. 4 Vorreiter, einer im roten Jagdrock, zwei teilweise in Militäruniform, und 9 Schlitten, auf jedem etwa 4 mit Gewehren Bewaffnete und eine rote Fahne.

Unmittelbar darauf verließen die Herren in Ollepä die Schlitten und erwarteten den Angriff vor den Häusern, da es an Zeit mangelte, Deckung zu suchen. Auf einen von der Bande abgegebenen Schuß antwortete der Selbstschutz mit heftigem Schnellfeuer, das anfänglich lebhaft erwidert wurde. Nach ca. 5 Minuten floh die Bande, 3 Tote (darunter den Mann im roten Rock) zurücklassend, in ein nahe belegenes Knechtshaus, in welchem auch der Bahnwärter sich befand. Letzterer erschien bald darauf mit der Angabe, es wären im Hause 5 Bewaffnete, darunter 2 Verwundete, die sich zu ergeben wünschten. Gleichzeitig wurde in einem nahen Busch noch ein Bewaffneter ergriffen. Die Herren begaben sich mit den 6 Gefangenen in den Hof Kabbal und benachrichtigten telephonisch die Polizei von dem Vorgefallenen.

Die Bande war mit geraubten Teknalschen, Laupaschen, Alt und Neu Fennernschen Arbeitspferden gefahren, die ihnen sämtlich abgenommen wurden. Ferner wurden weggenommen an geraubten Sachen: 11 Gewehre, mehrere Revolver, Hirsch

fänger und Sädel, Sättel, Zaumzeug, Decken, 2 Feldstecher, Wein, Zigarren ꝛc. An Wertsachen fanden sich vor: eine Menge Silberzeug mit verschiedenen Kronen und Monogrammen, ein Wertpapier aaa 100 Rbl und geraubte Briefe. In einem Notizbuch stand die bisher genau eingehaltene Marschroute der Räuberbande, aus der ersichtlich war, daß nach Einäscherung von Kabdal eine Vereinigung mit den Gesinnungsgenossen der Oberpahlenschen Gegend geplant war. Diese gesammelte Macht sollte sich dann in Fellin mit den aus Süden heranziehenden Letten vereinigen, um das Zerstörungswerk fortzusetzen. — Im Laufe der folgenden Tage wurden auf Anzeige der Bevölkerung nach mehrere verstreute, zum Teil verwundete Teilnehmer am Gefecht festgenommen. (Es waren meist Arbeiter der Revaler Fabrik „Dwigatel") Sie gaben an, daß im Ganzen etwa 20 der ihrigen mehr oder weniger schwer verwundet wären. (Bericht eines Augenzeugen im „Fell. Anz." vom 30. Dez.)

19. Dez. Pollenhof (Livl.) Eine Bande von 33 Mann plündert die Pallenhofsche Forstei Lilli und unternimmt dann einen Sturmangriff auf das Gutshaus, das jedoch vom Besitzer, F. v. Stryk, 4 deutschen Herren und einigen treuen Hofsleuten verteidigt wurde. Diese schlugen den Sturm ab, wobei drei Angreifer erschossen und mehrere andre verwundet wurden

19. Dez. Talsen (Kurl.) wird von 200 Mann Infanterie und ca. 30 Dragonern aufs neue besetzt

19. Dez. Felks (Estl.). Beim gr.-orth. Schulhause wird eine Brandstifter- und Plünderbande von Dragonern unter Feuer genommen und unter großen Verlusten zersprengt. Etwa 6 von ihnen werden erschossen, 10 verwundete und gegen 30 unverwundete gefangen genommen.

19. Dez. Riga. Beim Kaiserwald wird der Buschwächter Grafing ermordet.

20. Dez. Wenden. Der Buchhändler J. Ohsol, einer der Führer des Aufstandes in Wenden, wird verhaftet.

20. Dez. Riga. Die „Deenas Lapa" und ebenso der „Peterb. Latweetts") veröffentlicht einen Aufruf des Zentralbureaus der neuen Gemeindedelegierten, das aus 5 Gliedern besteht In diesem Aufruf heißt es, die verflossenen Monate hätten bewiesen, daß die Letten reif seien sich von der Vormundschaft der Ritterschaft zu befreien. Wohl könne versucht werden die alten Verwaltungen ins Leben zurück zurufen, es können bei Zusammenstoßen viele Opfer fallen — „aber zurück können und werden wir nicht gehen!" Dann folgen Einzelheiten des Programms Für die von den Besitzern

verlassenen Güter bestellt die Gemeindeversammlung einen Kurator, das Recht auf Privateigentum soll in der nächsten Zeit (!) nicht vernichtet werden; es ist eine Volksmiliz zu bilden und mit Waffen und Munition zu versehen; von Gemeinde zu Gemeinde richten die Exekutiv-Komitees Postverbindungen ein, sie führen auch eine progressive Einkommensteuer ein, die Registrierung der Geborenen, Gestorbenen und Getrauten ist fortan von den Exekutiv-Komitees zu übernehmen usw. Das Zentralbureau wird, sobald es der Verkehrsverbindungen wegen möglich ist, einen neuen Kongreß der Gemeindevertreter einberufen.

20. Dez. Riga. Ermordung von Dragonern.

Auf der Fabrik „Prowodnik" waren 26 Dragoner stationiert. Als am 17. Dez. eine Patrouille derselben den Marktplatz an der Roten Düna passierte, wurde aus einem Arbeiterhaufen auf sie geschossen, die Dragoner antworteten mit einer Salve, durch die ein aus dem „Prowodnik" entlassener Arbeiter getötet und einige andere verwundet wurden. Diesen Vorfall scheinen die Agitatoren benutzt zu haben, um die bis dahin mit den Dragonern friedlich auskommenden Prowodnikarbeiter aufzuhetzen. Am 20. morgens früh trat ein Haufe von ca. 30 Arbeitern und fremden Elementen auf den nichts Böses ahnenden Wachtposten von dem Kasernement zu, einer von der Bande gab aus nächster Nähe einen Schuß auf ihn ab, in die Schläfe getroffen brach der Dragoner lautlos zusammen. Dann drang der Haufe ins Schlafzimmer der Dragoner, bemächtigte sich der dort aufgestellten Waffen und ermordete 10 der soeben vom Schlaf erwachenden Dragoner, während 14 mehr oder weniger schwer verwundet wurden, zwei von ihnen vermochten unverletzt zu entkommen. Nach vollbrachter Mordtat eilte die Bande ins Freie, wo sie vermutlich im Hofe verschwand, etwa 8 von den Mordbuben setzten sich in einen bespannten Schlitten und fuhren, während einer einen Revolver, ein andrer eine Flinte zum Schuß bereit hielt, zur Hauptpforte. Der Torwächter wurde bedroht, die Pforte geöffnet und die 8 Mann fuhren auf die der Fabrik gegenüber liegende Wiese ins Dunkel hinaus, noch auf der Straße gaben sie Schüsse ab. Der Fabrikbeamte E. Maurach wurde, während er gerade aus dem Tramway stieg, tödlich getroffen und verschied sofort. Einer der geflüchteten Dragoner wurde unweit der Fabrik auf der Straße erschossen, ebenso ein Schutzmann. Dem andern entkommenen Dragoner war es gelungen das Schlachthaus zu erreichen und die dort liegenden Dragoner zu alarmieren. Sie kamen aber zu spät, um die flüchtigen Mörder einzuholen.

Gegen 8 Uhr wurde die ganze Fabrik durch Militär zernierl, Kanonen und ein Maschinengewehr aufgestellt. Gegen 10 Uhr ließ der Kommandeur die Arbeiterdelegierten, etwa 40, und die Meister vortreten und forderte die Angabe der Rädelsführer des Komplotts, widrigenfalls das Fabrikgebäude mit Kanonen beschossen werden würde. Nach einer Stunde erklärten die Delegierten, daß sie keinerlei Auskunft geben könnten. Eine zweite Aufforderung hatte denselben Erfolg. Da, um 1 Uhr, erdröhnte ein Kanonenschuß. Und nun begannen die Arbeiter über den Fabrikzaun zur Düna hin zu fliehen. Hier aber trat sogleich das Maschinengewehr in Aktion: 10 Arbeiter blieben teils tot, teils verwundet, von Arbeiterinnen 2 tot und 3 verwundet auf dem Platze. Die Panik in der Fabrik wurde nun eine ungeheure, als jetzt in Pausen von 10 Minuten noch 5 scharfe Schüsse auf das Fabrikgebäude abgefeuert wurden. Nun meldeten sich zwar einige Arbeiterinnen, die die Rädelsführer namhaft machen wollten, aber ihre Angaben waren so unbestimmt, daß man nichts damit anfangen konnte. Im Laufe des Nachmittags wurden dann zuerst die Arbeiterinnen, nachdem sie auf Waffen visitiert waren, nach Hause entlassen, sodann auch das Beamtenpersonal. Nun endlich traten die Arbeiter mit dem Kommandeur in Verhandlung und machten einige Rädelsführer namhaft, worauf auch sie noch und nach freigelassen wurden. Die Delegierten und mehrere verdächtige Arbeiter wurden zunächst in Haft behalten. — Erst sehr viel später gelang es einen Teil der Schuldigen zu ergreifen.

20. Dez. Libau. Infanterie mit Maschinengewehren wird zum Schutze der Hasenpother Bahn und der Umgegend auf die Güter Dserwen und Altenburg geschickt.

20. Dez. Salismünde (Livl.) Der Kaufmann Strauß wird in seinem Laden durch das Fenster, und eine halbe Stunde später auch der Landgendarm aus dem Hinterhalt erschossen.

20. Dez. Lemsal (Livl.). Nachdem am 10. Dez. die in Lemsal stationierte Kompagnie Infanterie die Stadt verlassen hatte, wurden hier die Revolutionäre Herren. Meetings wurden gehalten, auf denen der bewaffnete Aufstand proklamiert wurde usw. Am 14. und 15. wurden von den Einwohnern Waffen konfisziert. Nach dem Bekanntwerden der Proklamation des Generalgouverneurs am 18. Dezember flaute die Bewegung merklich ab. Am 20. Dez rückte dann wieder Militär ein und machte dem Treiben ein Ende. Der Friseur Salmann und mehrere andre Revolutionäre wurden verhaftet.

20 Dez. Wolmar. Beim Kreischef beginnen Deputationen aufständischer Gemeinden einzutreffen, die alles mit dem von

fremden Aufwieglern ausgeübten Terror entschuldigen und sich zur Restituierung der abgesetzten Gemeindebeamten verpflichten.

21. Dez. Oberpahlen. Als der Leutnant Baron Stenheil mit einem Landgendarmen und einem Soldaten den Laden des Uhrmachers Lettens betritt, um dort eine Haussuchung vorzunehmen, feuerte dieser 6 Revolverschüsse auf die Eintretenden ab, durch die der Offizier und der Soldat, dieser tödlich, verwundet werden.

21. Dez. Libau. In Gegenwart ihres kranken Vaters, der Mutter und Geschwister werden zwei junge Leute in ihrer Wohnung durch vier eingedrungene Leute erschossen, die sich darauf ohne zu rauben entfernen. — Am selben Tage wird ein Herr in der Stadt von zwei jungen Leuten überfallen, sich verteidigend erschießt er den einen und verwundet den andern schwer.

21. Dez. Goldingen. 2 Eskadronen Dragoner, 2 Bataillone Infanterie und 1 Batterie besetzen, nachdem 2 Kanonenschüsse abgegeben worden waren, aufs neue die Stadt (vgl. o. S. 181). Damit hat die Herrschaft der Revolutionäre hier ein Ende.

21. Dez. Doblen. Eine Abteilung Miliz mit Geschützen und einem Maschinengewehr besetzt den Flecken, da die erste Expedition sich als ungenügend gezeigt hatte.

21. Dez. Riga. Um Mittagszeit wird der Mühlenbesitzer cand. math. W. Kühn von einer Bande von 10 Mann in seinem Kontor in der Schwarzhäupterstr. erschossen, als er sich weigert seine Waffen auszuliefern. — Zwei Monopolbuden werden überfallen und beraubt, wie am folgenden Tage nicht weniger als fünf.

21. Dez. Dünaburg. Der von Dünaburg nach Riga gehende Zug wird bei der Station Lieganhof von einer großen Schar bewaffneter Revolutionäre aufgehalten und muß retournieren. Ein von Kreuzburg zu Hilfe geschickter Militärzug wird unterwegs beschossen.

22. Dez. Riga. Die Eisenbahner beschließen den Streik zu beenden und die Arbeit am nächsten Tage wieder aufzunehmen. — Zwei Schutzleute werden in der Sprenkstr. hinterrücks erschossen. — Die Glieder der sozialrevolutionären Partei Tschernomor und Minsk werden verhaftet.

22. Dez. Lieganhof (bei Riga). Der Gemeindeälteste und der Gemeindeschreiber werden von Revolutionären ermordet, 2 Glieder der Gemeindeverwaltung verwundet.

22. Dez. Kook (Estl.) Ein Haufe von Arbeitern der Zementfabrik Asserien dringt in den Spirituskeller des Gutes Kook

und raubt ein Faß Spiritus. Eine aus Wesenberg herbeigeholte Abteilung Marinesoldaten stellt die Ordnung wieder her, wobei 1 Arbeiter getötet und 19 verwundet werden.

22. Dez. Windau. Die Glieder des revolutionären Ortskomitees Karkling und Bisneek, sowie der mit ihnen in Verbindung stehende Rothoffsche Schullehrer Fernes werden nachts von Militär aus der Stadt geführt und beim Bahnhof erschossen. Das dritte Komiteeglied Behrmann wurde vor seiner Wohnung verhaftet und an Ort und Stelle erschossen. Ein weibliches Komiteeglied wurde verhaftet, ebenso wie eine Anzahl andrer kompromittierter Personen.

24. Dez. Fellin (Livl.) Zwei Eskadronen Ulanen mit Geschützen treffen ein. Zahlreiche Verhaftungen in der Stadt und Umgegend.

24. Dez. Alt-Autz (Kurl.). Der Flecken wird, nachdem das Schloß Alt-Autz mit allem Inventar eingeäschert worden war, aufs neue durch Truppen besetzt. Vor deren Einmarsch ließ der Kommandeur den Einwohnern den Befehl zugehen, daß Frauen und Kinder den Ort zu verlassen hätten. Das geschah. Dann wurde der Flecken bombardiert, etwa 20 Schüsse wurden abgegeben, durch die einige Häuser in Brand gesetzt wurden. Darauf erging die Forderung, alle Waffen auszuliefern, gegen 400 Schuß- und Stichwaffen wurden herausgegeben. — Die Anführer der Revolutionäre hatten sich, wie gewöhnlich, aus dem Staube gemacht.

25. Dez. Riga. Abends wird ein Mann in der Marienstraße vor den Augen des Publikums angeschossen und darauf erstochen.

25. Dez. Uexküll (Livl.) Der Viehstall des Kluppegesindes wird nachts in Brand gesteckt, das Gesinde selbst beschossen.

25. Dez. Römershof. Der Buschwächter Graudin wird ermordet, weil er im Verdacht stand, mit der revolutionären Bewegung nicht zu sympathisieren.

27. Dez. Libau. Eine große Bande von ca. 30 Leuten dringt in die Wohnung des Kaufmanns Puchert in der Ritterstraße und raubt Waffen. Als nun zwei Schutzleute erscheinen, ergreifen sie schießend die Flucht. Soldaten eilen darauf herbei, durch die 6 Mann von der Bande verhaftet werden.

27. Dez. Kosch (Estl.). Im Dorfe Kodo im Ksp. Kosch wird einer der Hauptagitatoren namens Wachtmeister durch Marinetruppen aufgegriffen und sein Haus, in dem die Hauptfäden der revolutionären Bewegung in dieser Gegend zusammenliefen, dem Erdboden gleich gemacht.

27. Dez. Wenden. Eine Versammlung von Delegierten einiger Gemeinden des Wendenschen Kreises faßt folgende Beschlüsse: Freiwillig die abgesetzten Gemeindeverwaltungen wieder einzusetzen. Die Steuern zu zahlen, auf Forderung der Polizei die Waffen auszuliefern, und freimütig einzugestehen, worum und zu welchem Zweck die Exekutivkamitees ihre Wirksamkeit aufgenommen. Ferner: da an der Versammlung nur die nächstgelegenen Gemeinden haben teilnehmen können, eine nochmalige Versammlung zum 3. Januar nach Wenden einzuberufen und dies allen Gemeinden des Wendenschen und der benachbarten Kreise bekannt zu machen. — Dieser Beschluß wird in der konservativen Zeitung „Rigas Awises" bekannt gemacht, da der „Balt. Westn." und die „Jauna Deenas Lapa" es „nicht für geeignet" halten, diesen Bericht der Versammlung abzudrucken.

27. Dez. Schlock (Livl.). Die Hauptagitatoren am Orte, die Lehrer Osol und Graudin, sowie 3 Arbeiter werden verhaftet, letztere leisten dabei Widerstand und werden erschossen.

28. Dez. Riga. Morgens früh erscheint auf dem aus London angekommenen Dampfer „Michail Alexandrowitsch" ein Hause bewaffneter Personen, arretiert die zwei dort anwesenden Zollwächter, bemächtigt sich einer Menge illegaler Literatur und Waffen, die mit dem Dampfer angekommen waren, und verschwindet unbehelligt auf bereit gehaltenen Fuhrwerken. —

— Eine Patrouille wird nachts in der Hospitalstr. aus mehreren Häusern beschossen. Die Soldaten erwidern das Feuer. Nach Eintreffen von Polizei und weiteren Truppen werden in den Häusern mehrere Personen verhaftet

28. Dez. Riga. Im Stadtkrankenhaus machte sich unter dem Dienstpersonal schon seit einiger Zeit eine Bewegung bemerkbar, die sich gegen die Aerzte und namentlich gegen die Oberin richtete. Man stellte die Forderung, daß letztere entlassen werde. Als das nicht geschah, veranstalteten die Knechte und Mägde am 28. Dez ohne Erlaubnis ein Meeting; das Direktorium machte nun der Polizei davon Mitteilung. Diese erschien mit Militär, löste die Versammlung auf und nahm eine Hausuntersuchung vor, wobei in einer Knechtswohnung ein bekannter Revolutionär entdeckt wurde, der sich dort verborgen hielt. Aber schon am folgenden Tage veranstaltete das Knechtspersonal wiederum ein Meeting. Als die Polizei erschien, weigerten sich die Leute auseinanderzugehen, und forderten die Freilassung des tags zuvor Verhafteten. Nun sprengte das Militär die Versammlung auseinander, wobei mehrere Personen verhaftet wurden.

Ergänzungen und Berichtigungen.

In der Schilderung der Ereigniſſe in Römershof-Lennewarden auf S. 145 im letzten Abſatz iſt Folgendes zurechtzuſtellen.

Wenn dort erzählt wird, daß die Herren gleich nach Riga abfahren wollten, ſich aber Baron Roſen fügen mußten, der noch einige Stunden verweilen wollte, ſo ſtimmt das inſofern nicht, als ſie damals überhaupt noch nicht in der Lage waren fortzufahren, weil ſie noch garnicht freigelaſſen waren. Die Freilaſſung der Gefangenen war es eben, über die mit den Aufſtändiſchen noch verhandelt werden mußte, und die von Baron Roſen „geſtifteten" 500 Rbl. bildeten in Wirklichkeit ein Löſegeld, mit welcher Summe die Menge nicht einmal recht zufrieden war, ſo daß alſo auch davon nicht gut die Rede ſein kann, Baron Roſen habe „die Herzen aller Bauern im Sturme genommen".